Programm

Offizielles Programm

für das Historisch-Bayerische

Volkstrachten-Fest

unter dem höchsten Protektorate Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen

Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern.

Oktoberfest 28., 29., 30. September 1895.

Die Volkstrachten.

Mehrere patriotische Männer versammelten sich Mitte Mai dieses Jahres zu dem gemeinsamen Zwecke, das diesjährige Oktoberfest durch Vorführung der älteren und neueren Trachten unseres Vaterlandes abwechslungsreicher zu gestalten. Hauptzweck aber sollte es sein, dem bayerischen Volke nahe zu legen, wie wichtig es sei, die angestammten Trachten beizubehalten und dem gänzlichen Verschwinden derselben Widerstand entgegen zu setzen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in den Zeiten, in welchen der Bauer noch stolz auf seine Tracht war, dem ganzen Stande ein größeres Selbstbewußtsein innegewohnt. Die in manchen Landstrichen eingebürgerte Gleichgiltigkeit gegen die angestammte Tracht, war eine Folge der schwierigen Verhältnisse, in welche der Bauernstand allmählig gerieth; so viel ist sicher, daß überall, wo sich die Volkstracht erhalten, eine mit ihren Verhältnissen zufriedene, meist auch wohlhabende Bevölkerung sich vorfindet.

Die Volkstracht ist instinctiv dem Volksgemüthe entsprossen, ebenso gut, wie der Baustyl des Hauses, sie geht einen ähnlichen Fortbildungsgang und sinkt mit der sinkenden Volkslebenskraft, setzt aber als Grundlage ihres Bestandes voraus die genossenschaftliche Gliederung der Stände, und diese Gliederung in bestimmter örtlicher Umgrenzung. Also erscheint uns die Volkstracht als ein Lebenszeichen der noch ungelockerten Sitte, ein Maßstab des guten Geschmackes und wird sie zur gemeinsamen Repräsentation und zum Wahrzeichen eines besonderen Standes. Der wahre Volksfreund bedauert deshalb aufrichtig die allmählig um sich greifende Vernachlässigung der Volkstracht. Die falsche Sucht der Standesüberhebung der jüngeren weiblichen Bevölkerung, der Fortschritt greifen um sich, nehmen ein Stück nach dem anderen hinweg und nur noch eine Spanne Zeit, dann ist auch der letzte Rest einer Volkstracht für immer verloren, wenn nicht noch rechtzeitig dem Verschwinden derselben ein Widerstand entgegengesetzt wird.



Mit dem Wechsel der Tracht ändern sich auch die althergebrachten Sitten der Bevölkerung und es geräth ein Volk nur zu leicht auf Abwege aller Art, sobald es unschöne, fremde Trachten sich zu eigen macht.

Glücklich das junge Eeschlecht, das die altehrwürdige Tracht seiner Väter wieder zur Geltung bringt und zugleich zurückkehrt zu der biederen genügsamen Sitte, wie sie die gute alte Zeit in Ehren hielt. Deßhalb ward es allenthalben freudig begrüßt, als verschiedene Volkstrachtenvereine im bayerischen Oberlande in's Leben gerufen wurden, deren Bestrebungen vom schönsten Erfolge gekrönt waren. Nunmehr soll aber für alle acht Kreise unseres Königreiches ein gleiches erstrebt werden. Als glücklicher Anfang gilt das historisch-bayerische Volkstrachtenfest, zu welchem sich die Träger aller bestehenden und früher üblichen Trachten, soweit sie noch aufzufinden waren, unter dem höchsten Protektorat Sr. K. Hoheit des Prinzen Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern und unter den Augen unseres Allergnädigsten Regenten, dem erhabenen Freunde der Volkstracht, in der Hauptstadt versammelt haben. Ueber zwölfhundert Teilnehmer haben sich hiezu eingefunden. Ihre Anwesenheit wird nicht nur eine Zierde und Bereicherung des Oktoberfestes, sondern auch dem Culturfreund, Historiker, dem Künstler, überhaupt jedermann ein freudiger Anblick sein, der ein Herz hat für das Volksthum. Alle jene aber, welche zum Gelingen dieses schönen Festes beigetragen, namentlich Ihre Excellenzen die k. Regierungspräsidenten von Oberfranken und Mittelfranken, die Herren Bezirksamtsvorstände, Pfarrer, Landtagsabgeordneten und Lehrer werden mit Genugthuung auf das Werk blicken, welches sie im Bewußtsein des hochpatriotischen Zweckes zu solch schönem Ziele führen halfen. Allen — allen geziemt der Dank des Vaterlandes, voran Sr. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig Ferdinand, Höchstwelcher unserem Werke durch die gnädigste Uebernahme des Protektorats die echte Weihe verliehen hat.

Protektor:

Seine Königliche Hoheit Prinz Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern.

Ehrenvorstand:
Dr. Sepp, k. Universitätsprofessor.

I. Vorstand:
Maximilian Schmidt, k. Hofrat und Hauptmann a. D.

II. Vorstand:
Josef Gerstner, Kaufmann.

III. Vorstand:
Franz Quanté, k. Forstmeister a. D.,
zugleich erster Schriftführer.

II. Schriftführer:
Josef Gerstmeier, Kaufmann.

I. Kassier:
Fz. X. Winhardt, Kaufmann, Hoflieferant.

II. Kassier:
Leopold Lerch, Prägeanstaltsb…

Beisitzer:
Max Poessl, Verleger und Redakteur. **Ludwig Stark, Dramaturg.**

Ehren-Ausschuß.

1. Oberbayern.

a) München.

Braun Louis, k. Professor und Schlachtenmaler, Ainmillerstr. 8/2
Castell-Castell Graf von, Obersthofmeister 2c. Residenzstr. 1/2
Conrad Dr. Georg, Schriftsteller, Steinsdorfstr. 7/3
Dürk Dr. Karl, Rechtsanwalt und Gem.-Bevollm., Kaulbachstr. 12/0
Engelhardt August, Oberlandesgerichtsrat, Briennerstr. 27/3
Feser Georg, k. Oberst, Theresienstr. 43/2
Flüggen Josef, k. Professor und Historienmaler, Sendlingerthorplatz 7/1
Freiberger J., Fabrikant, München, Dachauerstr. 26
Fürther Ernst, Rentier, Leopoldstr. 42/3
Geiger-Thuring August, Kunstmaler, Herrnstr. 28a/2
Geiger-Thuring, Frau, München, Herrnstr. 28a/2
Graf Dr. Hugo, Konservator, Louisenstr. 45/1
Grashey Otto, Tiermaler, Thorwaldsenstr. 5/0
Greif Martin, Schriftsteller, Heustr. 13/2
Haenle Friedr., Kommerzienrat Bavariaring 16/0
Hauberrisser Georg, k. Professor und Architekt, Schwanthalerstr. 40c/1
Heilmann Jakob, Architekt, Loristr. 3/1
Heldenberg Konstantin, Baumeister, Spitalstr. 5/0
Henle Wilhelm, k. Regierungsrat, Arcisstr. 52/2
Hirschberg Ferdinand, Kaufmann, Theatinerstr. 43/2
Kirchdörffer M. P., Bankier und Kommerzienrat, Kaufingerstr. 21/3
Kneiß Emil, Kunstmaler, Auenstr. 50/3
Koch Friedr., k. Forstrat, Himbselstr. 1/1
König Benedikt, Bildhauer und Professor, Werneckstr. 22/1
Kröber Adolf, Holzhändler und Magistratsrat, Uhlandstr. 1/0
Lambert-Stader August, Bildhauer, Schwanthalerstr. 12/1
Lautenschläger Karl, Hoftheatermasch.-Direktor, Maximilianstr. 10/3
Manuel Max, Kunstmaler, Schönfeldstr. 15/1
Marchner Julius, Verleger, Augustenstr. 82/1
Massenbach Frh. v., Bahnhof-Inspektor in München, Zentral-Bahnhof
Minniglich Hans, Prokurist, Müllerstr. 22/3
Paulus Adolf, wirkl. Rat, Arcisstr. 6/0
Perfall Karl Freiherr von, königl. Kämmerer und Generalintendant, Exzellenz, Direktor der Akademie der Tonkunst
Rauchenegger Benno, Geheimsekretär, Müllerstr. 24/4
Riegel Theodor J., Kunstmaler, Thalkirchnerstr. 10/2
Ringer Lorenz, k. Oberpostrat, St. Annastr. 7/4
Rödl Benno, Schriftsteller, Amalienstr. 41/3 r.
Savits Josça, k. Schauspielregisseur, Königinstr. 4/2
Schmädel Josef, Ritter von, Architekt 2c., Heßstr. 6/3
Schuh Georg, Verleger, Isarthorplatz 1/3
Schwab Louis, Kaufmann, Rosenthal 19
Sontheimer Max, Hofkunsthändler, Leopoldstr. 34/0
Spandow Eugen, Kunstmaler, Gabelsbergerstr. 19/1
Stark Ludwig, Dramaturg, Blüthenstr. 19/0
Teicher Friedrich, k. Hauptmann z. D., Göthestr. 26/2
Thieme Karl, Direktor der Rückversicherungs-Ges., Georgenstr. 7/0
Thoma Karl, Oberstlieutenant z. D., Giselastr. 16/3
Thomas Karl sen., Kommerzienrat, Marienplatz 1/2
Uhde Fritz von, k. Professor 2c., Karlstraße 35/1
Ulrich Dr. Valentin, k. Studienlehrer a. D., Kidlerstr. 15/2
Weisenfeld Max, Brauereibesitzer, Corneliusstr. 15/1
Beck Elise, Redakteurs- u. Schriftstellers-Gattin, Lindwurmstr. 112/3
Maier-Bergwald Anna, Schriftstellerin, Beichstr. 3
Schmidt Auguste, k. Hofrats-Gattin, Hildegardstr. 8
Wilferth Frida, k. Postmeisters-Gattin, Glockenbach 10/3

b) außerhalb München.

Böhm G., Besitzer des Wendelsteinhauses
Bühler, Hauptmann a. D., Reichenhall
Engl A., k. Bezirksamtmann, Weilheim
Gaggel, Bezirksamtmann, Schrobenhausen
Glaß Wilhelm von, Salineninspektor, Reichenhall
Gröschl, Pfarrer in Bergkirchen
Härlin Dr., Fabrikbesitzer Gauting
Hensler M. von, k. Oberamtsrichter, Trostberg
Huber Franz, Mühlbesitzer in Au b. Aibling.
Kottmiller L., Landrat, Murnau
Malsen, k. Bezirksamtmann und Kammerherr, Tölz
Moser P., Vorstand des Gebirgstrachten-Vereins, Murnau
Mulzer, k. Regierungsrat und Bezirksamtmann, Aichach
Beck, Baron von, k. Bezirks-Amts-Assessor, Schrobenhausen
Stadler A., Brauereibesitzer, Fridorfing
Stengel, Freiherr von, k. Kammerherr und Bez.-Assessor, Reichenha…
Streibl, k. Regierungsrat, Landsberg
Völk, k. Bezirks-Amtmann, Garmisch
Wendelstadt, Freiherr von, Gutsbesitzer, Neubeuern
Wendland, Baron von, Gutsbesitzer, Bernried
Weninger, k. Oberamtsrichter a. D., Miesbach
Westarp, Graf von, Partenkirchen
Weigenthaler, Bezirkstierarzt, Starnberg

2. Niederbayern.

Aichinger, Redakteur und Beichtvater, Straubing
Crusilla, Bezirksamtmann, Straubing
Datzl, Bürgermeister, Furth i. W.
Graf, k. Sekretär, Furth i. W.
Höß Dr. med., prakt. Arzt, Zwiesel
Marschall Otto, Bürgermeister, Landshut
Meixner J., Apotheker, Schönberg
Müller, k. Bezirksamtmann, Rottenburg i. N.-B.
Reimer, k. Premierlieutenant a. D., Furth i. W.
Saatberger, k. Pfarrer in Osterhofen
Schlicht, Benefiziat, Schriftsteller, München
Schreiner, Stadtpfarrer, Abensberg
Schrenk, Glasfabrik, Eisenstein
Utz, Gutsbesitzer, Furth i. W.
Wolf F., Stadtschreiber, Vilshofen

3. Rheinpfalz.

Alwens, k. Regierungsrat, Pirmasenz.
Exter, Bürgermeister, Neustadt a. Haardt.
Junker, Stadteinnehmer, Kaiserslautern.
Korn Amandus, Schriftsteller, Ludwigshafen
Mehlis Dr. C., Neustadt a. Haardt
Maucher, k. Kommerzienrat Neustadt a. Haardt

4. Oberpfalz.

Albert, k. Bezirks-Amtmann, Waldmünchen
Brandl, Kommerzien-Rat und Bürgermeister, Cham
Henner, Bezirks-Amtmann, Beilngries
Hopf, Förster, Rötz
Krauß Georg, Reallehrer, Weiden
Kunz, Lehrer, Burglengenfeld
Leistner, k. Bezirks-Amtmann, Vohenstrauß
Schauer, Lehrer, Rötz
Schnetzer, Spitalverwalter, Arnstein
Silberhorn S. J., Kaufmann, Waldmünchen
Trümmer, k. Bezirks-Amtmann, Burglengenfeld
Voith, Freiherr von Voithenberg, Gutsbesitzer in Voithenberg

5. Mittelfranken.

Zenetti, k. Regierungspräsident, Exzellenz, Ansbach
Schultes Dr. von, Bürgermeister von Schweinfurt
Dornbusch, Redakteur, Nürnberg
Fuchs, Lehrer, Lichtenhof
Lippert, k. Bezirks-Amtmann, Schweinfurt
Loose, k. Bezirks-Amtmann, Fürth
Wiesend, Bezirksamtmann, Gunzenhausen
Greiner, Bezirksamtmann, Dinkelsbühl
Link G., Bürgermeister, Schalkhausen

6. Oberfranken.

[illegible], Freiherr von, k. Regierungspräsident, Bayreuth, Exzellenz.
Blank J. N., Kaufmann und Gemeindebevollm., Bayreuth
[illegible], k. Bezirks-Amtmann, Kulmbach
[illegible]**n**, Vorstand des landw. Bez.-Vereins, Neunkirchen a. Brand
Klein, k. Bez.-Amtmann, Bamberg
Krockes, Oekonomie-Rat, Bayreuth
Michels, k. Bezirks-Amtmann, Forchheim
Müller, Freiherr, von, k. Bezirks-Amtmann, Kronach
Salb, k. Bezirks-Amtmann, Bayreuth
Schmidt Carl, Landtagsabgeordneter, Weißenstadt
Streidl, Oekonom und Vorstand des landw. Bez.-Vereins, Weißenohe.
Zapf, Stadtsekretär, Münchberg

7. Unterfranken.

Altmann H. B., Weingroßhändler, Marktbreit a. N.
Baumann L., Landtagsabgeordneter, Dettelbach
Borth Adam, Weinbergbesitzer, Kitzingen a. M.
Brenner Dr. O., k. Universitätsprofessor Würzburg
Burlein, Landtagsabgeordneter, Eßleben
Eyerich Josef, Weingutsbesitzer
Erdmann, Photograph, Würzburg
Fescher B. A., General-Agent, Würzburg
Gößmann, k. Bezirks-Amtmann, Mellrichstadt
Gradl, Bezirks-Amtsmann, Marktheidenfeld
Herold, Bezirks-Amtmann, Obernburg
Hottmann, Lehrer, Neuses a. Saale.
Pfeiffer Gustav, Weingutsbesitzer, Miltenberg a. M.
Steidle von, Dr., k. Hofrat und Bürgermeister, Würzburg
Stobäus, Bezirks-Amtmann, Uffenheim
Weidmann, Lehrer, Rupprechtshausen
Hümmer A., Bürgermeister, Geldersheim
Langlotz J. B., städt. Magistratsrat
Neidert Oskar, Würzburg
Ostberg Frz., Architekt, Würzburg
Rühl, Bezirksamtmann, Kitzingen

8. Schwaben.

Henkel Dr. Theodor, Fabrikbesitzer, Schüttendobel
Höß, Gutsbesitzer, Immenstadt
Landmann, Bürgermeister, Günzburg
Reichel, Kommerzienrat, Augsburg

Mitglieder des Haupt-Ausschusses.

Baeck Ludwig, Buchdruckereibesitzer, Klenzestr. 1/3
Beck Julius, Schriftsteller, Lindwurmstr. 112/3
Birkmeyer Fritz, Kunstmaler, Schwanthalerstr. 42b/2
Braun L., Professor und Schlachtenmaler, Georgenstr. 40a.
Burger Michael, Schneidermeister, Barerstr. 70/0
Dittmar Ed., Kanzellist
Feher, Oberst a. D.
Flüggen, k. Professor
Franz Anton, Buchbindermeister, Reichenbachstr. 14
Geiger-Thuring Aug., Kunstmaler, Herrnstr. 20a/2
Gipser, Kaufmann, Fraunhoferstr. 32/0
Hefter Theodor, Maschinist, Kaufingerstr. 9, Schüsselbazar
Henle, Regierungsrat im Justizministerium
Hesse Leopold, städt. Amtsschreiber, Schraudolffstr. 10/0
Kneiß Emanuel, Kunstmaler, Auenstr. 50/3
König, k. Professor der Akademie
Kunstwardl Franz, Baumeister, Bergmannstr. 24
Lößl Vincenz, k. Reallehrer, Müllerstr. 32 a Entresol
Manuel Max, Kunstmaler, Schönfeldstr. 15/1
Neumüller Ludwig, Impressario, Neuhauserstr. 9/4
Poeßl Max, Verleger und Redakteur, Goethestr. 3/1
Reichold Carl, Imitationsgeschäft, Reichenbachstr. 20b/4
Reichold Hugo, Dekorateur, Reichenbachstr. 15/3
Rödl Benno, Schriftsteller, Amalienstr. 14/3
Sana, Photograph. Atelier „Frankonia", Gärtnerplatz
Schäfer Ludwig, Buchhalter, Göthestr. 11
Scheiber, Verleger, Reichenbachstr. 19/I.
Schmädel Josef, Ritter von, Architekt, Heßstr. 6/3
Schmitz Arthur, Photograph, Augustenstr. 75
Schnegraf Max, k. Polizeioffiziant, Ohlmüllerstr. 14/1
Spandow Eugen, Kunstmaler, Gabelsbergerstr. 19/1
Stader Lambert, Kunstbildhauer, Zweigstr. 9/0
Stark Ludwig, Dramaturg, Blütenstr. 19/0
Teicher, Hauptmann, Göthestr. 26/2
Ulrich, k. Gymnasial-Professor
Uselmann Carl, Schriftsteller, Sternstr. 39/2
Wilferth Ferdinand, k. Postmeister, Glockenbach 10/3

Wohnungs- und Verpflegungs-Ausschuß.

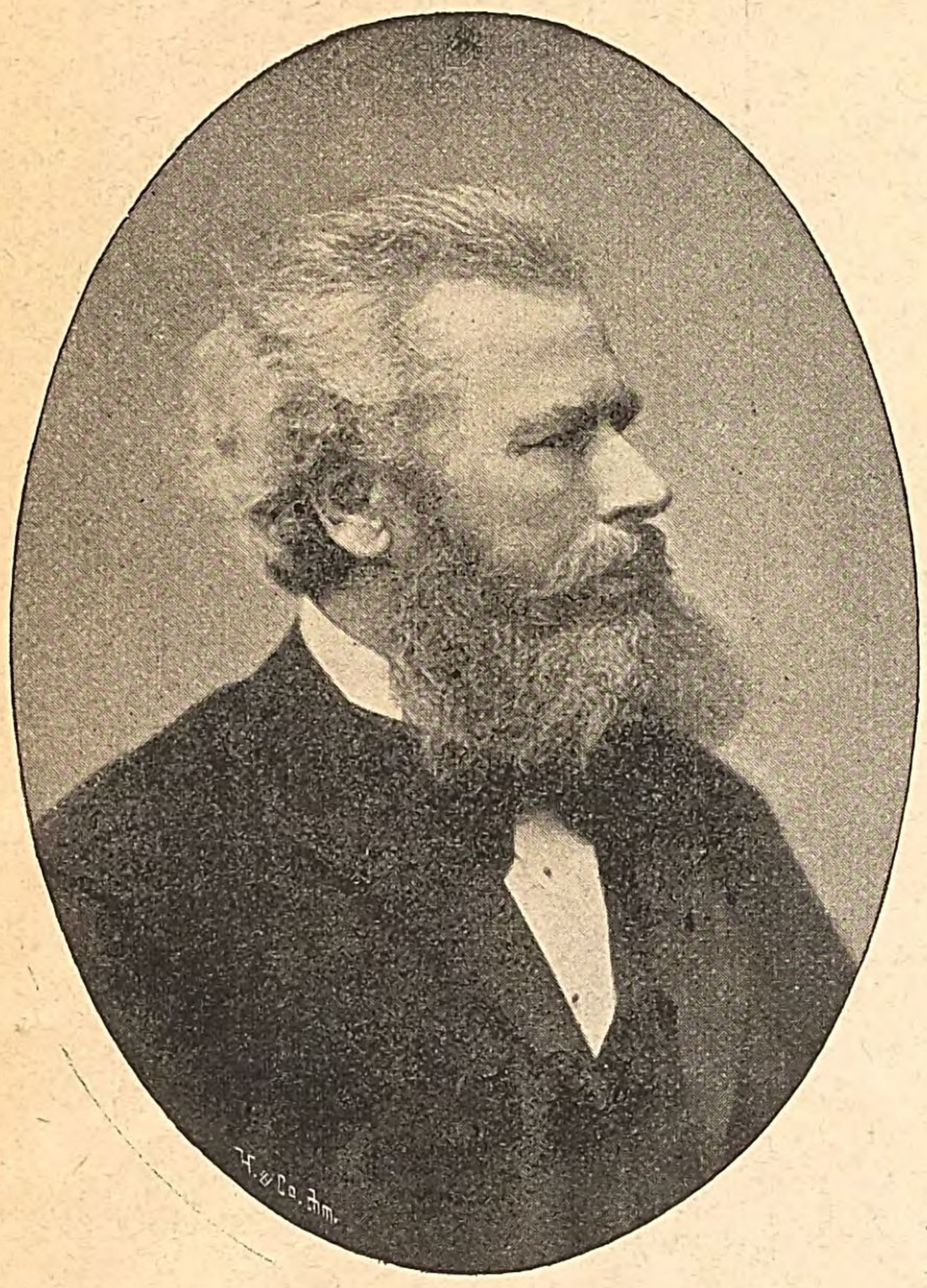
Gerstner Josef, Kaufmann, Vorsitzender,
Burger Michael, Vorstand des Oberpfälzervereins
Gerstmeier Josef, Kaufmann
Hesse Leopold, städt. Amtsschreiber
Lerch Leopold, Prägeanstaltsbesitzer
Poeßl Max, Verleger und Redakteur
Reichold Karl, Imitationsgeschäft
Reichold Hugo, Dekorateur
Sana, Photograph. Atelier Franconia
Schäfer Ludwig, Buchhalter
Schmitz Arthur, Photograph
Winhardt Franz Xaver, Kaufmann

Festzugs-Comité.

Schäfer Ludwig, Buchhalter, Vorsitzender.
Zugsleiter: Otto Elser
Oberbayern: Höfter und Kunstwadl
Niederbayern: Leopold Lerch
Oberpfalz: Mich. Burger
Pfalz: Josef Kahl
Oberfranken: Anton Franz
Mittelfranken: Wilh. Gipser
Unterfranken: Geiger-Thuring und C. Uselmann
Schwaben: J. Gerstmeier

Damen-Comité.

Frau Hofrat **Auguste Schmidt**
Frau Postmeister **Wilferth**
Frau **Beck**, Schriftstellerin
Frau **Geiger-Thuring**, Kunstmalersgattin
Fräulein **Mayer-Bergwald**, Schriftstellerin

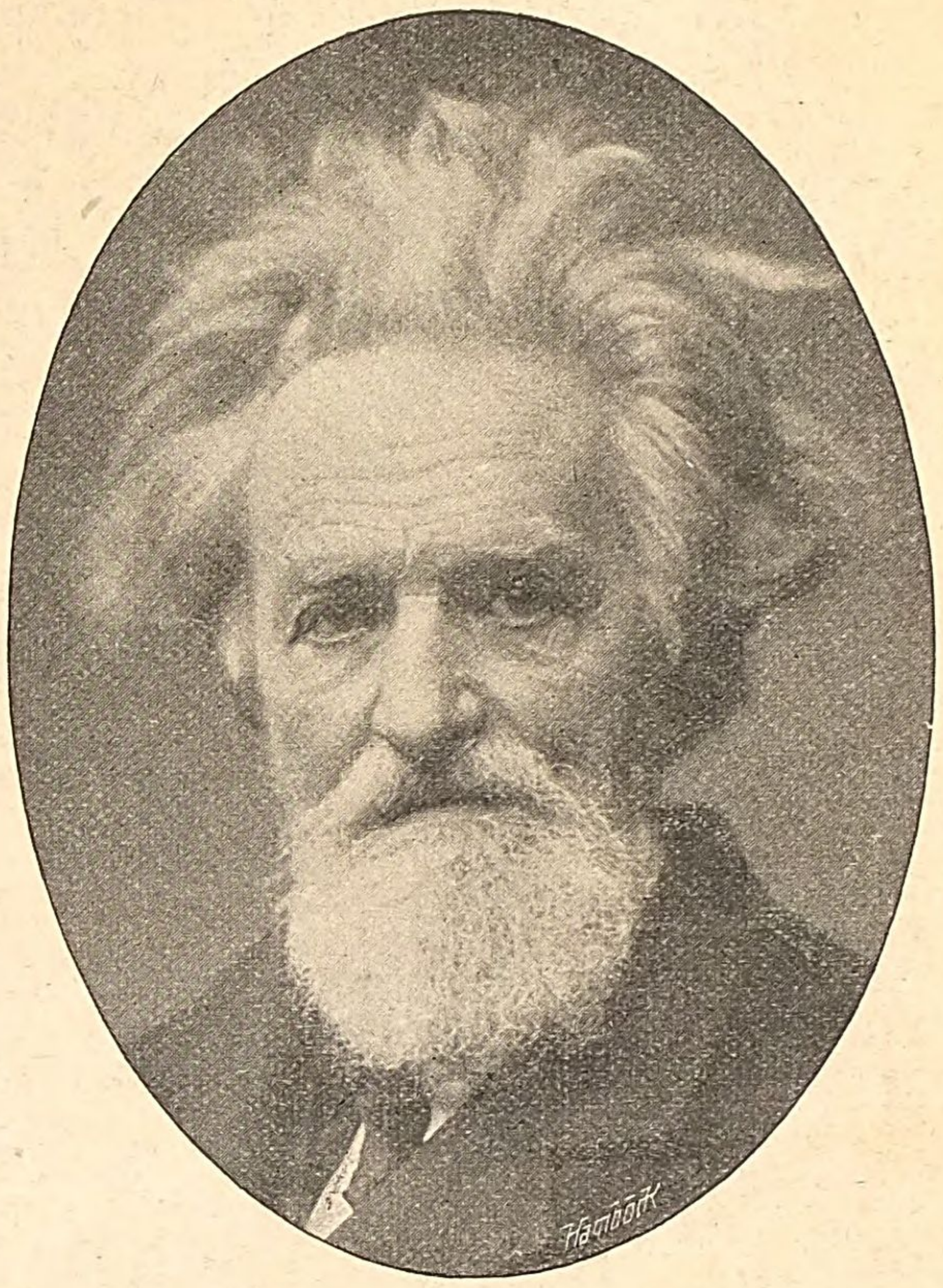


Hofrat Maximilian Schmidt, I. Vorstand.



Se. Königl. Hoheit Prinz Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern.

Höchster Protektor des Historisch-Bayerischen Volkstrachtenfestes.



Universitäts-Professor Dr. Sepp, Ehrenpräsident.

Fest-Programm.

Samstag, den 28. September abends 8 Uhr:

Begrüßungs-Abend.

1. Begrüßungsrede.
2. Huldigungs-Tableau der 1200 Trachtengäste.
3. Festrede.
4. Festspiel: „Unter Bayerns Panier“.
5. Darstellung der Sitten, Bräuche, Volksgesänge und Volkstänze aus den 8 Kreisen Bayerns aus früherer und neuerer Zeit. Es werden unter andern aufgeführt:

Der Bandeltanz,
von der Gruppe Kirchanschöring bei Laufen.

Der Hammeltanz,
alter unterfränkischer Tanz.

Die 7 Sprüng,
von der Gruppe Fladungen.

Der Berchtentanz,
im Hochgebirge und Salzburgischen. Nur noch in Zell am See üblich.

Der Betzentanz,
altwendischer Tanz der Gruppe Neunhof (Mittelfranken).

Dreher und Schleifer mit Gesang,
von einer Gruppe aus dem Altmühlgrunde und Hahnenkamm.

Entstehung des Schuhplattlers,
von einer Gruppe aus dem Werdenfelser Landl.

Der Schuhplattler,
von mehreren Gruppen aus dem Oberlande.

Ferner verschiedene volkstümliche Tänze mit ihrer eigenartigen Musik.

Zwischen den Tänzen:

Dialekt-Vorträge.

Vollständige Kapelle des k. Inf.-Leib-Regiments, Musik der Laufener Schiffergarde u. s. w.

Sonntag, den 29. September um 11 Uhr:

Festzug der Bavaria.

Maximilianstraße, Dienerstraße, Marienplatz, Kaufinger-, Neuhauser-, Sonnen-, Lindwurm-, Mozartstraße zur Theresienwiese.

Abends 8 Uhr:

Volkstrachtenfest

und Montag, den 30. September abends 8 Uhr:

Abschieds-Feier

im Münchner Kindl-Keller.



Oberbayerische Trachten früherer Zeit:
Dachauerin, Tölzer und Münchnerin.

Der Berchtentanz.

Ein uralter, bei uns in Bayern abgesch[...]fter Brauch, sogar polizeilich abgeschafft wegen groben Unfugs ist der Berchtentanz, der heut zu Tage einzig und allein sich noch in Zell am See erhalten hat, während er früher im bayer. Oberland, hauptsächlich im Berchtesgadener Land stark im Schwunge war und ursprünglich sogar nicht nur in der Carnevalszeit, sondern an jedem Polterabend stattfand.

Schöne, kräftige, junge Burschen führen, wunderlich herausgeputzt, den Tanz auf. Sie führen einen Geiger oder einen Klarinettisten, womöglich alle beide, mit sich. Ist den Lärmenden die Haus- und Stubenthüre aufgethan, sind die häßlichen Weiber voraus (welche „Berchten" heute schon vielfach fehlen), so springt der erste Bursche oder Berchtenläufer lautlos in die Stube. Man hört seinen Tritt oder Sprung nicht, es ist erstaunlich, wie gut die Tänzer geschult sind. Nach einigen Sprüngen macht er sich hörbar, — er tritt, er stampft plötzlich im Viervierteltakt, er „drestert" oder „schuhplattelt", daß in seinem Stampfen und Treten ein Rythmus hörbar wird. Ihm folgt in ähnlicher Weise eine und die andere Gestalt, sie bilden endlich einen hüpfenden, hochhüpfenden und tiefkauernden, bald engen, bald weiten und allerlei Tanzfiguren ausführenden Tanz. Endlich stößt der Führer einen Schrei, einen kurzen „Juchzer" aus, die Musik, welche vorerst geschwiegen, ertönt, die Melodie paßt zu dem Reigen und zu den Fußtakten, und so, bald durch Luftsprünge bis an die Decke, bald durch Hocken, Knieen, Schauckeln auf dem Boden abwechselnd gemacht, endet der Tanz



Alte Murnauer Tracht (Oberbayern).



Alte Tracht der Schlierseer Mädchen.
(Oberbayern.)

Alte Tracht der Schlierseer Mädchen.

„Des Schliersthals schönster Schmuck waren stets seine Mädchen und Weiber — derb und rasch, schön und wohlgebaut: der Gesundheit Fülle färbt ihre Wangen mit hoher Röthe; sie ist es, die ihren vollen Busen schwellt und alle Glieder schön und kräftig rundet. Aus den blonden Locken schaut das runde Gesicht hervor, offen und mild, und aus den blauen Augen spricht eine ruhig heitere Seele." „Bayer. Volkstrachten von J. L. C. Rheinwald, 1804."



Berchtentänzer.

Die Schiffergemeinde zu Laufen.

Uralte Privilegien und uralte Gebräuche knüpfen sich an die Geschichte des altehrwürdigen oberbayerischen Städtchens Laufen an der Salzach und diese Geschichte ist reich an bedeutsamen Zeitabschnitten und Ereignissen. Treu behüten und pflegen die Laufener mit dem ausgeprägt konservativen Sinne der Altbayern ihre Traditionen, unter denen die noch heute bestehende Schiffermiliz eine bedeutende Rolle spielt. Die Entstehung dieser Miliz führt auf ein Privilegium bayerischer Fürsten zurück. Die Miliz hat eine ähnliche Organisation wie die Jachenauer, Lenggrieser und Wackersberger Gebirgsschützen, ähnlich auch in manchen Dingen den Miesbacher Bergleuten.

Ganz abweichend und eigenartig aber von Genannten ist die Uniformirung und Bewaffnung von jeher gewesen, und das Hauptstück der Uniform, der scharlachrothe Rock, hat sich heute noch erhalten.

Als Wahrzeichen besaßen sie ein zierlich gearbeitetes, kleines Schiff von der Form der „Hollaschen" aus dem Jahre 1555, das ehedem im Posthause aufgehangen war, nach dem großen Festzuge im Jahre 1835 aber in München zurückblieb, wohin es die Schiffer als Theilnehmer am Zuge gebracht hatten.

Die Schiffermiliz trug bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre rothen „Pfaiden" (ein rother Tuchrock mit weißen Knöpfen) als Uniform, umgürtete sich mit dem Säbel und führte Muskete und Patrontasche. Vom Jahre 1804 ab besteht ihre Uniformirung in weißen Pantalons, rothen Matrosenjacken mit schwarzen Aufschlägen, einem korsischen Hut mit Messingreif und Anker und einem hängenden, dunkelgrün und rothen Busch. Die heutige Ausrüstung besteht aus grellfarbenem rothem Rock, weißem Beinkleide und als Kopfbedeckung ein wallender Federbusch. Die heutige Schiffergemeinde hat ihren Sitz eigentlich in dem einst bayerischen, jetzt zu Oesterreich gehörigen Grenzorte O b e r n d o r f.



Die Schiffergemeinde zu Laufen-Oberndorf.
(Oberbayern.)



Jachenauer Bauern (Tracht früherer Zeit).
(Oberbayern.)

Verzeichnis der Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Historisch-Bayerischen Volkstrachten-Festzuge.

Oberbayern.

Gruppe Tittmoning:

Johann Jäger in Pirach
Johann Aicher
Johann Stalleicher in Palling
J. Jäger in Pirach als Gruppenführer
Barbara Jäger in Pirach
Anna Aicher in Spannbruck
Maria Stalleicher in Palling.

Gruppe Gerolsbach:

Ignaz Brandstetter in Siebeneich
Michael Maurer in Dürrnthal
Erasmus Neumair in Eisenhut als Gruppenführer
Crescenz Brandstetter in Siebeneich
Walburga Maurer in Dürrnthal
Franziska Neumair in Eisenhut.

Gruppe Langenmoosen:

Anton Karmann, Bürgermeister
Sebastian Kahn
Anton Karmann als Gruppenführer
Franziska Stöckel
Josepha Wenger.

Gruppe Neufahren bei Wolfratsh.

Michael Andre
Johann Huber
Martin Kastenmüller in Egling.
Jakob Mayer als Gruppenführer
Marie Mayer
Walburga Andre
Walburga Huber in Ergertshausen
Maria Glasl in Egling.

Gruppe Jachenau:

Kaspar Danner, Petererbauer
Kaspar Orterer, Bürgermeistersohn
Johann Oswald, Seppenbauernsohn
Alois Oswald, Erbhoferbauersohn
Joseph Rauchenberger, Laichbauersohn
Kaspar Orterer, Bürgermeister als Gruppenführer
Maria Orterer
Maria Danner
Maria Orterer
Johanna Oswald
Barbara Oswald
Anna Rauchenberger.

Gruppe Dachau:

Johann Brunner
Ignaz Müller
Johann Westenrieder
Seb. Westermaier
Karl Liebl
Martin Probst
Sebastian Fischhaber
Michael Englmann
Simon Heitmaier als Gruppenführer.
Maria Nottensteiner
Anna Brunner
Maria Reischl
Theres Haas
Rosina Krenschrabl
Theres Lochner
Anna Baumgartner
Marianna Schwarz.

Gruppe Aichach:

Michael Christl in Taxberg
Friedrich Gamperl als Gruppenführer
Franziska Gamperl in Taxberg
Maria Christl in Taxberg

Gruppe Lenggries:

Nikolaus Kohlhauf
Innozenz Guggenbichler
Johann Kraus
Benedikt Friedl
Anna Dichtl
Anna Müller
Elisabeth Heyfelder
Anna Heyfelder.

Gruppe Lenggries Fortsetzung:

Georg Schalch
Gebirgsschützencompagnie Lenggries 36 Mann mit 8 Mann Musik, Führer Franz Tirschberger
Georg Willibald als Truppenführer
Baumgartner
Baumgartner.

Gruppe Kirchanschöring:

Franz Heidelsperger
Johann Krojer
Alois Hofmeister
Joseph Kraller
Vinzenz Heidelsperger
Karl Reindl
Peter Pürtinger
Gallus Danzl
Josef Otter
Johann Otter
Engelbert Otter
Sebastian Otter
Mathias Danzl
Mathäus Stockhammer
Ferdinand Stoiminger
Paul Aicher
Stephan Pallauf
Johann Kimpflinger
Christian Doser
Johann Heim
Nikolaus Neunteufel als Gruppenführer.

Gruppe Gaißach:

Melchior Heigl sen.
Melchior Heigl jun.
Josef Oswald
Michael Floßmann
Eine Abtheilung der Gebirgsschützencompagnie Gaißach mit Trommler und Pfeiffer in der Stärke von 15 Mann
Thomas Kell als Führer der Schützen und Gruppenführer
Anna Heigl
Anna Heigl
Anna Oswald
Maria Floßmann.

Gruppe Laufen—Oberndorf (Schiffer-Garde):

Emanuel Foschum
Ignaz Felber
Alois Kukascha
Josef Prida
Josef Hertl
Josef Reichl
Karl Billhard
Mathias Berger
Jakob Zauner
Rupert Aellerer
Johann Brunner
Johann Hagenmüller
Philipp Schaffner
Leopold Pollhammer
Josef Wochinger
Ferd. Pfaffenberger
Georg Schaffler
Adolf Meisinger
Joh. Hinterberger
Josef Standl
Leopold Berger
Leonhard Schaffler
Kaspar Standl
Johann Standl
Sebastian Standl
Franz Götzinger
Thomas Meier
Franz Moshammer
Sebastian Edelmann
Franz Schieß
Wolfgang Ensmann
Martin Edelmann
Franz Pfaffenberger
Rudolf Schaffler
Mathias Standl
Anton Seeleitner
Johann Salzlechner sen.
Johann Salzlechner jun.
Georg Gugg
Franz Gundringer
Rupert Nehrl
Carl Hitzl
Johann Schaffler
Georg Tischeng
Franz Maier
Johann Scharinger
Johann Zieglebner
Johann Feinzbauer
Josef Standl
Michael Maier
Anton Berger
Eduard Maier
Josef Trätzl
Schwertfellner
Paul Standl
Mittermaier
Josef Schieß
Josef Biegny
Leonhard Zeller
Kaspar Spatzenegger
Josef Mühlthaler
Obermaier
Nehrl
Ziegler
Dirschl
Hufnagl
Friedl
Arnsdorfer
Gstöttner
Scharber
Albert Kollmann in Oberndorf als Gruppenführer.

Gruppe Garmisch (Werdenfelser Landl):

Teilnehmer: 45 Männer, Theilnehmerinnen: 15 Frauen, mit eigner Musik, Zitherspieler, Sänger u. Sängerinnen
Max Bechert in Partenkirchen als Gruppenführer.

Gruppe Trostberg:

Josef Römersberger in Obing
Philipp Manzinger in Obing
Sebastian Auer in Frabertsham
Sebastian Hochholzner
Nikolaus Marx in Altersham
Josef Kröll in Oberbrunn.
Maria Jobst in Obing
Anna Krüg in Reit
Cäcilia Höchl
Karolina Schauer in Oberbrunn
Christine Hofer in Oberbrunn.

Gruppe Murnau:

Nicomedes Ferchl
Xaver Huber jun.
Heinrich Rambold
P. Moser als Gruppenführer.
Maria Simet
Käthi Aupperle
Elise Oettl.

Gruppe Holzhausen—Ambach:

Michael Bolzmacher in Reichenkam
Simon Mayer
Alexander Weber, Lehrer, a. Gruppenführer.
Elisabeth Bolzmacher in Reichenkam
Anastasia Mayer.

Niederbayern.

Gruppe Kelheim:

Josef Habermeier
Sebastian Brandl
Georg Luckleder
Andreas Wieser als Gruppenführer
Mathilde Wieser
Babette Kopp
Philomena Schürer
Theresia Seidenbusch
Maria Habermeier
Anna Bengler
Franziska Plank
Sabina Lehrer
Magdalena Brantl
Anna Kerb.

Gruppe Grafenau (Waldlertracht):

Paul Schweikl
Alois Reichenberger
Johann Trauner in Platten.
P. Meisener, Apotheker in Schönberg als Gruppenführer.
Frau Schweikl
Frau Reichenberger
Frau Trauner i. Platten.

Gruppe Dingolfing (Isarmoos):

Lehrer Käftl in Moostheming
Martin Schmeißer „
Michael Lex in Ottering
Sebastian Maushammer in Habich
Johann Zurl in Thürnthenning
Jos. Wintersberger
Konrad Sixt in Dingolfing als Gruppenführer.
Maria Grätzer in Ottering
Theres Zeiler „ „
Anna Dobmeier in Moostheming
Maria Käftl „ „
Maria Ruhstorfer „ „
Joh. Wintersberger in Türnthenning
Maria Mittermeier „ „
Theres Bernauer in Forst
Fanny Fichtner in Dingolfing
Sina Schweiberger „ „

Gruppe Hollerdau:

Simon Eichstätter
Josef Bergmeier
Josef Goldbrunner
Andreas Neumaier
Peter Goldbrunner
Lorenz Wittman, Bürgermeister als Gruppenführer
Barbara Wittmann
Magdalena Eichstetter
Maria Bergmaier
Magdalena Goldbrunner
Anna Neumaier
Maria Goldbrunner.

Gruppe Abensberg:
gestellt von Pfarrer Schreiner in Abensberg

Josef Stark in Pullach
Josef Kneitinger „
Franz Zott in Arnshofen
Georg Gewald „ „
Josef Bogenberger in Pullach
Creszens Kneitinger „ „
Barbara Zott in Arnhofen
Katharina Feichtner in Pullach
Franziska Käufel in Biburg
Theresia Fischer in Aitstürnbuch
Josef Thaller in Pullach
Josef Eisenhofer in Pullach
Kaspar Listle in Pullach
Mathias Eichstadter in Annkofen
Ignaz Hagn, Gruppenführer.
Maria Fritz in Abensberg.

Gruppe Wurmsham:

Xaver Buchner
Anton Buchner
Josef Aumeier
Johann Lanzinger
Georg Maier
Johann Huber
Georg Scheidhammer
Johann Scheidhammer
Franz Oswald
Martin Eder
Thomas Stere

Gruppe Wurmsham: Fortsetzung.

Wolfgang Enghuber
Lorenz Mittermaier
Barthl. Hingerl
Nikolaus Ecker
Georg Seidl
Joseph Winkler
Martin Hausberg
Josef Boxhammer
Simon Hoferer
Barthl. Asanger
Ignaz Eberl
Johann Meierthaler
Theodor Lichtmaier
Georg Gruber
Matthäus Spagl als Gruppenführer
Maria Eberl
Helene Spagl
Elis Buchner
Juliana Rottenburger
Elisabeth Lohmaier.

Gruppe Bonbruck:

Thomas Königbauer in Michlbach
Markus Meierholzer in Gassau
Dionys Obergaulinger in Buch
Georg Anzinger in Furth als Gruppenführer
Anna Haindl in Bonbruck
Theres Linderer in Bonbruck
Anna Obergaulinger in Buch
Elisabeth Huber in Langquart.

Gruppe Eberspoint:

Teobald Limbrunner
Sebast. Bichler
Martin Eder
Lorenz Abholzer
Franz Scheidhamer
Georg Scheidhamer
Johann Häringer
Anton Attenberger in Naflberg als Gruppenführer
Maria Linbrunner
Maria Attenberger
Babette Häringer
Theres Bichler
Maria Abholzer
Anna Irl.

Gruppe Eichendorf:

Wally Bruckner
Theres Steinbeck.

Gruppe Feldkirchen:

Maria Drexler
Maria Ried.

Gruppe Offenberg:

Michael Brunner
Joh. Lein
Josef Redersbeck
Franz Fraunnelsberger als Gruppenführer
Hedwig Fraunnelsberger

Gruppe Stephansposching:

Michael Zierer
Xaver Rampf
Albert Ramsauer als Gruppenführer
Katharina Busl
Anna Schiegl
Karolina Wolf
Elisabeth Karl
Anna Klendauer
Karolina Müller
Theres Zierer
Rosina Zierer.

Gruppe Natternberg:

Theres Sigl
Wally Weinzierl
Maria Dachauer als Gruppenführerin.

Gruppe Neßlbach:

Franziska Nothaft
Rosina Haider
Theres Mühlbauer als Gruppenführerin.

Gruppe Graflinger-Winkl:

Johann Künzkofer
Mathä Reißner
Lorenz Einberger
Andreas Scheßl in Prechhausen
Xaver Meier als Gruppenführer
Katharina Meier in Auzting
Creszens Künzkofer von Grafling
Maria Gruber " "
Anna Raith " "
Anna Wellano " "
Maria Schlegel " "
Elisabeth Weber " "

Gruppe Vilshofen:

Fritz Götz
Josef Mitterswallner
Georg Kroiß
Josef Waiß
Josef Hipfl
Joh. Griebl als Gruppenführer
Friedr. Wolf als Gruppenführer
Anna Götz
Albine Haas
Cäziliä Visino
Maria Hofbeck
Theres Stegmaier
Theres Zimmermann
Anna Kollbauer
Anna Hollborfer
Katharina Zacher
Anna Schneider
Katharina Limbrunner
Maria Pichsler.

Gruppe Waldkirchen:

Ludwig Zimmermann
Maria Maier.

Gruppe Alburg:

Katharina Ludsteck in Straubing.
Rosa Hagenauer " "

Pfalz.

Gruppe Steinfeld:

Franz Dillmann
Paul Josef Kapsmeyer
Martin Vogel als Gruppenführer
Elisabetha Eichenlaub
Maria Laub
Maria Stock

Gruppe Neuburg a/Rh. I:

Valentin Vollmar
David Pfirmann
David Hessert
Georg Vollmar jun.
Georg Vollmar sen.
Philipp Schmitt als Gruppenführer
Frau Vollmar
" Pfirmann
" Weisenburger
Barbara Zoller
Katharina Pfirmann
Albertine Schmitt
Elisabeth Zoller
Barbara Ertl.

Gruppe Neuburg a/Rh. II:

Georg Hessert
Karl Ertel
Heinrich Hessert
Josef Ertel
Georg Zoller
Georg Zoller
Philipp Schmitt, Lehrer, als Gruppenführer
Magdalena Vollmar
Barbara Pfirmann
Barbara Ertel
Louise Wiesinger
Anna Maria Ertel
Anna Maria Weisenburger
Anna Maria Pfirma.

Gruppe Rumbach (Wasgaugruppe):

Jakob Gortler
Jakob Schneider

Gruppe Rumbach: Fortsetzung.

Friedrich Kindelberger als Gruppenführer.
Anna Stoffel
Magdalena Görtler
Magdalena Göttmann
Anna Göttmann.

Oberpfalz.

Gruppe Beilngries:

Max Lochner in Dietfurt
Erhart Thumann in Beilngries
Andreas Hofer in Beilngries
Josef Zucker in Beilngries
Anton Flemmerer in Paulushofen
Sillner Max i. Beilngries a. Gruppenführer
Anna Lochner in Dietfurt
Anna Sitzmann in Dietfurt
Elisabetha Thumann in Beilngries
Maria Hofmann in Beilngries
Elisabetha Stiegler in Beilngries
Anna Flemmerer in Paulishofen.

Gruppe Rötz:

Johann Sturm
Alois Sieß
Max Lehmer
Leonhardt Häusler
Georg Kraus, Bürgermeister als Gruppenführer
Babette Heilingbrunner
Theres Dobmaier
Anna Notheraß
Maria Bauer.

Gruppe Cham:

Ludwig Stükl
Georg Stükl
Michael Reit
Valentin Neft
Johann Amann
Josef Schmidt
Josef Troppmann
Josef Wittl
Max Momm als Gruppenführer
Anna Kerschbaum
Maria Vogl
Anna Irrgang
Theres Daininger
Anna Lehneis
Theres Schall
Fany Schubauer
Creszenz Berg
Rosa Brauersperger.

Gruppe Burglengenfeld:

Konrad Ludstock
Peter Schmid
Michael Seidl
Johann Zimmermann
Michael Graf
Ignatz Weidinger
Wilhelm Ulrich als Gruppenführer
Maria Wagner
Fanny Burnickl
Johann Reithner
Johann Reithner
Anna Ebenhöck
Babette Fenchel
Anna Schmidbauer

Gruppe Sulzbach:

Johann Wolf
Paul Frieser
Kunigunde Wolf
Frau Frieser.

Gruppe Nabburg:

3 männliche Personen
6 weibliche Personen.

Oberfranken.

Gruppe Hausen:

Georg Schmitt
Johann Georg Heilmann, Bürgermeister als Gruppenführer
Barbara Müller
Anna Katharina Heilmann
Anna Heilmann.

Gruppe Jorchheim (Landbezirk):

Heinrich Hofmann in Kersbach
Johann Hofmann in Effeltrich
Georg Kotz in Effeltrich
Georg Nögel in Effeltrich
Johann Georg Heilmann, Bürgermeister in Hausen als Gruppenführer.
Mary Hofmann in Kersbach
Mary Hofmann in Effeltrich
Marie Hofmann in Effeltrich
Kunig. Hofmann in Effeltrich.

Gruppe Bamberg:

Lorenz Ruppert in Zeegendorf
Konrad Rauh in Zeegendorf
Karl Baumgart in Buttenheim
Heinrich Dauer in Bojendorf
Gottfried Wagner in Mährenhüll
Franz Thalheimer in Breitengüßbach
Gottfried Appel in Zeegendorf als Gruppenführer
Josephine Appel in Zeegendorf
Kunigunde Ruppert in Zeegendorf
Frau Baumgart in Buttenheim
Margaretha Lauer in Mährenhüll
Babette Thalheimer in Breitengüßbach.

Gruppe Lauenstein:

Ludwig Wagner als Gruppenführer
Katharine Kaiser.

Gruppe Hummelgau:

Johann Pfaffenberger in Creez
Joh. Friedr. Ruckriegel in Pittersdorf
Johann Hänfling in Pittersdorf
Johann Schiller in Pittersdorf
Konrad Opel in Gesees
Joh. Georg Böhner in Gesees
Johann Meyer in Pittersdorf
J. N. Blank in Beyreuth, als Gruppenführer
Fräulein Ruckriegel in Pittersdorf
Fräulein Hänfling in Pittersdorf
Fräulein Schiller in Pittersdorf
Katharina Opel in Gesees
Fräulein Böhner in Gesees
Katharina Meyer in Pittersdorf.

Gruppe Thurnauer Land:

Georg Büchner in Pörbitsch, als Gruppenführer
Johanna Büchner in Pörbitsch.

Gruppe Bamberg (Untere Gärtnerei):

Sebastian Rost
Leonhard Wolf, als Gruppenführer.
Margaretha Rost.

Gruppe Bamberg (Häcker):

Baptist Herrmann
Wilhelm Fuchs als Gruppenführer.
Anna Eichfelder.

Mittelfranken.

Gruppe Dinkelsbühl (Hesselberger Gegend):

Friedrich Zollhöfer, Gütlersohn
Karl Beck, Bierbrauersohn
Michael Vollmer, Oekonom in Gerolfingen als Gruppenführer
Wilhelmina Vollmer
Maria Zollhöfer
Babetta Beck.

Gruppe Schalkhausen:

Michael Unfried
Michael Schürlein
Michael Scheiderer
Georg Lindner
Hans Lindner
Hans Eschenbacher als Gruppenführer.
Katharina Link
Katharina Stamminger
Lina Herrmann
Eva Arold
Kätha Link
Marg. Pebel.

Gruppe Uffenheim:

Christoph Scherer in Geckenheim
Michael Ott in Geckenheim



Frühere Tracht der Bäuerinnen von Rothenbuch (Oberbayern).



Frühere Tracht der Werdenfelser Mädchen (Oberbayern).

Reich an Trachten

ist heute noch der Kreis Unterfranken, wie ja auch das Gruppenverzeichnis die größte Zahl Teilnehmer am Volkstrachtenfeste aufweist. Unter denselben dürften die Trachtengruppen von Mellrichstadt (Winzererzug), Michelbach (Alte Freigerichtertracht), Windheim, Poppenhausen, Gochsheim, Grettstadt, Hohestadt, Poppenroth, Ober- und Unterelsbach, Neustadt a. S. (Brendthalertracht), Sennfeld, sowie Haßloch-Rohrbrunn und Saal a. d. S. (mit der Marienbildjungfrau), wobei bald die weiblichen, bald die männlichen Kostüme hervorstechende, besonders schöne Eigenarten zeigen, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ueber die letzte Gruppe wird folgende Bemerkung von besonderem Interesse sein. Nur Jungfrauen dürfen den Marienthaler an silberner Kette um den Hals tragen und jene vier „Mariabildsmadle", die bei der Fronleichnamsprozession das Bild der Muttergottes tragen, dürfen das ganze Jahr über ein kleines Kränzchen von künstlichen Blumen auf die rechte Seite des Haubenköpfchens stecken. Die zierlichsten „Mariabildsmadle" hatte das Saalthal. Die Tracht bestand in einem roten, kegelförmigen Bandhäubchen, am Kopfrande mit gelber, ausgezackter Einfassung, dem breit um den Hals geschlungenen, hinten geknüpften, buntseidenen Halstuch, unter dem die breite Spitzenkrause über Achsel und Brust hervorguckte. Der Marienthaler an silberner oder goldener Kette hängt über dem Mützchen von braunem Wollzeug mit langen Schoßen und rothen Passe-poil versehen und über der Brust mit roten Bändern so geschmückt, daß zwischendurch das Leibchen heraussah.

Vom schwäbischen Kreis.

Die schwäbische Landbevölkerung verhält sich seinen alten historischen Trachten gegenüber größtenteils konservativ. Sie sind meistens recht kleidsam, besonders die weiblichen Kostüme und weisen bemerkbare Eigentümlichkeiten auf. Die im Volkstrachtenfeste vertretenen Gruppen sind hervorragend originell und darunter ist gewissermassen eine der interessantesten die Gruppe aus dem Balderschwanger Thal. Ueber diese Gruppe schreibt Dr. Leutner in seiner „Ethnographie von Schwaben": „Gänzlich getrennt von dem Immenstädtischen Gebiete an der Iller, dem es gerichtlich zugeteilt ist, liegt in einem tiefen Winkel der Grenzberge das Thal von Balderschwang. Mit den Wellen der Bolgenach, die in seinen Schluchten entspringt, mündet es einzig und allein nach dem vorderen Walde

(Fortsetzung auf Seite 12.)



Frühere Trachten aus der Oberpfalz.



Oberpfälzerin.



Tracht aus Premich in der Rhön (Unterfranken).



Mädchen aus Oettingen (Unterfranken).



Tracht aus dem Wasgau (Rheinpfalz).

In der Rheinpfalz sind eigentliche Volkstrachten fast nicht mehr zu finden. Der modernisierende Zeitgeist hat die lebhaften und kernbayerischen Pfälzer Landbewohner in Bezug auf alte Trachten nicht so verschlossen gefunden, daß sich solche, wie in den anderen Kreisen Bayerns, hätten weiter erhalten können. Nur die Bewohner von Neuburg a. Rh. und Steinfeld hielten noch einigermaßen daran fest, wie auch der Wasgau seine eigenthümliche Tracht fast bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ganz und jetzt noch in einigen Ueberresten beibehielt. Unter den genannten Gruppen wird nun die Gruppe Rumbach verschiedene Kostüme aus der Zeit von 1800 bis 1830 vorführen. So erscheint dabei eine Frau in älteren Jahren in der Tracht vom Jahre 1812; eine Frau in mittleren Jahren in der von 1825. Mädchen in der Tracht wie sie im Jahre 1800 und andere in jener, wie sie um 1820 getragen wurde. Von den Männern zeigen sich einige im Sonntagsanzuge aus dem Jahre 1800; andere sodann in der von 1815—1830 üblichen Hochzeits- und Abendmahlkleidung und endlich einige in der Arbeitstracht des Jahres 1820. Sehr interessant dürfte jedenfalls die Mädchentracht vom Jahre 1800 sein: Das Haar wurde in Zöpfen getragen, welche um den „Strich“, der einem Diadem gleicht, das in der Mitte eine Goldrosette, umgeben von Granaten zeigt, geschlungen sind. Das weißleinene Hemd ist mit weiten, kurzen Aermeln versehen; ein weißes, flach ausgeschnittenes, mit Volants besetztes Piqué-Mieder, wird vorne durch eine rothe Schleife gehalten; um die Schulter schmiegt sich ein schwarzseidenes Tuch mit buntfarbigen Streifen verziert. Der schwarze Tuchrock, über den eine dunkelblaue Schürze gebunden ist, fällt in Falten herab. Weiße Strümpfe und ausgeschnittene Lederschuhe vervollständigen das eigenartige Costüm.



Wendische Tracht (Hummelbauern in Oberfranken).

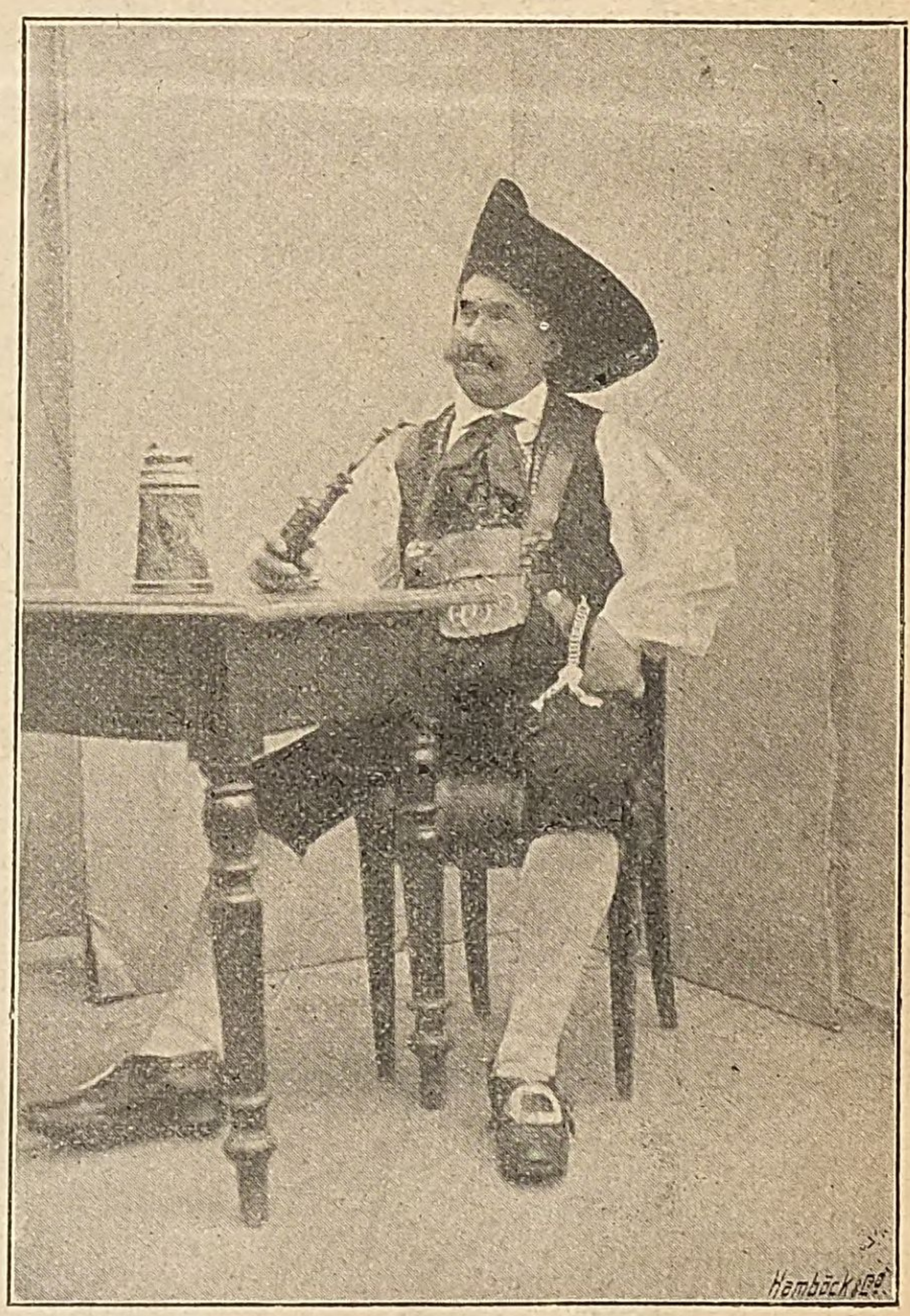
Wendische Trachten aus dem Mistelgau (Oberfranken).

Hummelbauern.

Eine der ältesten, originellsten und darum interessantesten Volkstrachten des Bayernlandes ist unstreitig jene, welche sich im Mistel- oder Hummelgau in Oberfranken bei den sogenannten „Hummelbauern“ erhalten hat. Es ist bekannt, daß die Nachkommen der alten Wenden, welche sich noch in einzelnen Gegenden des mittleren Deutschlands vorfinden, mit anerkennenswerter Zähigkeit an uralten Sitten, Gebräuchen, die in ihrem Ursprung noch in die Heidenzeit zurückreichen, sowie ihren Trachten festhalten, mitten unter der sie umgebenden, dem Zeitgeiste mehr oder weniger huldigenden Nachbarschaft. Es ergibt sich daraus von selbst, daß das treue, fleißige, kernhafte Völkchen einen ausgesprochen starken Willen besitzt, der einen trefflichen Charakter zu erziehen und zu erhalten im Stande ist. Und charakterfeste Leute sind sie Alle und nicht zum Wenigsten auch unsere oberfränkischen Wenden, die Bewohner des „Hummelgau's“. Bayern mit Herz und Sinn, unserm geliebten Herrscherhause mit Gut und Blut ergeben, erfreuen sie sich der besonderen Gunst unseres allergnädigsten Prinz-Regenten Luitpold, wie der erhabene Freund der Volkstrachten schon des Oefteren ihnen gezeigt. Wir müssen es uns leider versagen, über unsere interessanten Landsleute ausführlicher zu werden und können uns nur auf eine kurze Beschreibung der Tracht beschränken, wie sie in dem Zuge zu sehen ist. Darunter fällt uns besonders das schmucke Hochzeitskostüm auf: Der Hochzeiter, der die gewaltigen Krämpen seines Schlapphutes nach drei Seiten aufwärts gestülpt trägt, so daß die Spitze wohl einen Schuh breit gerade über die Stirne hinausragt. Am äußersten Rande, in dem Winkel, den die aufgeschlagenen Krämpen bilden, sitzt ein mächtiger Blumenstrauß, mehr wag- als senkrecht, in der Mitte desselben der Rosmarinstengel; bunte, silber- und golddurchwirkte Bändchen flattern reich herab. Fein und zierlich ist der Kopfputz der Braut und der „Brautmaden“ (Kranzjungfern). Die Haare der Braut sind aus der Stirne zurückgekämmt, am Wirbel in ein Nest gefaßt und dieses durch einen Metallpfeil gehalten. Ein mehrere Ellen langes, rotes Band von schwerer Seide wird erst um das Haar, dann vorrückend bis nahe an die Stirn in der Weise geschlungen, daß das Ganze die Form eines zierlichen Käppchens gewinnt. Der oberste Teil muß sich wie eine schmucke, faltenreiche Garnierung um das Haarnest winden, welches das Bödchen bildet und jede Schlingung zeigt eine Variation, indem das Band nicht glatt, sondern in Falten, Zacken, Rauten 2c. umgelegt und durch Stecknadeln, an welchen silberne oder goldene Flinselein gefaßt sind, an das Haar befestigt wird. Im Genick werden die Bandenden zu einer großen flatternden Masche gebunden. Mitten über der Stirn prangt ein Büschel kleiner, künstlicher Blumen auf Zitterdraht. Den Hals schmückt eine Silberkette und etliche Reihen Paterln, am Rücken mit großer, fliegender Bandmasche gebunden. Ein reich gestickter Linnenkragen legt sich über das grünseidene Brusttuch und an der Seite prangt ein Blumenstrauß mit Rosmarinbüschel, der schier bis zur Höhe der Stirn reicht.



Bäuerinnen aus Hardt bei Kissingen (Unterfranken.)



Wendische Tracht (Hummelbauer, Oberfranken.)

Christoph Stocker in Geckenheim
Leonhard Schelein in Geckenheim
Leonhard Gall in Weigenheim
Christoph Scherer aus Geckenheim, als Gruppenführer
Margaretha Scherer
Margaretha Barbara Ott
Margaretha Koch
Katharina Lindner
Anna Schelein.

Gruppe Neunhof:

Konrad Meier
Johann Stamminger
Johann Neuhof
Martin Gnad
Heinrich Fleischmann
Paul Dummet
Konrad Dummet
Georg Friedr. Igel
Mathias Auer
Meier als Gruppenführer
Barbara Gundel
Barbara Stamminger
Katharina Neuhof
Anna Gnad
Katharina Dummet
Marg. Toeßaiet
Katharina Macher.

Gruppe Altmühlgrund:

Bernhard Goppelt Dittenheim
Karl Wöllmer
Georg Metz
Bernhard Brummer
Christian Kleemann
Wilhelm Goppelt
Christian Kleemann
Mathias Jungwirth
Michael Klumann
Leonhardt Schmidt
Ein Spielmann
Georg Prosiegel in Oberasbach
Leonhard Wießinger in Oberasbach
Georg Nehmeier in Thannhausen
Georg Kammerer in Thannhausen
Georg Kleesattel in Thannhausen
Georg Adam Däschlein in Unterasbach
Michael Knoll in Unterasbach
Leonhard Kleemann, a. Gruppenführer
Barbara Goppelt
Margaretha Wöllmer
Margaretha Kleemann
Barbara Kleemann
Christine Goppelt Dittenheim
Barbara Kipf
Barbara Wießinger in Oberasbach
Margaretha Nehmeier in Thannhausen
Sofia Schwab in Thannhausen
Margaretha Ruf
Margaretha Barbara Däschlein in Unterasbach
Maria Knol in Unterasbach.

Gruppe Hahnenkamm:

Stephan Gruber in Gnotzheim
Xaver Wender in Spielberg
Joseph Wender in Spielberg
Johann Hassenmüller in Spielberg
Gubert Heckel in Spielberg
Georg Nandi in Spielberg
Georg Salomon aus Gnotzheim als Gruppenführer
Johanna Gruber in Gnotzheim
Kreszentia Seefried in Gnotzheim
Karoline Seefried in Gnotzheim
Theres Brettinger in Spielberg
Anna Stafflinger in Spielberg
Johanna Nandi in Spielberg.

Gruppe Wenden:

August Herbig Brodswinden
Friedr. Konrad Vogelhuber
Friedr. Kernstock
Johann Kernstock
Georg Bogenreuther
Georg Schübel
Georg Kernstock
Peter Wörrlein
Wilhelm Vogel Brodswinden
Christian Hecht in Brodswinden, als Gruppenführer
Maria Wagner
Margaretha Göhring
Marie Kernstock
Barbara Rühl
Margaretha Wörrlein
Margaretha Greul
Wandelbar Steinbauer.

Unterfranken.

Gruppe Arnstein:

Johann Adelmann
Anton Sam
Vincenz Römeis
Kilian Flederer
Anton Schlotter
Kilian Lauter
Josef Lamotte
Karl Adelmann
Josef Rumpel
Georg Hammer
Ludwig Schnetzer, als Gruppenführer, 11 Mann mit Musik.
Babette Bauer
Maria Weißenberger
Elise Antonie Weidling
Marg. Antonie Rudloff
Marg. Franziska Bauer
Marg. Franziska Hauck
Eva Barbara Bauer
Marie Elise Adelmann
Frau Bürgstr. Bauer
Barbara Ruß
A. Maria Ruß
Franziska Reichert
Barbara Martin
Marg. Wecklein
Anna Maria Stark
Marg. Julie Hauck
Rosina Adelmann
Maria Rad
Marg. Kistner
Marg. Müller
Magdalena Hammer.

Gruppe Ochsenfurt-Aub, Ochsenfurter Gau:

Michael Hettiger in Bütthardt
Nikolaus Fromm in Eichelsee
Adam Karl in Euerhausen
Michael Karl in Volkshausen
Josef Eidel in Gaubüttelbrunn
Johann Hemm „ „
Johann Hemm „ „
Stefan Hehn „ „
Adam Konrad in Gaurettersheim
Michael Derr in Göttingen
Johann Fuchs „ „
Georg Hofmann „ „
Veit Deppisch in Göttingen
Johann Mark „ „
Johann Scheckenbach in Bolzhausen
Eberhard Breitenbach „ „
Jul. Weidmann, Lehrer in Rupprechtshausen als Gruppenführer
Barbara Hettiger in Bütthardt
Kath. Fromm in Eichelsee
Eva Zorn in Euerhausen
Barbara Karl in Volkshausen
Walburga Herrmann i. Gaubüttelbrunn
Kunigunde Hemm „ „
Kath. Hemm „ „
Barbara Hehn „ „
Eva Beuchert „ „
Anna Rauch in Gaurettersheim
Maria Derr in Göttingen
Maria Fuchs „ „
Justine Mittnacht „ „
Barbara Englert „ „
Margaretha Karl „ „
Elisabeth Deppisch in Göttingen
Anna Mark
Marg. Gerschütz in Darstadt
Apollonia Walg in Darstadt
Barbara Kinzinger in Burgerroth.

Gruppe Riedenheim:

Georg Walch
Martin Schott
Josef Mark
Pechmann, Pfarrer, als Gruppenf.
Marianna Breunig
Margaretha Walch
Katharina Kuhn
Anna Schott
Barbara Schott
1 Nachträglich angemeldeter, unbekannter Name.

Gruppe Pfersdorf:

Georg Anton Reuß
Johann Georg Zänglein
Kaufmann Bürlein in Eßleben, als Gruppenführer.

Gruppe Grettstadt:

Michael Wolf
Josef Firsching
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Maria Zirkelbach
Rosa Fäth
Rosa Baumann
Maria Rückel
Katharina Adelmann.

Gruppe Hoheſtadt:

Johann Ostertag
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Maria Anna Ostertag
Emma Maria Eck.

Gruppe Strüth:

Josef Fries
Andreas Lochner
Margaretha Fries
Christine Lochner.

Gruppe Neustadt a/Saale:

Johann Georg Burger
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Anna Hergenröther
Antonie Balling
Augusta Ziegler.

Gruppe Mailes:

Gustav Zirkel
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Emma Zirkel.

Gruppe Poppenroth:

Kaspar Kröckel
Friedrich Müller
Rudolf Schmitt
Jul. Weidmann, Lehrer i. Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Katharina Müller
Regina Müller
Katharina Gassner.

Gruppe Oellingen-Osthausen:

Johann Pfeuffer in Oellingen
Anton Strehle in Gelchsheim
Jul. Weidmann, Lehrer in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Appolina Pfeuffer in Oellingen
Magdalena Ott in Osthausen.

Gruppe Schweinfurt

Christian Lamprecht
Martin Saffert
Wilhelm Winter
Maria Saffert
Magdalena Kupfer
Louise Lauerbach.

Gruppe Gelderheim:

Andreas Bonengel
Georg Hümmer
Kaufmann Burlein von Eßleben, als Gruppenführer
Margaretha Schlotter
Anna Maria Hümmer.

Gruppe Sennfeld:

Lorenz Eichhorn
Barbara Ludwig
Kunigunde Ludwig.

Gruppe Gochsheim:

Karl Deppert
Maria Deppert.

Gruppe Oberwern:

Margaretha Göbel.

Gruppe Unterpleichfeld:

Martin Fischer
Rudolf Schneider
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Klotilde Bötsch
Angela Bötsch
Rosa Bauer
Klara Bauer
Kordula Zeißner
Elisa Brand
Babetta Naß
Margaretha Naß.

Gruppe Bergtheim:

Michael Schneider
Josef Tausend
Johann Vollmuth
Jul. Weidmann in Rupprechshausen, als Gruppenführer
Margaretha Schneider
Katharina Schneider
Maria Kestler.

Gruppe Dettingen (Freigericht):

Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Magdalena Saal
Therese Stark
3. Name noch unbekannt.

Gruppe Oberpleichfeld:

Walter Gerber
Michael Hertlein
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Frau Lehrer Seitz
Frau Barbara Gerber
Frl. Katharina Kestler
Frl. Barbara Stecher.

Gruppe Rüdlingen:

Philipp Hippler
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Kunigunde Gottlard.

Gruppe Haard:

Anton Back
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Maria Mahlmeister.

Gruppe Windheim:

Michael Endres
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Genovefa Röth.

Gruppe Unterwaldbehrungen:

Karl Balling
Engelbert Fuchs
Dionysius Hemmert
Karl Balling, als Gruppenführer
Maria Fuchs
Augusta Seufert
Maria Bieberich.

Gruppe Opferbaum:

Walter Hammer, Lehrer
Jul. Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Elise Endrich, Lehrerstochter.

Gruppe Rupprechtshausen:

Andreas Schömig
Peter Schömig
Julius Weidmann, Lehrer, als Gruppenführer
Elisa Vollmuth
Anna Vollmuth
Lieschen Schömig

Gruppe Hilpertshausen:
Mich. Jos. Kamm
Julius Weidmann in Ruppertshausen, als Gruppenführer
Dorothea Keller.

Gruppe Aettingen:
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Agnes Meckeleia
Elise Seubert
Justinchen Bauer.

Gruppe Aschaffenburg:
Josef Feineis
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Maria Brehm.

Gruppe Stralsbach:
Joh. Schmitt
Wilh. Müller
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Philomena Schmitt
Maria Blum.

Gruppe Mühlbach:
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Sophia Wilhelm
Margaretha Pfister.

Gruppe Saal a/d. Saale:
Ed. Derleth
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Karolina Sauer.

Gruppe Rimpar:
Jos. Schönig
Martin Leipold
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Johanna Schönig
Elisabetha Leipold.

Gruppe Gaukönigshofen:
Martin Dürr
Kilian Kinzinger
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.
Frau Barbara Pfeuffer
Fräulein Elisa Pfeuffer
Fräulein Marg. Mark
Fräulein Ottilia Pfeuffer
Fräulein Paulina Konrad.

Gruppe Proßelsheim:
Ludwig Herbig
Rudolf Friedrich
Josef Ebert
Kilian Manger, als Gruppenführer
Barbara Krapf
Maria Gutmann
Barbara Friedrich
Maria Friedrich
Barbara Manger.

Gruppe Hörstein:
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Frau Lehrer Maria Schuler
Fräulein Anna Feineis.

Gruppe Retzstadt:
Anton May
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Melanie Schömig
Eva Schüpfert.

Gruppe Ettleben:
Otto Pfeuffer
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Katharina Pfeuffer
Maria Pfeuffer
Gretchen Schraub
Katharina Lechner
Eva Lechner.

Gruppe Sand a. Main:
Georg August Hofmann
Bruno Ullrich
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.

Gruppe Baldersheim:
Georg Hoos
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.

Gruppe Wetzhausen:
Martin May
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Anna Schmidt.

Gruppe Maßbach:
Johann Schneider
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Lisette Knieß.

Gruppe Aschach:
Anton Mahlmeister
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Helene Mahlmeister.

Gruppe Römershag:
Rudolf Schaab
Paul Will
Julius Weidmann in Rupprechtshausen
Anna Schaab
Anna Will.

Gruppe Bahra:
Gustav Dietz
Albin Will
Friedr. Seifert
Leopold Herter
Julius Rommel
Gotthard Sopp
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Mathilda Dietz
Augusta Seifert
Amalia Herter
Ida Herter
Bertha Rommel
Lisetta Seifert
Lina Schlothauer
Anna Jakob
Maria Schlothauer.

Gruppe Reistenhausen:
Otto Motzel
Adolf Wild
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer
Bertha Happ
Bertha Wild.

Gruppe Bischofsheim v. Rhön:
Joh. Andr. Hauck
Gustav Groß
Gregor Müller
Rudolf Körner
Augusta Brettinger
Anna Hauck
Augusta Kolb
Gretchen Kolb
Anna Heim
Anna Hahn.

Gruppe Birnfeld:
Franz Kaufmann
Julius Weidmann in Ruppertshausen, als Gruppenführer
Katharina Heumpfner.

Gruppe Schweinfurter-Gau:
Georg Walter
Otto Pfister in Egenhausen, als Gruppenführer
Maria Kleinhenz
Elisabetha Seufert
Marg. Seufert.

Gruppe Reichenbach:
Kilian Mahlmeister
Viktoria Back.
Julius Weidmann in Rupprechtshausen, als Gruppenführer.

Gruppe Burghausen:
Johann Unterhauser
Julius Weidmann in Rupprechtshausen als Gruppenführer
Josefa Unterhauser.

Schwaben und Neuburg.

Gruppe Möttingen:
Schneider Georg, als Gruppenführer
Marg. Ackermann
Katharina Künzler.

Grupe Balzhausen:
Xaver Rehm
Konrad Wagner
Johann Wagner
Alois Egger
Josef Gaßner, Bürgermeister, als Gruppenführer
Barbara Rehm
Viktoria Schmid
Anna Wagner
Kreszenz Egger
Kreszenz Gaßner.

Gruppe Bühl:
Daniel Hagspiel
Mathäus Waibel
Johann Waibel
Georg Stiefenhofer
Anton Becherer
Hans Haser, als Gruppenführer
Stasi Kometer
Fanny Hagspiel
Sofie Hagspiel
Pepi Haser.

Gruppe Appetshofen:
Joh. Ganzenmüller, Bürgermeister, als Gruppenführer
Kath. Ganzenmüller
Christina Ruf.

Gruppe Laub-Reimlingen:
Joh. Meyer in Laub
Sebastian Schnele in Reimlingen
Jos. Rösch „
Therese Reichherzer „ „
Magdalena Meyer in Reimlingen
Philomena Rathgeber „

Gruppe Aufhausen:
Friedr. Doppelbauer
Friedr. Feldner.
Barbara Ganzenmüller
Maria Schöppel.

Gruppe Hindelang:
Otto Scholl
Benedikt Wille
Anton Brutscher
Benedikt Wirth
Joh. Beßler
Josef Göhl, als Gruppenführer
Johanna Scholl
Veronika Wineberger
Petronella Kirchmann
Johanna Kögel
Babette Haas
Maria Scholl
Hildegard Beßler.

Gruppe Egg a. d. Günz:
Josef Linder in Weinried
Jos. Stegmann in Engishausen, als Gruppenführer
Maria Rogg in Winterrieden
Josefa Rapp „

Gruppe Pfuhl:
Johann Georg Stammler
Georg Keck
Johann Roschmann
Christian Schuler
Johann Blätzinger
Gottlieb Arnold
Christian Lopp, als Gruppenführer
Maria Stammler
Ursula Keck
Ursula Roschmann
Anna Bucher
Kath. Blätzinger
Angelika Arnold.

Gruppe Bonstetten:
Georg Schaller
Anton Ohnesorg
Ambros Jaser
Georg Rager
Jakob Deil
Philipp Mayr
Josef Reitmayr
Stefan Heinzelmann, als Gruppenführer
Josefa Kratzer
Maria Mayer
Anna Jaser
Josefa Jung
Afra Gaßner
Kathi Huttner
Anna Mayr
Veronika Stegemüller.

Gruppe Balderschwang:
Kaspar Steurer
Herrmann Lipburger
Albert Bechter
Karl Dorner
Anton Dorner, als Gruppenführer
Emilie Steurer
Christine Lipburger
Leopoldine Bechter
Kath. Dorner
Elisabetha Dorner
Christine Dorner
Anna Steurer
Maria Steurer
Kath. Sutterlüti.
Barbara Balz
Elisabetha Lippurger.

Gruppe Bidingen:
Eine männliche Person.
Eine weibliche Person.

Gruppe alte Immenstädter:
4 männliche Personen
4 weibliche Personen
Herr Höß, Gutsbesitzer, als Gruppenführer.

Gruppe Wurzelgraber:
2 männliche Personen
3 weibliche Personen
Herr Höß, Gutsbesitzer, in Immenstadt, als Gruppenführer.

Gruppe Balderschwang:
Peter Düringer, Bürgermeistersohn als Gruppenführer
Elisabetha Nußbaumer
Paulina Wirthensohn.

Gruppe Konstanzer-Thal:
Georg Stifenhofer
Anton Becherer
Julius Weber
Daniel Hagspiel
Mathäus Waibel
Karl Roth
Hans Haser in Immenstadt, als Gruppenführer
Stasi Kometer
Monika Wegscheider
Josefa Haser
Mathilda Wiedemann
Maria Mosnang
Fanny Hagspiel
Sofie Hagspiel.

Gruppe Osterschwang:
Fridolin Rees
Franz Schaidnagel
Mechtild Beck
Felicitas Papst
Theresia Linder
Maria Abröll.



Mädchen aus Poppenhausen (Unterfranken).



Tracht aus Rupprechtshausen (Unterfranken).

v[illegible] Hüttesau . . . Seine Bewohner gehören zur Familie der „Wäldler“ und müssen somit ihre gesonderte Schilderung finden. Von diesen sind der geringste Theil ausschließlich bayerische Unterthanen, die übrigen, die zwar Haus und Grund dort besitzen und eingepfarrt sind, haben auch zu Hüttisau ihr Heimathsrecht und sind österreichische Vorarlberger. Doch diese Zugehörigkeit zu zwei Ländern beirrt die Leute nicht viel, indem sie so viel wie möglich in Frieden haushalten und ihre Angelegenheiten selbst austragen. Die Balderschwanger „Wäldler“ sind ein liebenswürdiger Schlag von Leuten, verständig, gutmüthig, halten viel auf stattliche Häuslichkeit, sind thätig und sparsam, vor allem bedacht, die Sitte ihrer Heimat aufrecht zu erhalten, nie ohne einen gewissen Stolz auf dieselbe und auf ihr wohlerhaltenes, eigenthümliches, freies Volksthum . . . Sie beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht, Sennerei und Käsebereitung . . . Die Tracht der Männer entbehrt jeder Eigenthümlichkeit; Frauen und Mädchen halten sich dagegen an die uralte Tracht ihrer Heimat, die für Arme und Reiche, Herrin und Magd dieselbe ist. Den Hals verhüllt vorerst das schwarzsammtene „Goller“, darüber wird der Brustlatz, „Blätz“, gelegt, ebenfalls aus schwarzem Sammt, am Rande mit goldener und bunter Stickerei, darunter die Anfangsbuchstaben des Namens. Ueber Goller und Blätz wird das Hauptkleidungsstück gezogen, die „Juppe“, ein langes Hemd von schwarzem Glanzleinen, oben an einem Einsatze von schwarzem Sammt, der gleichsam als Mieder dient und am Rande gleichfalls bunte Stickereien hat, befestigt. Die Juppe fällt, in hundert kleine Fältchen gelegt und gebügelt bis zu den Knöcheln nieder, nur einmal ober den Knieen von einem schmalen, blauen Streifen unterbrochen. Ein glänzend-schwarzer Ledergürtel schließt sich fest über den Hüften und läßt den schlanken Gestalten ihren feinen, natürlichen Wuchs. Die Arme bedeckt eine Unterjacke von dunklem Wollzeug oder Pers; an Sonntagen die „Tschoppe“, eine Unterjacke von ganz kurzer Taille, vorne offen, so daß Blätz und Goller sichtbar bleiben, mit engen Aermeln, gleichfalls von schwarz Glanzleinen gefertigt, an den Aufschlägen und am Rande, sowie an den Nähten blau vorgestoßen. Im Gehen wird die Joppe häufig aufgeschürzt, damit der grün und rote Unterrock mit brennroten Zacken verbrämt, sichtbar werde. Zur Goller gehört auch die „Schnaller“ oder „Hackel„, ein Schnappmesser, das an einem Riemen vom Gürtel niederhängt, und zwar bei der Vorderwäldlerin an der rechteen Seite. Wohlhabende tragen mit silbernen oder vergoldeten Nägeln eingeschlagen ihren Namen am Gürtelriemen und hängen das



Mädchen aus Poppenhausen (Unterfranken).



Tracht aus Gochsheim (Unterfranken).

Messer an silberne Ketten. Ihre Kopfbedeckung ist zum Kirchengange eine kegelförmige, gedrückte Mütze aus schwarzer Wolle gestrickt, „Kappe“ genannt, im Sommer von schwarzen Strohhüten in Männerform ersetzt. — Der Jungfernputz bei Hochzeiten und Prozessionen besteht in dem „Schäpele“, einem Reif von schwarzem Sammet mit einem Krönlein von Gold- und Silberdraht, mit Glasperlen und Steinen geziert, auf das zurückgestrichene Haar gesetzt. Eine Schürze trägt die Wäldlerin nur zur Arbeit . . . Bei diesen Leuten vernimmt man auch die alemanische Mundart des Waldes in der vorderwäldlischen Schattierung.



Tracht aus Gochsheim (Unterfranken).

Statistik

der verschwundenen Trachten.

Oberbayern. Die frühere Volkstracht ist gänzlich oder fast ganz verschwunden in Murnau, Aichach, im Bezirksamt München II, Starnberg, in Alling und Biburg die sog. Parsbergertracht, Weilheim, Benediktbeuern, Landsberg, Freising.

Niederbayern. In Landshut, Mallersdorf, Damenstift, Passau, Wegscheid verschwunden.

Rheinpfalz. Mit Ausnahme von Neuburg a. Rh., Rumbach (Waiger) und Steinfeld nirgends mehr die Spur einer Volkstracht und nicht einmal mehr ein Andenken daran vorhanden.

Oberpfalz. Mit Ausnahme von Beilngries, Rötz, Cham und Burglengenfeld nirgends mehr eine Spur von einer Volkstracht.



Tracht aus Bornstetten
(Schwaben).

Oberfranken. Kronach, Weissenstadt, Bamberg II, Wunsiedel (im ganzen Sechsämterbezirk) nichts mehr.

Mittelfranken. Nur mehr hie und da in Hilpoltstein, dann Dinkelsbühl, Schalkhausen, Uffenheim, Neunhof (Knoblauchland), in Altmühlgrund und am Fuße des Hahnenkamm ältere Trachten.

Unterfranken ist gleichsam noch die Schatzkammer der alten Trachten. Nur in Obernberg, Aschaffenburg, Miltenberg, Hammelburg usw. vorhanden.

Schwaben. Größtenteils verschwunden, finden sich noch allenthalben alte Anzüge vor, was die 14 Gruppen, welche sich beim Feste beteiligen, bezeugen.

Für die Redaktion verantw.: **Julius Beck** in München.



Mädchen aus dem Balderschwangerthal
(Schwaben).

Oktoberfest-Neuheiten.

„Auf der Wiesen“ sind beim heurigen Oktoberfeste zwei beachtenswerte Neuheiten bei den Bierbuden bemerkbar:

1) eine alte Ritterburg mit Thurm, welche die **Thomas-Brauerei** für das Winzerer Fähndlein erbaute und worin die genannte Brauerei ihren anerkannt vorzüglichen Pilsener Stoff und ff. Märzenbier verzapft.;

2) die weltbekannte Bierfirma **Dreher** in Klein-Schwechat bei Wien bringt ihr Märzenbier bei echter Wiener Küche zum erstenmale bei einem bayerischen Volksfeste zum Ausschank. Einsender saß an der Quelle und trank „immer noch Eins“, ein Beweis, daß der Stoff gut, denn im Verein der hiesigen Bierkieser führt er den Vorsitz, und ist überdies die Bude stets von lechzenden Bierseelen in überreichem Maße umlagert.

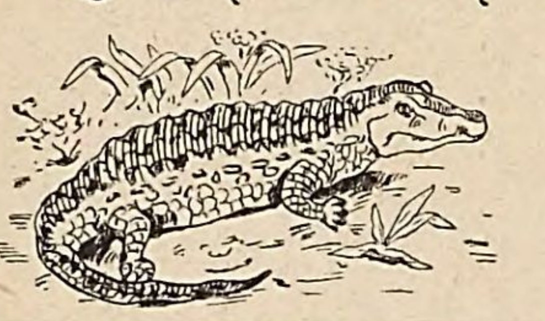
Wer noch einen anderen hochfeinen Stoff sucht, findet ihn in den Buden der **Pschorr-Brauerei** Nr. 5 (hier auch vorzügliche Nürnberger Bratwürstl 2c.), sowie in den Buden 22, 23/25 und 26, woselbst ebenfalls Pschorrbräu verzapft wird.

Neu eröffnet! **München.** Neu eröffnet!

Hôtel Fränkischer Hof,

Senefelderstrasse 2,
vis-à-vis dem Centralbahnhof, Ausgang Südbau.
60 comfortable der Neuzeit entsprechend eingerichtete Fremdenzimmer mit Centralheizung.
Mässige Preise. — Gut bürgerliche Restauration.
Vorzügliche selbstgezogene reine Naturweine, sowie ff. Bier vom Fass.
NB. Hausdiener am Bahnhof. — Telephon 2259. — Bäder im Hause.
Nebenlokale zur Abhaltung von Hochzeiten etc.
Besitzer: *Joh. Hübner.*

John Ehlbeck's große Menagerie



neben der St. Paul's-Kirche ist täglich von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends geöffnet.

Hauptvorstellungen 4 und 6 Uhr.

Weinrestaurant Eberspacher

Weinrestaurant Eberspacher

zum

Kaufingerstrasse 15 **Torggelhaus** Fürstenfelderstr. 1

Fürstenfelderstraße 1. — Kaufingerstraße 15.

in Mitte der Stadt, vis-à-vis dem Domhotel.
Neu renovierte Lokalitäten.
Auswahl von 5 Sorten offenen
Tyrolerwein
sowie verschiedene deutsche und ausländische
Flaschenweine.
Bestrenommierte Küche.
Menu à Mk. 1.20 und höher.
Kleine Gesellschaftszimmer zur Verfügung.
CARL PERZL, Restaurateur.

„Zum Torggelhaus".

Oktoberfest 1895!

Pschorrbräu-Ausschank

auf der Festwiese.

Pschorrbräu-Märzenbier:

Bude Nr. 5

in der Hauptreihe rechts

Nürnberger Bratwurst-Glöckl

mit Nürnberger Rostbraterei Wurstbude Nr. 5.
Geschäftsführer: Simon Bäumler.

Pschorrbräu-Lagerbier

am südöstlich gelegenen Festplatz nächst dem Winzerer Fähndl:

Bude Nr. 22 „zum bayerischen Donisl": A. Wohlmuth und Georg Ried.

Bude Nr. 23/25 große Almhütte „zum Werdenfelser Michl": V. Staudinger, X. Goßmann, Michl Klarwein.

Bude Nr. 26 Johann Klein und Hermann Geiger.

Montag, Mittwoch, Samstag

Regimentsmusik-Konzert.

Größte Neuheit der Festwiese.

Burg zum Winzerer Fähndl.

Jeden Tag Ausschank von

ff. Thomasbräu-Pilsner

und

ff. Thomasbräu-Märzenbier.

Festzug der Bavaria.

Sonntag, den 29. September Mittags 11 Uhr.

Maximilianstraße, Residenzplatz, Dienerstraße, Marienplatz, Kaufinger-, Neuhauserstraße, Karlsplatz, Sonnen-, Lindwurm-, Mozartstraße zur Festwiese.

Nach Ankunft **Sr. K. Hoh. des Prinzregenten** auf der Königstribüne Umzug durch die Rennbahn von Süden nach Norden.

Zwölf Postillons zu Pferde in der früheren Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Uniform.

Die Vorstandschaft des Historisch-Bayerischen Volkstrachtenfestes.

Knaben mit Kranzstangen, Kränzen u. s. w.

Kapelle Kern.

I. Oberfranken.

1. Forchheim I und II	15 Personen
2. Bamberg I (Gmund- und Bergtracht) Scheßlitz, Zeegendorf, Buttenheim	13 "
3. Lauenstein	4 "
4. Hummelgau	14 "
5. Thurnauerland	4 "
6. Bamberg (Häcker und Untere Gärtnerei	4 "

II. Unterfranken.

1. Arnstein	42 Personen
2. Ochsenfurt, Aub	36 "
3. Rüdenheim	8 "
4. Pfersedorf	9 "
5. 6. Hoheftadt, Strüht	7 "
7. Gau Königshofen	7 "
8. 9. Neustadt a. S. Mailes	6 "
10. Poppenroth	6 "
11. Oellingen Osthausen	4 "
12. 13. Schweinfurt, Geldersheim	10 "
14. 15. 16. Sennfeld, Gochsheim, Oberwerrn	8 "

Musik Arnstein.

17. Oberpleichfeld	Hochzeitszug der Gramschatzer Waldler	8 "
18. Unterpleichfeld		10 "
19. Bergtheim		6 "
20. 21. Opferbaum, Rupprechtshausen		12 "
22. 23. Retzstadt Ettleben (Vater, Mutter und 4 Töchter)		9 "
24. Grettstadt		
25. Hilpertshausen		15

26. Waßerloos (Freigericht)	3 "
27. 28. 29. Nüdlingen, Haard, Windheim	6 "
30. Unterwaldbehrungen	6 "
31. Bahra (prot. Hochzeitszug)	4 "
32. Reistenhausen (Brautzug)	8 "
33. Bischofheim (Rhön)	5 "
34. 35. Birnfeld, Schweinfurter Gau	6 "
36. 37. 38. Reichenbach, Burghausen, Hörstein	3 "
39. 40. Sand a/M., Gelchsheim, Baldersheim	4 Personen
41. 42. 43. Wetzhausen, Maßbach, Aschach	6 "
44. 45. Römershag, Uettingen	7 "
46. 47. 48. Aschaffenburg-Stralsaach-Mühlbach	8 "
49. 50. Saal a/S. Rimpar	6 "

Kapelle Schmidt.

III. Mittelfranken.

1. Dinkelsbühl	6 Personen
2. Schalkhausen	12 "
3. Uffenheim	10 "
4. Neunhof (Altwendische Gruppe)	16 "
5. Altmühlgrund	31 "
6. Hahnenkamm	13 "
7. Brodswinden (Wenden)	16 "

IV. Rheinpfalz.

1. Steinfeld	6 Personen
2. Neuburg a/Rh.	14 "
3. " "	14 "
4. Wasgau	7 "

Gruppe der Bavaria:

Lenggrieser Musik.

Isarwinkler Schützen (Lenggries) mit uralter Fahne von 1705.

Ein Vorreiter.

Triumphwagen der Bavaria

mit den Vertreterinnen der acht Kreise;

gezogen von sechs Schimmeln, die von Postillons gelenkt werden und umgeben von Landleuten mit Blumen, Kränzen und den Produkten ihres Kreises.

V. Oberpfalz.

1. Beilngries	12 Personen
2. Rötz	7 "
3. Chambereich	16 "
4. Burglengenfeld	14 "
5. Sulzbach	4 "
6. Nabburg (ländlicher Hochzeitszug)	9 "

Musikkapelle Jäger.

VI. Schwaben.

1. 2. Möttingen, Appetshofen	5 Personen
3. Balzhausen	10 "
4. Bühl (Allgäu)	10 "
5. Laub-Reimlingen	6 "
6. 7. Aufhausen, Bidingen	5 "
8. Hindelang (Allgäu)	14 "
9. Egg a/Günz	4 "
10. Pfuhl	13 "
11. Bonstetten	16 "
12. Balterschwanger Thal	14 "
13. Alte Immenstädter Tracht	8 "
14. Wurzelgraber Familie (Allgäu)	5 "
15. Mindelheim	24 "

VII. Niederbayern.

1. Kelheim	14 Personen
2. 3. Grafenau, Waldkirchen (Waldler)	8 "
4. Dingolfing (Mooserer)	16 "
5. Hollerdau	12 "
6. Abensberg	16 "
7. Wurmsham	31 "
8. Bonbruck	8 "
9. Eberspoint	14 "
10. 11. Eichendorf, Feldkirchen	4 "
12. Offenberg	5 "
13. Stephansposching	11 "
14. 15. Natternberg, Nesselbach	6 "
16. Graflinger Winkel	13 "
17. Vilshofen	20 "
18. Alburg	2 "

VIII. Oberbayern.

Musik der Laufener Schiffermiliz.

1. Laufen-Oberndorfer Schiffermiliz	70 Personen
2. Tittmoning	6 "
3. Gerolsbach	6 "
4. 5. Langenmosen, Aichach	8 "
6. Wolfratshausen	8 "
7. Jachenau	12 "
8. Dachau	17 "

Werdenfelser Musik.

9. Werdenfelser	61 "
10. Rothanschöring	21 "
11. Trostberg	11 "
12. 13. 14. Murnau, Holzhausen, Ambach	12 "
15. Berchtesgaden	12 "
16. Reichenhall (Ronertracht)	
17. Siegsdorf	25 "
18. Isarwinkler Schützen (Lenggries) mit uralter Fahne von 1705	
19. Schützenkompagnie Gaisach mit Trommlern und Pfeifern.	

Beim Zuge durch die Stadt befindet sich die Gruppe der Bavaria am Ende des Zuges.

Druck und Verlag der Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt, M. Poeßl, München, Götheftraße 3. — Für den Inseratenteil verantwortlich Max Poeßl.

Nr. 117. **Der Sammler.** 1895.

Vierundsechzigster Jahrgang. Sonnabend den 28. Septbr.

Belletristische Beilage zur „Augsburger Abendzeitung.“

Für die Redaktion verantwortlich: Carl Stolz in Augsburg. — Druck und Verlag der Wirth'schen Buchdruckerei in Augsburg.

** Sedan.

Jubiläums-Roman von ✠

(Fortsetzung.)

Je näher Bourlier der Rue Neuve kam, je mehr staute sich der Menschenstrom. Die Läden und Weinkneipen waren geschlossen, denn die verdursteten, gewaltthätigen Soldaten nahmen, ohne zu zahlen, was sie fanden, sie raubten, um Hunger und Durst zu stillen. Die Offiziere, welche dem Unwesen steuern wollten, waren machtlos, sie wurden verhöhnt, gestoßen und geschlagen, überall tönte ihnen das Wort „Verräther“ entgegen, nannten doch die Offiziere ihre Generäle auch nicht anders. Verrath war das Losungswort, das von Mund zu Munde ging. Und weil sie verrathen worden waren, wollten die Opfer die kurzen Stunden bis zur gänzlichen Vernichtung noch genießen. Sie tranken, um zu vergessen. Was nach dem Rausche geschah, das kümmerte sie nicht. Darum hörte Bourlier in dem Soldatenschwarm nur fröhlichen Gesang, lallende Reden, Witzworte und Aufjauchzen der Trunkenheit. Die Männer, welche in feiger Flucht sich mit genauer Noth vor den Geschossen und blanken Waffen der Deutschen gerettet hatten, sprangen und tanzten, wo es der Platz erlaubte, und küßten die Weiber, welche sich schamlos zu ihnen gesellt. Alle Zucht war dahin. Die Verworfenheit feierte Orgien, das Laster verkroch sich nicht mehr in die dunklen Winkel, es brüstete sich in dem Lichte der Sonne, welches gedämpft durch die Nebel eines Weltbrandes auf die unglückliche Stadt herniederleuchtete. Entsetzt über die scheußlichen Szenen wollte Bourlier von dannen fliehen, aber es gelang ihm nicht, in der eingeschlagenen Richtung weiter zu kommen. Ein Haus brannte in allen Stockwerken. Niemand dachte daran, zu löschen, Niemand zu retten. Man ergötzte sich an dem Schauspiel und freute sich, daß das Nebenhaus, eine baufällige Baracke, gleichfalls Feuer zu fangen begann.

„Laß das alte Gerümpel brennen“, schrie ein Dragoner, welcher Arm in Arm mit einem Chasseur à cheval das Feuerwerk betrachtete, „so haben wir doch Beleuchtung für die Nacht, denn die Gaswerke der Stadt sind längst in die Luft gegangen.“

„Zündet die andere Spelunke links auch an“, rieth der Reiter, dessen grüner Rock über und über mit Wein besudelt war, „ob das Nest stehen bleibt oder nicht. Morgen sind wir doch alle todt.“

Als ob seine Prophezeiung zur Wahrheit werden sollte, zischte es unheimlich durch die Luft. Eine Granate schlug in das feuerbedrohte Haus ein und überschüttete mit einem Hagel von Eisen, Steinen und Holzsplittern die Neugierigen und die Spötter. Als sich der Rauch verzogen hatte, lag die Gasse voll zuckender, blutiger Menschenleiber und ein durchdringendes Jammergeschrei stieg zum Himmel empor und weckte weit und breit ein schauerliches Echo. Bourlier rannte zurück, woher er gekommen. Er hatte genug gesehen. Nun fürchtete er nicht allein für seinen Sohn, sondern mehr noch für seine Tochter und seine Schwester, die er zurückgelassen. Mühevoll gelangte er in die Gasse zurück. Wie er angeordnet, fand er die Thüre verschlossen. Es blieb ihm nichts übrig, als den großen Klopfer zu rühren, um Einlaß zu erhalten. Aber er mühte sich vergeblich. Niemand schien ihn zu hören.

Da kam Herr Prevendaux athemlos die Straße herauf. Bourlier ließ den Klopfer ruhen. „Was haben Sie erfahren?“ fragte er kleinlaut.

„Nichts Gewisses. In meinem Erdgeschoß am Place du Mer haben die Herren von der Sanität eine Ambulanz eingerichtet, natürlich gegen meinen Willen. Aber ich klage nicht, ich bin ein Patriot. Unter den Verwundeten war ein Marineoffizier, der bei Bazeilles gefochten hatte. Er theilte mir mit, daß Ihre Villa und Ihre Fabrik intakt ist. Der Rückzug fand auf einem anderen Wege statt. Also hoffen Sie das Beste. Schlimmer steht es mit der Allgemeinheit. Mac Mahon ist verwundet, Wimpffen hat den Oberbefehl übernommen. Es zeigte sich, daß er mit einer Vollmacht des Herrn Kriegsministers nach Sedan gekommen sei. Aber auch er hat gleich von den Deutschen eins auf die Nase bekommen. Wir sind von allen Seiten eingeschlossen.“

„Eingeschlossen, wirklich gefangen?“

„Wie die Maus in der Falle oder vielmehr wie eine Legion Ratten in einem ungeheuren Kessel. Alles hat den Kopf verloren, Niemand weiß mehr, was beginnen? Vor einer Stunde hat die Marinedivision auch Balan geräumt.“

„O mein armes, unglückliches Vaterland!“

„Ja, die Noth ist furchtbar. Unabsehbare Züge Verwundeter kommen in die Stadt, welche ein einziges, großes Hospital ist. Man weiß nicht, wo man alle die Unglücklichen unterbringen soll. Sehen Sie, dort kommt wieder so eine Kolonne.“

Um die Ecke schleppten Krankenträger auf unbequemen, schlechtgefügten Bahren eine Anzahl Blessirter. Als der führende Sanitätsoffizier bei den beiden Männern angekommen war, welche sich scheu in die Füllung der kleinen Thür drückten, fragte er: „Pardon, ist das hier ein Kloster?“

„Nein, mein Herr, eine Privatwohnung, ein kleines Gartenhaus“, antwortete Bourlier mit der stummen Bitte in den Augen, sie möchten weiterziehen.

„Dann muß man öffnen“, sagte der Offizier, der ihn nicht zu verstehen schien. „Wir suchen Platz für unsere Verwundeten, sie sterben vor Entkräftung.“

„Wir können selbst nicht in das Haus“, sagte Prevendaux, „wir klopfen seit einer Stunde vergeblich, da wir keinen Schlüssel haben —“

„O, dem wollen wir abhelfen“, meinte der Arzt und winkte zwei Trägern, die den Verwundeten auf das Pflaster gebettet hatten. „Klettert über die Mauer“, befahl er, „und sucht die Thür von innen zu öffen. Der Schlüssel scheint im Schlosse zu stecken.“

Die Männer waren in wenigen Minuten drüben und öffneten sogleich. Mit einem Fluche überschritt Bourlier als Erster die Schwelle, ihm folgte Prevendaux, indem er seinem Freunde zuflüsterte: „Machen Sie gute Miene zum bösen Spiel und schicken Sie die Damen in das obere Stockwerk.“

Der Offizier befahl, die Bahren mit den Kranken in den Vorgarten zu tragen, dann nahm er ohne zu fragen von den Parterrezimmern Besitz. Binnen fünf Minuten lagen die Verwundeten auf den Sophas und Teppichen in improvisirten Betten, im Vorgarten richtete der Arzt die Klinik des fliegenden Lazareths ein.

„Welch ein Wahnsinn, daß ich das Haus verlassen

habe", tobte Bourlier gegen sich selbst, als er mit seiner Tochter und Schwester in dem oberen Salon zusammentraf.

Frau von Tarandal, welche den Vorgang vom Fenster aus beobachtet hatte, tröstete ihn: „Du hast ein gutes Werk gethan, Bruder Jean", sprach sie mit Gelassenheit. „Welches Vorrecht haben wir, unser Asyl zu verbergen, während die allgemeine Noth so groß geworden ist. Im Gegentheil, ich habe die Absicht, thatkräftige Hilfe zu leisten, diese armen Soldaten erregen mein innigstes Mitgefühl."

„Was fällt Dir ein?"

„Sieh die todtbleichen Gesichter dieser Armen, fühle die brennenden Schmerzen nach, die sie erdulden müssen! Erbarmt sich da nicht Dein Herz? Ich mag nicht müßig sein, wenn ich das Unglück in meiner Nähe weiß. Ich werde dem Arzte meinen Beistand anbieten."

„Tantchen, nimm mich mit", bat Desirée. „Auch ich möchte helfen, die Noth zu lindern. Wenn ich auch kein Blut sehen kann, es gibt wohl so manches unten zu thun, wofür man mir danken wird. Bitte, nimm mich mit!"

„Frage den Vater, ob er es erlaubt. Ich folge nur meinem Herzen, soweit es mich selbst betrifft."

„Ach Papa, darf ich? Die armen Leute thun mir so leid und sie dulden doch für uns."

„Ich möchte nicht Nein sagen," erwiderte Bourlier zögernd, „aber bedenkt, was Ihr thun wollt. Schont Eure Nerven. Das ist keine Arbeit für schwache Frauen."

„Gerade ist sie es. Unsere weichen Hände werden den Armen wohlthun, Papa. Ganz leise will ich ihre Bandagen berühren, will ihnen zu trinken geben und den Todesschweiß von der Stirn trocknen. Ich fürchte mich nicht vor den Handreichungen, Papa, und schweren Dienst wird der Arzt von einer Unkundigen nicht verlangen."

„Ich bin ein Egoist, Ihr seid besser als ich", sagte der Fabrikant mit einem Seufzer, „müht Euch im Dienste der leidenden Menschheit, ich will es nicht hindern."

Desirée küßte ihn liebevoll und folgte der Tante, welche vorsorglich alles Entbehrliche an Bettzeug, Leinen und Wäsche zusammenraffte. Dann stiegen sie beide herunter und stellten sich dem Arzt zur Verfügung. Frau von Tarandal blieb bei den Kranken, Desirée begab sich in die Küche, Thee und Weinsuppe zu bereiten. Das Schluchzen und Jammern der Verwundeten drang zu ihr herüber und erregte ihre Nerven aufs Aeußerste, daß sie selbst heiße Thränen vergoß. Aber sie wurde Herrin ihrer Schwäche, der Gedanke an Waldemar und den Bruder, die vielleicht jetzt auch der Pflege bedurften, stählte sie. Als die Erzeugnisse ihrer Küche fertig waren, trug sie dieselben selbst zu den Kranken. Mit Heldenmuth kämpfte sie Ekel und Angstgefühl hinunter, speiste die Hilflosen, tränkte die Schwachen und Lechzenden, tröstete die Verzweifelnden. Ueberall fand sie einen Blick der Dankbarkeit. Sie ging muthig ihrer Tante zur Hand, welche mit kundiger Hand die Verbände erneute und die Kranken unterstützte.

Der Arzt, welcher im Vorgarten sein trauriges Werk beendet hatte, betrachtete das Walten der Damen mit Wohlgefallen. „Da sind wir ja in's Paradies gekommen", sagte er zu einem blessirten Reiteroffizier. „Die Junge ist ein Engel und die Alte — pardon, die Gereiftere, eine Himmelsmutter. Unsere Leute haben nur noch Augen für die beiden Feen und denken gar nicht mehr an ihre Schmerzen."

„Ja, der Franzose ist galant", antwortete der Kapitän, die Zähne auf einander beißend, die ihm eine Kugel übrig gelassen hatte. „Wenn die Prussiens mir nicht die Kinnlade zerschossen hätten, ich würde der Kleinen sagen, daß ich sie anbete."

Das Thor des Vorgartens war offen geblieben. Militärisches Gesindel, welches beutelustig und trunksüchtig eindringen wollte, guckte unaufhörlich von der Straße hinein. Wenn es aber das chirurgische Walten des Arztes gesehen, welches den Boden mit Blut getränkt hatte, wich es scheu zurück und suchte anderswo Beute. Aber Kranke und Verwundete blieben, wenn sie der Zufall oder der Krankenträger herbeiführte. Der Arzt nahm Alle auf, bis die Lokalitäten gänzlich gefüllt waren, dann erst gebot er, das Thor zu schließen.

Prevendaux hatte das Haus verlassen, Bourlier saß verzweiflungsvoll brütend in einer Fensternische des oberen Salons. Das Schicksal seines Sohnes beunruhigte ihn auf's Schmerzlichste. Seine Phantasie malte ihm die peinlichsten Schreckbilder aus. „Was wird unser Schicksal sein," fragte er sich, „was wird geschehen, wenn das Bombardement erst intensiver, der Brand allgemeiner, die eingeschlossenen Krieger entmenschter werden? Wird die Belagerung länger dauern, woher wird Hilfe kommen, die uns vor Hungersnoth, Seuche, Mord und Bestialität bewahrt?" Er schloß die Augen mit beiden Händen und verließ den Platz, um eine Ruhe heucheln zu können, die Desirée, welche heraufgekommen war, über den grausamen Ernst des Augenblickes forttäuschen sollte. Die Nacht brach herein. Auf den Straßen der Stadt herrschte ein furchtbares Chaos. Keine Gasflamme brannte, der Widerschein der zahlreichen Feuersbrünste allein erhellte das Dunkel. Ihre ungewisse Gluth zeigte den Menschenmassen die Wege durch Sedans Straßen. Schreiend, fluchend, tobend, jauchzend, klagend und heulend wälzten sie sich auf und nieder. Nur in der abgelegenen Rue d'Espagne herrschte verhältnißmäßig Ruhe. Der Arzt hatte seine Arbeit eingestellt, die Wärter schliefen, von der Tagesarbeit überangestrengt, die Kranken lagen im schmerzhaften Halbschlummer, ihre Pflegerinnen hatten sich leise zurückgezogen.

Wieder saß Bourlier in seiner Fensternische, Desirée ihm zu Füßen, den Kopf an seine Knie geschmiegt. Frau von Tarandal hatte auf dem Sopha Vergessenheit der traurigen Gegenwart gefunden. Auch sie war über alle Maßen ermüdet und schnell in einen tiefen Schlummer gesunken. Man hatte kein Licht im Zimmer angezündet, nur der blutigrothe, von tausend Bränden widerstrahlende Wolkenhimmel der Nacht erfüllte das Gemach mit ungewissem Schein. Vater und Tochter schwiegen. Sie wußten sich nichts Tröstliches zu sagen, da ihre Gedanken nicht dieselbe Richtung nehmen konnten. Es verband sie Sympathie, nicht Gleichheit der Ueberzeugungen. Der Mann dachte an seinen Sohn und die Schmach des Vaterlandes, das Mädchen an den Geliebten, der bei dem feindlichen Heere stand. So saßen die Beiden bis gegen Mitternacht. Da geschah ein Blitz, ein Knall, eine Explosion, die sie jäh aufriß. Eine Bombe war in die Rue d'Espagne gefallen und jenseits der Straßenmauer krepirt. Die Mauer brach zusammen, das Dach des Nebenhauses polterte auf das Pflaster nieder. Ein Heulen erhob sich auf der Gasse und im Hause, die Verwundeten schrieen in nervenzerreißenden Tönen um Hilfe, die aufgeweckten Wärter fluchten, auf der Straße setzten sich ihre Verwünschungen fort. Desirée hatte bei dem blendenden Pulverblitz die Augen mit der Hand verhüllt und ihr Antlitz an der Brust ihres Vaters geborgen, der selbst vor Schreck zitternd dasaß, als die Explosion ertönte und die Fensterscheiben klirrend in den Vorgarten fielen.

„Ach, Vater, Vater, es ist zu schrecklich," jammerte das Mädchen, „ich vergehe vor Angst!"

„Du armes Kind," tröstete der Mann, der selbst des Trostes bedurfte. „O, wären wir weit, weit von hier. Klammere Dich an mich, muß es doch gestorben sein, so möchte ich mit Dir zusammen hinübergehen."

„Nein, Papa," flüsterte Desirée, „sprich nicht vom Sterben. Ich möchte leben und glücklich sein — glücklich mit ihm — mit meinem Waldemar."

„Mit dem Feinde des Vaterlandes," fragte er heftig.

„Eher will ich Dich todt wissen. Geh', Du bist keine Französin!" Er wandte sich grollend ab. Desirée schwankte zu der Tante.

Frau von Tarandal athmete ruhig. Der furchtbare Knall hatte sie nicht erwecken können. Uebermüdet lag sie in tiefem Schlafe.

(Fortsetzung folgt.)

Bayerische Volkstrachten.

C. U. München im September.

Bekanntlich arbeitet dahier ein großes Komite schon seit Monaten rüstig, um auf dem heurigen Oktoberfeste ein historisch-bayerisches Volkstrachtenfest zu veranstalten, wie man kaum eines noch gesehen hat, nicht einmal bei der Feier des 70. Geburtsfestes Sr. kgl. Hoh. des Prinz-Regenten. Es ist daher wohl das Interesse begreiflich, das man allenthalben daran nimmt, und wenn wir im Nachstehenden versuchen, einige der hervorstechendsten Trachtengruppen etwas genauer zu beschreiben, glauben wir uns den Dank Vieler zu verdienen. Da werden, um uns gleich an Schwaben zu wenden, von wo nur 32 Personen gemeldet sind, die Leute aus dem Balderschwangerthal (Immenstadt und Bregenzer Wald) in ihrer uralten Tracht erscheinen. Besonders ist die Frauentracht, für Arme und Reiche gleich, von Interesse. Den Hals verhüllt ein schwarz-sammtnes Koller, darüber der Brustlatz (Blaetz), ebenfalls aus schwarzem Sammt, am Rande mit Gold- und Buntstickerei verziert. Darüber die „Juppe", ein langes Hemd von schwarzem Glanzleinen mit Einsatz von schwarzem Sammt, der gleichsam als Mieder dient und am Rande gleichfalls bunte Stickerei hat. Die Juppe fällt, in hundert kleine Fältchen gelegt, bis zu den Knöcheln nieder, nur einmal ober den Knieen von einem blauen, schmalen Streifchen unterbrochen. Ein glänzend schwarzer Obergürtel schließt sie fest ober den Hüften und läßt den schönen Gestalten ihren freien Wuchs. Die Arme bedeckt eine Unterjacke von dunklem Pers, dann die „Tschoppe", eine Ueberjacke von ganz kurzer Taille, vorne offen, so daß Blaetz und Goller sichtbar sind. Im Gehen wird die Juppe aufgeschürzt, damit der grün und rothe Unterrock mit brennrothen Zacken verbrämt sichtbar wird. Der „Schnaller" oder „Häckel", ein Schnappmesser hängt mit einem Riemen vom Gürtel an der rechten Seite nieder. Wohlhabende haben Beschläg und Kette in Silber. Die Kopfbedeckung ist eine kugelförmige gedrückte Mütze aus schwarzer Wolle, im Sommer durch schwarze Strohhüte in Männerform ersetzt. Der Putz der „Prangerinnen" besteht in dem „Schäpele", einem Reifen von schwarzem Sammt mit einem Krönlein von Gold- oder Silberdraht, mit Glasperlen und Steinen geziert, auf das zurückgestrichene Haar gesetzt. Die Braut in der schimmernd schwarzen Tracht hat auf ihrem Schäpele noch ein Kränzlein von Rosmarin. Die „Zuchtfrau" (Brautmutter) trägt den „Stauchen" (um das Kinn gewundenen Flor).

An den grünen Ufern der Salzach, in der ehemals salzburgischen Stadt Laufen, welche 1816 zur Hälfte unter bayerische, zur Hälfte unter österreichische Herrschaft kam, so, wie sie der Fluß scheidet, ist seit uralten Zeiten ein Schiffergeschlecht seßhaft, das von jeher eine eigene Gilde bildete, die sich in ihren Sitten und Gewohnheiten, selbst in ihrer Sprache von den übrigen Bewohnern der Stadt und Umgegend merklich unterscheidet. Im Jahre 1828 traten diese Schiffer, gezwungen durch das politische Verhältniß als Unterthanen zweier Länder, zu einer Gemeinde zusammen, sich völlig unabhängig von den beiderseitigen Behörden selbst in polizeilicher Hinsicht verwaltend, bezüglich dieser Gewerbspolizei selbst das Strafrecht ausübend, nach Belieben in letzter Instanz die bayerische oder österreichische Hilfe anrufend, und so eigentlich eine industrielle Republik bildend. Diese Schiffergilde besaß in früheren Zeiten das alleinige Recht, Salz zu verfrachten, und dieses Recht brachte ihren Mitgliedern reichen Gewinn. Manche solche Schifferfamilie vermag ihren Stammbaum auf mehrere Jahrhunderte zurückzuführen, so die seit sechshundert Jahren vorkommende Familie Gutrath, die edlen Kammerloher, die Freiherren von Ducker und Auer u. A. Ihre Rechte waren ihnen mehrmals durch Kaiserbriefe bestätigt, und sie überreichten dem Lehensherrn alljährlich als Homagium (Huldigung) 52 Dukaten in einem rothen Sammtbeutel. Schon 1496 hatten sie ihr eigenes Schifferspital, in welchem alte, ausgediente Schiffer, auch verheirathete, vollständig verpflegt wurden. Sie feierten alljährlich nach altem Brauche ihren Jahrtag. Als kirchliche Feier begehen sie noch heute die Wasserweihe, das „Himmelbrodschutzen" genannt. Wenn die Gemeinde bei kirchlichen Gelegenheiten, am Fronleichnam u. dergl. auftritt, läßt sie ihr eigenes Zechkreuz nebst 2 Leuchtern und eine große rothe Fahne mit dem Bilde des Fischzuges Petri durch Männer in schwarzen Mänteln vortragen. Auch ein eigenes bewaffnetes Korps, die „Schiffermiliz", hat sich aus ihrer Mitte gebildet, denn unter den Fürstbischöfen leisteten sie wirkliche Kriegs- und Sicherheitsdienste in Laufen. Nun beschränkt sich der Dienst freilich nur mehr auf Kirchenparaden und andere Festlichkeiten. Ihre Uniform besteht aus weißen Pantalons, rothen Jacken mit schwarzen Aufschlägen, einem korsischen Hut mit dunkelgrün und rothem, hängendem Busch. Die Bewaffnung besteht in Tasche, Säbel und Muskete. Die Musiker tragen rothe Fracks und rothe Czakos mit weißem Busch und Schnürwerk.

Von den lieblichen Gestaden der Salzach scheiden wir, um unseren Fuß an den grünen Ufern des Mains ruhen zu lassen. Auf ragendem Fels thronet die Plassenburg, einst die stolze Veste der Markgrafen von Bayreuth und Ansbach, deren Zinnen und Bastionen heute geschleift sind, einst aber weit hinaus ragten in die gesegneten Gefilde des Maingaus, eine wichtige Schutzwehr gegen Osten. Ein mächtiges Bauwerk, nimmt das hervorragendste Interesse der schöne Hof ein, der sich dem Heidelberger Schloßhof keck an die Seite stellen kann. Vier mächtige Flügelbauten im Renaissancestil des 16. Jahrhunderts bilden diesen Hof, in welchem sich auch der durch Fels getriebene Radbrunnen befindet, der bis zum Spiegel des Mains reichen soll.

„Wo holder Frauen Augen einst Ritterspiel geschaut
Im „schönen Hof", da regt sich schon längst kein froher Laut.
Und in den lichten Sälen, wo man gezecht, gelacht,
Arbeiten still — Verbrecher, bewacht bei Tag und Nacht —
O Plassenburg, im Lichtglanz der alten Herrlichkeit
Ehmals ein Heim von Fürsten und jetzt — so sehr entweiht."

Die Geschichte der Plassenburg geht bis auf die Grafen von Meran zurück, und von da aus geht jene düstere Sage von der „weißen Frau". Innig an den Buchberg, worauf die Plassenburg ragt, lehnt sich das Städtlein Kulmbach an und nicht weit davon im Thurnauer Lande die „Pörbitsch". Dort nun ist eine alte Tracht ausfindig gemacht worden, welche wir beim Landestrachtenfest gleichfalls anstaunen können; ein paar alte Leute werden in derselben erscheinen. Der dreieckige Hut des Mannes ist von schwarzem Filz und mit sehr breiter Krempe versehen. Die Jacke, „Brustfleck" genannt, ist von schwarzem Tuch ohne Aermel, an der vorderen Seite mit einer Reihe Zehnpfennigstück großer versilberter Knöpfe versehen. Die Kniehose ist von schwarzem gefärbtem Bockleder, an den beiden äußeren Enden sind sechs versilberte Knöpfe zum Zuknöpfen angebracht. Hiezu kommen ein paar weißwollene bis über die Knie hinaufgehende Strümpfe und ein paar Wadenstiefel. Das Wamms der Frau ist aus schwarzem Tuch gefertigt, geht bis an die Hüften und ist mit einem Umlegkragen versehen, auf beiden Armen kleine Kräuselchen. Ein Rock von dunkelblauem haus-

gemachtem Stoff mit zwei ungefähr 6 cm breiten aufgenähten, hellblauen Seidenbändern und eine dunkelblau und moosgrüne Schürze vervollständigen die Gewandung. Den Kopfputz bildet eine Kappe von schwarzem Sammt, hinten mit Goldfadenstickerei versehen, an den Seiten und unten mit einer aus schwarzseidenen Bändern gefertigten Schleife gekrönt. Ein roth und weißes Kopftuch ist um die Kappe gebunden, so daß dieselbe vorne eine Spitze bildet.

„Reben, Meßgeläute, Main und Bamberg, das ist Franken!" sagt ein alter Spruch. Auch dort hat sich eine alte Tracht erhalten, die der Bamberger Gärtner. Diese sind ein eigenartiges Völkchen slavischen Ursprungs, welches sich hauptsächlich durch seine, namentlich weiblicherseits oft mit kräftigen Witzen gewürzte Derbheit eine besondere Berühmtheit erworben. Ihr Hauptruhm ist ihr eiserner Fleiß, mit welchem sie dem an sich unfruchtbaren Sandboden ihre weltberühmten Gartenerzeugnisse abzuringen wissen.

Gleichen Ursprungs sind die Hummelbauern im „Lande Gosen", einige Stunden südlich von Bayreuth. Diese bewohnen einige Gemeinden und halten sich fast rein; sehr selten nur vermischen sie sich mit den Bewohnern der Umgegend. Hatten sie doch ihren eigenen Abgeordneten Jahrzehnte lang in die Prannerstraße gesendet, den Bürgermeister Brendel von Pettendorf; jetzt ist er freilich schon ziemlich lange todt. Doch diese Leute sind nicht die einzigen wendischen Ueberreste; auch von Mittelfranken werden wir solche in ihrer charakteristischen Tracht hier sehen, so von Neunhof aus dem Knoblauchland. Der stark ausgeschweifte Zylinderhut mit zwei Zoll breiter Krempe und überhängenden Quasten, ein kurzes Leibchen von Manchester sind die Merkmale der Männertracht. Weiße Strümpfe und Wadenstiefel wechseln ab mit langer Hose und Halbstiefeln. Und die Frauen mit ihrer steifen Bänderhaube, deren eigentliches Haubenband das ziemlich tief liegende „Bodele" überragt, dem quer zusammengelegten rothgeblümten Tuch, dem „Spenser" und dem weißen Persrock — erinnern sie nicht an die bunte Tracht der ungarischen Bäuerinnen? Die alten, wendischen Trachten sind zwar im Laufe der Zeit als tägliche Kleidung so ziemlich verschwunden, doch werden sie alljährlich zum Kirchweihtanz, „Betzentanz" geheißen, aus Truhen und Kasten hervorgeholt, denn die Burschen sowohl wie ihre Tänzerinnen, welche sich gegenseitig zu beschenken haben, nehmen sich gar schmuck aus in der alten Wendentracht. Doch bestehen nur mehr wenige, insbesondere Frauentrachten, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß auch diese wenigen über kurz oder lang bald ganz verschwinden würden, wenn nicht durch Veranstaltungen, wie das Volkstrachtenfest, dem vorgebeugt würde.

Das dritte Franken, das rebenumgürtete Unterfranken, weist eigenthümlicher Weise die meisten Volkstrachten, die sich noch bis heute rein erhalten haben, auf. Mit einigen wenigen Abänderungen ist hier der Dreimaster, die rothe Weste und die gelbe Lederhose beim Mann überall vertreten. Die Frau hat ein großes weißes Tuch derart um den Kopf geschlungen, daß der gestärkte hintere Zipfel breit und flach auf den Schultern liegt und mit seinen Enden weit über die Hüften hinunterragt. Unter dem Halstuch lugt die „Spitz", eine Art Krause von einer doppelten Reihe handgroßer gefalteter Spitzen, hervor. Der Brustfell ist tief ausgeschnitten, mit mehreren Reihen heller Seidenbänder garnirt und mit Silbermünzen zusammengehalten. Darüber wird das „Mutzli" angezogen. Im Winter tritt an die Stelle des Kopftuches eine schwarze Bänderhaube. Der Rock ist von gestreiftem oder geblümtem Zeug. Farbenprächtig sind die Gruppen, die wir von da her bewundern werden, so einen Hochzeitszug von Arnstein mit Musik, eine protestantische Hochzeit aus Bahra u. v. A.

Wer sollte nicht bei dem rebenreichen Franken sofort an das herrliche Kronjuwel Bayerns, die sonnige Pfalz denken, an den Vater Rhein mit seinen Liedern und Sagen, seinen Burgen und Schiffen! Dort ist die eigentliche Volkstracht fast ganz verschwunden, ja Niemand erinnert sich daran. Es mag dieß wohl mit den Stürmen der Zeit zusammenhängen, die über die Pfalz hinweggebraust. Nur in Steinfeld, Neuburg a. Rh. und Rumbach sind noch Volkstrachten vorhanden; diese gehen bis zum Anfang des Jahrhunderts zurück und sind in ganz trefflichen Typen vertreten. Der Wasgau ist es, der diese Trachten sendet; freilich die Männertracht ist selten: Ein Sonntagsanzug von 1800, ein Hochzeits- und Abendmahlsanzug von 1815—30 und ein Arbeitsanzug von 1820 war alles, was gefunden werden konnte. Ersterer hat einen runden schwarzen Filzhut mit Sammtband, schwarzseidenes Halstuch mit Schiffsknoten, dunkelblaue Weste mit Stehkragen, kurzes dunkelblaues Wamms, dunkelblaue Latzhose mit Metallknöpfen besetzt und Schnallenschuhe vervollständigen das Bild. Der zweite unterscheidet sich vom ersten durch den „schwarzen Nebelspalter", einen Zweimaster mit Sammtband, seitwärts geschützt durch Roßhaarknöpfe, und den langen blauen Rock, und der Arbeitsanzug zeigt eine weiße Zipfelkappe. Die Frauentrachten sind noch besser vertreten; da sehen wir eine für eine Frau in älteren Jahren von 1812 mit weißer Nebelkappe, durchbrochen von Tüll mit weißen Bändern, schwarzer Tuchjacke, hinten kurz gefaltet, weißen Zwickelstrümpfen mit rothen Zwickeln und ausgeschnittenen Lederschuhen. Die Tracht für eine Frau von 1825 ist ganz von schwarzer Seide und mit weißer Seide garnirt, sonst aber in der Anordnung der vorigen sehr ähnlich. Reizend ist die Mädchentracht von 1800. Auf dem Haupte trägt das Mädchen einen „Stich" wie ein Diadem, in dessen Mitte eine Goldrosette von Granaten umgeben glänzt. Das Haar wird in Zöpfen getragen, welche um den Stich geschlungen sind; dazu das weiße Piquetmieder mit Volants, am Busen durch eine rothe Schleife zusammengehalten, ein Granathalsband, ein schwarzseidenes Tuch mit buntfarbigen Streifen verziert, dunkelblaue Schürze — ist das nicht ein reizendes Bild! Oder vielleicht nicht die Mädchentracht von 1820 mit dem blaublumigen Mieder, dem mit farbigen Bändern gezierten Rock und der Granatkette? —

Schon dieser kurze Ueberblick mag einen schwachen Begriff von dem farbenprächtigen Bild geben, das sich im Triumphzug der Bavaria am nächsten Sonntag so vielgestaltig vereinigt. Und, fragt vielleicht manch einer, wozu das Alles, wozu dieser Aufwand von Zeit und Geld? Freilich der oberflächliche Beobachter wird sich darauf keine Antwort geben können. Derjenige aber, der in die Tiefen des Volkslebens hinabzusteigen versteht, wird dieses Beginnen für ein sehr löbliches halten. Handelt es sich doch um nichts geringeres, als den Sinn für die alte Volkstracht, die ja leider so häufig verschwunden ist, weil man sich ihrer schämt, wieder zu wecken und zu beleben. Sollte das historisch-bayerische Volkstrachtenfest weiter nichts erreichen, es wäre schon genug. Denn die Erhaltung der Volkstracht ist gleich mit Hebung des Volkscharakters; und dies ist heute nöthiger denn je, wo der alles nivellirende Geist unserer Zeit so emsig daran ist, mit all' dem Alten aufzuräumen. Möge dieser Zweck voll und ganz erreicht werden, dann haben jene Männer, die das Unternehmen ausgedacht und vollendet, den schönsten Lohn: einer eminent patriotischen und nationalen Sache gedient zu haben.

** Kriegserinnerungen eines Felddiakonen.

Am 15. Juli 1870 wurde am schwarzen Brett der Berliner Universität und in mehreren Zeitungen ein Aufruf der Studiosen Pietschker und Droysen veröffentlicht, in welchem zur Bildung von akademischen Sanitätskompagnien aufgefordert wurde, welche sich durch Vermittelung der Feld-

diakone den Johannitern zur Verfügung stellen sollten. Bei der Begeisterung, welche in jener großen Zeit die akademische Jugend erfaßte, konnte der Erfolg des Aufrufs nicht ausbleiben. Innerhalb weniger Tage hatten sich mehr als 60 Kommilitonen gemeldet, und als am 24. Juli die Mannschaft für die zur Nord- und Südarmee zu entsendenden mobilen Johanniterkolonnen ausgewählt wurden, waren sie es gerade, welche zunächst berücksichtigt wurden. Studiosus Pietschker (Droysen war inzwischen als Kriegsfreiwilliger bei den Gardefüsilieren eingetreten) wurde der Südarmee zugetheilt; diese Kolonne wurde unter dem Befehl des Majors a. D. von dem Knesebeck gestellt.

Es ist selbstverständlich, daß es sich in den Kriegserinnerungen eines Felddiakons, wie sie uns in einem soeben erschienenen Werke des Predigers Dr. Pietschker *) vorliegen, nicht um die Mittheilung eigener kühner Heldenthaten oder um strategische Auseinandersetzungen handeln kann. Die Thätigkeit eines Felddiakons ist eine stille, fast unbemerkte, aber zugleich eine unendlich wichtige, denn sie umfaßt eine Unsumme von Arbeit und Verantwortlichkeit. Die Kolonne, welcher Pietschker als Zugführer angehörte, hat im Laufe des Feldzuges mehr als 16 Schlachten und Gefechten beigewohnt, außerdem aber auch noch auf dem Marsche Fuß- und Brustkranke, an Dyssenterie Leidende u. s. w. untergebracht. Im Ganzen belaufen sich die von ihr aus der Gefechtslinie geholten, verbundenen, evakuirten und vorübergehend versorgten Mannschaften auf über 6000. Wir übergehen die fesselnden, mit interessanten Details versehenen Schilderungen Pietschkers, welche er vor seiner Fahrt nach der Grenze, von seinen Erlebnissen in Speyer u. s. w. entwirft, und führen die Leser in die Lazarethe von Altenstadt, die während und nach der Schlacht bei Weißenburg mit Verwundeten überfüllt waren. Das hier herrschende Elend war entsetzlich, das Gewimmer und Gestöhne in den dumpfigen, niedrigen und vollgestopften Stuben war geradezu sinnverwirrend und betäubend. Die fürchterlichsten Szenen aber spielten sich in einem am Ende der Straße gelegenen Gehöfte ab. Da liegen Verwundete und Sterbende in Reihen den Gartenweg entlang, hinter dem Hause, unter den Bäumen, dicht daneben in dem kleinen Hopfenstück. Das Haus ist gefüllt bis auf den letzten Platz, selbst in die Küche hat man die stöhnenden Verwundeten hingelegt, die sich oft in breit auseinander gelaufenen Blutrinnen wälzten. Und dabei kommt Bahre an Bahre in den Hof hinein. Da liegen sie nun, die unversöhnlichen Feinde, die sich vor drei Stunden noch gegenseitig zerfleischten, Einer dicht neben dem Andern, jetzt mild und still, als ob sie nie gehaßt, nie gekämpft hätten. Das gemeinsame Leid macht die Feinde wieder zu Menschen, zu Brüdern.

Bei Wörth betrat die Kolonne zum erstenmale ein wirkliches Schlachtfeld. „Es ist", sagt Pietschker in seinem Werke, „ein eigen Ding um ein Schlachtfeld, einen Tag nach dem Kampfe! An allen Wegen, hinter allen Gebüschen, an allen freien Punkten, kurz, wohin der Blick sich richtet und so weit das Auge reicht: Leichen mit wachsbleichen oder rothen, an Augen und Lippen oft schwarzblauen Gesichtern, Leichen in jeder Stellung und Lage, deren gräßliche Verstümmelungen oft seltsam kontrastiren mit den lebhaften Farben und Zierrathen der Uniformen. Dazwischen Pferdekadaver, umgestürzte Proviantwagen, Zeltstücke, Waffen und Ausrüstungsstücke jeglicher Art auf dem zerstampften und von Granaten zerwühlten Boden zerstreut: und dazu überall der Brandgeruch aus den Dörfern, der weithin die Luft erfüllt. Je höher wir kamen, um so dichter lagen die Leichen, deren Tornister — mit Schmerz muß ich es sagen! — während der Nacht geplündert waren, so sehr auch die Armeegendarmen das Schlachtfeld zu schützen gesucht hatten. Hier oben hatte man sich gepackt und Mann gegen Mann gefochten mit dem Säbel, dem Bajonnet, dem Kolben und zuletzt an der Erde gerungen. Der Kampf war hier zum Gemetzel geworden, und das Blut stand hier noch in großen Lachen. Man hatte in der höchsten Hitze des Kampfes kein Pardon gegeben und genommen. Daher fanden wir auch neben den vielen Leichen keine Leichtverwundete; die überhaupt noch lebten, waren fast ausnahmslos Moribunde, d. h. solche, welche der untersuchende Arzt auf dem jedem Verwundeten angehefteten Blättchen als Leidende bezeichnet hatte, deren Wunden binnen kurzer Zeit bestimmt zum Tode führen, und die den Transport in's Lazareth nicht aushalten würden. Es ist schmerzlich, wenn man an solchen Soldaten vorübergehen muß, als hörte man nicht Wimmern und ihre klagenden Bitten, und mir war es Anfangs immer, als ob ich dadurch einen Mord auf meine Seele ladete, als ob sich das Rothe Kreuz meiner Armbinde entzündete und den Arm bis auf den Knochen durchbrannte; aber man läßt die Moribunden liegen, um nicht unnützer Weise Zeit zu verlieren, die man lieber denen zuwendet, wo noch etwas zu retten und zu erhalten ist. Unter den Moribunden befand sich auch ein Artillerist, dessen kernige Natur sich noch fest an das Leben klammerte. Die im Rückgrat sitzende Kugel wurde ihm herausgenommen; er überstand glücklich diese schwierige und schmerzvolle Operation, ward aber nach genauer Untersuchung auch von unserm Chefarzt für Moribund erklärt. Man verließ ihn unter leeren Versprechungen. Es schien mir herzlos, einen noch Lebenden seinem Schicksal zu überlassen und ihn mit leeren Redensarten abzuspeisen. Ich mußte noch einmal hin, vielleicht konnte ich ihm als Theologe etwas nützen. Er klagte über Frost und wünschte zu trinken. Soviel es möglich war, erfüllte ich alle seine Wünsche. Da bat er mich wieder, ihn nach dem Lazareth oder nach dem Städtchen hinunter zu bringen. Ich erschrak; es wurde mir schwer, die vorher gehörten Ausflüchte und Versprechungen zu wiederholen, und dennoch mußte es sein. Tief erschüttert lehnte ich mich an den Apfelbaum zu Häupten des Sterbenden; jeder seiner schweren Seufzer ging mir wie ein Stich durchs Herz. Ich glaubte seit Weißenburg und Altstadt alle Schwäche überwunden zu haben; das Uebermaß von Unglück und Leiden, welches uns seit dem 4. August fast fortwährend umstöhnte, hatte uns allerdings dahin gebracht, daß wir ganz abgestumpft waren und nur noch mechanisch arbeiteten; wir waren seit drei Tagen gewohnt, bei Amputationen und Resektionen ruhig zu assistiren, Sterbenden die Augen zuzudrücken und fortwährend über große Leichenfelder zu schreiten, — und nun plötzlich wieder bei diesem Einen diese schmerzliche Rührung?!"

Und weiter geht es über die Vogesen: Beschwerliche Märsche, schlechte Quartiere. Auf jede, auch die bescheidenste Bitte heißt es immer und immer wieder, daß nichts mehr vorhanden ist, daß unsere Soldaten alles, selbst die Bett- und Tischwäsche genommen hätten. Und nun versetze man sich in die Lage und die Empfindungen unserer armen Soldaten, wenn sie müde und hungrig nach langen beschwerlichen Märschen ins Quartier kommen und dann auf solche widerhaarige Gesinnung und Verbissenheit stoßen. Wenn sie für Geld und gute Worte weder Speise noch Trank, noch sonstige Lebensutensilien erhalten können, wenn ihnen die Bevölkerung des besiegten Landes wie hier geradezu provozirend entgegentritt; ist es dann ein Wunder, wenn sie auch unmuthig werden und mit allen möglichen Mitteln zu requiriren beginnen?!

Die Beschwerden des Marsches schildert Pietschker in anschaulicher Weise, „ . . . was aber bei diesen beschleunigten Märschen, bei den nassen Biwaks und der jetzigen Hitze an Menschenkraft und Gesundheit zu Grunde geht,

*) Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten von Dr Carl Pietschker. Verlag von R. Hachfeld, Potsdam, Preis 6 M., gebunden 7,50 M.

davon hat man daheim keine Ahnung. Das Gros der III. Armee steht an der Mosel zum weiteren Vormarsch bereit; hinter uns aber auf allen Wegen, in jedem Dorfe eine Unmasse von Fuß- und Brustkranken. Es ist ein Jammer, auf dem Marsche die Soldaten so liegen zu sehen. Hohläugig und mit fahlen Wangen blicken Einen diese matten Gestalten an. Oft liegen sie da zu drei oder vier Mann, ja an einzelnen Stellen waren ganze Korporalschaften vor Ermattung umgesunken. Anfangs kann man dieses Elend nicht mit ansehen, man springt ihnen bei, reicht ihnen einen Schluck Wein oder einen Bissen Brod, diesem oder jenem Fieberkranken, welcher in krampfartigen Zuckungen daliegt, öffnet man die Uniform oder reibt ihm mit erfrischenden Sachen die Schläfe; aber es gibt der Kranken und Erschöpften so viele, man müßte hier auf den Chausseen, wo vorher ganze Divisionen marschirt sind, alle hundert Schritt herabspringen, und könnte dem Vormarsch nicht folgen. Wie man bei den Moribunden scheinbar hartherzig sein mußte, um nur der Masse derer zu helfen, wo noch zu retten und zu erhalten ist, so muß man hier mit schmerzlichem Gefühl an den Kranken und Maroden vorbeimarschiren, welche fast alle Wege an solchen heißen Marschtagen besetzt halten. Vorn kann es fast jeden Augenblick zum Schlagen kommen. „Vorwärts!" heißt der Befehl, — und somit muß man diese Armen zunächst ihrem Schicksal und den nachkommenden Lazarethen überlassen. Manche dieser Jammergestalten schleppen sich zum nächsten Dorf; aber gerade diejenigen, welche des Schutzes und der Hilfe am meisten bedürfen, bleiben liegen, bleiben oft einen Tag und eine lange Nacht hindurch ohne Unterstützung, bis dann endlich die Lazareth-Kolonnen oder requirirte Wagen kommen und sie zum Vor- oder Rücktransport aufnehmen. Aber ehe dies geschieht, hat sich so mancher den Stoff zu einer tödtlichen Krankheit geholt, ist so mancher vielleicht von heimtückischen Bauern verrätherisch hingemordet. Es scheint dies übertrieben zu sein, ist aber die volle, schmerzliche Wahrheit: Bei den letzten Tagesmärschen sind, gering gerechnet, vier bis fünf Prozent der Mannschaften vor Hunger und Erschöpfung umgesunken."

Der Marsch geht weiter über Luneville, Nancy, Vaucouleurs, Revigny, St. Méne-hould, Malmy u. s. w. nach Sedan. Die Schilderung der Schlacht bei Sedan seitens des Verfassers ist geradezu meisterhaft und auch vom damaligen Kronprinzen (welcher sie im Jahre 1882 gelesen) als die beste eines Laien bezeichnet worden. Wir müssen uns versagen, darauf näher einzugehen. In ergreifender Weise schildert Pietschker die Eindrücke, welche sich ihm auf dem Schlachtfelde von Sedan am Tage nach der Schlacht aufdrängten. An einer Stelle heißt es über das Kampfesfeld der 6er und 46er: „Aber welche Opfer hatte die Erstürmung dieses einen Höhenzuges gekostet! Die Leichtverwundeten waren seit gestern Abend fortgeschafft, aber wie groß war die Zahl der Schwerverwundeten hier und der Todten ringsumher! Ein Soldat saß neben der Leiche eines lieben Kameraden und starrte dem Todten in das wachsbleiche Angesicht. Als er mich erblickte, kam er zu mir und fragte: „Herr Doktor, ist er denn wirklich todt?" Ich zeigte ihm einfach das Loch, durch welches die Kugel schräg von oben in die Brust gefahren war; „er war wirklich todt?" Dieser Mann schilderte mir nun die schrecklichen Momente, wie sie hier gestanden und rechts und links die Kameraden fielen, die Uebriggebliebenen hätten sich nach den Offizieren umgesehen, aber auch sie liegen schon unter den Haufen von Todten und Verwundeten. Die Leute wußten nicht, ob vor oder zurück; schon wankten die Kolonnen, um sich aus dem vernichtenden Feuer zurückzuziehen. Da hätte sein Hauptmann sich aufgerichtet und hätte mit lauter Stimme gerufen: „Vorwärts, was zaudert Ihr? Wollt Ihr, daß wir noch zum dritten- und viertenmale verwundet werden? Wenn Ihr echte Schlesier seid, dann vorwärts!" — Auf diese Zurufe der Verwundeten, welche nach dem Niedersinken meist noch von einer zweiten und dritten Kugel getroffen worden, faßte auch der Rest der Leute wieder Muth und sie stürmten ohne Aufenthalt den Berg hinan, um den oben gedeckt liegenden Gegner anzupacken und auf die andere Seite hinabzuwerfen. Man hatte es hier mit vollständig intakten Regimentern vom 7. und 1. französischen Korps zu thun gehabt, die überdies einen Tag lang Zeit hatten, sich einzunisten und mit dem Terrain auf's Genaueste bekannt zu machen. Daher denn auch die großen Opfer auf Seiten unserer Truppen. — Ringsum Todte in allen möglichen Lagen, mit allen nur erdenklichen Wunden, und dazwischen stöhnende Verwundete, rufende Aerzte, thätige Johanniter und faule Krankenträger, die unbekümmert um die Leiden ihrer Kameraden ruhig abkochten und frühstückten."

Pietschker, der mit offenem Blick alle Vorgänge betrachtet, macht hier und da in seinem Werke Bemerkungen, die von einer außerordentlichen feinen Beobachtungsgabe zeugen. Von seinem Aufenthalt in Versailles schrieb er: „Für alles ist jetzt gesorgt und Jedermann ist bemüht zur Erleichterung der Schmerzen der armen Blessirten beizutragen. Hierbei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die süddeutschen, vor Allem die bayerischen Verwundeten viel geduldiger und dankbarer sind, als unsere norddeutschen, speziell die preußischen. Während letztere zumeist egoistisch, ja sogar barsch auftraten, waren die bayerischen Verwundeten, Offiziere wie Mannschaften, äußerst dankbar und wenn es ihr Zustand gestattete, auch behilflich. Es liegt dies mit in dem preußischen Charakter und der angeborenen Zucht. Der Soldat thut seine Pflicht auf jedem Posten; — der kategorische Imperativ ist (wie man mit Recht gesagt hat) unseren Truppen gleichsam zur anderen Natur geworden; so lange noch ein Funken von Kraft dem Willen dienstbar ist, so lange der preußische Soldat noch gesunde Glieder hat, ist auch das Kommando, das „Du mußt" der Antrieb zu steter, gewissenhafter Pflichterfüllung. Dieses Bewußtsein gethaner Pflicht tritt aber dann auch bei den Verwundeten als anspruchsvolles Wesen auf. Der Soldat geht selbstverständlich von dem Grundsatz aus: Ich habe, solange es ging, für Euch gekämpft und gelitten; jetzt thut auch Ihr Eure Pflicht und pflegt meinen kranken und zerschossenen Körper! — Ich will das nicht tadeln, sondern nur anführen, um oft gehörte Klagen und Beschwerden aus einer genügenden Ursache zu erklären."*)

Ein hervorragendes Interesse nehmen die im dritten Abschnitt des Buches enthaltenen biographischen Silhouetten in Anspruch. Pietschker hat, mehr als irgend ein Anderer, Gelegenheit gehabt, die Persönlichkeiten zu studiren, welche dem Hauptquartier des Kronprinzen angehörten. Da ist zunächst der Kronprinz selbst. Nur einige Worte aus der Schilderung seines Wesens mögen hier Platz finden. „Nicht blos der militärische, sondern in Wahrheit auch der geistige Mittelpunkt des Hauptquartiers ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm: Er ist ein Herzog der Deutschen im tiefsten Sinne des Wortes. Es ist nicht seine sympathische Stimme, nicht sein Geist und sein süddeutscher Humor, was ihm einen so bezaubernden Einfluß auf Andere gibt; solcher Nimbus schwindet meist, wenn man derartigen fürstlichen Herren näher rückt und ihnen nicht mehr „drei Schritt vom Leibe bleibt". Nein, die ihm eigene gemüthliche Wärme, sein reiner, selbstloser Charakter, seine echte Menschenliebe, die sich in Andere vertiefen, Andere verstehen kann, die allein geben ihm ungesucht diesen herzgewinnenden Einfluß auf seine Mitmenschen. Man fühlt's in seiner Nähe: Er meint es treu und gut mit Jedermann und das gewinnt ihm Aller Herzen. Ohne Zweifel sind in ihm eine Reihe von glänzenden Natur-

*) Diese Erklärung ist etwas gekünstelt; ein Hinweis auf die süddeutsche Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit läge doch weit näher. Red.

gaben vereinigt, deren Bethätigung in seinem militärischen und politischen Beruf bisweilen den Eindruck der Genialität macht; aber der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegt nicht so sehr auf der Seite des Talents, als auf der des Charakters." An anderer Stelle erzählt der Verfasser folgende charakteristische Episode, welche von der großen Herzensgüte des Kronprinzen zeugt: „Es ist rührend und erhebend, mit welcher Freundlichkeit und Geduld sich Seine königliche Hoheit der Kronprinz um unsere lieben Verwundeten bemüht; Stunden lang ist er an den Betten oder auf der Terrasse beschäftigt, um ihnen Anerkennung und Trost zu spenden. Ja, welchen Trost sie durch sein herzgewinnendes, rührendes Mitgefühl empfingen, mit welch' stolzem Gefühl sie den schönsten Lohn, den königlichen Dank aus dem Munde ihres ritterlichen Führers entgegennahmen, — das wird keiner dieser Braven sein ganzes Leben lang vergessen, so trüb auch zunächst der Blick in die Zukunft sich ihnen gestaltet, wenn sie ihre zerschmetterten und verkrüppelten Glieder betrachten. Im Antlitz jenen milden Ernst, der alle seine männliche Schönheit überstrahlt; aus den Augen jener sonnig warme Blick, der Einem im Innersten erschauern läßt, zumal wenn er mit dem sonoren Ton seiner Stimme ein Trosteswort spendet; dazu die gehaltene Würde seines ganzen Wesens; — wahrlich, man kann nicht anders, man muß, wenn er uns eines Handdrucks würdigt, ihm in tiefster Verehrung und innigster Liebe die Hand zu küssen suchen. — Und wie sinnig, wie zartfühlend weiß er die schwersten Kranken zu erfreuen! Ein Blümchen, das er dem Leidenden gelegentlich aus dem Garten seines Quartiers mitbringt, eine Frucht von seiner Tafel, die er aus dem Paletot holt, um sie mit herzlichen Worten des Trostes oder der Anerkennung einem armen Verstümmelten zu reichen, — wie lindert dies den bittern Schmerz der Verwundeten! — Wie leuchtet nach solch' einer Szene das vorher so matte, trübe Auge so manches Pflegebefohlenen auf! Immer von Neuem müssen wir es ihnen bestätigen, daß es kein Traum gewesen, daß „der liebe, gute Kronprinz" wirklich selber an ihrem Bette gewesen, die Hand auf die heiße Stirn gelegt und so gütige Worte gesprochen, sie seine „lieben Kameraden" genannt hat. Der verklärte Blick manches Verwundeten nach solch hohem Besuch erfüllt uns mit der Ueberzeugung, daß nun eine Wendung zum Besseren eintreten wird, wenn der Körper noch Widerstandskraft genug besitzt. Man hatte nach jeder Anwesenheit des Kronprinzen das Gefühl, daß ein guter Engel durch's Zimmer gegangen sei. — Gott mag ihn dafür segnen am innern und äußern Menschen und ihn in allen Gefahren beschützen, die ihm drohen und denen er sich oft unnützerweise durch seine übergroße Vertrauensseligkeit im Verkehr mit den Franzosen aussetzt. Weil er selbst so edel, rein und lauter ist, darum setzt er auch bei Anderen dieselben Herzenseigenschaften voraus; und das kann ihm bei dieser verbissenen, rachsüchtigen Rasse, die heute noch so ist, wie Cäsar sie uns schildert, einmal sehr übel bekommen. Q. D. b. v.! — Weit entfernt, das Bild dieses edlen Königssohnes auch nur im Geringsten aus dem Rahmen des rein Menschlichen hinauszuheben, müssen wir doch sagen, daß der Kronprinz nach seinem inneren Wesen und seinem äußeren Auftreten ein wahrer Idealmensch ist, dem die Liebe und Verehrung aller Menschen zufällt, die in seine Nähe kommen. Die zutrauliche Herzlichkeit, mit welcher sich insbesondere die süddeutschen Soldaten an ihn herandrängen, würde sich einem Fürsten und General gegenüber nicht so herauswagen, wenn nicht der Instinkt des Volksgemüths es herausfühlte, er meint es wahrhaft gut mit Jedermann. — —"

Dann folgt eine treffliche Charakteristik des Generalstabschefs Generallieutenant v. Blumenthal und einer Reihe von Angehörigen des Generalstabs. In dem Kapitel: Die deutschen „Erbkaiser" finden sich äußerst interessante Mittheilungen über die im Hauptquartier des Kronprinzen anwesenden deutschen Fürstlichkeiten und endlich in einem weiteren Kapitel geistvolle Schilderungen Gustav Freitags, des Schlachtenmalers Bleibtreu, des Professors Hassel, des Kammerherrn Grafen Seckendorff, des Grafen Harrach und der Schriftsteller Ludwig Pietsch und A. Strodtmann. Eingehend bespricht Pietschker die zum Hauptquartier gehörigen Engländer. Von dem Times-Korrespondenten, Dr. W. H. Russel, schreibt der Verfasser u. A.: „Er ist ein jovial ausschauender, korpulenter Herr, in dessen Antlitz Alles, sogar der spitz nach unten schielende Schnurrbart, Selbstzufriedenheit, Unfehlbarkeit und gewaltige Ueberlegenheit ausdrückt. Bei ihm verbindet sich die angeborene Beweglichkeit des Iren mit der Tüchtigkeit und Gründlichkeit des Engländers; und so ist es denn kein Wunder, daß er als Berichterstatter größerer Zeitungen und in den letzten Jahrzehnten als Kriegs-Korrespondent der „Times" geradezu einen Weltruf sich errungen hat. Dieses irische Element in ihm, welches vor dem angelsächsischen Wesen durch größere Lebhaftigkeit des Naturells, treffenden Mutterwitz und Humor ausgezeichnet ist, übte, gerade wie bei seinem speziellen Landsmann Palmerston, einen unverkennbaren Einfluß auf seine Charakterbildung und damit auf seine literarische Stellung aus. Die Eitelkeit, mit welcher Russel mehrere Dutzend Orden bei jeder Gelegenheit gern zur Schau trug, ist auch etwas spezifisch Irisches, während sein für einen im Hauptquartier nur geduldeten Korrespondenten etwas großer Wagenpark und Pferdebestand doch sehr stark wie Protzenthum eines irischen Emporkömmlings ausschaute" u. s. w. Aus der Fülle des in dem Pietschker'schen Werk gebotenen Materials haben wir nur einige wenige Stellen herausgreifen können. Einen vollen Genuß kann eben nur derjenige haben, welcher das an fesselnden Schilderungen so reiche Werk im Zusammenhange liest.

** Zur Rattenfänger-Sage.

Der interessante Artikel: „Am Hause des Rattenfängers". (Ein Reisebild von Heinrich Lee), abgedruckt in Nr. 114 des „Sammler", erinnerte mich an eine kurze Notiz, die in der „Historischen Chronik von Johann Ludovicus Gottfrid" zu finden ist. Das umfangreiche Werk erschien zu Frankfurt am Main; es wurde herausgegeben von dem Kupferstecher Matthäus Merian dem Aelteren, der dem Text mit eigener Hand zahlreiche Kupferstiche beifügte. Merian wurde geboren 1593 zu Basel und hatte den berühmten Kupferstecher Dietrich Meyer von Zürich zum Lehrer. Nachdem er in Nancy und Paris, in den Niederlanden und in Stuttgart gearbeitet hatte, lebte er später meist in Frankfurt; das Zeitliche segnete er am 19. Juni 1650 zu Schwalbach. Auch der Name des Malers, Kupferstechers und Kunsthistorikers Joachim Sandrard (Joachim von Sandrart), der am 12. Mai 1606 zu Frankfurt am Main geboren wurde und eine Zeit lang unter Merian's Leitung stand, findet sich in dem Buche. Von ihm rührt die Idee zu dem herrlichen Titelblatt her. Auf Seite 602 dieses in vielfacher Beziehung originellen Werkes nun ist über die Entführung der Kinder zu Hameln in getreuer Abschrift folgendes zu lesen: „Im Jahre 1284 hat sich der traurige Fall mit den Kindern zu Hameln im Braunschweigerland begeben. Es hatte ein Abenthewerer sich mit den Bürgern umb ein gewiß Geldt verglichen, er wolt mit einem Pfeifflein alle Ratten und Mäuse auß der Statt führen, und sie dieses Unziefferß entladen. Er that solches, und führte Ratten und Mäuß hinauß in ein Wasser darinn sie ersauffen musten. Da ihm aber die Bürger zu Hameln (wie man sagt) seinen Lohn nicht geben, kam er auff einen Freytag, im Monat Junio in die Statt, weil die Leuth in der Kirchen waren, fieng an zu pfeiffen, da sambleten sich hundert und dreissig Kinder zu ihm, die führet dieser Pfeiffer alle hinauß, gieng

mit ihnen in das Thal Koppenberg, und führet sie da in den Berg hinein, daß weder Stumpff noch Stiel von inen nach derselben Zeit gesehen worden ist. Und schreiben die zu Hameln die Jahrzahl noch vom Außgang ihrer armen Kinder. Also lohnet der Sathan, wann man mit ihm contrahirt." — Interessant ist hier namentlich der Schluß; denn der Geschichtschreiber Gottfrid sieht in dem „Abenthewerer" den Teufel selbst und theilt uns gleichzeitig mit, daß die Bewohner von Hameln durch das traurige Ereigniß sich veranlaßt sahen, von jenem Zeitpunkte an für sich eine neue Zählung der Jahre vorzunehmen.

H. B.

Verschiedenes.

Eine Probe des herrlichsten Juristen-Styls findet sich, worauf die „Frkf. Ztg." aufmerksam macht, in einer vom höchsten deutschen Gerichtshof herausgegebenen Urtheilsbegründung vor. (Urtheil des Reichsgerichts II. Zivilsenat vom 30. Nov. 1894, vgl. Buchelts Zeitschrift, Band 26, S. 236): „Die unmittelbar selbst ab Waghäusel aus ihr dort zur Verfügung stehenden Vorräthen absendende und durch die Uebergabe an den Frachtführer nach dem Gesagten das Eigenthum an dem dem Frachtführer zur Uebersendung gegebenen Zucker an die Käuferin übertragende Verkäuferin würde nun (obgleich sie als Absender im Verhältniß zum Frachtführer nach Art. 402 des H.-G.-B. bis vor dem dort bezeichneten Zeitpunkt der Uebergabe des Frachtbriefes durch den Frachtführer an den im Frachtbrief bezeichneten Empfänger über das Frachtgut verfügen konnte) nach dieser Eigenthumsübertragung an den Käufer im Verhältniß zum Käufer nicht mehr über die Waare haben verfügen können, und hätte also über sie nicht etwa im Verhältniß zum Käufer wirksam nachträglich eine Verfügung dahin treffen können, daß sie diese bereits in Erfüllung des Kaufvertrages dem Käufer zu Eigenthum übertragene Waare ihm nun nur als eine erst zu gewissen (gleichen oder anderen) Bedingungen an ihn zu verkaufende offerirte, also über sie, sei es für sich oder für einen Anderen, einen Kaufvertrag abschließen wollte." — Das Blatt bemerkt satyrisch: Wir erinnern uns nicht, jemals eine klarere und überzeugendere Urtheilsbegründung gelesen zu haben. Ja wir glauben sogar, daß der gelehrte Herr, der sie formulirte, möglichenfalls selber sein Deutsch verstanden hat, — so unwahrscheinlich diese Annahme auch dem einen oder dem anderen unserer Leser erscheinen könnte.

Schach.

Organ des bayerischen Schachbundes.

Partien vom Meisterturnier zu Hastings, August 1895.

Vierspringerspiel.

Weiss: *Ad. Albin, New-York.* Schwarz: *Dr. S. Tarrasch, Nürnberg.*

	Weiss.	Schwarz.		Weiss.	Schwarz.
1)	e2—e4	e7—e5	13)	d2—d4	Dd8—h4
2)	Sg1—f3	Sg8—f6	14)	g2—g3 [4])	Dh4—f6
3)	Sb1—c3	Sb8—c6	15)	h2—h3 [5])	h7—h5!
4)	Lf1—b5	Lf8—b4	16)	Kg1—g2 [6])	h5—h4
5)	Sc3—d5	Sf6×d5	17)	Tf1—g1	h4×g3
6)	e4×d5	e5—e4 [1])	18)	f2×g3	f5—f4 [7])
7)	d5×c6	d7×c6	19)	Lc1×f4	g7—g5
8)	Lb5—e2 [2])	e4×f3	20)	Lf4×d6	Df6×f3†
9)	Le2×f3	0—0	21)	Kg2—h2	c7×d6
10)	0—0	f7—f5! [3])	22)	Tg1—f1	Df3—e2†
11)	c2—c3	Lb4—d6	23)	Kh2—g1	Lc8×h3
12)	Dd1—b3†	Kg8—h8		Aufgegeben.	

[1]) Ein sehr fataler Zug für Weiss, der die Fortsetzung 5) Sd5 zu widerlegen scheint. [2]) Auch L×c6† ist nicht besser; es folgt b7×c6, 9) De2 0—0, 10) Se5 Dd5 und Schwarz steht erheblich besser. [3]) Aus dem Vierspringer- ist wie gewöhnlich ein Vierläuferspiel geworden. Die materiellen Kräfte sind gleich, aber Schwarz ist etwas freier entwickelt und weiss diesen Vortheil rasch und kräftig auszunutzen. [4]) Falls h2—h3, setzt Schwarz den Angriff mit g7—g5 fort. [5]) Es drohte 15) .... f5—f4, 16) g3—g4 Dh4!, worauf der g-Bauer nicht mehr zu decken ist. Nach h2—h3 scheitert jedoch f5—f4 an 16) g3—g4 Dh4, 17) Kg2 h7—h5, 18) Th1! [6]) Auf L×h5 folgte wieder f5—f4 mit durchschlagendem Angriff. [7]) Hierauf gibt es keine Rettung mehr, da g3—g4 wegen Dh4 nicht genügt und auf die von Weiss gewählte Fortsetzung eine Figur verloren geht, ohne den Angriff wesentlich aufzuhalten. — Herr Albin ist bekanntlich derjenige Meister, welcher Herrn Dr. Tarrasch bei drei aufeinander folgenden Turnieren die einzige Niederlage bereitet hat.

Wiener Partie.

Weiss: *M. Tschigorin, Petersburg.* Schwarz: *D. Janowski, Paris.*

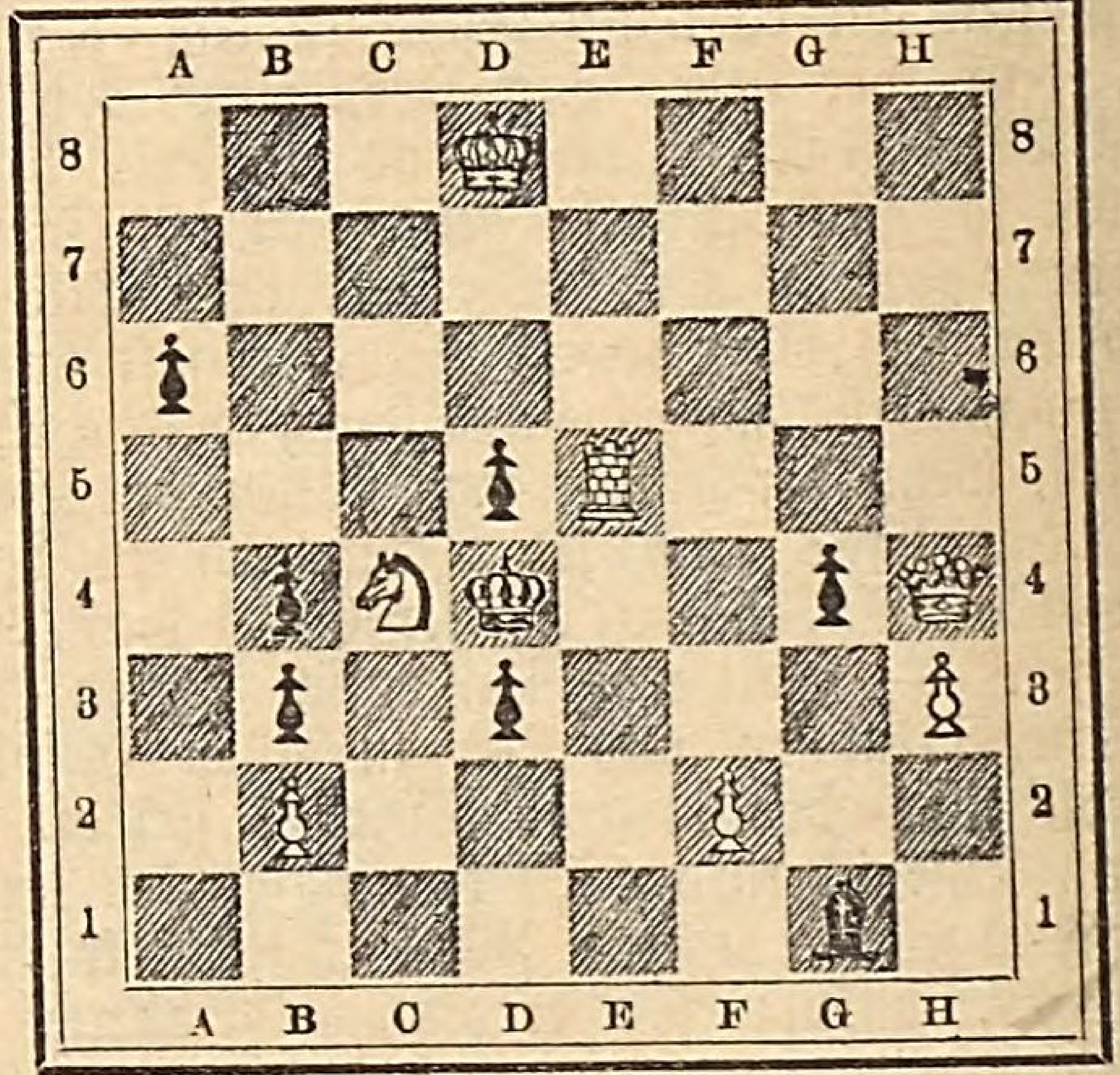
	Weiss.	Schwarz.		Weiss.	Schwarz.
1)	e2—e4	e7—e5	10)	Df3—h3 [3])	Dd8—d6
2)	Sb1—c3	Sg8—f6	11)	Sc3×d5	Dd6×d5
3)	d2—d3	d7—d5	12)	Se2—c3	Dd5—a5!
4)	e4×d5	Sf6×d5	13)	a2—a3 [4])	Le7×a3
5)	Dd1—e2 [1])	Sb8—c6	14)	Sc3—b1 [5])	La3×b2†
6)	Lc1—d2	Lf8—e7	15)	Kc1×b2	Da4—a2†
7)	0—0—0	0—0	16)	Kb2—c1	Sc6—d4
8)	De2—f3 [2])	Lc8—e6		Aufgegeben. [6])	
9)	Sg1—e2	f7—f5			

[1]) Um die lange Rochade, die Weiss zu seinem Nachtheile beabsichtigt, vorzubereiten, erschien wenigstens Ld2 und hierauf Df3 geeigneter. Schon der Abtausch der Bauern im vorhergegangenen Zuge schadete der eigenen Entwickelung. [2]) Schwarz ist nun in der Entwickelung bedeutend voraus und auch dieser Zug zwingt den Gegner nur zu einer den Angriff fördernden Deckung. Wir hätten daher 8) g2—g3 nebst Lg2 vorgezogen, z. B.: 8) g2—g3 Le6, 9) Lg2 S×c3, 10) L×c3 L×a2?, 11) L×c6 b7×c6, 12) L×e5 etc. mit gutem Spiele. [3]) Dies entfernt die Dame zu sehr aus dem Spiele. Es konnte etwa 10) Kb1 nebst Sc1 und b3 zur Deckung des schwachen Königsflügels folgen. [4]) Die Partie fällt Schwarz ziemlich mühelos in den Schoss; Weiss hat schwach eröffnet und sich schwach vertheidigt. Nun folgt zum Schluss ein das Verderben herausfordernder Zug. [5]) Falls 14) b2×a3 entscheidet D×a3†, 15) Kb1 Sb4 nebst Mat in längstens 4 Zügen. [6]) Das Mat auf c2 kann durch Sa3 nur um 2 Züge hinausgeschoben werden. — Herr Tschigorin hatte bereits am Vormittag des betreffenden Spieltages geäussert, heute zum Spiele durchaus indisponirt zu sein. Bei dem Umstande, dass mit dem Verluste dieser in vorletzter Turnierrunde gespielten Partie der I. Preis verscherzt war, hätte man immerhin eine etwas kraftvollere Spielweise erwarten dürfen.

Problem Nr. 627.

Von Georg Friederich in Wurlitz.

SCHWARZ.



WEISS.

Mat in 3 Zügen.

Lösung des Problems Nr. 618. (*Braungart.*)

1) Se4—g5, 2) Sg5—f3, S×f7, Td4—d5 ‡.

Angegeben von: F. R. in Werneck, M. Weiss in Bamberg, J. Schanderl in Amberg, M. Scheible in Ulm.

Lösung des Problems Nr. 619. (*Marin.*)

1) Da8—g8 / Kd4×c5 2) Sf2—e4†, 3) Lg1—c5 ‡

1) — / Sa5—c4! 2) Dg8—g3†, 3) Sd3, De5 ‡

1) — / Sa5—b3 2) Dg8—e6!, 3) Sd3, Se2 ‡.

Auf 1) .... Ke3 folgt 2) Dg5†, 3) Tf5, De5 ‡.

Fein und schwierig!

Angegeben von: Fr. in Werneck, J. Schanderl in Amberg, M. Scheible in Ulm, H. Braungart in Grossvichtach, Anton Gross in Füssen.

Auf die Schachspalte bezügliche Sendungen bitten wir zu adressiren: „Sammler-Schach. — Nürnberg".

Heft 4. Ausgegeben am 7. November 1895. Alle 14 Tage erscheint ein Heft à 18 Cents. XII. Jahrg. 1895.

Universum

Illustrirte Familien-Zeitschrift



Verlag des Universum,
Alfred Hauschild.

Dresden. Wien.

Inhalts-Verzeichnis des 4. Heftes.

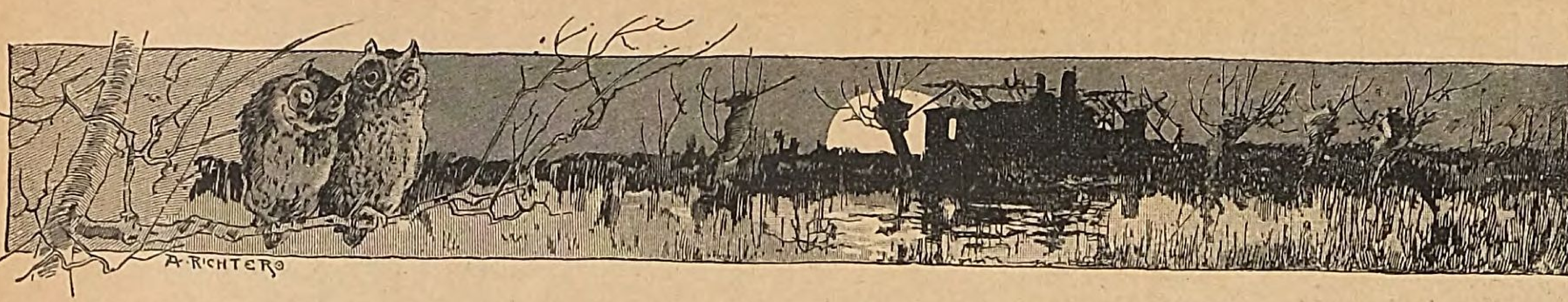
Text:

Illustrationen:

Kunstbeilagen und Vollbilder:



Mauerblümchen. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.



Die Brüder.

Roman von Paul Lindau.

(Fortsetzung.)

Daß Nelly so leichtsinnig gewesen war, diesen für ihre Verhältnisse geradezu übertrieben kostbaren Schmuck, für den ihr Ottrott fünftausend Mark angerechnet hatte, für sich zu kaufen, das wagte sie Martin nicht zu gestehen. Das würde ja ein ganz falsches und häßliches Licht auf sie werfen ... Es war doch nur eine momentane Verirrung gewesen! Jetzt waren ihr die Augen aufgegangen. Sie war bereit, das Unrecht selbst wieder gut zu machen, ohne dem armen Martin, dem es ohnehin nicht leicht werden würde, all ihre Schulden zu bezahlen, damit auch noch den Kopf schwer zu machen.

Überdies war ja Ottrott ein so kulanter Geschäftsmann. Er hatte ihr gesagt, der Ankauf habe eigentlich nur eine nominale Bedeutung; der Schmuck repräsentiere den Wert, den er dafür anrechne, und wenn sie ihn durchaus nicht haben wolle, so werde er ihn nach ein paar Wochen oder Monaten mit Vergnügen zurücknehmen und sich mit einer bescheidenen, dem Zinsverluste entsprechenden Entschädigungssumme gern zufrieden geben.

Noch am selben Abend schrieb sie an Ottrott und bat ihn um seinen Besuch. Damit, hoffte sie, war die Sache ein für allemal abgethan. Sie atmete erleichtert auf, als sie die Adresse auf den Brief an Ottrott geschrieben hatte.

Wiederum fiel ihr Blick auf die ziemlich lange Liste ihrer Gläubiger und auf die hohen Beträge. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, das Konvolut der Rechnungen mit dieser nüchternen Aufstellung zu begleiten. Und da nun einmal das Schlimmste überwunden war, wollte sie der Sache sogleich und gründlich ein Ende machen. Schon morgen sollte Martin, wenn er zu ihr kam, genau wissen, wie es um sie stand. Sie wollte nicht noch einen Tag in unbehaglicher Stimmung mit ihm verbringen. Sie schrieb also noch einen langen, langen Brief an Martin, in dem sie mit rührender Offenheit alles sagte, was ihr durch Kopf und Herz ging. Dann steckte sie alle Rechnungen mit ihrem Briefe in ein großes Couvert, versiegelte es und schickte das Paket noch zu vorgerückter Abendstunde, gegen zehn Uhr, zu Martin hinüber.

Die Arbeit hatte sie so aufgeregt, daß sie in der Nacht wenig schlief.

* * *

Früher als gewöhnlich, gerade so, wie Nelly es gehofft und erwartet hatte, kam Martin am nächsten Vormittag zu ihr. Als er lächelnd eintrat und ihr die Wangen küßte, umschlang sie ihn leidenschaftlich und weinte und schluchzte heftig. Martin bemühte sich zunächst vergeblich, sie zu beruhigen. Sie war ganz außer sich und wirklich rührend in ihren reuigen Selbstanklagen. Ein dutzendmal sagte ihr Martin, daß sie die Sache nicht gar zu tragisch zu nehmen brauche. Nelly schien alle Freundlichkeiten zu überhören und wiederholte beständig die Frage:

„Nicht wahr, es ist viel mehr, als Du gedacht hast?"

Martin war ehrlich genug, die Frage nicht zu verneinen. Endlich brachte er es aber doch durch sein Zureden fertig, daß Nelly ihm ruhig zuhörte. Er machte ihr nochmals klar, daß die Auseinandersetzung unvermeidlich gewesen war.

„Da Du nächstens ehrsame Bürgersfrau sein wirst," sagte er, indem er herzlich ihre Hand zwischen den seinen hielt, „mußte unbedingt reiner Tisch gemacht werden. Natürlich ist es Dir nicht angenehm gewesen, mir Deine Schulden zu beichten! Das verwünschte Geld besitzt nun einmal die niederträchtige Eigenschaft, daß es alles besudelt, was mit ihm in Berührung kommt! Nun ist der unerquickliche Zwischenfall vorüber, nun waschen wir uns die Hände, und die Sache ist abgemacht."

„Du bist viel zu gut!" rief Nelly, gerade wie gestern, in wirklicher Rührung. „Mir wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn Du mich tüchtig ausgezankt hättest ... Ich begreife noch immer nicht, wie ich so leichtsinnig habe sein können! Ich habe drauflos gelebt, als ob mir die Millionen später

gar nicht fehlen könnten! Ich kannte eben den Wert des Geldes nicht . . ."

„Das weiß ich ja alles! Du hast's mir in Deinem rührenden Briefe so schön auseinandergesetzt! Millionen haben wir freilich nicht. Aber morgen früh ist alles bis auf Heller und Pfennig bezahlt."

„Damit ist's für mich aber noch nicht abgethan," versetzte Nelly. „Ich weiß ja, wie schwer es Dir wird!"

„Ach was! Ich komme schon durch!" entgegnete Martin mit etwas erzwungener Fröhlichkeit. Und er wiederholte, als wolle er sich selbst beruhigen: „Ja, ja, ich komme schon durch! Aber nun noch eine Frage, Nelly," setzte er in ernsterem Tone hinzu. „Es ist die letzte: Hast Du mir nun wirklich auch alles gesagt? alles?"

„Alles!" bekräftigte Nelly treuherzig.

„Also Du hast keine Schulden mehr?" fragte Martin noch einmal eindringlich.

„Nein."

Mit etwas unsicherem Ausdruck und etwas leiser sagte er:

„Verzeih. Du hast auch keines der Geschenke mehr, die der unverlobten Künstlerin gemacht werden durften, die aber meine künftige Frau nicht behalten darf?"

„Ich habe nie Geschenke angenommen," antwortete Nelly ruhig.

„Ich habe diese Frage gestellt," fuhr Martin mit offenbarer Befangenheit und stockend fort, „weil ich . . . Du erinnerst Dich ja . . . vor einigen Monaten . . . Hast Du den Rubinschmuck schon bezahlt? Ich habe die Rechnung nicht gefunden."

Diese Worte setzten Nelly in große Verlegenheit, die sie geschickt durch künstliche Heiterkeit bekämpfte.

„Ach so!" lächelte sie. „Du meinst den Salamander? Und der ist Dir wegen seiner Schönheit aufgefallen? . . . Man sieht, Du bist kein Kenner. Der Schmuck ist gar nicht echt . . . Theaterschmuck . . . Pariser Imitation. Ich habe ihn deshalb auch nicht wieder getragen. Ich schämte mich."

„So?" sagte Martin. „Das war Imitation? Ich hätte auf die Echtheit geschworen."

„Ach!" sagte Nelly leichthin. „Die Pariser sind in solchen Arbeiten so fabelhaft geschickt. Selbst Juweliere täuschen sich, wenn sie nicht genau hinsehen. Übrigens sind die Sachen gar nicht so billig. Das dumme Ding hat Geld genug gekostet. Und da ich's nun doch nicht mehr tragen kann, werde ich's so bald wie möglich loszuwerden suchen."

Martin schwieg einen Augenblick. Nelly war peinlich davon berührt. Sie war unzufrieden mit sich, daß sie Martin auch jetzt die Wahrheit noch nicht zu sagen wagte, und ihr Unwille äußerte sich in einer gewissen Verstimmung darüber, daß Martin ihr noch immer nicht glaubte, gerade weil sie fühlte, daß sie in diesem Augenblick keinen Glauben verdiente.

Sie stand auf und machte einige Schritte durchs Zimmer, dann blieb sie gerade vor ihm stehen und sagte:

„Ich weiß ganz gut, was Du jetzt denkst. Ich gebe Dir mein ernstes Wort: Du bist auf falscher Fährte. Du denkst, ich habe Dir damals doch etwas vorgeschwindelt. Gestehe es ehrlich: Du glaubst, daß Herr Templin mir den Schmuck geschenkt hat."

„Nun, ehrlich gesagt, ja, so etwas Ähnliches habe ich gedacht."

„Du irrst Dich," versetzte Nelly mit ruhiger Bestimmtheit. „Und es ist unklug von Dir, immer wieder Herrn Templin aufs Tapet zu bringen. Du giebst dem gleichgültigen Herrn eine Wichtigkeit, die er nie besessen hat und durchaus nicht verdient."

„Du hast gewiß recht," entgegnete Martin nach einer Weile. „Aber ich habe deswegen doch nicht unrecht. Du kennst diese Menschen nicht! Mit ihrem Golde halten sie sich einfach für unwiderstehlich, und was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, das meinen sie auch unbedingt durchsetzen zu können. Herr Templin hat aus seinen Absichten nicht einmal ein Geheimnis gemacht. Noch vor ein paar Tagen hat er im Klub mit siegesgewisser Suffisance erklärt: „Mit Fräulein Nelly werde ich schon wieder gut werden! Das ist eine einfache Frage der Zeit."

„Recht freundlich, daß man Dir so etwas hinterbringt!" warf Nelly ein.

„Wozu hat man gute Freunde," fuhr Martin fort, „wenn sie einem nicht Unangenehmes hinterbringen sollen? Das hätte mir übrigens nicht einmal ein Fremder zu sagen brauchen. Ich weiß ja von Dir selbst, daß dieser Patron vor vier, fünf Wochen den unverschämten Versuch gemacht hat, sich wieder an Dich heranzudrängen, obwohl ich ihm meine Meinung sehr deutlich gesagt hatte."

Templin hatte in der That vor einiger Zeit von Karlsbad aus eine riesige Schachtel voll Oblaten, in kostbarsten Blumen ganz verpackt, als „Gruß von einem vergessenen Freunde, der seine Freunde nicht vergißt", an Nelly geschickt.

Nelly hatte das lächelnd ihrem Bräutigam mitgeteilt und ihn gefragt, wie sie sich zu benehmen habe. Martin war in hellen Zorn über die Vermessenheit Templins geraten. Er hatte Blumen und Oblaten nach Karlsbad zurückgeschickt und einen sehr energischen Brief dazu geschrieben. Er hatte Templin in dürren Worten verboten, an Fräulein Nelly irgendwie direkt oder indirekt heranzutreten, und die Nichtbeachtung dieses Verbotes als eine persönliche Beleidigung bezeichnet, für die er persönlich Rechenschaft verlangen werde. Der Brief war so unverbindlich wie möglich, und der Schlußpassus, daß Martin sich lediglich durch die Rücksicht auf die Karlsbader Kur eines Patienten eine ungewöhnliche Zurückhaltung auferlegt habe, wirkte unwillkürlich komisch.

Als Martin jetzt auf diese Episode anspielte, lächelte Nelly und sagte freundlich:

„Du hast mir vorhin in herzlichster Weise den Vorwurf gemacht, daß ich die Sache zu tragisch nehme. Das darf ich Dir gegenüber mit besserem

Rechte behaupten. Es ist mir ganz unfaßbar, was Dich immer und immer wieder veranlaßt, von Herrn Templin mit mir zu sprechen. Er spielt doch wahrhaftig nicht die geringste Rolle in unserem Dasein. Ich verdanke ihm nur eines, für das ich ihm auch Dankbarkeit bewahren muß: das Glück unserer Bekanntschaft, Freundschaft und Liebe."

„Ja," erwiderte Martin, „ich weiß ja, daß Du Dir nichts aus dem Herrn machst, und ich finde es auch merkwürdig, daß sein Name so oft von mir ausgesprochen wird. Aber es ist ganz eigentümlich: seit ich den Menschen kenne, habe ich ein undefinierbares Gefühl, als ob zwischen uns so etwas wie eine Katastrophe schwebt . . . eine instinktive Abneigung, eine unerklärliche Unruhe. Ich verstehe es nicht, aber ich empfinde es sehr deutlich. Ich hab's im ersten Augenblick empfunden. Ich war schon drauf und dran, auf den Villenbau zu verzichten, weil ich mir fest einredete, daß ich mit dem Bauherrn in ernsthaften Konflikt geraten müßte. Wenn mir mein Bruder damals nicht zugeredet hätte, hätte ich mich auch durch meine Antipathie bestimmen lassen."

„Und Du würdest sehr unrecht daran gethan haben, wie Du Dich doch nun überzeugt haben wirst."

„Das weiß ich noch nicht einmal. Wegen der Villa haben wir uns allerdings nicht gezankt, aber ich fühle ganz deutlich, daß wir miteinander noch nicht fertig sind. Weswegen drängt sich mir beständig die Erinnerung gerade an diesen Menschen auf? Weswegen die Beklommenheit, die ich nicht loswerden kann? Seine Persönlichkeit ist doch wirklich nicht dazu angethan, solche Empfindungen hervorzurufen. Darin gebe ich Dir vollkommen recht, und ich begreife, daß Du Dich darüber wunderst. Er ist ein Dutzendmensch der gewöhnlichsten Sorte. Hunderte von dieser Spezies laufen mir über den Weg, ohne daß ich aufblickte oder gar stehen bliebe, und gerade dieser Mensch . . ."

„Unbegreiflich!" rief Nelly verwundert.

Martin fuhr bei dem Worte wirklich erschrocken zusammen. Blitzschnell stand vor seines Geistes Auge das traurige Bild seiner letzten Begegnung mit Gottfried, und er hörte dessen Stimme ganz deutlich: „Du wirst eines Tages vor dem Unbegreiflichen stehen, glaube mir!" Martin wiederholte dumpf mit fast ängstlichem Ausdruck:

„Unbegreiflich!"

„Ja," setzte er nach einer Pause hinzu, „manchmal steht man vor dem Unbegreiflichen."

Nelly blickte verwundert auf. Sie fühlte, daß in Martin etwas Seltsames vorging. Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit ihren hellgrauen Augen prüfend an.

„Was hast Du nur?" fragte sie beklommen. „So kenne ich Dich ja gar nicht!"

„Ich weiß auch nicht, was auf einmal über mich gekommen ist," antwortete Martin. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und bemühte sich zu lächeln. „Ich bin in der letzten Zeit zuviel Stubenhocker gewesen, ich habe zu angestrengt gearbeitet . . ."

„Das hättest Du eben nicht thun sollen."

„Du weißt ja, die Konkurrenz . . . Aber nun bin ich nahezu fertig, ich darf beinahe sagen, ich bin ganz fertig; es handelt sich nur noch um kleine Korrekturen. Und nun will ich mir auch eine kleine Ausspannung gönnen."

„Das ist vernünftig!" rief Nelly erfreut aus. „Willst Du eine kleine Erholungsreise antreten?"

Martin sah sie erstaunt an.

„Eine Erholungsreise ohne Dich? Wie kannst Du nur so etwas denken! Ich sollte Dich tagelang hier allein lassen? Und glaubst Du wirklich, daß ich mich erholen würde, wenn ich allein wäre? Nein, mein Herz, davon ist nicht die Rede! Aber ich habe mich entschlossen, eine Jagdeinladung anzunehmen. Du kennst ja meine Leidenschaft; aber Du kannst Dir doch nicht vorstellen, wie unsereinem zu Mute ist, wenn er nach Wiedereröffnung der Jagd vorm Reißbrette sitzen soll. Den ersten Einladungen habe ich tugendhaft widerstanden, weil ich mich absolut nicht in meiner Arbeit zerstreuen wollte. Aber nun bin ich fertig, und nun kann ich die Einladung meines Jagdfreundes Möller mit gutem Gewissen annehmen. Du mußt nämlich wissen, Möller in Zehlendorf hat eine der allerbesten Jagden der Mark, und ich freue mich auf die Einladung schon das ganze Jahr hindurch. Also Du hast wirklich nichts dagegen?"

Nelly lächelte.

„Nicht das geringste, ich wiederhole es Dir. Im Gegenteil, ich freue mich herzlich darüber und finde es sehr vernünftig, daß Du Dich auffrischst. Du hältst mich wirklich für ein großes Kind. Lauf Dich gehörig müde, amüsiere Dich mit Deinen Freunden und komm vergnügt zurück. Das ist alles, was ich von Dir verlange."

Martin drückte ihr die Hand und erhob sich zum Abschiede.

„Du siehst nach der Uhr?" fragte Nelly. „Hast Du es so eilig?"

„Ja, meine Zeit ist um. Ich habe mir noch allerlei zur Vervollständigung meiner Jagdausrüstung zu besorgen, und wir fahren heute abend schon."

„Schon heute?"

„Möller hat uns allesamt zum Souper eingeladen. Wir übernachten in seiner Villa, um morgen in aller Frühe aufzubrechen."

„Dann sehe ich Dich wohl kaum noch?"

„Es wird sich schlecht machen lassen."

„Nun, dann also auf Wiedersehen! Und Weidmanns Heil! . . . Auf Wiedersehen?" wiederholte Nelly. „Wann sehen wir uns denn wieder?"

„Übermorgen abend. Wir jagen morgen und übermorgen. Das große Jagddiner übermorgen nachmittag mache ich nicht mehr mit. Daran liegt mir gar nichts. Ich denke, daß ich um fünf, sechs wieder in Berlin sein werde. Ich lade mich also bei Dir zu übermorgen um sieben Uhr zum Essen ein . . . Und nun lebe recht wohl, meine liebe Nelly, und thu mir die einzige Liebe: sei recht vernünftig. Versprich mir das."

Nelly sah ihn wieder mit erstauntem Blick an. „Wie meinst Du denn? Ich verstehe Dich gar nicht."

„Es ist kindisch," sagte Martin. „Ich weiß es... Aber ich liebe Dich eben... kindisch! Es ist das erste Mal seit unserer Verlobung, daß ich Dich auf längere Zeit allein lasse. Lach mich meinetwegen aus: der Abschied wird mir schwer. Ich kann Dir selbst nicht sagen, weshalb. Sieh, ich glaube Dir unbedingt, und beständig schreit es mir in den Ohren: zwischen uns ist noch immer etwas Unklares, Unausgesprochenes..."

Nelly schlug die Augen nieder. Der quälende Gedanke, daß sie ihm, ihrer bestimmten Versicherung zum Trotz, doch die volle Wahrheit über den Rubinschmuck nicht gesagt hatte, stieg plötzlich wieder in ihr auf, und sie konnte ihre Befangenheit nicht ganz verbergen.

„Und wenn ich davon mit Dir rede," fuhr Martin, der sie aufmerksam beobachtete, fort, „kommt es mir immer so vor, als ob Du mir wirklich etwas zu verbergen hättest... auch jetzt wieder..."

„Mein Gott!" erwiderte Nelly und versuchte, ihren Worten einen möglichst harmlosen Ausdruck zu geben. „Das ist ja ganz natürlich. Auch der Unschuldige leidet, wenn er in seinem Gewissen gefoltert wird."

„Ja, ja, Kind, Du hast recht! Habe Nachsicht mit meiner Schwäche, die gewiß nur von meiner Überarbeitung kommt. Ich bin eben ein bißchen nervös. Und thu mir zuliebe sogar das Überflüssige: sei recht vorsichtig, hörst Du? Übermorgen nach meiner Rückkehr kannst Du mich gehörig auslachen."

„Ich werde den Fuß nicht vor die Thür setzen," versprach Nelly lächelnd. „Genügt Dir das? Und bist Du nun beruhigt?"

„Vollkommen. Und sei dem Quälgeist nicht böse."

Sie verabschiedeten sich herzlich.

Als Nelly allein war, nahm ihr Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an. Sie setzte sich auf die kleine Ottomane, die mitten im Zimmer unter einer geschmackvollen Anordnung hochstämmiger Blattpflanzen stand, legte die beiden Hände auf die Kniee und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Merkwürdig!" sagte sie kopfschüttelnd. „Der Instinkt! Es ist etwas zu Sonderbares... Daß ihm gerade der Rubinsalamander so aufgefallen ist! daß ihn das einzige beunruhigt, was ich ihm verschwiegen habe! Ich hätte es ihm nur getrost auch noch sagen sollen! Aber ich habe es nicht übers Herz bringen können. Und er kann es und wird es ja nie erfahren! Es hätte ihn nur zwecklos beunruhigt. Die dummen Rubine! Wenn ich sie nur erst wieder los wäre!"

* * *

Martin hatte auf dem kurzen Wege von Nellys nach seiner Wohnung nicht bemerkt, daß ihm ein nicht sehr einladend aussehender Herr von gedrungener Gestalt, in schäbiger Eleganz gekleidet, mit einem runden Hütchen auf dem Kopf, einer auffälligen bunten Krawatte mit falscher Nadel um den Hals und einem Spazierstöckchen in der Hand in einiger Entfernung gefolgt war.

Der Diener teilte Martin mit, daß ein Herr, der seinen Namen nicht angegeben, aber den Herrn Baumeister in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen habe, dagewesen sei und im Laufe des Nachmittags noch einmal wiederkommen wolle. Martin war auch noch keine Viertelstunde in seiner Arbeitsstube, als der Diener meldete: der Herr von vorhin sei wieder da und bitte den Herrn Baumeister sehr dringend, ihn zu empfangen.

„Also lassen Sie ihn meinethalben vor."

Der Eintretende verbeugte sich tief und demütig. Martin kam das Gesicht bekannt vor. Nach den ersten Worten war er über die Persönlichkeit orientiert.

„Der Herr Baumeister werden sich meiner kaum noch erinnern. Mein Name ist Attenhofer. Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn Baumeister in Wannsee zu sehen. Der Herr Baumeister hatten die Güte, mir damals mit einer kleinen Unterstützung auszuhelfen."

„Ja, ja, ich erinnere mich! Nun, was wünschen Sie?"

„Herr Baumeister," sagte Attenhofer, indem er wieder den Hut zwischen den beiden Händen verlegen drehte, „mich treibt die bitterste Not. Ich bin in Verzweiflung! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll! Ich habe mir die Füße wundgelaufen — überall hat man mich abgewiesen... Da habe ich an Ihre Güte von damals gedacht. Ihre Adresse habe ich bei meiner Tante Frau Stolpe erfahren... Helfen Sie mir mit einer Kleinigkeit, Herr Baumeister!"

„Frau Stolpe hat Ihnen meine Adresse gegeben?" fragte der Baumeister ungläubig. „Das kommt mir aber sehr sonderbar vor! Ich muß Ihnen sagen, Herr Attenhofer, Ihre Tante ist nicht gut auf Sie zu sprechen. Sie hat mir sogar bittere Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen damals etwas gegeben hatte. Sie sagte, das Geld sei rein aus dem Fenster geworfen. Und ich muß Ihnen ferner sagen, daß, wenn ich früher gewußt hätte, daß Sie der Neffe unserer alten Frau Stolpe sind, die uns so oft ihre liebe Not über Sie geklagt hat — daß ich Sie dann wahrhaftig ebenso abgewiesen haben würde wie mein Bruder."

„Ach nein, Herr Baumeister, das würden Sie gewiß nicht gethan haben! Sie sind ja ein guter Mensch! Na ja," bekannte Attenhofer zögernd, „Tante Stolpe hat ja nicht unrecht! Ich habe ja manches begangen, was besser nicht geschehen wäre! Aber glauben Sie mir, Herr Baumeister, es wird einem verflucht schwer gemacht, wieder anständig und gut zu werden. Wenn man einmal drin sitzt, kommt man nicht wieder heraus. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich noch anfangen soll!"

„Haben Sie denn noch immer keine lohnende Thätigkeit gefunden?“ fragte der Baumeister.

„Nichts, nichts! Sie glauben gar nicht, Herr Baumeister, wie schwer es unsereinem gemacht wird.“

„Was waren Sie denn früher?“

„Schreiber bei einem Rechtsanwalt. Da bin ich fortgejagt worden, weil ich die armen Kunden besser und billiger beraten habe. Dann habe ich als Volksanwalt mir mein Brot verdienen wollen. Aber zu alledem gehörte Kapital. Ich mußte eine anständige Wohnung haben ... Und woher nehmen und nicht stehlen?“

„Also haben Sie doch eine gewisse Schulbildung erhalten?“ forschte Martin weiter.

„O ja. Aber was nutzt denn das? Gebildet sind wir ja jetzt alle! Ich habe nichts gefunden als die Stelle bei der «Vigilantia» in der Ackerstraße. Aber da ist jetzt auch nichts los. Da wird Stückarbeit bezahlt. Und seit zehn Tagen habe ich nicht einen Groschen verdient.“

„Richtig, richtig, Sie sind ja Privatdetektiv. Nun also, wenn es Ihnen wirklich so schlecht geht, wie Sie sagen, will ich Ihnen noch einmal ein paar Mark geben, damit Sie sich satt essen und unter Dach und Fach schlafen können. Aber zu regelmäßigen Pensionen an Unbekannte reichen meine Mittel nicht aus. Also verschonen Sie mich mit Ihren ferneren Besuchen.“

Der Baumeister gab Attenhofer einen Thaler.

„Ich danke Ihnen unterthänigst, Herr Baumeister!“ sagte Attenhofer mit tiefer Verbeugung, während er das Geldstück in die Tasche steckte. „Wenn Sie je Arbeit für mich haben — Sie sollen gut bedient werden.“

Bei diesen letzten Worten hatte Attenhofer in dumm pfiffiger Weise geschmunzelt, als ob er damit eine bestimmte Andeutung beabsichtige. Martin fiel der merkwürdige Ausdruck auf, und er fragte:

„Was meinen Sie damit?“

„Mein Gott! nichts Besonderes,“ versetzte Attenhofer mit demselben breiten Lächeln. Seine kleinen Augen blitzten sonderbar. „Ich sage nur, ich verstehe mein Geschäft. Es kommt doch manchmal vor, daß man sich für irgend jemand besonders interessiert, daß man gern wissen möchte, was der andere treibt ... Das ist mein Fall. Ich bringe es heraus. Da hilft keine geschlossene Droschke und kein Schleier, wenn er auch noch so dicht ist. Und kein Mensch erfährt's .... Sehen Sie, Herr Baumeister, ich kann's Ihnen am besten an Ihnen selbst zeigen. Ich wollte Sie gern sprechen, und ich wollte es nicht zudringlich machen. Ich habe Sie gestern und heute observiert. Gestern, als ich zu Ihnen kommen wollte, traten Sie gerade aus dem Hause heraus. Auf der Straße wollte ich Sie nicht anreden. Ich bin Ihnen nach der Borsigstraße gefolgt. Sie sind lange bei Fräulein Sand geblieben. Mir ist die Zeit nicht lang geworden. An der Ecke nahmen Sie eine Droschke ... Nummer 2191. Da hatte ich leider kein Geld, Ihnen zu folgen, sonst würde ich auch wissen, wo Sie nachher hingegangen sind. Als ich Sie heute hier verfehlte, dachte ich mir gleich, daß Sie wohl wieder bei Fräulein Sand sein würden. Da habe ich geduldig gewartet. Kein Mensch hat's bemerkt, daß ich vor dem Hause auf und ab patrouilliert bin. Und Sie haben auch nicht gemerkt, daß ich hinter Ihnen hergegangen bin. Dann habe ich Sie hier vor einer Viertelstunde ins Haus gehen lassen, und nun bin ich hier.“

„Vor Leuten Ihres Schlages muß man sich aber in acht nehmen!“ bemerkte der Baumeister, den Attenhofers Mitteilungen in einiges Erstaunen versetzt hatten. „Woher wissen Sie denn, daß ich bei Fräulein Sand gewesen bin? Kennen Sie die Dame?“

„Ich sagte Ihnen ja, ich bin Ihnen gestern nachgegangen. Eine Minute nach Ihnen bin ich ins Haus getreten und hörte, wie Sie bis zum zweiten Stock gingen und da klingelten. Nachher bin ich raufgegangen und habe das Schild gelesen. Ich kenne Fräulein Sand nicht persönlich, aber ich denke mir, es wird wohl die schlanke blonde Dame sein, die ich nachher einmal am Fenster gesehen habe.“

Martin schüttelte bedenklich den Kopf, und als Attenhofer wiederholte: „Also wenn Sie mich einmal brauchen können, ich stehe immer zu Ihren Diensten,“ schoß ihm blitzschnell ein Gedanke durchs Hirn, von dem er sich zwar sogleich wieder losmachen wollte, der sich aber mit unheimlicher Gewalt seiner bemächtigt hatte.

„Hören Sie, Attenhofer,“ sagte er stockend, „es könnte sich allerdings gelegentlich einmal — noch nicht jetzt, aber später — der Fall ereignen, daß ich Ihnen einen Auftrag zu geben hätte. Das würde aber allerdings eine sehr heikle und verfängliche Sache sein, die ich nur den allergeschicktesten Händen anvertrauen dürfte. Sie scheinen mir in der That gewandt zu sein, aber die Beweise, die Sie mir für Ihre Routine angeführt haben, sagen mir noch nicht viel.“

„Natürlich!“ sagte Attenhofer, der jetzt einen viel gemütlicheren Ton anschlug und die bittere Not, über die er soeben noch geklagt hatte, ganz vergessen zu haben schien. „Jetzt hatte ich ja auch kein besonderes Interesse zur Sache. Aber wenn's drauf ankommt, sollen Sie mich kennen lernen.“

„Können Sie auch reinen Mund halten?“ fragte Martin.

„Das ist ja mein Geschäft!“ erwiderte Attenhofer mit einer gewissen Überlegenheit.

„Nun ja ... aber bevor ich Ihnen die wichtige Sache, die ich im Auge habe, anvertraue, möchte ich Sie zunächst einmal in irgend einer gleichgültigen Kleinigkeit ausprobieren, möchte sehen, wie Sie dergleichen anfassen und ausführen.“

„Weiter verlange ich gar nichts, Herr Baumeister. Stellen Sie mir nur eine Aufgabe! Soll ich Ihnen übermorgen sagen, wie ...“ Attenhofer that, als ob er sich auf irgend etwas besänne, „wie zum Beispiel Ihr Herr Bruder den morgenden Tag

verbringt? Nicht eine Viertelstunde soll mir fehlen! Ihr Herr Bruder, oder irgend ein anderer."

„Sie bringen mich da auf einen Gedanken," bemerkte Martin leichthin und bemühte sich, gleichgültiger zu erscheinen, als er war. „Morgen und übermorgen bin ich auf der Jagd. Wenn ich nun bei meiner Rückkehr Fräulein Sand — es ist wirklich die blonde Dame, die Sie am Fenster gesehen haben — scherzhafterweise erzählen könnte, was sie während der Zeit getrieben hat, die Überraschung der Dame würde mir Spaß machen. Es handelt sich natürlich nur um einen Scherz. Wir können ja auch etwas anderes wählen."

„Natürlich nur ein Scherz!" wiederholte Attenhofer mit demselben dummschlauen Lächeln wie vorher. „Aber bleiben wir dabei! Ich nehme den Spaß doch ernst."

„So will ich die Sache auch verstanden sehen. Aber vor allen Dingen müssen Sie mir dafür stehen, daß Sie ganz unauffällig operieren."

„Herr Baumeister können ganz unbesorgt sein," entgegnete Attenhofer wiederum lächelnd. „Aber wenn ich die Sache ganz ernst durchführen soll, dann müßte ich ja Auffälliges auch telegraphieren."

„Wie Sie meinen," sagte Martin anscheinend gleichgültig.

„Unter Umständen auch dringend!"

„Meinethalben! Ganz nach Belieben! Ich will ja eben nur sehen, wie weit Ihre Geschicklichkeit reicht, um Sie später für einen ernsteren Zweck zu verwenden."

„Ich verstehe vollkommen," sagte Attenhofer und kniff ein Auge ein. Und indem er ein abgegriffenes Notizbuch aus der Seitentasche holte, fragte er: „Darf ich also um Ihre Adresse für morgen und übermorgen bitten?"

„Villa Möller, Zehlendorf. Da weiß man mich immer zu finden."

„Für den Namen der observierten Person werde ich «Baumeister» schreiben."

„Gut. Dann wären wir also fertig," schloß Martin, dem diese Unterhaltung doch zu lange dauerte und sehr unangenehm zu werden anfing.

„Fertig, ja," zögerte Attenhofer. „Fertig bis auf einen Punkt. Die Depeschen werden Geld kosten; ich werde vielleicht auch Droschken nehmen müssen und dergleichen; und ich habe kein Kapital."

Martin nahm aus seinem Portemonnaie zwei Goldstücke und reichte sie ihm.

„Werden Sie damit auskommen?"

„Reichlich," antwortete Attenhofer und steckte das Geld in die Westentasche. „Wir rechnen nachher ab. Empfehle mich, Herr Baumeister! Sie werden mit mir zufrieden sein. Ihr ernster Auftrag wird mir nicht entgehen. Empfehle mich sehr!"

Als er die Thür geschlossen hatte und die Treppe hinunterging, stellte er philosophische Betrachtungen darüber an, wie großmütig sich der Baumeister vorgekommen war, als er ihm drei Mark gegeben, und mit welcher Leichtigkeit er ihm vierzig Mark anvertraut hatte, um eine thörichte Laune zu befriedigen. Die schamhafte Form, die der Baumeister gewählt hatte, um seine Braut überwachen zu lassen, hatte den geriebenen Burschen natürlich nicht einen Augenblick getäuscht. Er wußte ganz genau, daß dem Baumeister sehr viel daran gelegen war, zu wissen, was die blonde Dame während seiner Abwesenheit trieb, und er machte sich nicht die geringsten Illusionen über den „ernsten Auftrag", den er später vom Baumeister erhalten sollte.

Kaum hatte Martin Attenhofer verabschiedet, so bereute er auch schon, sich mit einem solchen Subjekte eingelassen zu haben. Er hatte bereits den Finger auf den Knopf der elektrischen Glocke gelegt und wollte eben drücken, um Attenhofer vom Diener zurückrufen zu lassen; aber er sagte sich, daß der Widerruf die Sache erst recht verdächtig machen würde. Er schämte sich aufrichtig, sich durch seine sicherlich völlig unbegründete Eifersucht zu einer solchen Unwürdigkeit haben verleiten zu lassen. Er nahm sich fest vor, Nelly nach seiner Rückkehr alles zu beichten.

* * *

Pünktlich zu der von Nelly bestimmten Stunde, um fünf Uhr — denn zu dieser Zeit war sie stets allein — ließ sich der Juwelenhändler Ottrott bei ihr melden. Ottrott war eine elegante Erscheinung, über mittelgroß, mit wohlgepflegten schwarzen Haaren und kurzgeschorenem Backenbart; die sich hart an den Kiefer pressende Oberlippe und das scharfe spitze Kinn waren rasiert. Er machte in seinem zugeknöpften schwarzen Gehrock und dem Cylinder in der Hand den Eindruck eines französischen Advokaten. Er verbeugte sich tief und mit verbindlichem Lächeln, als er in den behaglichen kleinen Salon Nellys eintrat.

„Ihren freundlichen Brief habe ich erhalten," sagte er, während er sich auf Nellys Einladung ihr gegenübersetzte. „Ich wäre ohnedies heute zu Ihnen gekommen, denn ich habe meinen schönen Klientinnen gegenüber die Gewohnheit, sie am Vorabend der Verfalltage auf den Termin aufmerksam zu machen. Schöne Damen haben eben so viel im Kopf und vergessen manches."

Nelly hatte kaum hingehört. Sie war zu sehr damit beschäftigt, wie sie ihre Bitte Herrn Ottrott vortragen solle.

„Ich habe eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten," sagte sie.

„Womit könnte ich denn dienen?" fragte Ottrott mit höflicher Verbeugung.

„Sie haben mir vor einigen Monaten einen Rubinschmuck verkauft. Dafür habe ich nun gar keine Verwendung mehr. Ich habe ihn überhaupt nur ein einziges Mal getragen. Bitte, nehmen Sie den Schmuck wieder. Ich will natürlich gern einen kleinen Verlust erleiden . . ."

„Das thut mir sehr leid, mein gnädiges Fräulein," antwortete Ottrott. „Solche Geschäfte mache

ich nicht. Darunter würde mein kaufmännisches Renommee leiden. Es könnte ja so aussehen, als ob ich Ihre Notlage ausbeuten wollte. Und überdies, in diesem Augenblick brauche ich auch keinen Schmuck, ich brauche mein Geld. Ich habe sehr starke Zahlungen zu machen ..."

„Ja, ich habe auch kein Geld," sagte Nelly einfach.

„Dann werden Sie sich's eben verschaffen müssen," erwiderte Ottrott mit eigentümlichem Lächeln. „Wie ich Ihnen schon sagte, würde ich mir auch ohne Ihren Brief die Freiheit genommen haben, Sie aufzusuchen, um Sie daran zu erinnern, daß morgen, 15. September, Ihr Wechsel fällig ist."

Nelly sah ihn bei dieser Mitteilung ganz betroffen an.

„Mein Wechsel? Was für ein Wechsel?" fragte sie erstaunt.

„Der Wechsel, den Sie so gütig waren mit Ihrem Accepte zu versehen," antwortete Ottrott mit demselben artigen Lächeln.

Nelly wandte den Kopf ein wenig und blickte sinnend in die Weite. Auf einmal schien ihr etwas einzufallen.

„Ach so!" rief sie. „Das Papier, das ich damals unterzeichnen mußte! Das war doch aber kein richtiger Wechsel? Das war doch gar nichts Ernstes! Eine bloße Förmlichkeit, sagten Sie mir. Wissen Sie denn gar nicht mehr? Als es mir nicht ganz geheuer vorkam, Ihnen die gewünschte Unterschrift zu geben, da beruhigten Sie mich und sagten mir, Sie würden jeden Augenblick bereit sein, die Zahlung weiter hinauszuschieben!"

„Allerdings, gnädiges Fräulein," bestätigte Ottrott mit demselben Lächeln, das Nelly nachgerade unausstehlich wurde. „Das habe ich Ihnen damals gesagt. Aber ich habe Ihnen das Versprechen unter ganz anderen Voraussetzungen gegeben. Damals gehörten Sie der Bühne an. Sie waren eine gefeierte Künstlerin, Sie hatten überall Kredit. Damals durfte ich annehmen, daß Sie früher oder später eine reiche Partie machen würden ... oder dergleichen. Aber nun haben sich Ihre Verhältnisse völlig verändert. Sie stehen im Begriff, sich mit einem sehr respektablen, nicht übermäßig vermögenden Herrn ganz solide zu vermählen. Das ändert die Sache. Ihre Vermählung ist ohne Zweifel ein großes Glück für Sie, aber Ihren Kredit erhöht sie nicht ... Und ich brauche mein Geld."

„Wo soll ich's denn hernehmen?" rief Nelly erregt. „Ich hab's doch nicht!"

„Zu meinem Leidwesen werde ich, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu bemerken, Ihnen die Mühe, es sich zu verschaffen, nicht ersparen können."

„Verschaffen?" wiederholte Nelly. „Wie denn, verschaffen? Soll ich stehlen?"

„Das würde ich Ihnen doch nicht empfehlen," versetzte der Juwelenhändler, und sein Lächeln wurde immer unleidlicher. „Es giebt ja weniger gewaltsame Mittel."

„Welche?"

„Nun, man kann sich zum Beispiel ... Geld leihen."

„Von einem Halsabschneider? ... Nein, ich danke!"

„So war's nicht gemeint! Ohne Wucherzinsen, sogar völlig zinsfrei."

Nelly zog die Achseln in die Höhe und sah ihn verwundert an.

„Von wem denn? Von meinem Bräutigam?"

„Das wäre der letzte, an den ich in einem solchen Falle denken würde. Aber es giebt ja auch andere Leute. Man braucht gar nicht so weit zu suchen. Ich kenne zum Beispiel gleich jemand, der sich gewiß ein Vergnügen daraus machen würde. Ich habe ihn zufällig heute gesprochen. Er war bei mir, um für Fräulein Asta Frohnsdorf eine Kleinigkeit auszusuchen."

Nelly erhob sich in großer Erregung.

„Herrn Templin? Sie sind wohl von Sinnen?"

„Ich verstehe Ihre Aufregung gar nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich mache nur eine Bemerkung, die Sie berücksichtigen können, wenn Sie wollen, und nicht zu berücksichtigen brauchen, wenn Sie nicht wollen. Zufällig wurde Ihr Name, als Herr Templin heute bei mir war, genannt, und aus den Äußerungen des liebenswürdigen Herrn glaube ich schließen zu dürfen, daß seine Gefühle respektvoller Sympathie für Sie die alten geblieben sind."

„Ich ersuche Sie, mich mit Ihren Beobachtungen und Schlüssen zu verschonen!" rief Nelly.

„Mein Gott, was sind Sie streng geworden! Was ich Ihnen sagte, war ja gut gemeint. Wenn es Ihnen widerstrebt, die Gefälligkeit eines alten Freundes in Anspruch zu nehmen, so ist das Geschmackssache. Dann werden Sie sich eben an Ihren Herrn Bräutigam zu wenden haben. Der wird schon Rat schaffen."

„Das ist unmöglich! Ich kann's ihm nicht sagen!"

„O doch," entgegnete Ottrott mit beleidigender Freundlichkeit. „Überlegen Sie sich's nur! Eine unangenehme Viertelstunde, und Sie erkaufen sich dauernde Beruhigung. Sie machen ein sehr gutes Geschäft. Sie mißverstehen die Situation offenbar. Sie behandeln mich seit einiger Zeit, als ob ich Supplikant wäre, mein gnädiges Fräulein. Ich habe keine Bitte an Sie zu richten, ich habe eine berechtigte Forderung, und nur meine angeborene und anerzogene Höflichkeit hat mich veranlassen können, das Gespräch noch fortzusetzen."

Er hatte sich gleichfalls erhoben. Nelly trat ihm entgegen.

„Hatte ich denn eine Ahnung davon, daß Sie mir das Messer an die Kehle setzen würden?" rief sie in wahrer Verzweiflung. „Sie sollten sich schämen, Ottrott! Wie haben Sie es verstanden, mir den Schmuck aufzuschwatzen und alle meine Bedenken niederzuschlagen! Von Zahlung wollten Sie gar nichts hören! Das werde sich ja alles finden; der Schmuck behalte ja seinen Wert; und wenn ich später



Mädchen und Bursche aus Dingolfing. (Zu dem Artikel: Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest.)

das Geschäft bereuen sollte, könnte ich ihn ja jederzeit wieder loswerden; einstweilen würde ich meine Freude daran haben . . . Und nun kommen Sie, drängen auf sofortige Zahlung und sprechen von einem Wechsel, an den ich gar nicht mehr gedacht habe! Ich kann den Wechsel nicht bezahlen . . . das wissen Sie!"

„Dann wird mir zu meinem innigsten Bedauern nichts anderes übrigbleiben, als ihn einzuklagen," sagte Ottrott jetzt ruhiger und kälter. „Mit dieser Unannehmlichkeit," fügte er hinzu, „wäre dann allerdings die weitere verknüpft, daß Ihr Herr Bräutigam die Sache doch erfahren muß, und unter viel ungünstigeren Bedingungen."

„Ich gebe es auf, an Ihre Menschlichkeit zu appellieren!" rief Nelly verzweifelt und ließ sich auf die Ottomane fallen. „Also gut! Ich sehe ein, es bleibt mir nichts anderes übrig: ich werde mir ein Herz fassen und werde meinem Bräutigam auch das noch sagen! Aber heute ist's einfach unmöglich. Warten Sie bis Anfang nächster Woche!"

„Verzeihen Sie," sagte Ottrott mit frostigem Ausdruck, „ich habe das Unglück, derartigen Vertröstungen gegenüber etwas ungläubig zu sein. Ich brauche mein Geld morgen."

Nelly bedeckte ihre Augen mit den Händen.

„Sie werden mir noch Dank wissen," fuhr Ottrott fort, und seine Lippen verzogen sich wieder zu einem häßlichen Lächeln, „daß ich Sie dazu veranlasse, die unangenehme Scene zu beschleunigen. Morgen haben Sie es hinter sich, und morgen abend wird der Wechsel Ihnen vorgelegt werden."

In dem Augenblick schlug der Timbre der Korridorglocke an. Nelly sprang jäh auf. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen.

„Um Gottes willen!" rief sie.

Sie beruhigte sich indessen sogleich wieder, als ihr Mädchen meldete, daß Fräulein Asta sie zu sprechen wünsche.

Das hübsche blonde Mädchen mit dem Stumpfnäschen hatte sich in den letzten sechs Monaten in überraschender Weise entwickelt.

Als sie Nellys Freundschaft gesucht und gefunden hatte, war sie beinahe noch ein Kind. Sie sah noch jünger aus, als sie war. Jetzt war sie eine Dame, ruhig und sicher in ihrem Auftreten und über ihre Jahre hinaus gesellschaftlich gewandt.

Diese Wandlung war namentlich in den letzten Monaten, seitdem Nelly die Bühne verlassen hatte, auffällig geworden. Die neidischen Kolleginnen hatten vielleicht nicht unrecht, wenn sie die Veränderung in Astas Auftreten dem intimeren Verkehr mit Herrn Reinhold Templin zuschrieben. Astas gelegentliche Bemerkungen über das vorgebliche verwandtschaftliche Verhältnis zwischen ihr und dem reichen Börsianer, die ihren merklich erhöhten Aufwand, ihre kostspieligeren Toiletten und die verschiedenen Schmuckgegenstände, die nach und nach zum Vorschein kamen, erklären sollten, wurden von den erfahrenen Freundinnen natürlich belächelt. Nelly glaubte auch schon längst nicht mehr an das Märchen, das ihr die kleine Freundin früher erzählt hatte. Aber Asta war ein herzensgutes, liebes, freundliches Mädchen, sie war ihr sympathisch. Nelly wußte, daß sie gar nicht im stande war, auf die kleine Freundin einen nachhaltigen und ernsten Einfluß auszuüben. Sie ließ also lieber fünf gerade sein und zog es vor, keine Frage zu stellen, deren Beantwortung Asta in Verlegenheit gebracht oder zu einer Notlüge veranlaßt haben würde. Asta besuchte Nelly ziemlich regelmäßig wöchentlich zwei-, dreimal und immer in den Nachmittagsstunden. Sie wußte, daß sie dann den Baumeister sicher nicht treffen würde.

Als die kleine hübsche Sängerin, die zu Nelly mit zärtlicher Liebe und Respekt aufblickte, nach herzlicher Begrüßung Ottrott erspähte, sah sie ihn von oben bis unten mit sehr deutlich markiertem Unwillen und mit offenbarer Geringschätzung an und rief entrüstet und erstaunt: „Sie hier?" Darauf wandte sie sich zu Nelly und sagte laut: „Laß Dich mit dem Menschen nicht ein!"

Ottrott lächelte wie immer und verneigte sich fast unterwürfig vor dem jungen Mädchen.

„Wodurch habe ich mir denn Ihre Ungnade zugezogen, gnädiges Fräulein?"

„Sie sind ein heilloser Schwätzer, mein Lieber!" erwiderte Asta von oben herab.

„Ich wüßte nicht . . ."

„Wer hat Sie dazu berechtigt," fuhr die Kleine in gesteigertem Unwillen fort, „Herrn Templin zu erzählen, daß mir der Rubinsalamander meiner Freundin gefallen hat, und daß ich mir so einen Schmuck wünsche?"

„Ich begehe nur Indiskretionen," entgegnete Ottrott so verbindlich wie möglich, „wenn ich weiß, daß sie nicht schaden."

„Sie irren sich aber, mein edler Ottrott," versetzte Asta, „wenn Sie denken, daß Sie auf diese Art Geschäfte mit mir machen können. Ich habe mich furchtbar geärgert und Herrn Templin erklärt, daß ich auch nicht die geringste Kleinigkeit annehme, die Sie ihm etwa für mich anschmuggeln würden — nicht das!" Sie schnellte den Daumennagel gegen den Nagel des Mittelfingers. „Das soll Ihre Strafe sein . . . Und wie kommen Sie dazu, Herrn Templin zu erzählen, daß der Rubinschmuck noch nicht bezahlt ist, und daß Sie morgen Fräulein Sand einen Wechsel präsentieren wollen? Ist das das Verfahren eines anständigen Geschäftsmannes? Und wissen Sie, wie ich das nenne? Ich nenne es eine Gemeinheit! ... So, nun haben Sie gehört, was ich Ihnen sagen wollte."

Nelly war während der letzten Worte Astas leichenblaß geworden. Sie biß die Zähne aufeinander und starrte aus ihren unheimlich weit geöffneten Augen in die Leere. Ottrott ließ sich nicht aus der Fassung bringen und überhörte die Beleidigungen der gereizten kleinen Künstlerin.

„Auch durch diese gelegentliche Mitteilung," sagte er ruhig und immer mit demselben Lächeln, „hoffte ich nur zu nützen. Ich sehe indessen zu meinem Bedauern, daß meine wohlmeinenden Absichten hier nicht gewürdigt werden. Meine geschäftliche Unterredung mit Fräulein Sand ist überdies zu Ende. Die Damen haben sich ohne Zweifel allerlei zu erzählen ... Ich habe also die Ehre, mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen."

Er verneigte sich tief, besonders tief gegen Asta, und verließ das Zimmer lächelnd, wie er es betreten hatte.

* * *

„Ich bin außer mir!" rief Nelly, sobald sie mit der Freundin allein war. „Diese Niedertracht! Er schnürt mir nicht nur die Kehle zu, er rühmt sich dessen auch noch ... Es ist schändlich!"

„Ja, dieser Ottrott ist ein Biedermann," sagte Asta. „Vor der Bande, die mit uns Kreditgeschäfte macht, muß man sich in acht nehmen. Na, eine Genugthuung habe ich wenigstens: Herr Templin hat mir feierlich geloben müssen, daß er dem Kerl für keine fünf Mark mehr abnimmt."

„Und daß er es gerade Herrn Templin sagen mußte!" rief Nelly, die sich gar nicht beruhigen konnte.

„Das war im Unglück das einzige Glück! Von dem erfährt's kein Mensch. Er war über Ottrotts Indiskretion aufs äußerste empört. Du darfst ganz ruhig sein. Wenn ich ganz ehrlich sein soll . . . ich komme eigentlich bloß in seinem Auftrag her, um Dich vor Ottrott zu warnen und Dich zu beruhigen."

„Sehr artig!" versetzte Nelly spitzig.

„Wie Du das wieder sagst!" entgegnete Asta in freundlich vorwurfsvollem Tone. „Ich muß Herrn Templin wirklich recht geben. Heut früh beim Frühstück haben wir lang und breit über Dich gesprochen: Du hast ihn eigentlich unglaublich schlecht behandelt! Und er ist ein so anständiger Mensch, so freundlich und gefällig. Ich habe ihn erst in den letzten Wochen näher kennen gelernt. Ein durch und durch anständiger Mensch! . . . Und was hat er denn nun eigentlich verbrochen? Er hat Dich und mich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, wir haben uns in seiner Gesellschaft wohlgefühlt, und eines schönen Tages wirfst Du ihn beiseite, als ob er nie für Dich existiert hätte. Das ist doch in hohem Grade kränkend. Und ich kann Herrn Templin nur beistimmen, wenn er sagt, er wolle sich nicht wegjagen lassen wie einen Diener, der gestohlen hat ... Du scheinst gar nicht zuzuhören."

„Doch, doch!" sagte Nelly zerstreut, die beständig vor sich hingeblickt hatte. „Ich habe nur den Kopf sehr voll. Aber ich höre alles."

„Ein erklärendes Wort darf er doch zum mindesten von Dir beanspruchen," fuhr Asta eifrig fort. „Das mußt Du doch selbst zugeben. So behandelt man doch nicht Leute, die einem nur Freundlichkeiten erwiesen haben."



Brautpaar und Brautjungfer aus Neustadt a. S. (Unterfranken). (Zu dem Artikel: Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest.)

„Wenn Du wüßtest," erwiderte Nelly langsam und müde, „wie gleichgültig, wie grenzenlos gleichgültig mir alles das heute ist!"

Sie stand auf und fügte in erregterem Tone hinzu:

„Mir hämmern die Schläfen! Ich fiebere! Ich bin beinahe fassungslos vor Erregung — und Du kommst mir mit solchen Lappalien!"

„Aber es sind keine Lappalien! . . . Wenigstens nicht in den Augen des Betreffenden! Komm, setz Dich zu mir, Schatz!"

Sie nötigte Nelly, sich neben sie zu setzen, und flüsterte ihr dann vertraulich und zärtlich zu:

„Herr Templin fühlt sich von Dir tief verletzt. Er will wissen, was Du ihm vorzuwerfen hast. Das wird vermutlich auch der Inhalt dieser Zeilen sein," — sie hatte aus ihrer Tasche einen Brief hervorgeholt, den sie Nelly hinhielt — „die er mich gebeten hat Dir persönlich zuzustellen. Herr Templin legt den größten Wert darauf, daß Du diesen Brief liest, und ich habe mich anheischig gemacht, es durchzusetzen."

Sie hatte den Brief noch immer in der Hand und hielt ihn Nelly entgegen. Nelly lehnte sich etwas zurück und machte mit der Hand eine abweisende Bewegung.

„Das war sehr unvorsichtig von Dir."

Die kleine Sängerin legte die Stirn in unwillige Falten und sagte wirklich verdrossen:

„Nimm's mir nicht übel, Nelly! Deine Prüderie ist lächerlich! Daß Du in den Rücksichten, die eine Braut zu nehmen hat, bis an die äußerste Grenze gehst, das finde ich ganz in der Ordnung, und ich würde mich schämen, wenn ich auch nur ein Wort dagegen sagen wollte. Wenn Du Dich aber weigerst, den Brief eines anständigen Mannes zu lesen, der kein anderes Unrecht begangen hat, als daß er vor Deiner Verlobung Dir gegenüber stets die Liebenswürdigkeit selbst gewesen ist, so ist das nicht bloß lächerlich, es ist undankbar! Es ist schlecht!"

„Nun also, gieb mir den Brief!" rief Nelly, die mit ihrer Geduld am Ende war. Sie nahm das Schreiben aus Astas Händen und riß das Couvert auf.

Asta war aufgestanden, hatte sich, um Nelly bei der Lektüre nicht zu stören, an das offene Klavier gesetzt und spielte leise und nicht immer ganz fehlerfrei die ersten Takte des neuesten Wiener Walzers.

Nelly las mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihr Gesicht hatte während des Lesens einen fast finsteren Ausdruck angenommen. Einigemal hielt sie inne und blickte in trübem Sinnen vor sich hin.

Als sie den Brief gelesen hatte, legte sie ihn bedächtig zusammen und blieb noch eine Zeit lang in tiefe Gedanken versunken unbeweglich sitzen. Dann erhob sie sich schnell und fragte Asta, die nun auch vom Klavier aufstand:

„Weißt Du, was in dem Briefe steht?"

„Auf mein Wort, ich habe keine Ahnung," antwortete ihr Asta.

Nelly nickte. Sie warf noch einen Blick in den Brief und fragte dann weiter:

„Siehst Du Herrn Templin heute noch?"

„Ja, vor dem Theater will er sich von mir verabschieden. Die Ärzte schicken ihn fort . . . nach Italien, glaub ich. Er reist morgen ab."

Nelly nickte wiederum, trat an den kleinen hübschen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen, faltete ihn, ohne ein Wort darauf gesetzt zu haben, und schob ihn in einen Umschlag, den sie schloß und Asta reichte.

„Bitte, übergieb das Herrn Templin."

Asta hatte der Freundin mit Verwunderung zugeschaut.

„Ein leeres Blatt in einem unbeschriebenen Couvert?"

„Vergiß es nicht," schärfte ihr Nelly ein.

„Vergessen werde ich's gewiß nicht. Aber ich meine, Du würdest Dir nichts vergeben haben, wenn Du einen freundlichen Gruß darauf geschrieben hättest . . . Das geht mich aber nichts weiter an. Du hast den Brief gelesen, und ich habe meine Mission erfüllt."

Sie nahm ihren Sonnenschirm und reichte Nelly die Hand.

„Morgen werde ich wohl um dieselbe Zeit wieder bei Dir vorsprechen."

„Morgen?" wiederholte Nelly. „Komm lieber übermorgen!"

„Gut. Also auf Wiedersehen, mein Herz, übermorgen!"

„Auf Wiedersehen!"

Die beiden Freundinnen küßten sich zum Abschied.

Als Asta das Zimmer verlassen hatte, trat Nelly wieder langsam an den Schreibtisch heran, auf den sie den Brief gelegt hatte, nahm ihn und las ihn noch einmal langsam durch. Ihr Gesicht hatte währenddem eine steinerne Unbeweglichkeit.

Der Brief lautete:

„Berlin, 14. September.

Sehr geehrtes Fräulein!

Herr Ottrott hat mir gegenüber eine Indiskretion begangen, aus der ich schließe, daß Sie sich vielleicht dazu verstehen würden, sich von dem originellen Rubinschmuck, einen Salamander darstellend, zu trennen, den unsere gemeinschaftliche Freundin Fräulein Asta an Ihnen bewundert hat. In diesem Falle würde ich darauf reflektieren, da ich Fräulein Asta bei meiner Rückkehr eine Aufmerksamkeit erweisen möchte. Wenn die Hinzuziehung einer Mittelsperson schon an sich nicht unbedenklich ist, so ist dieses umständlichere Verfahren bei meiner unmittelbar bevorstehenden Abreise geradezu unmöglich, denn ich fahre morgen mit dem Mittagszuge ab. Ich erlaube mir daher, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen. Ich könnte die Reise unauffällig in Wannsee unterbrechen und mit dem Abendzuge fortsetzen. Sie würden in Begleitung Ihrer Frau Mutter den Dreiuhrzug benutzen. Ich würde Sie in meiner Villa, die augen-

blicklich menschenleer ist, erwarten. Sie würden den Schmuck mitbringen. In zwei Minuten wäre das Geschäft abgeschlossen, und mit dem nächsten Zuge könnten Sie nach Berlin zurückkehren. Meiner unbedingten Verschwiegenheit brauche ich Sie nicht zu versichern. Lehnen Sie mein gutgemeintes Anerbieten ab, so bedarf es keiner Antwort. Stimmen Sie zu, so geben Sie der freundlichen Überbringerin dieser Zeilen irgend etwas Unverfängliches für mich, meinethalben ein weißes Blatt Papier. Dann werde ich die Ehre haben, Sie morgen gegen vier Uhr in Wannsee zu erwarten.

In aufrichtiger Hochachtung

ergebenst

Reinhold Templin."

* * *

Reinhold Templin war am Abend im Klub sehr aufgeräumt. Während der letzten Tage hatte er alle seine Geschäfte abgewickelt. Er war frei wie der Vogel in der Luft. Er verabschiedete sich persönlich von den ihm näherstehenden Bekannten, aber er wich der Beantwortung der Fragen, die unwillkürlich jedermann an ihn stellte: „Wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie?" vorsichtig aus. Er hatte die Eigentümlichkeit, über seine längeren Ausflüge nie vorher zu sprechen. Er verschwand alljährlich auf zwei, drei Monat, und erst nach seiner Rückkehr erfuhren seine näheren Freunde, wo er die Zeit verbracht hatte.

Es war für ihn ein völliges Bedürfnis, sich von seiner aufregenden und nervenabspannenden Beschäftigung auf eine gewisse Zeit völlig loszulösen. Er richtete sich geschäftlich immer darauf ein, daß ihm für die Dauer seiner Abwesenheit bedeutendere finanzielle Überraschungen nach der Gewinn- oder Verlustseite hin nicht in Aussicht standen. Er empfing und schrieb keine Briefe. Nicht einmal sein Diener wußte seine Adresse. Er „tauchte unter", wie er sagte.

Diesmal war er durch aufregende Börsen länger in Berlin zurückgehalten worden als in früheren Jahren. Erst jetzt, Mitte September, konnte er in aller Seelenruhe die notwendige Erholungsreise antreten. Sein Arzt hatte ihm erklärt, daß es die höchste Zeit sei.

Sein großes Gepäck hatte er schon an das Grand Hotel in Paris vorangeschickt. Alle Angelegenheiten waren in bester Weise geordnet, und so durfte er denn, wie in früheren Jahren, seinem zuverlässigen Diener für die nächste Zeit getrost alles weitere überlassen. Der Diener selbst wußte auch nicht mehr, als daß Herr Templin zwei bis drei Monat wegbleiben würde.

Als Templin, um seine Klubrechnung zu zahlen, sein Portefeuille gezogen hatte, lächelte er eigentümlich: sein Blick haftete wohlgefällig an einem unbeschriebenen Briefcouvert. Der merkwürdige Blick und das merkwürdige Lächeln fielen sogar einem Bekannten, der neben ihm stand, auf. Dieser sagte ihm gemütlich, während er ihn leise anstieß:

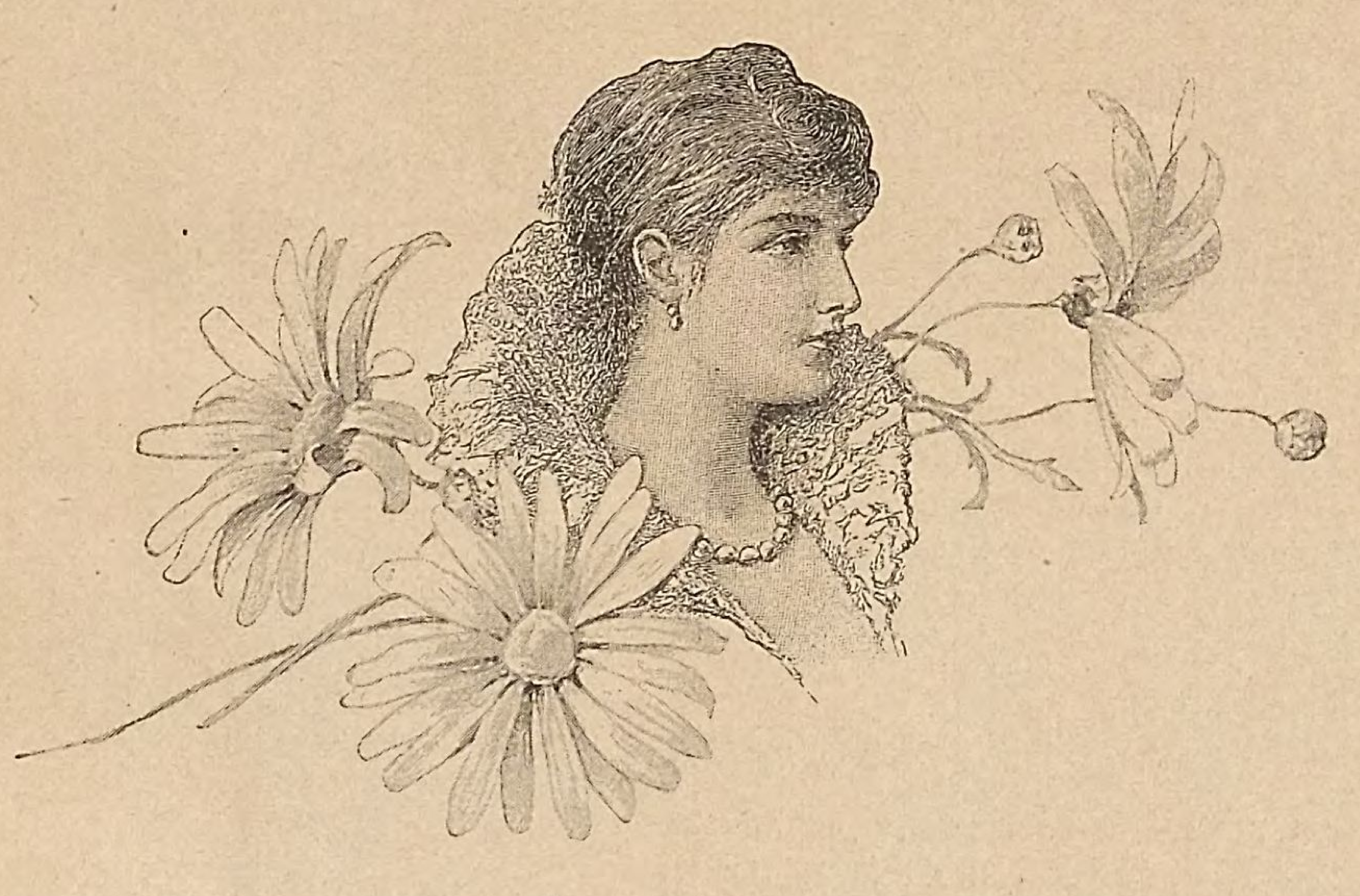
„Ich möchte wetten, Sie reisen nicht allein."

Templin machte eine Bewegung, die man ganz nach Belieben als Zustimmung oder Ablehnung deuten konnte.

„Die kleine Frohnsdorf wird doch nicht kontraktbrüchig werden?" forschte der Bekannte weiter.

„Ach, die gute kleine Asta!" entgegnete Templin mit wohlwollender Überlegenheit. „Von der ist überhaupt nicht die Rede."

Der neugierige Klubfreund gab es auf, weiteres zu erfahren. (Fortsetzung folgt.)



Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest.

Von **Alex Braun.**

Mit Original-Illustrationen nach photographischen Aufnahmen von M. Stuffler in München.



Bäuerin aus Arnstein (Unterfranken).

Je mehr die straffe Gliederung der einzelnen Stände nachläßt und die verschiedenen Berufsklassen miteinander verschmelzen, hier der Bürger zum Beamten sich aufschwingt, dort der Bauer zum Industriearbeiter herabsinkt, desto rascher verwischen sich die altererbten Eigentümlichkeiten in Tracht und Sitte. Schon stehen die Städter samt und sonders unter der Herrschaft einer Mode, die der Sammettoilette der Fürstin denselben Schnitt wie dem Kattunkleid des Küchenmädchens vorschreibt, und auch bereits auf dem Lande hat man in weiten Kreisen angefangen, die angestammte Volkstracht mit moderner Kleidung zu vertauschen. Das ist schade! Aus ästhetischen Gründen nicht nur, auch aus nationalökonomischen müssen wir es bedauern, denn mit der gediegenen kleidsamen Tracht seiner Väter giebt der Bauer auch das stolze Standesgefühl auf, das dem bäuerlichen Gemeinwesen einen gewissen aristokratischen Zug zu verleihen pflegte. Hat er erst einmal das dem „Fabrikler" abgeguckte Gewand auf dem Leibe, so steigen ihm gar bald dessen Ideen zu Kopfe, und wie der Rock des städtischen Arbeiters ihn leichter und bequemer dünkt, so auch der Verdienst desselben. Daß der eine so schnell zerreißt als der andere zerrinnt, erfährt er meist zu spät, und eine Rückkehr zu der alten Tracht und Lebensgewohnheit ist dann kaum mehr möglich. Darum ist jedes Bestreben, dem Volke seine traditionellen Trachten zu erhalten und die Liebe zur Vätersitte neu zu erwecken, aufs wärmste zu begrüßen.

Als voriges Jahr in München der Gedanke, zu diesem Zwecke ein großes historisches Volkstrachtenfest zu veranstalten, laut wurde, kam ihm sofort das allgemeine Interesse entgegen. Aber erst im Frühjahr dieses Jahres fanden sich unter der Leitung des bekannten talentvollen Volkserzählers Hauptmann a. D. Hofrat Maximilian Schmidt die zur Ausführung eines so umfassenden Unternehmens geeigneten Kräfte zusammen. Auf die Sympathien des Hofes, der es selbst nicht verschmäht, gelegentlich in „kurzer Wichs" zu erscheinen, war von vornherein zu rechnen und Dr. Prinz Ludwig Ferdinand übernahm das Protektorat des Festes. Man hatte dasselbe als einen Teil des seit 1810 üblichen Oktoberfestes geplant, eines landwirtschaftlichen Festes, das mit allerlei Volksbelustigungen verbunden, von jeher einen starken Reiz auf die „Provinz" ausgeübt hatte. Heuer sollten auch die Einwohner des linksrheinischen Bayern und die in seltenerer Berührung mit der Hauptstadt stehenden Unterfranken sich einfinden, um Neues zu sehen und in ihren Trachten Altes zu zeigen. Bei herrlichstem Wetter zogen über 1200 Trachtengäste, geführt von ihren Lehrern und Bürgermeistern, mit klingendem Spiel, das die Vorfreuden des Tänze und Lieder als wesentlichen Bestandteil seines Programms bietenden Festes kündete, in München ein.

Der Abend des 28. September versammelte die bunten Scharen im Münchener Kindl-Keller zu fröhlicher Empfangsfeier. Wohl dem Städter, dem die



Bäuerinnen aus Kehlheim und Abensberg (Niederbayern).

Bauern, die breitspurig in Gruppen den Eingang füllten, Raum zum Durchschlüpfen ließen, und beneidenswert jeder, der in der „drangvoll fürchterlichen Enge" des gleichwohl größten Saales der Stadt ein Plätzchen zu erobern vermochte! Vornehme verwöhnte Damen, die Ehrenkarte oder die Nummer des reservierten Sitzes in der Hand, waren glücklich, wenn ein forscher Bua ihnen gutmütig zurief: „Da nemmas Platz, nur einidruckt, werd scho' zammag'ruckt!" Mitten aus dem Gewühl hebt sich ein Trupp stattlicher Männer in scharlachroten Röcken und kühnaufgekrempten Hüten mit rotgrünem Federbusch, blitzende Hellebarden geschultert, hervor. Ein Fähnrich mit einem ehrwürdigen Banner zieht ihnen voran, und ihre alte Kriegsmärsche blasende Musik schafft ihnen die Möglichkeit, zum Podium vorzudringen. „Die Laufener Schiffermiliz!" beeilt sich ein angehender Professor seine hübsche Nachbarin zu belehren. Sie nickt verständnisinnig mit einem ausdrucksvollen Blick in die Augen des von seiner Mitteilung merkwürdig begeisterten jungen Gelehrten. „Was für eine Milz?" fragt die nicht sofort begreifende Mama, eine behäbige Schweinemetzgerswitwe. „Miliz, Frau Wackerl," erklärt eifrig der Doktor, der seit seiner Studentenzeit ein Stammkunde des Geschäftes ist, das ihn fast täglich mit „Durcheinander" zum Abendbrot versorgt. „Miliz," das ist eine Art Bürgerwehr, die in Laufen an der Salzach, dem alten Louffi, wo, nach Horaz und Virgil zu schließen, bereits ein castellum noricum errichtet war, ihren Sitz hat, die aber, seit 1815 das rechte Salzachufer mit der Vorstadt Oberndorf an Österreich gefallen ist, politisch, wenn auch nicht ethnographisch, zu dem Nachbarlande gehört. Sie haben ihre von den bayerischen Fürsten ihnen verliehene eigene Fahne und Montierung schon seit . . . „Jesses und die Grünen dort!" unterbricht Frau Wackerl seine quellenmäßigen Auseinandersetzungen.



Hochzeitsgesellschaft aus Ochsenfurt (Unterfranken).

Ihre Augen folgen einem Häuflein schlanker Gebirgsschützen in langen, grünen Röcken und hohen, cylinderartigen Hüten mit breitem hellgrünem Band und feingearbeiteter Silberfiligranschließe, kurzen Westen und mit alten Musketen in den sehnigen Händen. Auch sie führen ihre Musik mit sich, und über ihren edelgeschnittenen Häuptern weht eine verblichene, zerschossene blauweiße Fahne. „Ja," ruft strahlenden Auges der Historiker, „Respekt vor unseren Jachenauer Schützen, das sind die Isarwinkler. Ihre Väter haben in der Mordweihnacht Leib und Leben geopfert, um den jungen, gleich Waisen verlassenen kurbayerischen Prinzen das Reich zu retten. Mit Ehren tragen die Isarwinkler ihre alte Wehr!" — „Und grad gut steht's ihnen an samt dem alten G'wand," stimmt Frau Wackerl, weiteren Erläuterungen zuvorkommend, bei. Eine um so willigere Zuhörerin hat unser Dozent an Fräulein Reserl gefunden. Es interessiert sie offenbar sehr, zu erfahren, wie aus dem langschößigen grünen Rock der oberbayerischen Gebirgsbauern durch Nachahmung des Lodenhemds der tyroler Floßknechte um das Jahr 1820 sich die jetzt überall gebräuchliche Juppe herausgebildet. Mit einer Sachkenntnis, die jedem Schneider Ehre machen würde, erklärt ihr der Doktor, auf welche Weise man das ursprünglich naturfarbene, vorne offene, glatte und kragenlose Lodenhemd allmählich mit Knöpfen, Hals- und Ärmelaufschlägen ausgeschmückt und bis zur gegenwärtigen Salonfähigkeit ausgestaltet hat. Der Aufputz war grün, das von jeher als Lieblingsfarbe der Gebirgler gilt, während blau schon seit dem 16. Jahrhundert nachweislich von den Bayern bevorzugt wird. „Und in der That, blaue Augen" — ist er im Begriff, vom Sachlichen zum Persönlichen überzugehen, als ein Tusch die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Podium lenkt.

Die Vorhänge gehen zurück, und Kopf an Kopf gedrängt zeigen sich die Bauern in ihrem farbenfrohen, glänzenden Staat. „Die Pracht!" staunt die Mama und schlägt die runden Hände ineinander. Sie kann sich nicht satt sehen an der vielgestaltigen Menge, die durch den wunderlichsten Hauptschmuck, die leuchtendsten Stoffe, das reichste Silber- und Goldgeschmeide einander zu überbieten sucht. Hier prangt eine Passauerin in mächtiger Haube aus

eitlem Gold mit glitzernden Steinen besetzt. Dort funkelt es bunt wie von tausend sonnbestrahlten Tautropfen vom roten, langbebänderten Käppchen einer Oberfränkin. Daneben wölben sich in riesigen Bogenschleifen breite schwarze Bänder am Nest einer mittelfränkischen Bäuerin oder schlingt sich ein weißes Tuch zierlich um die Stirn einer Unterfränkin. Einigermaßen geben die Schilde der acht Provinzen über die Herkunft der Trachten Aufklärung, aber jetzt zum erstenmal freut sich Frau Wackerl, daß man den Doktor, den sie eigentlich nicht ganz gern so öffentlich in Gesellschaft ihrer Reserl sieht, getroffen hat. Das Mädel ist ihre Einzige und soll mit dem schönen Geldl ins G'schäft heiraten, beileibe aber nicht sich so einen überg'schdudierten Tintenschlucker in den Kopf setzen. Jetzt kömmt ihr's übrigens recht gelegen, daß er „g'schdudiert" ist, denn sie möchte doch von jedem wissen, „wes Nam' und Art" er ist. Die Miesbacher Tracht, die man nachgerade im ganzen Gebirge sieht, kennt sie, und den Dirndln mit dem grünen, edelweiß- und goldschnurgeschmückten Filzhütchen, dem schwarzen, weißausgenähten Mieder, das ein reiches Silbergeschnür, Schauthaler und etwa ein schwerer Silberlöffel ziert, dem seidenen „Fürtuch" (Schürze) und dem schillernden Rock schenkt sie kaum einen Blick, so „resch" (hübsch und neckisch) sie auch aussehen. Die „Buam" mit dem kleinen, von Adlerflaum und Spielhahnstoß verschönten Hut auf dem linken Ohr, der grüngrauen Joppe, der buntgestickten kurzen Lederhose, den Wadenstrümpfen und Bandelschuhen entlocken ihr als längst vertraute Gestalten auch nur beiher ein wohlgefälliges Lächeln, denn „Staatskerl" sind's mit den schmalen, feingezeichneten Köpfen auf den schlanken Hälsen. Wie die hellen Augen blitzen und wie fesch der blonde Schnurrbart unter der Adlernase sich lockt! Auch die Dachauerinnen mit den dreißig Ellen weiten Bollenröcken, welche die Taille fast bis zur Halsgrube hinaufrücken, und den niedlichen schwarzen Spitzenhauben und großen Florschnallen aus Silberfiligran unter dem Kinn sind ihr gleichgültig, und daß deren Tracht, wie der Doktor versichert, merkwürdigerweise in der Hauptsache rein alemannisch ist und sich im Schwarzwald wiederfindet, kümmert sie nicht das geringste. Den Dachauer Bauern kennt sie auch schon, mit seinem langen schwarzen Tuchrock und der roten Weste. Dagegen hat sich ihre Neugierde einer großen, ihr völlig fremden Gruppe von Leuten zugewendet, die bald mehr oder minder steil aufsteigende schwarze Bänderhauben, bald seltsam korbähnlich geformtes Haargeflecht mit hohen Kämmen und bunten Nadeln, bald ungeheuerliche weiße Helme tragen, während die Männer durch Dreimaster aller Art, große Schirmmützen und Pelzkappen auffallen. Sie bestürmt ihren bereitwilligen Auskunftgeber mit Fragen. Franken, das namentlich am unteren Main noch die größte Fülle und Mannigfaltigkeit an alten Trachten aufweist, hat diese originell gekleideten Gäste entsendet. Besonders die Männer fallen durch ihre eigentümlichen Kopfbedeckungen auf. Am meisten vertreten ist der schwarze Filzhut mit dem niedrigen Kopf und der ungeheuren, breiten, an den Seiten heraufgeschlagenen Krempe; er findet eine zweifache Verwendung: entweder er dient zum Schutz gegen die Sonne, wenn der wagerecht stehende Teil der Krempe das Gesicht beschattet, oder gegen den Regen, wenn er verkehrt, die Spitze nach vorn aufgesetzt, das auf dem Hut gesammelte Regenwasser rückwärts herablaufen läßt. Der Rock der Franken ist von dunkelblauem Tuch mit schmalem aufrechtstehendem Kragen, die Weste von grünem Sammet oder hochrotem Tuch. Die Knöpfe bestehen meistens aus Münzen, denen Ösen angelötet wurden, und wenn es im Wirtshause einmal lustig hergeht und die Taschen des flotten Tänzers leer geworden sind, hilft das Messer: die Knöpfe fliegen vom Rock und durchwandern wieder ihrer Bestimmung gemäß die Welt.

Frau Wackerl möchte gerne Näheres wissen, aber sie bereut schon, den Doktor zum Reden veranlaßt zu haben. Er läßt ja das Nächste stets links liegen und fängt mit dem Entferntesten an. Als ob es Frau Wackerl etwas anginge, daß im Laufe der Jahrhunderte die ureingesessenen Bayern sich mit den ihnen politisch vereinigten Schwaben und Franken aufs innigste verschmolzen haben. Die acht Kreise des Königreiches hat sie schon in der Schule auswendig lernen müssen, und wenn sich's im Grunde nur um drei Stämme oder Gaue handelt, so ist sie eben umsonst geplagt, „überbürdet", wie man jetzt sagt, worden. Also nur dreierlei verschiedene Trachten giebt's eigentlich, aber weil jedes Dorf etwas Besonderes hat haben wollen und seine Bräuche treulich an die Kinder vererbte — „siehst Reserl, so g'hört sich's und man soll immer dem Weg von die Eltern folgen," schaltet sie mit einem bedeutsamen Blick auf die eifriger als ihr nötig scheint den Belehrungen des Doktors lauschende Tochter ein — weil auch Modeeinflüsse sich auf dem Lande geltend gemacht, namentlich im vorigen Jahrhundert, sehen wir uns jetzt einem solchen Reichtum ortsüblicher Trachten gegenüber. Der Doktor nämlich nennt es gegenübersehen, wenn man auf einer Stuhlkante sich mühsam aufrechterhaltend nach dem Podium „spitzt", wo eben ein noch viel gelehrterer Herr als unser junger Privatdozent einen Vortrag über die Volkstrachten hält, dem die Bauern mit gefalteten Händen andächtig wie einer Predigt zuhören. Man versteht indes von den Worten des Ehrenpräsidenten Universitäts-Professor Dr. Sepp noch weniger als von der durch das Getöse der Menschenmassen übertönten Begrüßungsrede des ersten Vorstandes Maximilian Schmidt. Auch der Text des Festspieles, das sämtliche Stämme „unter Bayerns Panier" eint und durch die Bauern zu höchst charakteristischer Darstellung gelangt, wird von dem Summen der Menge verschlungen. Die Überfüllung des Saales macht zunächst die Aufführung der Nationaltänze unmöglich; die Pausen werden daher durch den musikalischen Vortrag populärer Weisen ausgefüllt. Aber kaum erklingt die „Musi", so umfassen sich auch schon Buam und Madeln, und genügt der Platz auch nicht zur

Entfaltung der alten Reigen, muß er doch zum Einzeltanz hinreichen. Und flott schwingen sich die Paare im Kreise und tanzen munter drauflos, tanzen zum Radetzkymarsch, tanzen zur Bayernhymne, tanzen zur „Wacht am Rhein" und würden weitertanzen selbst zu einem Choral oder einer Sonate. „Musik und Tanz sind dem Volke unzertrennliche Begriffe," bemerkt der Doktor, während Fräulein Reserl nicht übel Lust zeigt, ihre Zugehörigkeit zum Volke zu beweisen und mit ihrem Nachbar durch den Saal zu walzen. „Wenn Platz wäre," meint er leise.

Es glückt ihm indes, einen dem Gedankengang des lieben Mädchens homogenen Stoff zu finden, indem er ihr genauen Aufschluß über die verschiedenen Hochzeitspaare erteilt, deren Unterfranken allein vier aufweist. Da ist besonders die Braut aus Neustadt a. S. interessant. Sie trägt die cylinderförmige, hohe, mit Gold- und Silberflittern, Glasperlen, Zitternadeln und Münzen aufgeputzte „Krone". Das Halstuch ist, wie an vielen unterfränkischen Orten, nach rückwärts geschlungen und liegt über der entweder dicht den Hals umrahmenden, oder in herzförmigem Ausschnitt herabfallenden „Spitze". Den Rand des „Mützle", eines Mieders mit Ärmeln, schmückt eine bunte Borte, wie eine ähnliche stets zur Grundfarbe passende den ziemlich weiten dunklen Rock umsäumt. Die Schürze ist in der vorderen Mitte durch eine lange himmelblaue Schleife gebunden. Die rauhgearbeiteten Hände stecken dem Feste zu Ehren in zierlich gemusterten Perlhalbhandschuhen und halten feierlich den Rosmarinbüschel, das Abzeichen hochzeitlicher Würde. Auch den Hut des Bräutigams schmückt der Rosmarinstengel, wie der Bursche aus Sennfeld zeigt, das gleich Gochsheim einst ein reichsunmittelbarer Ort war, wie unser gelehrter Gewährsmann sich nicht enthalten kann, beizufügen. Neben dem „Sträußele" aber trägt der breite „Wolkenstecher" des Hochzeiters noch einen Wust goldbefranzter Bänder und glitzernder Flitterblumen. Der lange blaue Tuchrock hat sich die städtische Weste und den modernen Hemdkragen gefallen lassen müssen, während die kurze Kniehose Schuhe und Strümpfe noch zur Geltung kommen läßt.

Die „Schmulmad" (Brautjungfer), die neben ihm steht, zeichnet sich durch den Marienthaler auf der Brust aus und trägt die „aufgestellte" fränkische Haube, an deren Stelle sich ihre Gefährtin einer Art Capotehut aus weißem Stroh mit buntem Seidenfutter und kranzförmiger schwarzer Bandgarnitur bedient, der gleich der ihr vom Gürtel hängenden Bügeltasche aus der Mitte des Jahrhunderts stammt. Derselben Zeit gehört die Schirmmütze des Ochsenfurter Bräutigams an, der die kurze Lederhose bereits mit dem langen Tuchpantalon ersetzt hat, aber dem scharlachroten „Leibstückle" (Weste) mit den silbernen Kugelknöpfen und den Goldborten treu geblieben ist. Die Braut hat einen Myrtenkranz über das altfränkische „Schappel" gestülpt.

Einfach doch keineswegs reizlos erscheint das Hochzeitspaar aus Nüdlingen, Kinder der armen Rhön. Das schlichte weiße „Maschentuch" vertritt die reiche Brautkrone, und das uralte „Bernsteinpaterl" (Halsgehänge von großen Kugeln), von dessen Wert sie nicht einmal eine Ahnung hat, ist ihr einziger Schmuck. Auch bei dem Liebsten, der sich ihr in der Lichtstube (Spinnstube) verlobt hat, reicht es nicht zu dem langen Bratenrock des Gauländers. Der dürftige Rhöner muß sich mit einem kurzen, kaum bis zur Hüfte gehenden Kittel begnügen und mit dem „Tubacksbeutel" im Knopfloch statt der Silberknöpfe. Ein silberbeschlagenes Pfeiflein aber hat er doch in der Hosentasche, und auch zu einer „Goldrose" und Goldtroddel auf dem Dreimaster mußten die Spargroschen herhalten. Für seinen Schatz leidet's wohl auch ein Fransenhalstüchlein.

Möglich, daß das Wort „Schatz" verfänglich an das Ohr der Mama Wackerl geklungen, jedenfalls erscheint ihr ein Wechsel des Themas geboten. „Aber es sind doch nicht lauter unterfränkische Brautleut da," murrt sie und verlangt Details über einen ernsthaft dreinschauenden Mann, der zur unvermeidlichen Pfeife einen riesigen roten Baumwollschirm mit Messinggriff mitgebracht. „Ein Bauer aus Mittelfranken," erklärt der Doktor, aus protestantischer Gegend, wie die dunkle Kleidung seiner Frau verrät, die zur goldenen „Bödeleshaube" schon die städtische Schürze aus blumengestreiftem Kattun angelegt hat. „Und wer ist das nette Mädchen mit der hohen, helmartigen, goldenen Haube?" frägt Reserl. „Lange nicht die netteste hier, übrigens eine Niederbayerin, welche die Passauer Goldhaube zu den «Schupfarmeln» und der seidenen himmelblauen Schürze trägt. Der Bursch neben ihr ist das Urbild eines stämmigen Niederbayern mit dem geblümten «Sammetwestenleibl», dem münzenbesetzten Janker, dem Lendengurt aus gesticktem Leder und der in den hohen Röhrenstiefeln steckenden schwarzen Manchesterhose. Den Plüschhut hat er schief auf, was bedeutet, daß er's mit jedem aufzunehmen bereit ist. Dort sind noch ein paar höchst charakteristische Trachten aus Niederbayern; eine gravitätische Alte mit der Pelzhaube, dem miederähnlich geschnürten, langärmeligen «Atlasspenserl» und dem buntgestickten «Strohzegerer», der als Vorratssack beim Ausgang stets üblich, und eine Abensbergerin mit dem spitz zulaufenden weißen Häubchen, dem silbernen «Gschnür» und der geblumten Seidenschürze."

Noch hunderterlei wäre zu erwähnen gewesen, hätte nicht eine schmetternde Fanfare den Beginn der Nationaltänze verkündigt. Alles erhebt sich und drängt nach dem Podium, auf dem in wilden Sprüngen die phantastisch gelb und rot aufgeputzten Berchtentänzer sich tummeln und die lang herabfallenden Bänder und Fransen ihres Hauptschmuckes schütteln. Ihnen folgen in mutwilligem Hüpfen und Stampfen lärmend und jauchzend die „Schuhplattler" und tanzen, daß die Dielen dröhnen und der Staub fliegt. Zierlich schwingen sich die Unterfranken im „Winneweh", die Murnauer geben einen „Leutascher" in ausdrucksvollem Gebärdenspiel zum besten, die Pfälzer führen



Bauersleute aus Hahnenkamm (Mittelfranken).

den „Siebensprung" auf, die Laufener einen „Bandeltanz" und die Oberbayern den „Tetscher". Aber warum ist unser beredter Historiker so plötzlich still geworden? Hat er vergessen, daß der Berchtentanz ehedem der glänzenden „Wodansfraue" geweiht war, daß der Schuhplattler, seit Jahrhunderten im bayrischen Oberland üblich, einer der ältesten uns beschriebenen „Dörpertänze" (Bauerntänze) ist? Weiß er nicht, daß der „Bandeltanz" ein mittelalterlicher Plantanz und das „Winneweh" im Grunde ein französisches, mit manch anderer Sitte in die Pfalz übertragenes Menuett ist? Unser „vielg'schdudierter" Doktor hat im Augenblick alle seine Gelehrsamkeit vergessen und weiß nichts, als daß er sich, im Gewühle von der wachsamen Mama getrennt, mit Reserl allein befindet, allein, denn die Tausende fremder Gesichter ringsum zählen nicht. Schützend hat er seinen Arm um ihre Schulter gelegt und hält ihre Linke fest in der seinen. Die Linke kömmt vom Herzen. Er erklärt gar nichts, nicht einmal seine Liebe, von der ja die Kleine längst überzeugt ist, aber er findet das Volkstrachtenfest wunderschön. „Sie sind auf einmal so still und erklären nichts mehr. Bin ich Ihnen zu dumm?" unterbricht Reserl seine Gedanken. Ein rascher Blick, der ihr das Blut in die Wangen treibt, ist seine ganze Antwort. „Oh, ich verstehe Sie sehr gut," nickt sie, und schelmisch das Köpfchen zurückwerfend fügt sie hinzu: „Umsonst hat doch Mama nicht das viele Geld für meine «Büldung» ausgegeben, 1500 Mark jährlich das Institut, was ich dann später bei Ihnen gelernt habe, ungerechnet. Dafür hab' ich ihr übrigens auch abends in der notwendigen Zeit einkassiert, denn wenn Ihre belehrende Unterhaltung nicht gewesen wäre, hätte sie mich nicht hinter den Ladentisch gebracht. Jetzt aber muß sie das Geschäft aufgeben und" — sie wird plötzlich ernst „oder geniert es . . ." Lachend wirft er ein, „den Bäckersohn, ein Metzgertöchterlein heimzuführen? Nein Reserl, wir sind einander wert und lieb . . ." Das in sich versunkene Pärchen wird von den unter Vorantritt ihres „Hanswurstls" den Saal durchziehenden Berchtentänzern beiseite geschoben und erinnert, daß es höchste Zeit sei, die Mama zu suchen. In der That „drei Uhr früh!" Doch Frau Wackerl, froh, ihre schwer vermißte Kleine in der Obhut des Doktors wiederzufinden, zeigt sich versöhnlicher, als Reserl gedacht. Sie läßt sich seine Begleitung auf dem Heimweg gefallen, und andern Tags, während nach fidelem Marsch durch die Stadt die 1200 Volkstrachtengäste auf der Festwiese dem Prinzregenten ihre treuherzigen Huldigungen darbringen, huldigt auch der brave Dr. phil. und Privatdozent Hans Lettenmeyer zum erstenmal in Treuen seiner zukünftigen Frau Schwiegermutter. „Das is a g'lungene G'schicht," murmelt die überrumpelte Mama, halb ärgerlich, halb geschmeichelt, „denn so ein Professor, ein wirklicher, einer von der Universität, einer mit zwei F, ist immerhin eine Ehre in der Familie." „Ja," jubelt Reserl, „gelungen ist's," und auf den jauchzenden, mit flatternden Fahnen und schmetternden Trompeten vor dem Königszelt defilierenden Zug deutend, fügt der Doktor lustig hinzu: „So gelungen wie das historisch bayerische Volkstrachtenfest."



Brautpaar aus Nördlingen (Unterfranken).

Ein verwegener Handstreich.

Erzählung von **Reinhold Werner.**

Bei einem Aufenthalte in Emden, wo ich in der städtischen Bibliothek nach Auskunft über alte hansische und ostfriesische Verhältnisse forschte, kam ich auch zu einem Antiquar in der Hoffnung, vielleicht bei ihm etwas zu finden, was ich für meinen Zweck gebrauchen konnte. Wenn ich mich auch darin täuschte, fiel mir doch bei ihm ein anderes Buch in die Hände, das mich sehr interessierte.

Es war ein solide in Schweinsleder gebundenes Schiffstagebuch oder Logbuch, wie es heutzutage genannt wird, von einem Kapitän Lacher geführt, der im Jahre 1681 die kurbrandenburgische Fregatte „Kurprinz" befehligte und mit ihr sowie den Fregatten „Dorothea" und „Berlin" im englischen Kanal gegen spanische Schiffe kreuzte.

Hocherfreut über diesen seltenen Fund erstand ich sofort denselben für einen mäßigen Preis und eilte in mein Hotel, um das Buch durchzustudieren. Die Ausbeute war jedoch anfänglich wenig ausgiebig; die Notizen beschränkten sich auf kurze Angaben über Wind und Wetter, Kurs, Fahrt des Schiffes, Peilung von Küstenpunkten oder Feuertürmen und dergleichen und liefen vom August bis November in dieser Weise fort, so daß ich schon den Kauf bereute, als ich, unter dem 4. bis 12. November, auf Notizen traf, die meine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahmen.

Diejenige vom 4. November lautete: „Trafen in der Nacht ein offenes Boot mit französischen Flüchtlingen, nahmen sie an Bord und setzten sie in der Nähe von Plymouth an Land". Eine weitere vom 11. November hieß: „Jagten ein großes spanisches Schiff, verloren es aber im Nebel aus Sicht," und eine dritte vom folgenden Tage: „Holten in der Nacht zum 13. November den Spanier glücklich aus dem Hafen und machten eine schöne Prise. Näheres siehe Pag. 126."

Gespannt schlug ich die angegebene Seite auf und fand dort einen längeren Bericht, für welchen die Tagesseiten keinen Raum boten, der mich aber für meine Mühe voll entschädigte. Er ließ sich eingehender über die drei erwähnten Punkte aus, namentlich aber enthielt er in Bezug auf den letzteren die Schilderung einer Unternehmung, die zu den kühnsten der Seekriegsgeschichte gehört und mich um so mehr fesselte, als sie von Brandenburgern ausgeführt wurde.

Die vergilbte Schrift war zwar etwas schwer zu entziffern, und die Schreibweise bewies auch, daß Kapitän Lacher mehr ein braver Kriegskapitän als guter Schriftsteller war, immerhin erhielt ich aber daraus ein so anschauliches Bild von dem Charakter des Mannes und seiner, man darf wohl sagen, tollkühnen Thatkraft, daß ich es wohl wert hielt, dasselbe auch anderen in der nachfolgenden Erzählung zugänglich zu machen; jedoch sei es gestattet, einiges über die damaligen Verhältnisse vorauszuschicken, die den meisten Lesern weniger bekannt sein dürften.

Vor 400—500 Jahren war Deutschland im Hansabunde sehr seemächtig. An der Kurzsichtigkeit des letzteren, sich nicht an dem Zeitalter der überseeischen Entdeckungen thätig zu beteiligen, der plötzliche Wegzug des Herings aus der Ostsee, durch dessen Fang die Hansen hauptsächlich zu Reichtum und Macht gelangt waren, sowie endlich die Änderung der politischen Verhältnisse, durch welche die Fürsten auf Kosten der Städte mehr Gewalt erhielten, waren die Ursache des Verfalles des Bundes im



Bäuerinnen aus Nüdlingen (Unterfranken). (Zu dem Artikel: Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest.)

15. Jahrhundert, und bis zur Mitte des 17. war Deutschland vollständig wehrlos zur See.

Da bestieg Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, ein Herrscher von weitem staatsmännischem Blicke und unbeugsamer Energie den Thron seiner Väter. Er erkannte, daß zur Hebung seines durch den dreißigjährigen Krieg gänzlich verarmten Landes die Neubelebung von Handel und Wandel, namentlich zur See, das beste Mittel sei und schuf trotz unüberwindlich erscheinender Hemmnisse mit Hilfe eines in seine Dienste berufenen holländischen Seemannes Raule nicht nur eine Flotte, die bei seinem 1688 erfolgten Tode 24 Kriegsschiffe zählte, sondern erwarb Kolonien an der Küste von Afrika und gründete überseeische Handelsgesellschaften.

Mit Hilfe der ersteren eroberte er Pommern und Rügen, trieb die Schweden aus seinem Lande und entsandte 1680 und 1681 zwei Geschwader, das eine von fünf Schiffen nach Westindien, das andere von

drei nach dem Kanal, um gegen spanische Schiffe zu kreuzen und eine Zahlung von $1\frac{3}{4}$ Millionen Thalern zu erzwingen, welche Spanien ihm seit 1674 aus seinem Kriege mit Frankreich an Subsidiengeldern schuldete, aber zu zahlen sich weigerte.

Das erstere befehligte im ersten Jahre ein gewisser Claas van Beveren, im zweiten ein Kapitän Alders und das andere Kapitän Lacher. Beveren kaperte ein reichbeladenes spanisches Schiff, Alders machte ebenfalls in Westindien Prisen für einige hunderttausend Thaler, verfehlte jedoch die Silberflotte, auf die er es besonders abgesehen. Als er ihr bei Cadix auflauerte, kam er mit einer ihm doppelt überlegenen spanischen Kriegsflotte in Kampf und schlug sich zwei Stunden lang so tapfer mit ihr, daß, als er sich nach großem Menschenverlust schließlich zurückziehen mußte, er doch keines seiner Schiffe einbüßte und das höchste Lob verdiente.

Das Kanalgeschwader unter Lacher hatte weniger Glück und kreuzte monatelang ohne Erfolg, holte jedoch dann durch eine höchst verwegene seemännische That alles doppelt ein.

Ich gebe im Nachstehenden seinen Bericht über dieselbe, in dem ich jedoch die altertümliche Schreibweise durch die jetzt übliche ersetze und die oft sehr kurzgefaßten, nur auf seemännische Leser berechneten Angaben ausführlicher ergänze und in deutlicheren Zusammenhang bringe.

„Ich kreuzte," so sagt Kapitän Lacher in dem Logbuche, „mit dem „Kurprinz" in der Mitte des Kanals zwischen Plymouth und der französischen Küste, während ich „Dorothea" und „Berlin" Ordre gegeben hatte, zwanzig Seemeilen weiter östlich dasselbe zu thun und jedes verdächtige Schiff zu untersuchen, damit kein Spanier durchschlüpfte. Trotz November war das Wetter schön, und ich hielt bei mäßiger Westbrise und ziemlich glattem Wasser unter bequemem Segeln mit Dunkelwerden nach der französischen Küste hinüber, so daß wir nur wenig Fahrt liefen.

Gegen Mitternacht meldete der Ausguck einige Strich von Steuerbord voraus ein Fahrzeug. Ich begab mich an Deck und sah durch das Fernrohr, daß es ein ziemlich großes Boot war, welches unter Segeln und Rudern in diesem Augenblicke seinen Kurs änderte, also uns offenbar aus dem Wege gehen wollte. Da mir dies verdächtig vorkam, ließ ich einen Kanonenschuß feuern, um es zum Beidrehen zu veranlassen; zugleich befahl ich, alle Segel zu setzen und auf das Boot zu halten. Dieses kehrte sich jedoch nicht an den Schuß, sondern nahm sein Segel ein und ruderte gerade in den Wind auf, in der Hoffnung, uns dadurch zu entfliehen. Indessen half ihm das nicht; mit der auffrischenden Brise begann unser „Kurprinz" gehörig auszugreifen, und innerhalb einer Stunde hatten wir soweit aufgekreuzt, daß ich nochmals einen Schuß, diesmal aber einen scharfen, feuern ließ, der nahe beim Boot einschlug.

Das mochte seine Besatzung wohl überzeugen, daß ein Entkommen nicht möglich sei. Sie hielt mit Rudern inne, und in wenigen Minuten waren wir in Rufweite. Ich ließ back brassen und rief auf deutsch hinüber, was das für ein Fahrzeug sei.

„Refugiés", lautete die Antwort, die von Freudenrufen begleitet war, und das Boot kam längsseit. Ein Herr, der sich Hauptmann Mathieu nannte und als Elsässer gut deutsch sprach, stieg an Deck und teilte mir mit, daß er mit seiner Familie und zwölf anderen Hugenotten aus Frankreich geflohen und auf dem Wege nach England sei, um der Einkerkerung wegen ihrer Religion zu entgehen. Mit beginnender Nacht hätten sie die französische Küste verlassen und uns anfänglich für ein französisches Schiff gehalten, von denen eine Zahl im Kanal kreuze, um Flüchtlinge abzufangen und sie dann einem grausamen Schicksale zu überliefern. Als sie den deutschen Ruf gehört, seien sie aber überglücklich in der Hoffnung gewesen, daß sie nun gerettet wären. Unser allergnädigster Kurfürst habe sich der Refugiés so großmütig angenommen, und so würde Mathieu auch wohl nicht vergeblich bitten, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen.

Natürlich sagte ich ihm alle Hilfe zu, ließ die Armen, die bei dem kalten Wetter durch die achtstündige Bootfahrt fast erstarrt und von dem überspritzenden Wasser ganz durchnäßt waren, an Bord kommen, erquickte sie und nahm Kurs auf Plymouth, was wir noch vor Tagesanbruch erreichten. Dann fuhren sie unter den innigsten Danksagungen in ihrem Boote, das ich ins Schlepptau genommen, an Land, ich aber ging über den anderen Bug und mit vollen Segeln südwärts, da ich mein Schiff nicht von den Küstenbewohnern wollte sehen lassen, die sonst vielleicht einlaufende Spanier vor mir gewarnt hätten.

Ich dachte freilich nicht, daß meine That schon nach kurzer Zeit ihren Lohn finden sollte.

Am 11. November morgens, als ich mit südlichem Winde nach Westen zulag, kam ziemlich voraus ein großes Schiff in Sicht, das uns entgegensteuerte. Bei unserem letzten Einlaufen in Brügge zur Verproviantierung hatte ich in Erfahrung gebracht, daß um diese Zeit einige spanische Schiffe erwartet würden, und wenn dies eines von ihnen war, konnte ich, ohne durch Kursänderung Verdacht zu erregen, mich ihm nähern.

Als der Fremde mit dem Unterschiff aus dem Wasser wuchs, erkannte ich an der Form desselben und an dem Schnitt der Segel, daß es wirklich ein Spanier war, und nach dreimonatlichem vergeblichem Kreuzen herrschte über diese Entdeckung natürlich große Freude an Bord. Was hätten wohl unser allergnädigster Kurfürst und mein Gönner, der Marinedirektor Raule gesagt, wenn ich bei dem anbrechenden Winter mit leeren Händen zurück nach Pillau gekommen wäre! Und auch wegen der Mannschaft war es mir sehr lieb; sie fing an, schwierig zu werden, weil sie bei ihrem schweren Dienst bis jetzt gar keine Aussicht auf Prisengeld hatte.

Das änderte sich nun mit einem Schlage, denn den Spanier betrachteten wir schon als gute Prise.

Er war zwar bedeutend größer als wir und hatte wahrscheinlich auch mehr Kanonen, aber dafür waren wir Brandenburger, und ich wußte, daß ich mich im Kampfe auf meine Mannschaft verlassen durfte.

Ich ließ alles gefechtsklar und zum Entern fertig machen; es konnte kaum noch eine halbe Stunde dauern, dann gingen wir auf Pistolenschußweite an ihm vorbei, um ihn mit einer vollen Lage zu begrüßen; aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht und unserer harrte eine große Enttäuschung.

Auf eine Seemeile Entfernung drehte er plötzlich um und steuerte westwärts, indem er alle Segel aufpackte, die er nur irgend zu tragen vermochte. Er mußte uns als Brandenburger erkannt haben und schämte sich nicht, obwohl er soviel größer war, sich aus dem Staube zu machen.

Wir waren natürlich schnell bei der Hand, ihn zu jagen. Die Wanten und Stagen wurden etwas gelöst, ich ließ die Segel mit Wasser bespritzen, damit sie besser zogen, und alles das thun, wodurch man ein Schiff zum schnelleren Segeln zu bringen sucht.

Es war nicht umsonst; unser guter „Kurprinz“ that, was ich von ihm erwartete; Hand über Hand liefen wir dem Spanier auf. Die Leute am Ruder steuerten so genau, daß das Kielwasser eine schnurgerade Linie bildete, um auch nicht einen Zoll Umweg zu machen; die Konstabler standen fertig mit den Lunten in der Hand bei den Geschützen, um dem Spanier eine Breitseite zu geben, sobald wir ihn auf Pistolenschußweite quer haben würden; wir waren noch etwa zwei Kanonenschußweiten ab und alles jubelte bereits über die erhoffte reiche Prise, die uns so sicher schien.

Um dem Gejagten wissen zu lassen, daß er sich in uns nicht geirrt habe, ließ ich jetzt unsere Brandenburger Flagge hissen, und der rote Aar im weißen Felde streckte schon gierig seine Fänge aus, um die Beute zu packen; da begab sich etwas, das uns im ersten Augenblicke und auch mich mit wahrhaftem Entsetzen erfüllte. Der Spanier, der uns so nahe war, daß wir jedes Tau an ihm mit bloßem Auge unterscheiden konnten, war plötzlich spurlos verschwunden, als ob ihn das Meer verschlungen hätte.

Meine Leute waren starr; dann that einer den Ausruf: „Es war ein Geisterschiff, der fliegende Holländer! Seht da, ringsum ist Schwefeldampf, nun sind wir verloren, der Böse hat uns verlockt!“

Die Wirkung dieser Worte war schreckenerregend. Die Mannschaften standen bleich und stumm und schauten wie gebannt auf den Schwefeldampf, der wie eine gelblichweiße Wolkenwand auf dem Wasser lagerte, doch als ich sie durch das Fernrohr genauer betrachtete, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich wußte sofort, daß keine Zauberei dahinter steckte.

„Sprecht nicht so unsinniges Zeug,“ rief ich zu der Besatzung gewendet, „der fliegende Holländer zeigt sich nur beim Kap der guten Hoffnung, das, was wir sehen, ist kein Schwefeldampf, sondern eine Nebelbank,“ und auch schon wenige Minuten danach konnten sich die Leute überzeugen, daß ich recht gehabt, denn wir selbst liefen jetzt in den Nebel hinein, der wie eine Mauer gegen uns anrückte, und er war so dicht, daß wir von der Schanze aus nicht das Vorderdeck sehen konnten.

Das Verschwinden des Spaniers war nun zwar erklärt, aber unsere Freude auch auf einmal zu Wasser geworden. Wer wußte, welchen Kurs er genommen! An ein Verfolgen war nicht mehr zu denken. Es blieb mir deshalb nichts übrig, als beizudrehen, um so viel wie möglich auf der Stelle zu bleiben und das Aufklaren des Nebels abzuwarten. Wenn dies nicht zu lange dauerte, so konnten wir den Spanier vielleicht wiederfinden, aber das Geschick schien sich gegen uns verschworen zu haben, denn der Nebel rückte und rührte sich nicht; erst gegen 2 Uhr nachmittags wurde der Horizont wieder frei.

Als ich ihn dann mit dem Fernrohr absuchte, entdeckte ich nur im Norden ein Schiff, sonst war nirgends etwas zu sehen, und von jenem zeigten sich auch nur die Bramsegel eben über Wasser. Ich konnte deshalb nicht wissen, ob es der Gesuchte sei, da er jedoch spitz lag und Norden steuerte, mutmaßte ich, daß er es war und nach Plymouth hineinflüchtete, auf dessen Höhe wir uns befanden.

Jedenfalls wollte ich aber darüber Gewißheit haben, um ihm auflauern zu können, wenn er wieder den Hafen verließ, und beschloß deshalb selbst nachzuschauen. Dazu war es aber nötig, daß ich das Schiff verkleidete, um nicht wieder erkannt zu werden, und es wurde sofort damit begonnen.

Ich ließ unsere 26 Kanonenpforten bis auf acht schließen, um als Handelsschiff zu gelten, die Vorbramstenge an Deck nehmen, als ob ich sie verloren hätte, den weißen Streifen außenbords mit schwarzer Farbe überstreichen, die beiden an den Krähnen hängenden Boote auf das Deck setzen, Segel und Tauwerk loddrig hängen, so daß es aussah, als ob ich nur eine schwache Mannschaft an Bord hätte, und bald war das Aussehen des „Kurprinz“ so völlig verändert, daß der Spanier ihn selbst auf kurze Entfernung nicht wieder erkennen konnte.

Dann richtete ich meinen Kurs während der Nacht so ein, daß ich am anderen Morgen nahe an Plymouth vorbeisteuern und den Hafen übersehen konnte. Dies geschah, aber meine Mühe war vergebens gewesen, der Spanier lag nicht darin.

Trotz der Enttäuschung gab ich die Sache aber noch nicht auf, sondern hielt, indem ich die Flagge von Ostende hißte, auf einen eine halbe Meile westlich von Plymouth gelegenen kleinen Ort zu, um dort zu ankern, und selbst nähere Erkundigungen über den am vorigen Abend nördlich steuernden Fremden einzuziehen. Der Ort war ein Flecken und unbefestigt.

Ich verkleidete mich nun als gewöhnlichen Matrosen, ließ unser kleinstes Boot mit zwei Mann besetzen und ruderte an Land, um unter dem Vorwande, etwas Proviant für den Kapitän einzukaufen,



Bauersleute aus Sennfeld (Unterfranken).
(Zu dem Artikel: Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest).

Näheres in Erfahrung zu bringen. Jedenfalls hatte das Erscheinen meines Schiffes keinerlei Aufsehen erregt, denn am Anlegplatze befanden sich nur zwei Leute. Anfänglich nahm ich weiter keine Notiz von ihnen, sondern war im Begriff, meinen Weg nach dem einige hundert Schritte vom Strande gelegenen Orte zu nehmen, als mich plötzlich der eine Fremde „Guten Morgen, Kapitän Lacher, wie kommen Sie denn hierher und noch dazu in diesem Anzuge?“ ansprach.

Ich fuhr erschreckt zusammen, doch im nächsten Augenblicke schon erkannte ich Kapitän Mathieu und dessen Sohn, die auf einem Spaziergange begriffen waren. Seine Freude, mich wiederzusehen, war geradezu rührend. Er wußte mir nicht genug zu danken, daß ich ihm meinen Schutz hatte angedeihen lassen. Er teilte mir mit, daß die englischen Behörden ihnen allen, die im Boote gewesen, in dem Flecken Unterkunft gegeben hätten und sie überhaupt freundlich und gut empfangen wären.

Da ich keinen Grund hatte, anzunehmen, daß diese Leute, denen ich einen so großen Dienst erwiesen, mich verraten würden, so teilte ich dem Hauptmann offen den Zweck meines Kommens und meiner sowie meines Schiffes Verkleidung mit.

„Oh; da kann ich Ihnen ja gleich selbst die beste Auskunft geben,“ rief er erfreut. „Gestern nachmittag sahen wir ein großes Schiff von Süden heraufkommen, das aller Wahrscheinlichkeit nach der von Ihnen gesuchte Spanier ist. Er ging aber nicht in den Hafen von Plymouth, sondern etwas östlicher in eine kleine Bucht hinein, wahrscheinlich weil dieselbe von Festungswerken gut beschützt ist.“

Nun wußte ich allerdings, wo unser Freund geblieben war, und um mir ihn nicht zum zweiten Male entgehen zu lassen, tauchte plötzlich der Entschluß in mir auf, ihn dort herauszuholen. Wie das zu machen sei, darüber war ich mir im Augenblicke selbst noch nicht klar, aber geschehen sollte es, das stand fest bei mir.

Jetzt kamen einige Leute zum Strande herunter. Mit der Bitte an den Hauptmann, gegen niemand über mich und mein Schiff zu äußern, verabschiedete ich mich von ihm, fragte die Entgegenkommenden, ob ich im Dorfe nicht Butter und Eier kaufen könne und kehrte mit ihnen um, da sie selbst mir den Proviant ablassen wollten. Ohne zu handeln zahlte ich den geforderten Preis, ließ die Sachen ins Boot bringen und fuhr, ohne mich weiter aufzuhalten, an Bord zurück.

Ich besprach nun die Sache mit meinem ersten Lieutenant. Der Zufall wollte, daß er den kleinen Hafen genau kannte. Er hatte früher auf englischen Schiffen gefahren und war mehrfach in ihm gewesen. Trotzdem wollte ihm die Sache zuerst nicht in den Kopf, schließlich meinte er jedoch, wenn es gelänge, das Schiff durch den zweiten engen und flachen Ausgang des Hafens hinauszubringen, so möchte es gehen, weil wir dann nicht so nahe unter der Citadelle und den ihr gegenüberliegenden Festungswerken passieren müßten; aber allerdings, sagte er nach einigem Nachdenken, für eine so reiche Prise könne man auch schon etwas wagen, und da er selbst schon durch jenen Ausgang gekommen, wolle er sein Bestes thun. Auf etwas Glück müsse man freilich dabei rechnen; ein Schiff aus einem neutralen Hafen herauszuholen, sei eine heikle Sache. Die Engländer verständen keinen Spaß in dergleichen Sachen und es handle sich um Kopf und Kragen.

Nun, den Lieutenant hatte ich schon oft erprobt; was er unternahm, das führte er auch durch und ich konnte mich unbedingt auf ihn verlassen. Da er mitthun wollte, befestigte dies nur meinen Entschluß; zuvor wollte ich mir aber die Hafenverhältnisse selbst ansehen und fuhr nachmittags wieder in Matrosenkleidung an Land.

Der Hafen wird durch die Mündung eines Flusses gebildet, an dem ich etwa 2000 Schritte weit hinaufging. Hier wurde er durch eine kleine befestigte Insel geteilt, und ihr gegenüber am linken Ufer stand die starke mit schweren Geschützen bewaffnete Citadelle. Zwischen ihr und der Insel führte der Haupteingang durch, während der andere jenseits der Insel lag und von der Citadelle nicht beschossen werden konnte.

Im Hafen selbst und zwar mitten im Becken



Ein kritischer Moment. Nach dem Gemälde von W. Kuhnert.

befand sich nur ein Schiff, aber schon aus weiter Ferne sah ich, es war unser Spanier, und mein Herz klopfte freudig. Gewiß blieb es eine schwierige Sache, ihn erst zu erobern und dann noch herauszubringen, aber auf meine Mannschaften konnte ich vertrauen; sie waren echte Brandenburger. — Der Spanier hatte ebensowenig wie die Engländer eine Ahnung von dem, was wir beabsichtigten, und ich habe schon oft gefunden, daß eine Unternehmung, welche der Feind für unmöglich hält, die beste Aussicht auf Erfolg besitzt, deshalb war ich auch hier über den Ausgang der Sache ohne Sorge.

Als ich am Hafen entlang ging, ruderte von dem Spanier ein Boot an Land, und der darin sitzende Schiffsoffizier begab sich in eine nahe am Ufer gelegene Schenke. Ich folgte ihm dahin, um ebenfalls ein Glas Bier zu trinken, und fand ihn allein in der Gaststube, hatte aber Mühe, meine Gesichtszüge zu beherrschen, als ich in ihm den Kapitän eines holländischen Schiffes erkannte, mit dem ich vor mehreren Jahren in Cadix oft zusammengewesen war. Ich nahm mich sehr zusammen und setzte mich allein an einen Tisch, mir wurde jedoch leichter um das Herz, als ich bemerkte, daß der Holländer mich nicht wiedererkannte. Nach einer Weile redete er mich in gebrochenem Englisch an und fragte mich, wer ich sei. Ich erwiderte ihm ebenfalls radebrechend, daß ich nur sehr wenig Englisch verstände, ein Flamländer und bei Brügge zu Hause sei und eine Schiffsgelegenheit nach meiner Heimat suche, da ich auf einem französischen Lugger auf der Reise nach Brügge begriffen, bei Portland gescheitert sei. Ich konnte das sagen, weil ich früher längere Jahre von Holland gefahren und der Sprache ganz mächtig war.

Er schien offenbar sehr erfreut, sich nicht länger mit Englisch abquälen zu müssen, sowie in mir einen Landsmann gefunden zu haben, und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Als er mir mitteilte, daß er der Kapitän des spanischen Schiffes im Hafen und ebenfalls nach Brügge bestimmt sei, fragte ich ihn bescheiden, ob er nicht ein gutes Werk thun und mir eine Passage geben wolle.

„Das würde ich gern thun, mein Junge," erwiderte er, „aber ich weiß noch gar nicht, wann ich von hier fortgehe, das kann noch Wochen dauern. Ich bin gestern hier eingelaufen, weil ich von einer brandenburgischen Fregatte gejagt wurde und ihr auch in die Hände gefallen wäre, wenn nicht glücklicherweise ein dichter Nebel einfiel, unter dessen Schutze ich auf die englische Küste zusteuern konnte, wo ich ein Fischerboot traf, das mich hier in den Hafen lotste."

„Brandenburger!?" fragte ich scheinbar sehr erstaunt, „wer ist das? Ich habe noch nie von brandenburger Schiffen gehört."

„Das glaube ich wohl," erwiderte er, „sie sind auch im vorigen Jahre zum erstenmal aus der Ostsee herausgekommen, aber ihr Kurfürst, das ist ein gewaltiger Mann und was der will, das setzt er durch. Vor zehn Jahren nahm er sich vor, eine Kriegsmarine zu schaffen, und hat sich dazu einen gewissen Raule aus Middelburg geholt, mit dem er es auch in der kurzen Zeit wirklich fertig gebracht hat. Bis jetzt haben sie sich nur in der Ostsee mit den Schweden herumgeschlagen und diese verjagt, aber nun ist der Kurfürst so kühn geworden, Spanien den Krieg zu erklären und auf seine Schiffe zu kreuzen, weil dieses ihm von langer Zeit her Geld schuldig ist. Im vorigen Jahre hat er unter Claas van Beveren fünf Schiffe ausgeschickt, die den „Carolus Secundus" gekapert, dessen Ladung 200000 Gulden wert war und aus dem gleich eine Fregatte von 50 Kanonen gemacht ist; in diesem Jahre sind sogar zwei Geschwader draußen, eins von fünf Schiffen unter Kapitän Alders in Westindien, das schon eine Reihe Prisen gemacht hat, und eins von dreien, das von einem gewissen Lacher befehligt wird. Das soll ein ganz verwegener Mensch sein. Den Hamburgern hat er vor zwei Jahren zwei Schiffe auf einmal fortgenommen, so daß diese schleunigst ihre Schuld an den Kurfürsten bezahlten, aber doch nicht die Prisen wieder herausbekamen und zum Schaden noch den Spott hatten.

Wenn ich nicht sehr irre, bin ich mit diesem Lacher vor längeren Jahren in Cadix zusammen gewesen. Er war damals Kapitän eines holländischen Hukers, der Raule gehörte, und dieser hat ihn sich nach Brandenburg kommen lassen, aber ich möchte ihm nicht in die Hände fallen. Meine Ladung besteht aus Wolle und Wein und ist über 100000 Gulden wert. Die Fregatte, welche mich gestern jagte, segelt viel besser als mein Schiff, und ebenso wird es mit den beiden anderen sein. Wenn sie mich deshalb in Sicht bekommen, dann bin ich verloren. Ich werde deshalb hier so lange liegen bleiben, bis das holländische Convoy kommt, das in drei bis vier Wochen vom Kap der guten Hoffnung erwartet und Plymouth anlaufen wird, um mich ihm anzuschließen."

„Aber, soviel ich weiß," sagte ich wie verwundert, „habt Ihr doch eine Menge Geschütze; aus den Pforten schauen ja überall die Mündungen."

„Jawohl," erwiderte er, „ich habe 40 Kanonen, aber fast alle sind nur Ein- und Dreipfünder, und gerade die vier schweren Neunpfünder sind durch die Ladung belämmert, und ich kann sie nicht gebrauchen. Ich habe in Cadix dagegen protestiert, daß man das Schiff so voll packte, aber die Reeder dachten nur an das Verdienen und meinten, mit den Brandenburgern würde das wohl nicht so schlimm sein und aus der Ostsee würden sie sich wohl nicht herauswagen. Nun, vorgestern sprach ich einen ausgehenden Holländer und erfuhr von ihm, daß sie im Kanal seien und er nacheinander von allen dreien, die sich verteilt hatten, scharf untersucht sei. Wenn nicht glücklicherweise der Nebel eingefallen wäre, hätten sie mich sicher gehabt, denn soviel ich mit dem Fernrohr sehen konnte, waren es mindestens Zwölfpfünder, welche die Fregatte führte. Außerdem bin ich auch nur schwach mit Mannschaft," fügte er hinzu, „ich

habe nur 38 Mann an Bord und der Brandenburger gewiß die doppelte Zahl."

Das Herz lachte mir im Leibe bei der Offenherzigkeit des redseligen Kapitäns, der mir alles erzählte, was ich nur zu wissen wünschte, und ich hatte Mühe, es nicht merken zu lassen, aber zugleich zweifelte ich nun nicht mehr, daß wir die Prise ohne große Schwierigkeiten nehmen könnten.

„Ja, ja," sagte ich so ernst wie möglich, „unter solchen Verhältnissen thut Ihr gewiß recht daran, hier die Ankunft des Convoy zu erwarten, aber so lange kann ich mich allerdings hier nicht aufhalten. Mein bißchen Geld geht bald zu Ende, und ich muß dann wohl nach Plymouth, um mich nach einer anderen Reisegelegenheit umzusehen."

Nachdem wir noch einige gleichgültige Sachen miteinander gesprochen, verabschiedete ich mich von ihm mit bestem Dank für seinen guten Willen. Mir brannte der Boden unter den Füßen, um bald wieder an Bord zu kommen und mit meinen Offizieren die Sache zu besprechen. Sie mußte sobald wie möglich ausgeführt werden, bevor man vielleicht aus irgend einem Umstande Verdacht schöpfte. Ich begab mich deshalb eiligst zur Flußmündung zurück, wo ich das Boot hatte warten lassen, damit es nicht gesehen würde, und fuhr zum „Kurprinz". Mein erster Lieutenant war, nachdem ich ihm das Nähere mitgeteilt, jetzt Feuer und Flamme, und wir beschlossen, unser Vorhaben gleich in derselben Nacht auszuführen, damit nicht ein Zufall dazwischen käme, wenn ich mich auch auf das Schweigen des Hauptmanns Mathieu unbedingt verlassen zu können glaubte. Es kam noch dazu, daß die Nacht mondlos und dunkel und der Wind ablandig war, so daß wir gut aus dem Hafen segeln konnten.

Als ich den Plan darauf den übrigen Offizieren und den Mannschaften mitteilte, jubelten sie über die Aussicht auf die reiche Prise und ich wußte jetzt, daß sie mir in die Hölle folgen würden.

Ich wollte gerade unser größtes Boot fertig machen lassen, als mit Dunkelwerden englische Fischerboote aus See zum Hafen zurückkehrten; das gab mir den Gedanken ein, lieber ein solches zu der Unternehmung zu benutzen, wenn wir es bekommen konnten, da das unsere eine andere Form hatte und von den Schildwachen möglicherweise als ein fremdes erkannt werden konnte.

Als deshalb eines derselben ganz nahe unter unserem Heck vorbeifuhr, ließ ich es durch den ersten Lieutenant, der fertig englisch sprach, anrufen, ob sie uns nicht Fische verkaufen wollten. In der Hoffnung, ihren Fang gut bezahlt zu bekommen, gingen die Fischer sofort darauf ein und kamen längsseit. Das Fahrzeug war ziemlich groß, so daß es für unsere Zwecke genügte und sich gut einige zwanzig Mann darin unterbringen ließen.

Wir kauften den Engländern ihren ganzen Vorrat, ohne zu feilschen, ab und nötigten sie danach in die Offizierskajüte. Der erste Lieutenant teilte ihnen mit, daß wir nach Ostende gehörten, von Cette kämen und sehr schönen französischen Branntwein an Bord hätten, ob sie den nicht einmal probieren möchten.

Die Fischer, es waren ihrer drei, ein alter Mann und seine beiden Söhne, ließen sich das nicht zweimal sagen, denn nichts liebt der Engländer mehr als den Branntwein.

Er schmeckte ihnen ausgezeichnet, da sie wahrscheinlich in ihrem Leben noch nicht so guten und billigen getrunken; aus einem Glase wurden bald mehr, und nach kaum einer halben Stunde waren die drei so betrunken, daß sie besinnungslos auf dem Kajütsdeck lagen und wir sicher waren, daß sie vor dem anderen Morgen nicht wieder nüchtern werden würden.

Wir machten nun alles fertig, und ich suchte 24 von unseren besten und zuverlässigsten Leuten aus. Sie wurden mit Pistolen, Entersäbeln, Handgranaten und einigen Zimmermannsäxten ausgerüstet, legten sich auf den Boden des Bootes nebeneinander, wurden mit einem Persenning zugedeckt, so daß nur zwei Mann an den Riemen und der erste Lieutenant am Ruder von außen zu sehen waren, und gegen Mitternacht kamen wir vor der Flußmündung an. Den zweiten Lieutenant hatte ich instruiert, daß wir drei Laternen zeigen würden, wenn wir glücklich mit der Prise heraus kämen. Dann solle er, um mit der schwachen zurückgebliebenen Mannschaft nicht zu viel Zeit mit dem Ankerlichten zu verlieren, das Kabeltau kappen und mit dem Schiffe auf uns zu unter Segel gehen.

Wir steuerten nun mit dem Boote durch den Haupteingang kaum ein paar hundert Schritte an der Citadelle vorbei, weil wir keinen Verdacht erregen und im Gegenteil von den Schildwachen gesehen sein wollten. Bald hörten wir auch den Anruf der Posten „Boot ahoi! woher kommt Ihr?" — „Fischerboot!" erwiderte der erste Lieutenant auf englisch. „Passiert!" tönte es von drüben zurück und damit war die nächste Gefahr beseitigt. Freilich war dieser Schritt der leichteste. Daß wir den Spanier überrumpeln würden, glaubten wir auch, aber das Schlimme war das Hinausbringen. Doch, wir hatten guten Mut und hofften auf ein bißchen Glück.

Bis zu dem Schiffe hatten wir ungefähr noch 1500 Schritt zu rojen und ebenso weit lag jenes vom Ufer entfernt; wir durften also hoffen, daß man am Land nicht hören würde, wenn es auch etwas Geräusch gab. Bei dem ablandigen Winde und der Ebbe lag der Spanier mit seinem hohen Heck nach See zu; da aber die Nachtposten sich vorn auf der niedrigen Back aufhielten und sie auch wahrscheinlich nicht gut aufpaßten oder wohl gar schliefen, weil sie das Schiff in völliger Sicherheit wähnten, so durften wir hoffen, ganz ungesehen längsseit zu kommen.

Trotzdem waren wir sehr vorsichtig, hatten in den Dullen die Riemen umwickelt, damit jedes Geräusch vermieden würde und hielten uns im Kielwasser des Spaniers. Unsere Hoffnung trog nicht, ungesehen und ungehört liefen wir bis mittschiffs an die Großrüsten bevor der Posten etwas zu mer-

ken schien, und enterten an Deck. Jener schlief aber nicht, wie wir dachten, war vielmehr ein mutiger Mensch, sprang, als er uns sah, von der Back herunter, ergriff eine Handspeiche und schlug auf den ersten, dem er nahe kam, wütend ein. Nur dadurch, daß der Angegriffene sich schnell seitwärts bog, rettete er seinen Schädel, aber der Arm wurde ihm zerschmettert.

Zu einem zweiten Schlage hatte er jedoch keine Zeit; er wurde im Nu überwältigt, auf das Deck geworfen und ihm von einem unserer Leute ein Halstuch in den Mund gestopft, bevor er noch einen Schrei ausstoßen konnte. Dann wurde er gebunden und war damit vollständig unschädlich gemacht.

Das nächste war, uns der Thüren zu dem Mannschaftsraum vorn in der Back, sowie zu der Offizierskajüte in der Schanze zu versichern und die Luken dicht zu machen, damit niemand an Deck kommen konnte.

Die Offiziere waren inzwischen wach geworden, aus den Kojen gesprungen und hatten die Thür verschlossen. Einige Axthiebe genügten, um letztere zu zerschmettern, und alle drei Steuerleute wurden, bevor sie zu ihren Waffen gelangen konnten, ohne Widerstand gefangen genommen.

Von der Schanze führte ein Niedergang in die unter Deck liegende Kajüte des Kapitäns, der ebenfalls erwacht war und großes Geschrei machte. Der Zimmermann, welcher die Thür eingeschlagen, wollte ihn still machen, damit die Leute am Lande nicht aufmerksam würden, sah jedoch bei der Dunkelheit nicht, daß der Kapitän die Treppe fortgenommen hatte und stürzte durch die offene Luke sechs Fuß tief auf das untere Deck.

Sicher hätte er Hals und Beine gebrochen, fiel aber glücklicherweise auf den darunter stehenden Kapitän. Er selbst blieb unbeschädigt, jener wurde jedoch durch den Sturz betäubt und außerdem noch durch die Axt, welche der Zimmermann in der Hand behalten, am Arme ziemlich schwer verwundet. Als letzterer sich aufrichtete und sich nach der Thür der Kapitänskajüte tasten wollte, durch welche er Licht schimmern sah, hörten wir ihn plötzlich laut rufen: „Schnell Wasser her, hier liegt ein ganzes Faß Pulver auf dem Deck ausgeschüttet; um Gottes willen, komme keiner mit Licht in die Nähe!"

Das war keine angenehme Nachricht. Ich ließ sofort Wasser heranschleppen und überall den Fußboden begießen, so daß die Gefahr beseitigt wurde. Der Fall des Zimmermanns hatte uns also vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt, denn der Kapitän gestand nachher, es sei seine feste Absicht gewesen, das Schiff mit allem darauf eher in die Luft zu sprengen, als es nehmen zu lassen.

Unsere nächste Aufgabe war, die etwa sonst im Schiff sich aufhaltenden Leute aufzusuchen und sie im Volkslogis einzusperren, dessen Thür von zwei Leuten mit gespannten Pistolen bewacht wurde.

Wir konnten jedoch nicht alle finden; fast ein Drittel von ihnen mußte sich aus Angst in der Ladung verkrochen haben, da wir jedoch die Luken dicht hielten, machte ich mir ihretwegen weiter keine Sorge. Den Kapitän, der wieder zu sich gekommen war, ließ ich, so gut es ging, verbinden und in seiner Kajüte einschließen, sorgte aber dafür, daß er nicht zur Pulverkammer gelangen konnte.

So waren wir denn mit Ausnahme unseres einen Verwundeten ohne weitere Verluste Herren der kostbaren Prise geworden, aber nun stand noch das Schwierigste bevor, sie ungefährdet aus dem Hafen in See zu bringen. An Land und auf den Festungswerken war alles still, also dort hatte man nichts gehört, und wir waren vorläufig nach dieser Richtung sicher, aber anderweit gab es noch recht viel zu thun.

Der Spanier hatte seine beiden Unterrahen an Deck geführt; um segeln zu können, mußten sie wieder nach oben gebracht werden, und das war kein leichtes Stück Arbeit mit unseren wenigen Leuten, von denen noch der Kranke und die Posten abgingen. Um es überhaupt fertig zu bringen, blieb mir nichts anderes übrig, als zehn von den Gefangenen unter der Drohung zu Hilfe zu nehmen, sie sofort niederhauen zu lassen, sobald sie Widerstand leisteten oder Lärm machten, während ich sie andererseits belohnen und sie sobald wie möglich mit ihrem ganzen Eigentum freilassen würde.

Nach zwei Stunden waren die Unterrahen an Ort und Stelle und auch die Marssegel gesetzt, worauf ich die Gefangenen wieder einschließen ließ, da ich das, was jetzt noch zu thun blieb, mit der eigenen Mannschaft bemeistern konnte.

Obwohl so leise wie möglich gearbeitet wurde, ließ sich doch nicht jedes Geräusch vermeiden, aber die Leute an Land mußten einen guten Schlaf haben; sie merkten nichts, wobei uns allerdings der ablandige Wind und die dunkle Novembernacht zu Hilfe kamen und ich außerdem streng verboten hatte, irgend ein Licht zu zeigen.

Es war gegen vier Uhr morgens geworden, als wir endlich mit allem fertig waren. Ich ließ vom Heck des Schiffes ein Springtau auf eins der Ankerkabel bringen, die Rahen über Kreuz brassen und dann beide Kabeltaue gleichzeitig kappen. Infolgedessen drehte sich das Schiff um sich selbst; sobald die Segel füllten, wurde vierkant gebraßt und das Schiff begann Fahrt zu machen.

Soweit war alles nach Wunsch gegangen, jetzt begann aber die größte Schwierigkeit. Durch den Haupteingang durften wir nicht gehen. Wir hätten auf Flintenschußweite zwischen Citadelle und den Befestigungen auf der Insel passieren müssen und wären unfehlbar in Grund geschossen, sobald man dort den geringsten Verdacht schöpfte. Es mußte deshalb versucht werden, den westlichen Ausgang zu nehmen, der uns wenigstens gegen die schweren Geschütze der Citadelle schützte.

Ich muß gestehen, daß mir unser gefährliches Wagstück erst jetzt so recht zum Bewußtsein kam und mir das Herz nicht wenig klopfte. Ich selbst konnte nichts mehr thun, da ich das Fahrwasser nicht kannte, und

mußte mich ganz auf meinen ersten Lieutenant verlassen, der das Ruder nahm. Er hatte jedoch nicht zu viel behauptet und steuerte so geschickt und glücklich durch alle Engen und Windungen, daß mir schon alle Besorgnis schwand, als mir plötzlich das Herz stillstand. Ich fühlte, wie der Kiel des Schiffes den Grund scheuerte und zwar gerade in dem Augenblicke, als wir das kleine Fort der Insel auf 100 Schritt Entfernung passierten.

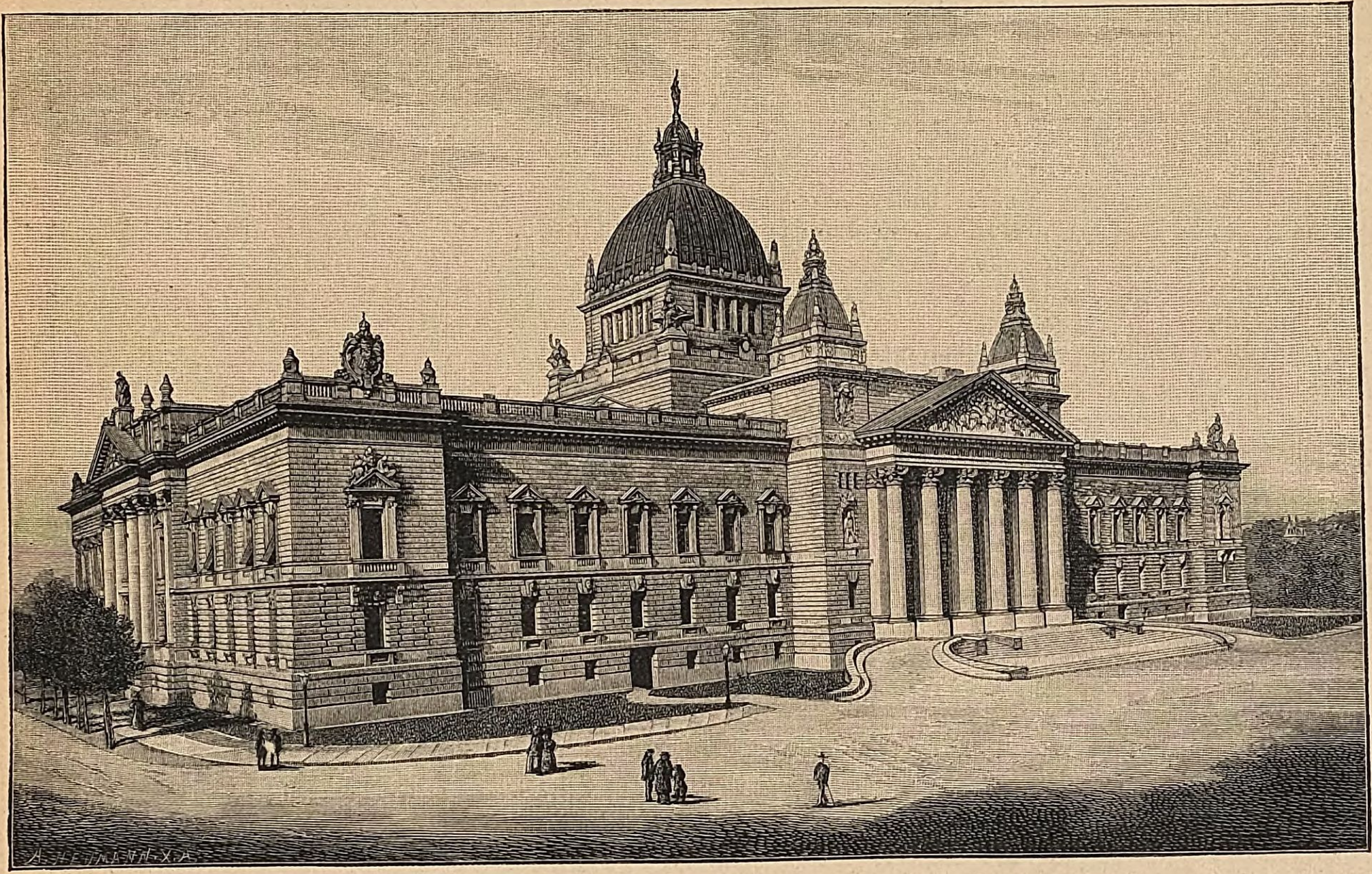
Die Schildwache rief uns an, fragte, wohin wir gingen und ob wir unsere Papiere hätten.

„Jawohl," rief der erste Lieutenant hinüber, „alles klar; wir wollen den guten Wind benutzen und nach Brügge gehen, aber der Strom ist zu stark.

sie fielen zu kurz und die Mannschaft beantwortete sie mit einem lauten Hurra.

Wir waren außer aller Gefahr, das Unternehmen völlig gelungen, und sehr bald befanden wir uns mit unserer Prise in offenem Wasser.

Ich drehte bei, ließ die drei Laternen zeigen, und nach kaum einer halben Stunde erschien auch schon der „Kurprinz" in unserer Nähe. Ich fuhr an Bord, nachdem ich das Schiff meinem ersten Lieutenant übergeben, ihm unsere 24 Mann und zehn Spanier an Bord gelassen und die übrigen Gefangenen, die sich allmählich wieder vollzählig zusammengefunden, auf mein Schiff genommen hatte, um sie bei passender Gelegenheit an Land zu setzen.



Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

Er hat uns versetzt und so sind wir gezwungen, durch den engen Ausgang zu segeln."

Im ersten Augenblicke schien diese Auskunft zu befriedigen; gleich darauf sahen wir aber im Fort Lichter sich hin und her bewegen; offenbar hatte man Verdacht geschöpft. Aber das Scheuern über den Grund hatte aufgehört und mir fiel ein Stein von der Brust. Das Schiff bekam bei der steifen Brise wieder mehr Fahrt, und in wenigen Minuten hatten Strom und Wind uns um 500 Schritt nach außen gebracht, zu unserem Glück; denn jetzt fiel vom Fort ein Schuß, die zwölfpfündige Kugel pfiff zwischen unseren Masten durch und riß ein Loch in das Vormarssegel, ohne indessen größeren Schaden zu thun. Bald folgte ein zweiter und dritter, aber

Die drei englischen Fischer lagen noch immer tief schlafend. Ich ließ sie wecken, ihnen noch ein gehöriges Glas Branntwein verabreichen und sagte ihnen, daß ich für die vortrefflichen Dienste, die sie mir geleistet, ihnen mein zurückgelassenes Kabel mitsamt dem Anker schenkte. Sie wußten freilich nicht, was das für Dienste waren und machten große Augen, bedankten sich aber hocherfreut.

Als der verwundete Kapitän an Bord gebracht wurde und er mich jetzt zuerst von Angesicht zu Angesicht sah, war er ganz starr. „Heute nachmittag waret Ihr so freundlich, mir gegenüber Kapitän Lacher als einen verwegenen Kerl zu bezeichnen — nun, mein Name ist Lacher," sagte ich, „und Euer Schiff wird nicht nach Brügge, sondern nach Pillau gehen

und zwar als brandenburgische Prise. Ich denke, sowohl unser allergnädigster Kurfürst, wie Euer Landsmann, der Marinedirektor Raule werden sich über den guten Fang freuen."

Er erwiderte nichts, aber ich bedauerte sofort, so zu ihm gesprochen zu haben, denn dem armen Menschen liefen die Thränen über die Backen und er that mir sehr leid. Ich ließ ihn durch unseren Chirurgen auf das beste verbinden, nahm ihn in meine Kajüte und behandelte ihn überhaupt so gut ich konnte. In der Nähe von Brügge setzte ich ihn mit den Leuten, welche nicht freiwillig in brandenburgische Dienste treten wollten, an Land.

Es war Mitte November, und da mein Kreuzen sowieso wegen des nahenden Winters bald eingestellt werden mußte, entschloß ich mich, die Prise, die den Namen „Don Esteban" führte, selbst mit dem „Kurprinz" nach Pillau zu begleiten, da sich unser Seezug doppelt und dreifach bezahlt gemacht hatte.

Wir langten glücklich an, und die Prisengelder fielen für alle reichlich aus. Ich selbst aber erhielt zur Belohnung den Befehl über die Fregatte „Markgraf von Brandenburg" von 50 Kanonen, die im vorigen Jahre durch Claas van Beveren den Spaniern abgenommen war und „Carolus Secundus" geheißen hatte.

Später erfuhr ich, daß unsere That in England das größte Aufsehen gemacht hatte und eine Zahl Unschuldiger sehr schlimm dabei fortgekommen war. Alle Schildwachen der Citadelle und des Inselforts wurden in das Gefängnis geworfen und drei davon gehängt, weil man sie beschuldigte, mit uns im Einverständnisse gewesen zu sein.

Dem Eigentümer des Fischerbootes erging es aber noch trauriger. Er wurde mitsamt seinem Boote, allen Fischereigerätschaften und dem von ihm gefischten Kabeltau öffentlich durch den Henker verbrannt, und den Anker warf man in die enge Passage, durch welche ich entschlüpft war, um sie ganz unbrauchbar zu machen.

Der König Karl von England schrieb an unseren allergnädigsten Kurfürsten und verlangte die Auslieferung der Prise; dieser aber weigerte sich und dabei ist es geblieben. Die Engländer mochten wohl denken, mit den Brandenburgern, welche schon die Schweden zu Wasser und zu Lande so grausam geschlagen, anzufangen, sei nicht ratsam."

* * *

So weit der Bericht des Kapitän Lacher in seinem Logbuche. Aus den zur Veröffentlichung gelangten Dokumenten über die kurbrandenburgische Marine habe ich nicht ersehen können, was später aus dem tapferen Seemanne geworden ist; nach dieser Kreuztour im Kanal wird darin sein Name nicht weiter erwähnt.

Im Jahre 1683 besetzte der Kurfürst im Auftrage des Kaisers Ostfriesland, hielt es dann fest und machte Emden zur Marinestation, indem Pillau für die größeren Schiffe aufgegeben wurde. Es ist wahrscheinlich, daß auch Lacher mit nach Emden ging und dort gestorben ist.

Nach dem Tode des Großen Kurfürsten ging es mit der von ihm geschaffenen Marine leider bald abwärts. Unter der Regierung Friedrichs I. wurde sie aus Pietät noch einigermaßen erhalten; Friedrich Wilhelm I. schaffte sie jedoch ganz ab, verkaufte die erworbenen Kolonien an der afrikanischen Küste, und 1727 wurde das noch übriggebliebene Inventar der Station in Emden für den Spottpreis von 7800 Thalern öffentlich versteigert.

Da die Schiffslogbücher offiziell sind und in den Marinebureaus aufbewahrt werden, ist auch das von Lacher möglicherweise mit verkauft worden, und so erklärt sich auch wohl das Verbleiben des Buches in Emden.



Unser Krankenzimmer.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Doppelthüren und Doppelfenster mit dichten Vorhängen dämpfen jeden Schall und jedes helle Licht der Außenwelt; ein weicher, durch das ganze Zimmer gespannter Teppich macht die Schritte der Pfleger unhörbar; weiche Betten umhüllen sanft den leidenden Körper, und die Vorhänge des Bettes schützen ihn vor jedem Luftzuge und schirmen das Auge noch mehr vor jedem Lichtstrahl, der es bei Tage durch eine unversehens offene Spalte, bei Nacht von der mattstrahlenden Ampel oder dem Schein der Nachtlampe treffen könnte. Gedämpft und geräuschlos wie ihre Schritte sind auch die Worte der Pfleger; man hört nichts als die Atemzüge des Kranken. Wenn dann noch ein sanfter Wohlgeruch das Zimmer erfüllt, so glaubt man wohl, ein ideales Krankenzimmer hergestellt, oder — in Romanen aus den Kreisen der vornehmen und reichen Welt — geschildert zu haben. Bequeme Ruhebetten und Lehnsessel für den Kranken, wenn er zeitweilig das Bett verlassen kann, und für die Wärter, damit sie bequemer — wachen können, sowie stilvoll geschnitzte Schränke zur Aufbewahrung der Kleider, Wäsche und anderer Gebrauchsgegenstände vollenden die Ausstattung des Krankenzimmers oder des gelegentlich solchem Zwecke dienenden eleganten Schlafzimmers.

Ein zweckmäßiges, dem Kranken zur Pflege und Genesung dienliches Krankenzimmer sollte aber nicht so beschaffen sein. Den Schwerkranken braucht man nicht vor jedem Geräusche zu behüten, denn er hört oder beachtet solche wenig oder gar nicht; dem Leichtkranken und Genesenden ist aber vollständige Stille langweilig oder peinlich. Heftiger Lärm und eintönige Geräusche, besonders von Nähmaschinen, hin und her fahrenden Kinderwagen und Wiegen über seinem Kopfe, müssen natürlich nach Möglichkeit ausgeschlossen sein, weil sie nicht nur Ohr und Hirn martern, sondern den Schlaf stören und quälende Träume veranlassen können; sogar das Ticken einer Uhr kann bei erregten Nerven, z. B. nach Influenza, die Kranken und Genesenden an den Rand der Verzweiflung bringen. Auch die Schritte der Pfleger brauchen keineswegs unhörbar zu sein; im Gegenteil, das plötzliche Erscheinen eines unhörbar Genahten kann den Kranken sehr erschrecken oder aufregen. Trappendes und knarrendes Schuhzeug ist allerdings zu vermeiden, aber ein fester Schritt ist den weitaus meisten Kranken angenehmer als das leichte Schleichen in Filzschuhen oder auf Teppichen. Auch was im Krankenzimmer gesprochen werden muß, soll nicht hart und schreiend, aber klar und deutlich gesprochen werden; Flüstern strengt die Aufmerksamkeit des Kranken an und kann ihn oft geradezu beunruhigen und ängstigen.

Ebensowenig wie völlige Stille ist gänzliche Dunkelheit den meisten Kranken notwendig, oder auch nur nützlich. Wie durch jene ihr Ohr, so kann durch diese ihr Auge überempfindlich werden. Vor grellem Licht, blendendem Widerschein und dergleichen mehr sind sie allerdings zu behüten; mäßige Helligkeit aber giebt dem Geiste erwünschte Anregung ohne Überreizung, und besonders der Wechsel des Tageslichtes gewährt Unterhaltung und Beruhigung; zu schwaches Licht giebt oft zu Sinnestäuschungen Anlaß, wie z. B. hängende Kleider zu beängstigenden Figuren, Tapetenmuster zu schreckenden Fratzen werden und dergleichen mehr. Auch Wandgemälde, Statuen und andere Schmuckgegenstände können bei Fieberkranken zu unangenehmen Erregungen Anlaß geben, chronisch Kranken und Genesenden aber oft willkommene Zerstreuung und Anregung bieten. Letzteren pflegen Blumen und Blattgewächse, ganz besonders aber ein Blick ins Freie, auf grüne Bäume und dergleichen mehr sehr erquickend und beruhigend zu sein und Hoffnungen zu erwecken.

Stark duftende Blumen sind vom Krankenzimmer ganz auszuschließen; machen sie doch sogar vielen Gesunden Kopfschmerzen und schweren Schlaf! Auch anderen Wohlgerüchen stehe man immer mißtrauisch gegenüber: sind sie auch den Kranken nicht unangenehm oder schädlich, so verdecken sie doch gar zu leicht etwas, was in keiner Weise zu dulden ist, nämlich irgend eine Verunreinigung der Luft. Miß Nightingale hat ganz recht, diejenigen Räuchermittel die besten zu nennen, die dazu zwingen, Thüren und Fenster zu öffnen, damit frische und reine Luft hereinkommt!

Reine Luft ist nämlich das Haupterfordernis des Krankenzimmers, und fiebernde Kranke liegen selbst bei kaltem Wetter oft besser bei offenen Fenstern und unter offenen Schuppen als im geschlossenen Schlafzimmer, und die Fenster sollen lieber auf eine geräuschvolle Straße gehen als auf einen engen Hof mit stockender und oft so übelriechender Luft. Deshalb hat man zuvörderst aus der Krankenstube alles fern zu halten oder schleunigst zu entfernen, was die Luft zu verschlechtern imstande ist, sodann aber auch für frische, reine Luft in genügender Menge zu sorgen. Absonderungen und Ausleerungen der Kranken sind womöglich alsbald zu entfernen, so lange aber unter möglichst luftdichtem Verschluß zu halten, unter Wasser

oder in aufsaugenden Stoffen (Torfmull ꝛc.) aufzufangen; Speisen sollen verdeckt aufgetragen und nach dem Genuß sogleich wieder entfernt werden, niemals aber von einer zur andern Mahlzeit im Zimmer bleiben. Ihr Geruch wie schon ihr Anblick kann die Eßlust ganz vertreiben, sie selbst aber können durch Staub und schlechte Luft verunreinigt werden; sogar der Weindunst aus einem geleerten Glase kann empfindlichen Kranken förmliche Qualen bereiten.

Durch Öffnen der Fenster oder durch besondere Ventilations- oder Durchlüftungseinrichtungen muß für beständigen Abfluß verbrauchter und verunreinigter und für Zufluß reiner Luft gesorgt sein, da ja die Kranken und Pfleger durch Atmen und Ausdünstungen die Luft unaufhörlich verschlechtern. Die ganze Zimmereinrichtung muß aber auch so beschaffen sein, daß beim Lüften die Zimmerluft wirklich durch frische Luft ersetzt wird und nicht die schlechte Luft in Winkeln und Ecken stockt und unter und hinter den Zimmergeräten, in Teppichen und Vorhängen stille Ecken und Schlupfwinkel findet, in denen sie nebst Staub und anderen Unreinheiten der Erneuerung entgeht. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb Kleidungsstücke, Fenster- und Thürvorhänge, Fußteppiche und dergleichen mehr in Krankenzimmern schädlich wirken können.

Zur fortwährenden Lüftung sind oft die Zimmeröfen sehr brauchbar; sie dürfen aber nicht durch strahlende Wärme lästig werden, noch die Zimmerwärme zu hoch machen. Der Wärmegrad muß sich nach dem Kranken richten, darf aber niemals ein zu hoher sein: fieberhafte Kranke vertragen und fordern kühlere, die meisten Genesenden, Schwachen und chronisch Kranken brauchen etwas wärmere Luft. Gegen strahlende Wärme wie gegen Luftzug schützen Bettschirme und nach Bedarf anzubringende Vorhänge.

Diese Einflüsse, sowie die von kalten und feuchten Wänden, von blendendem Lichte und anderem mehr müssen auch bei der Stellung des Bettes berücksichtigt werden. Um dem Kranken leicht alle nötigen Hilfsleistungen gewähren, ihn gut reinigen zu können und dergleichen mehr, ist das Bett am besten so aufzustellen, daß man ungehindert von allen Seiten dazukommen kann. Allenfalls ist das Kopfende gegen eine Wand zu stellen und, wenn dies eine kalte oder dem Winde ausgesetzte sein sollte, durch einen Bretterschirm gegen kalte Luftströmungen zu schützen. Auch darf das Gesicht, der Blendung wegen, im allgemeinen nicht dem Fenster zugekehrt sein. Zur Bequemlichkeit des Kranken und des Hilfspersonals soll das Bett etwa einen halben Meter hoch, anderthalb Meter breit und zwei Meter lang sein, eine gute Springfedermatratze oder ein elastisches Drahtnetz, Leinenbezüge und waschbare Wolldecken, aber keine oder nur dünne und leichte Federbetten enthalten. Auch Federkopfkissen werden zweckmäßig durch Krollhaarkissen und Nackenrollen ersetzt. Zum Anstemmen der Füße ist ebenfalls eine Rolle oder ein dreiseitiges Polster nötig, wodurch die Lage des Kranken verbessert und das bei langen Krankheiten sehr unangenehme, zu Schmerzen in Füßen und Hacken und sogar zu lähmungsartigen Zuständen führende Überhängen der Füße verhindert wird.

Selbstverständlich muß jedes Krankenzimmer ausreichende Waschvorrichtungen haben; Bäder werden zweckmäßiger in einem Nebenzimmer oder, wenn solches nicht vorhanden ist, in einer auf Rollen stehenden Wanne gegeben, die draußen zu füllen und auf den angeordneten Wärmegrad zu bringen ist. Haben Waschgerät, Klosett und Badewannen direkten Wasserablauf, so sind zuverlässig luftdichte, selbstthätige Wasserverschlüsse, sogenannte Schwanenhälse oder Syphons, unbedingt notwendig, um das Ausströmen schädlicher Sielgase zu verhüten.

Die Wände des Krankenzimmers sollten einen bis anderthalb Meter hoch waschbar sein, damit Verunreinigungen und Ansteckungsstoffe sicher und leicht beseitigt werden. Noch wichtiger ist ein wasserfester Fußboden, da seine Netzung und Beschmutzung noch weniger sicher verhindert werden kann als bei den Wänden, ein Grund, der auch entscheidend gegen Teppiche spricht. Und da die Füllungen der Zwischenböden sehr oft Unreinheiten und Ansteckungsstoffe enthalten und durch Dielenritzen noch mehr dergleichen nebst der belebenden Feuchtigkeit empfangen können, so ist dichte Fugung oder Auskittung der Parkettierung und Ölung der Fußböden, oder vollständige Bedeckung derselben mit einem wasserfesten Stoffe, etwa Linoleum, sehr wünschenswert; mindestens müssen aber die am meisten der Benutzung ausgesetzten Stellen, also vor den Waschtischen, an der Badewanne und am Bette mit solchen Stoffen bedeckt sein.

Die gesundheitsgemäße Krankenstube, und wo keine besondere vorhanden ist, die Schlafstube macht dann allerdings einen sehr anderen Eindruck als ein elegantes Boudoir oder ein hochmodernes Schlafzimmer; aber sie hat bessere Luft, bietet weniger Schlupfwinkel und Haftpunkte für Staub, Ansteckungsstoffe und andere Schädlichkeiten, ist Kranken und Gesunden zuträglicher und, was doch auch nicht ohne Bedeutung ist, dürfte bei weitem billiger herzustellen und gut zu erhalten sein!



Ins Garn gegangen. Nach dem Gemälde von E. Brack.

Die moderne Goldgewinnung und die Zukunft des Goldes.

Von C. Falkenhorst.

Seit Jahrtausenden gilt das Gold bei der Kulturmenschheit als das edelste Metall; seit Jahrtausenden bedeutet Gold Reichtum und Macht, ist eine vielbegehrte, heißumstrittene Macht, für deren Gewinnung ungezählte Millionen Ruhe und Frieden und ihr Leben dahingeopfert haben. Auf der Suche nach dem Golde wurde die Erde in allen Weltteilen durchwühlt, und der Fleiß der Goldgräber hat im Laufe der Jahrtausende unermeßliche Goldschätze zu Tage gefördert. Und doch ist der Heißhunger nach Gold heute nicht geringer als zur Zeit der Pharaonen, zu dürftig spendet die Erde den Menschen das kostbare Metall, und es werden sogar Befürchtungen laut, daß mit der Zeit die Goldvorräte sich erschöpfen, die Goldgruben versiegen werden. — — Manche meinen, daß dieser Zeitpunkt in absehbarer Zeit eintreten könnte; denn die Menschheit bewahrt nicht streng alles gewonnene Gold, sondern verbraucht es auch im vollsten Sinne des Wortes. Das Gold rostet zwar nicht, es trotzt, wenn es in Ruhe gelassen wird, unendlich lange dem Zahne der Zeit. Aber die Menschen lassen es nicht ruhen: da rollen die Goldmünzen hin und her, gehen von Hand zu Hand und nützen sich dabei ab. Diese Abnützung ist allerdings eine höchst geringe; drei- bis viertausend Jahre könnte ein Zehnmarkstück im täglichen Umlauf bleiben, bis es sich zu einem dünnen Goldblättchen abnützte, aber diese unwägbaren und unsichtbaren Stäubchen Gold, die sich von der Münze lostrennen und an allerlei Gegenständen haften bleiben, summieren sich mit der Zeit, und an den deutschen Goldmünzen geht auf diese Weise alljährlich eine Goldmenge verloren, deren Wert etwa 120000 Mark beträgt.

Niemand ist imstande, dieses Gold aus dem Schmutz und Staub, in den es versank, wieder zu gewinnen. Wir brauchen jedoch das Gold nicht ausschließlich, um Geld zu prägen. Goldener Schmuck wird zu gern getragen, und während die Menschen mit ihm prunken, nützt sich das Gold ab. Betrachten wir nur die Lebensschicksale eines Trauringes! Wie dünn ist er geworden, wenn dem Ehepaar das Glück beschieden ist, die goldene Hochzeit zu feiern! Die armen, eitlen Leute, die gediegenen Goldschmuck nicht tragen können, schillern wenigstens in vergoldetem Zeug; aber die dünne Vergoldungsschicht nützt sich gar bald ab, und alle die Centner Gold, die jährlich zu Vergoldungszwecken verwendet werden, sind als rettungslos verloren zu betrachten; sie werden zu Staub, aus dem kein Goldscheider ein Körnchen Edelmetalls wieder zu gewinnen vermag. Doch genug dieser Beispiele! Sie zeigen deutlich, daß alljährlich große Massen Goldes verbraucht und für den Menschen spurlos vernichtet werden.

Das alles hat wenig zu bedeuten, solange wir für das verloren gegangene Gold Ersatz schaffen können. Bisher ist es immer gegangen. Wenn auch die Goldlager der alten Kulturländer fast gänzlich erschöpft wurden, gelang es doch, in fernen Weltteilen neue Dorados zu entdecken, und gerade in unserem Jahrhundert war die Menschheit in solchen Funden überaus glücklich; man braucht nur an die Goldfelder von Kalifornien, Australien und Südafrika zu erinnern! Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß auch die reichsten Dorados in verhältnismäßig kurzer Zeit sich erschöpfen, und die Aussicht, neue zu entdecken, wird immer geringer, denn immer kleiner wird der Raum der unbekannten, nicht durchforschten Erde. Und doch ist es gerade in der Neuzeit um die Zukunft des Goldes gar nicht so schlimm bestellt; im Gegenteil, die Aussichten für die künftige Produktion dieses Edelmetalls sind durchaus erfreulich, und zwar dank den Fortschritten der modernen Technik und Chemie. Sie hat zwar den Traum der Alchimisten, wertloses Zeug in Gold umzuwandeln, nicht verwirklicht, ja sie belächelt spöttisch jedes Streben nach der Kunst, Gold zu machen, aber sie hat uns gelehrt, das Gold, das im Schoß der Erde ruht, besser, gründlicher zu gewinnen. Versuchen wir, in knappen Zügen die Entwickelung dieses Fortschrittes zu zeichnen, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Einst und Jetzt in der Goldgewinnung!

Aus den Tiefen der Erde, die aller Wahrscheinlichkeit nach reich mit schweren Metallen durchsetzt sind, wurde das Gold bei gewaltsamen Ausbrüchen als ein Bestandteil der glühend flüssigen Ströme emporgebracht, die an der Erdoberfläche zu Felsen und Gesteinen erstarrten. Hier ruht es seit Äonen in kleinen Blättchen und Körnchen zwischen der festen Gesteinsmasse. An solchen goldführenden Felsen haben nun Regen und Tau, Wind und Wetter ihre nagende Kraft ausgeübt. Dabei zerbröckelten Berge und ihr Schutt wurde durch Bäche und Flüsse fortgetragen und an deren Ufern zu einem neuen Lande angeschwemmt. Je nach der Stärke der Wasserströme wurde auch das Gold mit den Trümmern fortgerissen und mit dem Schutt abgelagert. Das sind die zwei Hauptarten des Vorkommens von Gold; das Gold, das in Felsen steckt, wird Berggold genannt, während das andere Alluvialgold heißt, weil es im Alluvium, d. h. aufgeschwemmten Lande vorkommt. Es ist nun

klar, daß das in dem lockeren Alluvium aufgespeicherte Metall dem Menschen eher unter die Hände kam und sich auch bei weitem leichter aus Sand und Geröll herauslesen ließ. Überall und zu allen Zeiten suchte man vor allem das Alluvialgold zu gewinnen.

Die damit verbundene Arbeit erfordert auch kein besonders großes Geschick. Solches Gold verstehen selbst wilde Völker zu graben. Hat man goldführenden Sand entdeckt, so braucht man nur einige Handvoll davon in eine flache Schale zu thun, damit ans Wasser zu gehen und die Schale in demselben leicht hin und her zu schwenken. Die Wasserströmung reißt dann allen Schlamm und die leichteren Sandkörnchen fort, und auf dem Grunde der Schale bleibt zwischen größeren Steinen, die man mit der Hand herauslesen kann, das schwere Gold liegen. Das ist die einfachste Art der Goldgewinnung, die man Goldwaschen nennt. Noch heute wird in dieser ursprünglichen Weise von den Indianern Südamerikas und den Negern Westafrikas das Edelmetall aus dem Flußsande gewonnen. Mit der Zeit wurde jedoch das Goldwaschen vervollkommnet; an Stelle der Schalen benutzte man lange rinnenförmige Kasten, deren Boden mit Querleisten versehen wurde. Diese Rinnen wurden geneigt aufgestellt; in das obere Ende schüttete man die goldhaltige Erde hinein und ließ Wasser nachlaufen. Das leichtere Erdreich wurde durch den Strom fortgeschwemmt, während das schwerere Gold am Boden der Rinne zwischen den Leisten liegen blieb. Heutzutage giebt es eine ganze Anzahl derartiger mehr oder weniger sinnreich erdachter Goldwaschapparate. Es liegt aber auf der Hand, daß eine solche Goldgewinnung durchaus nicht vollkommen ist. Die feinsten Goldteilchen werden doch vom Wasser mit fortgerissen und gehen auf diese Weise verloren. Die Goldwäschen haben uns bis jetzt den größten Teil des gewonnenen Goldes geliefert; wie ungeheuer sind aber die Massen, die dabei fortgeschwemmt wurden! Bei roherem Verfahren wurde der Erde nur die Hälfte ihres Goldvorrates entzogen.

Die im Schwemmlande liegenden Goldfelder sind leicht zu bearbeiten und werden darum in verhältnismäßig kurzer Zeit abgebaut. Die Geschichte derselben bleibt immer dieselbe; die ersten glücklichen Funde locken Massen von Goldgräbern herbei; ein fieberhaftes Treiben herrscht in dem neuen Dorado, bis das Erdreich durchwühlt ist und die Arbeit nicht mehr lohnt. Dann zerstreut sich die Schar der Goldgräber und Stille herrscht wieder auf den einst so emsig bearbeiteten Gebieten. Es gab im Laufe der Geschichte immer Zeiten, in welchen die alten Goldwäschen erschöpft und neue nicht bekannt waren. Dann trat wohl ein Mangel an dem Edelmetall ein und der Goldhunger trieb die Menschen zu Versuchen, das im Gestein eingeschlossene Berggold zu gewinnen. Arbeiten dieser Art begannen schon in der frühesten Kulturepoche der Menschheit und aus uralter Zeit stammen Berichte über den Bergbau auf Gold in Nubien, dem Grenzlande des alten Ägyptens. Eine genaue Beschreibung desselben hat der griechische Schriftsteller Agatharchides geliefert.

Durch Feuer wurden die Gesteine aufgeschlossen und die aufgelockerten und losgebröckelten Gesteinsstücke zerkleinert. Die Hauptrolle bei den Versuchen auf die Goldhaltigkeit des Gesteins fiel dem leitenden erfahrungsreichen Bergmanne zu, der die Leute auf die Spur des Goldes brachte und ihnen ihrer Befähigung entsprechend die Arbeit zuteilte. Diejenigen, welche im Besitze der größten Kräfte waren und sich eines rüstigen Alters erfreuten, wurden dazu verwandt, das anstehende Gestein zu bearbeiten und die Schächte und Stollen auszuhauen; ohne irgend welche Anwendung von Kunst bearbeiteten sie nur mit roher Kraft, mit eisernen Hämmern das Gestein und folgten ohne bestimmte Richtung den quarzigen Goldadern. Ein Licht war an ihrer Stirn befestigt und unter den Augen der grausamen Aufseher brachen sie das erzführende Gestein; durch Kinderhände wurde das gewonnene Material vor die Gruben gebracht und durch altersschwache Greise wurde es den Leuten zugetragen, die es zerstoßen mußten; das besorgten kräftige Leute im Alter von 30 Jahren, indem sie mit eisernen Stempeln in Mörsern, die in den Fels gehauen waren, das Quarzgestein zerstießen. In Mühlen, die in Reihen hintereinander standen, wurde das Ganze fein zermahlen, und für die Frauen, welchen diese Arbeit oblag, war der Tod dem Leben vorzuziehen. Von besonders geschickten und geübten Männern wurde nun das Quarzpulver mit Wasser auf einem etwas geneigten Tische behandelt, wobei die leichteren Teile abflossen, während das schwerere Gold zurückblieb. Durch Aufnehmen mit zarten Schwämmen wurden die letzten Beimischungen entfernt und das Gold sodann in Thontiegeln unter Beimischung von Blei, Salz mit etwas Zinn und Kleie eingeschmolzen. Nach fünf Tagen und fünf Nächten anhaltender Glut befand sich in den Tiegeln eine zusammengeschmolzene Goldmasse.

Wieviel Jammer und Elend an dem Golde, mit dem sich die Pharaonen schmückten, klebte, erhellt aus folgenden Worten von Diodorus: „An den Grenzen von Ägypten und der benachbarten Länder sind einzelne Gebiete ganz voll von Goldgruben, aus denen viel Gold kommt. Von einer großen Menge Volkes wird daraus das Gold gewonnen; denn die Könige von Ägypten schicken dahin nicht nur die notorischen Verbrecher und die Kriegsgefangenen, sondern auch deren Kinder und Nachkommen, damit der Gewinn des Königs durch die Arbeit noch größer werde. In Ketten geschmiedet müssen sie Tag und Nacht arbeiten. Sie werden von Söldnern bewacht, die eine andere Sprache sprechen und die sie nicht verstehen; keine Sorge wird für sie getragen und immer, ob gesund oder krank und schwach, werden sie mit Schlägen zur Arbeit getrieben, bis sie tot zusammenbrechen."

In derselben Weise wie in Ägypten wurde der Bergbau auf Gold in altersgrauer Zeit in Südafrika betrieben. Deutlich zeugen davon die großartigen

Ruinen von Zimbabye, die vielleicht die letzten Überreste des einst hochberühmten Ophir des Königs Salomo bilden. Man kann dort noch heute durch die längst verlassenen Gruben und Schächte wandern, und die Forscher haben unter den Trümmern Werkzeuge gefunden, die zur Goldbereitung dienten. Dort blühte einst der älteste Bergbau auf Gold, den die Geschichte der Menschen überhaupt kennt, der von Völkern angelegt wurde, von welchen wir keine Überlieferungen mehr besitzen, die nur aus den großartigen Werken, welche sie hinterließen, auf die Höhe ihrer Kultur beurteilt werden können.

Was nun diese Art Goldgewinnung anbelangt, so war sie mit demselben Fehler wie das Goldwaschen behaftet; wurde doch auch bei ihr das zerkleinerte Gestein zuletzt ausgewaschen, und dabei gingen wieder große Mengen des feinstverteilten Goldes verloren. Ein Fortschritt auf diesem Gebiete wurde erst spät in der Geschichte der Menschheit, erst in dem neueren Zeitalter gemacht. Man fand, daß jenes wunderbare flüssige Metall, das Quecksilber, die Fähigkeit besitzt, Gold zu binden, indem es mit ihm das Goldamalgam bildet.

Man benutzte es also, um mit seiner Hilfe das fein verteilte Gold aus dem Sande oder dem zerkleinerten Gestein auszuziehen. In den „Wiegen" strich nun der goldhaltige Sand über Quecksilber und das Gold vereinigte sich mit diesem zu Amalgam, ebenso wurde das zerpochte Erz mit Quecksilber gemengt. Das Amalgam wurde nun gesammelt und in Retorten erhitzt. Das Quecksilber verdampfte und wurde in Kühlvorlagen aufgefangen, in den Destillierretorten blieb aber das Gold zurück. Der Gewinn war großartig, die Ausbeute an Gold stieg und es konnten jetzt Felder und Minen abgebaut werden, deren Ausbeute früher nicht lohnen wollte.

Wir haben bereits unseren Lesern ein Goldbergwerk der ältesten Zeit geschildert; als Pendant dazu möge die Beschreibung eines modernen Amalgamierwerkes dienen, wie sie in Australien und in Südafrika zu sehen sind. Das goldführende Erz wird in regelrechtem Bergbau gewonnen und aus den Schächten zu Tage gefördert; hier wird es in starken Pochwerken zerstampft. Aus dem Pochtroge fließt unter Zuleitung eines Wasserstromes das zerkleinerte Gestein oder die Pochtrübe auf den Amalgamiertisch, der mit Kupferplatten belegt ist, auf deren Oberfläche Quecksilber sich angestrichen befindet. Hier wird schon ein großer Teil des Goldes in Amalgam umgewandelt. Die abfließende Pochtrübe geht ferner durch weite Rinnen, die mit groben Wolltüchern belegt sind; in den Fasern derselben sammelt sich wieder Gold. Die Tücher werden von Zeit zu Zeit ausgewaschen und das Gold aus dem Schlamm vermittelst Quecksilbers ausgezogen. Zuletzt läßt man sie noch Schaukelapparate passieren, welche die leichteren von den schwereren Teilen sondern. Die letzteren werden wieder der Amalgamierung unterworfen. Das Gold, das durch Destillation des Amalgams gewonnen wird, ist noch kein Feingold, sondern mit Silber, Eisen, Kupfer und dergleichen verunreinigt. Im Durchschnitt hat es 875 Feingehalt, das heißt in 1000 Gramm sind 875 Gramm reinen Goldes enthalten. Der Preis für 1 Kilo Amalgamgoldes beträgt darum nur 2380 bis 2500 Mark, während für 1 Kilo Feingold etwa 2750 Mark bezahlt werden.

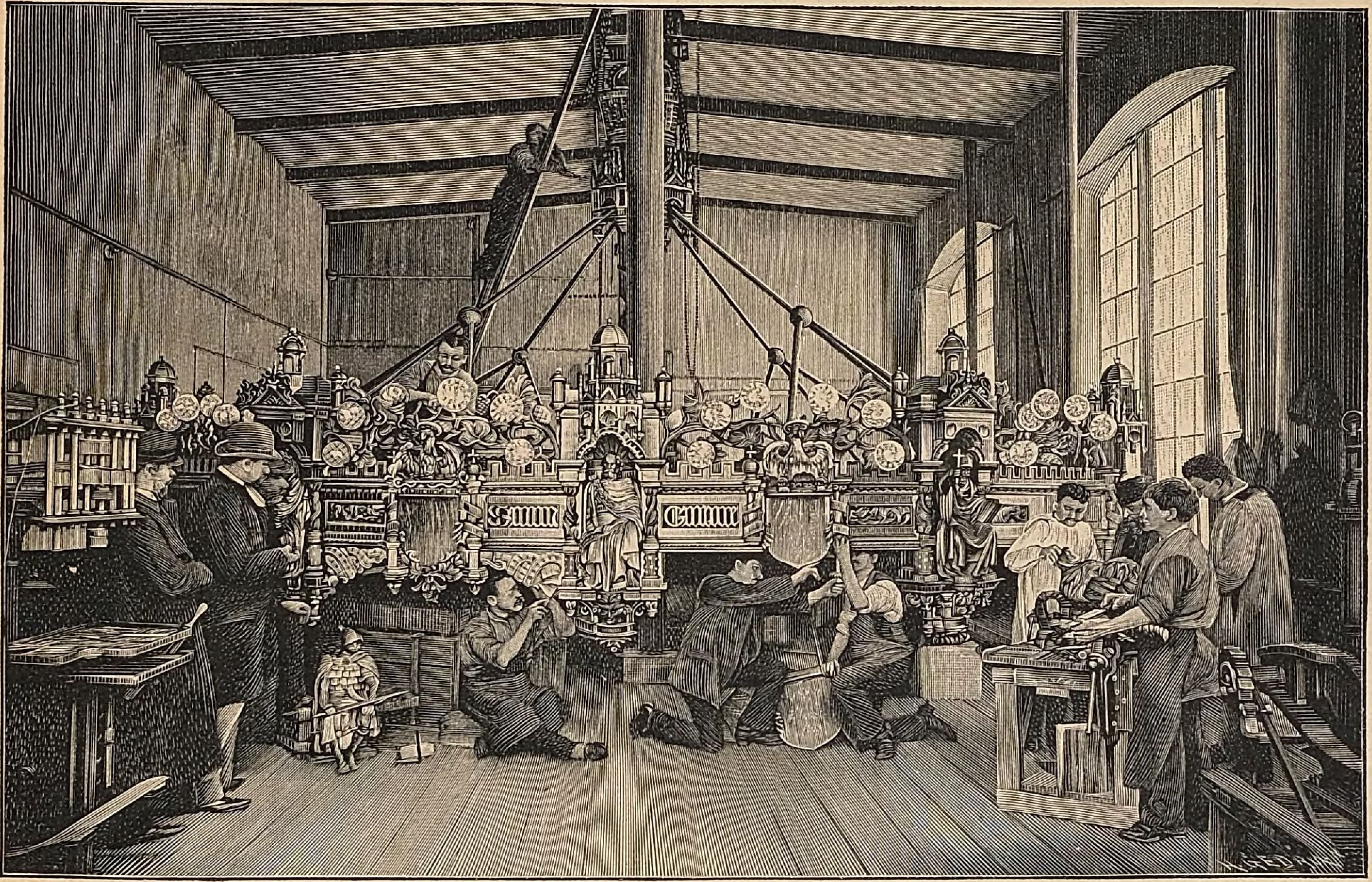
Wie groß auch der Fortschritt in der Goldgewinnung durch Anwendung des Amalgamationsverfahrens war, er befriedigte die Menschen doch nicht; denn genaue chemische Untersuchungen der Pochrückstände zeigten, daß in ihnen noch viel Gold vorhanden war, ja daß es mitunter nur gelungen war, die Hälfte des Goldgehaltes dem Erze zu entziehen. Das Gold war jedoch in diesen Rückständen in so feinstverteiltem Zustande enthalten, daß man an seine Gewinnung mit den bekannten Mitteln nicht denken konnte und die Rückstände blieben als taube, wertlose Massen neben den Goldmühlen liegen und man war froh, wenn sie durch tüchtige Regengüsse fortgeschwemmt wurden. Da sollte der Scharfsinn der Chemiker auf diesem Gebiete neue Bahnen eröffnen. Im Jahre 1848 versuchte in Deutschland Plattner ein neues Verfahren, um aus goldarmen Erzen das Edelmetall zu gewinnen. Er ging dabei von der Thatsache aus, daß fein verteiltes Gold sich mit dem zum Bleichen und Desinfizieren benutzten Chlorgas zu einem in Wasser löslichen Salze, dem Goldchlorid verbindet. Aus dieser wässerigen Lösung kann man das Gold wieder herausbekommen, wenn man ihr Eisenvitriol zufügt; ein Teil des Eisens verbindet sich alsdann mit dem Chlor und das freigewordene Gold fällt als Pulver zu Boden. Es währte lange, bis dieses Verfahren auch in die goldreichen überseeischen Länder den Weg fand, heute aber wird es auch in Australien und Südafrika im großen Maßstabe angewendet, und mit seiner Hilfe werden Tausende von Tonnen der früher für wertlos gehaltenen Rückstände mit Vorteil verarbeitet. Eine solche Chlorationsanlage besteht aus einem Röfthause und einem Laugehause. In dem ersteren werden die Pochschlieche geröstet und dadurch ihres Schwefelgehaltes beraubt, der auf die Chloration ungünstig einwirken würde. Die abgekühlten Massen werden nun ins Laugehaus gefahren und zunächst unter reichlicher Wasserzugabe in Bottiche gefüllt. Man schließt hierauf dieselben fest zu und leitet in sie durch Röhren Chlorgas ein; in etwa 24 Stunden ist alles Gold der Schlieche in Goldchlorid verwandelt und in dem Wasser aufgelöst. Man läßt die Lösung abfließen und sich klären und leitet sie darauf in besondere Bottiche, in welchen durch Hinzufügung von Eisenvitriol das Edelmetall ausgefällt wird und als schlammiger Niederschlag auf dem Boden sich sammelt. Dieser Goldschlamm wird nun von Zeit zu Zeit ausgeschöpft und unter Zufügung von Salz, Borax und Salpeter in Graphittiegeln geschmolzen; das so erhaltene Gold ist noch durch Eisen verunreinigt, hat aber bereits 900 bis sogar 990 Feinheit.

Der Chlorationsprozeß kann jedoch nicht überall durchgeführt werden und ist auch zum Teil umständ-

lich und je nach Arbeiterverhältnissen kostspielig. Man hat darum nach anderen Methoden zur völligen Ausnützung der Pochrückstände gesucht und solche auch gefunden. Vor wenigen Jahren trat dem Chlorationsprozeß das Cyanidverfahren zur Seite, das von Mac Arthur und den Gebrüdern Forrest im Jahre 1888 zum erstenmal in Rowenswood in Australien in den technischen Betrieb eingeführt wurde und so großen Anklang fand, daß es sofort in anderen Ländern nachgeahmt wurde. Ende des Jahres 1893 bestanden z. B. auf den Goldfeldern Transvals allein 32 Cyanidanlagen.

Auch hier wird das fein verteilte Gold der Rückstände in Lösung übergeführt. Eine Giftmischung ist es, mit der man arbeitet. Das Cyankalium hat nämlich die Eigenschaft, als schwache Lauge das Gold aufzulösen. Es werden darum die Pochrückstände mit einer $^1/_2$ prozentigen Cyankaliumlösung ausgelaugt. Das goldhaltige Wasser läßt man alsdann über Zinkspäne fließen und dabei fällt das Gold als feiner schwarzer Schlamm zu Boden oder setzt sich an den Zinkspänen ab. Der Goldschlamm wird nun gesammelt und eingeschmolzen; man erhält nun Goldklumpen, die noch stark mit Zink verunreinigt sind, deren Feingehalt aber immer noch 620 bis 860 Feinheit entspricht. Wie bedeutungsvoll diese Erfindung für die Goldgewinnung ist, lehrt die jüngste Statistik der berühmten südafrikanischen Goldfelder am Witwatersrand, die in den letzten Jahren die Welt mit wahrem Goldregen überflutet hatten. In denselben wurden im Jahre 1893 allein 40844 Kilogramm Gold gewonnen, davon aber 7032 Kilogramm, also 28 Prozent der Gesamtgoldgewinnung, durch den Cyanidprozeß erzielt. Ohne diese Erfindung würden jene Goldmengen verloren gewesen sein.

Man arbeitet noch rastlos an der Vervollkommnung dieser Verfahren, und neulich hat die Firma Siemens & Halske in Berlin versucht, die Goldcyankaliumlösung vermittelst Elektricität auszufällen. Zu diesem Zwecke werden in die mit der Lösung gefüllten Kästen Eisenplatten und Bleifolien eingehängt. Erstere dienen dem elektrischen Strome als Anoden, letztere als Kathoden. Das Gold schlägt sich in dünnstem Belag auf den Bleifolien nieder; diese werden monatlich einmal eingeschmolzen und das Blei wird abgetrieben. Im vorigen Jahre wurde eine solche elektrische Anlage am Witwatersrand errichtet, die monatlich 3000 Tonnen Pochrückstände verarbeiten kann. Vollkommen ist aber auch dieses Verfahren noch nicht; selbst wenn es mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt wird, entzieht es den Pochrückständen nur 65 bis 70 Prozent ihres Goldgehaltes; darin liegt nun für die Techniker ein Ansporn zu



Der große Kronleuchter für die Kuppelhalle des deutschen Reichstagsgebäudes.

weiterem Sinnen und Forschen, bis es ihnen gelungen ist, dem goldhaltigen Felsen auch das letzte Goldstäubchen abzugewinnen.

Der kurze Rückblick auf die Goldgewinnung der früheren Zeiten und der Gegenwart ließ uns die Größe der Fortschritte wohl erkennen. Durch die rationelle Arbeit, durch die neuen sinnreichen Verfahren ist die Erde mit einem Schlage sozusagen reicher an Goldminen geworden. Die reichen Goldadern der Erde werden gründlich ausgenützt, und man kann jetzt Gestein ausbeuten, dessen Verarbeitung früher die Mühe nicht gelohnt hätte. Immer geregelter wird die Goldgewinnung und es wird uns klar, daß unsere Vorfahren in den Goldgruben einen wahren Raubbau getrieben haben. In Anbetracht dieser Thatsachen erscheint aber auch die „Zukunft des Goldes" gesicherter und der Zeitpunkt, in dem die Goldausbeute aufhören könnte, in so weite Fernen gerückt, daß wir uns über die Folgen eines solchen Ereignisses, das auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker von unberechenbarem Einfluß sein würde, vorläufig den Kopf nicht zu zerbrechen brauchen.

Verlassen.

Als er von treuer Liebe sprach,
Mich küssend hielt umfangen,
Da war's ein sonniger Maientag
Voll Grünen, Blühen und Prangen.

Doch als der Herbstwind durch die Flur
Verwelkte Blätter getrieben,
War mir aus seligen Stunden nur
Ein schmerzlich Erinnern geblieben.

Julius Sturm.

Kapitän Dodero.

Erzählung von **Anton Giulio Barrili.**

(Fortsetzung.)

Saila Lapi möchte mich aus reiner Bescheidenheit schweigen heißen; mais moi, dans son interêt, je dois tout dire. Er ist der dritte Sohn des Königs von Genua, eines mächtigen Staates, weit fort von hier, wo man Pirogen baut, die hundertmal größer sind als die unserigen. Er beschiffte dieses Meer, um unsere Sitten und Gebräuche kennen zu lernen und Vorteil daraus zu ziehen, wenn er eines Tages auf einen vakanten Thron berufen würde (in Europa giebt es immer vakante Throne!), als ihn der Zorn Kutkus traf und die Piroge mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge im Meere versank. Nur drei seiner Unterthanen gelangten mit ihm ans Land, und Hoheit wissen, welches Ende sie nahmen. Er aber ist zufrieden, daß er hierher verschlagen wurde, um Ihnen seine Rettung" . . .

„O! er hat recht!" rief ich, auf meine Knie sinkend und den Saum des Gewandes der wunderschönen Prinzessin küssend, aus. „Ich bereue es nicht, Schiffbruch gelitten und mein Reich verloren zu haben, wenn dies mir das Glück verschafft hat, eine Prinzessin wie Sie zu schauen!"

Wie Ihr seht, ging ich auf Labsolus Absicht ein, der mich mit einem Schlag zum königlichen Prinzen erheben wollte. Aber wo ist der Mensch, der fern seiner Heimat nicht gern etwas Besseres scheint, als er in Wahrheit ist? Übrigens dachte ich auch, daß Labsolu wohl seine guten Gründe haben müsse, eine so hohe Persönlichkeit aus mir zu machen, wenn ich auch seine Beweggründe nicht erriet.

Bei dieser ungestümen Art meiner Anbetung lächelte die Prinzessin, und ein noch tieferes Purpurrot überzog ihr Antlitz. Ich war jung und damals keineswegs häßlich; die unvergleichliche Schönheit jenes Weibes brachte mein Blut in Wallung, und da ich mich wie ein Verzückter benahm, konnte ich schon Eindruck machen.

Die ersten Worte, die Prinzessin Morgentau an Euren armen Freund richtete, waren es wirklich wert, auf den Knien angehört zu werden. Mir freundlich die Hand reichend — vergeßt nicht, daß ich ein Prinz, also ihresgleichen war — begann das wunderschöne Weib also zu mir zu sprechen:

„Die Tochter der Abendwolke freut sich, einen

Mann wie Caila Lapi zu sehen, der aus weiter Ferne kommt. Er wird hier nichts finden, was ihn erfreuen kann; vielmehr hat er bereits den Tod seiner weißen Brüder zu beweinen gehabt. Aber der mächtige Kutku hat die Sitten verschiedenartig gestaltet. Hier ißt der Mensch den Menschen und Morgentau hat es nicht verhindern können. Trotzdem wird sie Caila Lapi nicht sterben lassen, damit, wenn er auf seine Inseln zurückkehrt, er dem Weibe seines Herzens sagen kann, daß es in Ocuenacati gesittete Frauen giebt."

Die Worte der Prinzessin klangen in meinen Ohren wie himmlische Musik. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß sie nicht alle richtig waren, und ein französischer Sprachlehrer, der weniger stolz auf sein Werk gewesen wäre als Labsolu, würde viele Fehler, grammatikalische Schnitzer und unpassende Worte bemerkt haben, aber was hatten solche Kleinigkeiten zu bedeuten, wo die liebliche Weichheit des Accentes selbst die Fehler verschönte? Besonders ich, der ich kein Franzose bin und die Feinheiten jener Sprache durchaus nicht beherrschte, konnte und durfte darüber nicht zu Gericht sitzen. Statt dessen stellte ich Betrachtungen an über die wunderbare Leichtigkeit, mit der diese Kannibalentochter, ohne jede andere Hilfe als die eines Pariser Parfümeurs, der Gesittung zugänglich geworden war. Der Mann ist in der That weniger bildungsfähig; Jahrhunderte sind nötig, um die Sitten eines Volkes von Männern zu verfeinern, und selbst diese genügen nicht immer, um die Heftigkeit der Leidenschaften zu mildern und häßliche Gewohnheiten auszurotten, während das Weib, das ein zarteres Wesen ist und nur mit der Empfindung lebt, leicht dem gegebenen Beispiel folgt, das Gute in sich aufnimmt und sich zum Schönen bilden und erziehen läßt, wie weiches Wachs, das jedem noch so verschiedenartigen Eindruck nachgiebt und jede beliebige Form annimmt.

Als die Prinzessin zu sprechen aufgehört, stammelte ich einige Worte des Dankes. In diesem Augenblicke war sie die gebildete Frau und ich der Wilde.

„Prinzessin," sagte ich, „ich habe kein Weib, das sehnsüchtig meiner harrt, aber wenn mir der Himmel vergönnt, meine Heimat wiederzusehen, so sollen alle erfahren, daß die Prinzessin von Ocuenacati das schönste und liebenswürdigste Wesen der Welt ist."

Hier brach sich die natürliche Unbefangenheit der Wilden Bahn; noch hatte der Unterricht des Pariser Lehrers nicht den mit der Bleiwage abgemessenen Firnis der Zurückhaltung aufgetragen.

„Wie? Caila Lapi hat kein Weib, das ihn in seinem Lande erwartet, keine Tochter eines Häuptlings, mit der er sich bei seiner Heimkehr vermählen wird? Keine weiße Schöne, die ungeduldig unter den Zweigen der Palme und des Kokosnußbaumes wartet und sehnsüchtig auf das Meer hinaus schaut, ob nicht am Horizonte seine vielfarbige Piroge auftauche?"

„Nein, Prinzessin; Caila Lapi hat niemand. Kein Weib liebt ihn — sein Herz ist stumm wie der Tod."

„Ah! La jeunesse de nos jours est bien sérieuse!" rief Labsolu. „Zu meiner Zeit lebte man keine vierundzwanzig Stunden ohne une amourette au coeur. La nature alors avait encore horreur du vide. Aber desto besser im Grunde, desto besser! So wird es Ihnen weniger schmerzlich sein, fern von der Heimat zu weilen, und Sie können sich auf dieser Insel Cytherens verheiraten. Die Frauen sind hier sehr schön; was meinen Sie?"

„Ja, in der That, sehr schön!"

„Ah!" unterbrach mich die Prinzessin in voller Unschuld, „Caila Lapi hat hier schon eine Frau gesehen, die ihm gefällt?"

„Ja ... nein ... das heißt ... ich meine ... Ich habe mich so im Vorbeigehen umgesehen und dabei bemerkt, daß das schöne Geschlecht den Frauen meiner Heimat an Liebreiz nicht nachsteht. Und außerdem kann man in jedem Weltteil diejenige finden, die ..."

Kurz, ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und war unbeholfen wie ein soeben dem Ei entschlüpftes Küchlein. Die Prinzessin ihrerseits blickte gedankenvoll auf ein Sträußchen weißer Blumen in ihren Händen, deren Duft an die Magnolien erinnerte und deren Schwestern die Luft rings um die königliche Burg mit Wohlgeruch erfüllten.

Sie schaute auf die Blumen, ich aber blickte auf Labsolu, der mein Stillschweigen benutzt hatte, um zu sagen:

„Eh bien, tant mieux, mon garçon, à quand la noce?"

Der Schelm! Er machte sich über meine Lage lustig.

„Sie vergessen," antwortete ich, „daß ich hier zwischen Tod und Leben schwebe und nur durch die Gnade der reizenden Prinzessin noch auf den Füßen stehe."

„Caila Lapi wird gerettet werden, ich schwöre es!" rief Morgentau mit königlicher Würde ihr Haupt erhebend aus. „Aber wenn es ihm dann recht ist ... wenn es ihm nicht mißfällt, in Ocuenacati zu leben, so wird mein Bruder ihm gerne jeden Wunsch erfüllen."

Sie war schön, meine Freunde, während sie so sprach, schön wie ... meiner Treu, ich finde keinen Vergleich mehr. Ihre tiefblauen Augen funkelten unter den langen Wimpern hervor; die weißen Zähne leuchteten zwischen den korallenroten Lippen. Doch genug! mein Bart ist jetzt weiß, und wenn ich von dergleichen Dingen spreche, so steht mir das an wie dem Bären das Tanzen. Malt Euch daher nur selber alles nach Gefallen aus; ich fahre in meiner Erzählung fort.

„Oh, nein!" rief ich, ohne mehr zu wissen, was ich that oder redete — „Caila Lapi hat keinen Wunsch; Caila Lapi wird kein Weib lieben, da es ihm nicht vergönnt ist, seine Augen zu derjenigen zu erheben, die einzig und allein sein Herz verwundet hat!"

Entsetzt über meine eigene Kühnheit hielt ich inne. Die kurze Pause, die zwischen meinen Worten und der Antwort der Prinzessin lag, erschien mir wie eine Ewigkeit, — wie ein tiefer, fürchterlicher Abgrund, der sich zu meinen Füßen öffnete. Labsolu, der unerschrockene Franzose, starrte mich aus weit geöffneten Augen an, die zu sagen schienen: que diable! vous n'y allez pas de main morte!

Prinzessin Morgentau aber schaute mich träumerischen Blickes an.

„Und wer ist das?" fragte sie. „Alle sind hier meinem Bruder, dem mächtigen Donnerer, unterthan. Wo wäre das Weib, das sich weigern würde, die Gattin Caila Lapis zu werden, wenn er es befiehlt?"

„Prinzessin, Sie kennen unsere Sitten nicht. Bei uns liebt man .... und wird wieder geliebt. ...."

„Wie hier!"

„Ja, aber bei uns erlangt man nichts durch Gewalt. Die Frau ist dort an solche Art von Gehorsam nicht gewöhnt; und wenn sie sich weigert, dann ist nichts mehr zu hoffen, ob auch die ganze Welt befehlen wollte. Dann stirbt der Liebende, der keine Gegenliebe findet, vor Schmerz, oder macht seinem Leben mit eigener Hand ein Ende."

Ich war von dem ursprünglichen Sinn meiner Worte einigermaßen abgeschweift, um der Bewegung Herr zu werden, die sie mir diktiert hatte. Aber die Prinzessin trieb mich durch ihre Unbefangenheit und Neugier, sogar noch weiter zu gehen.

„Und weigern sich die Frauen seiner Heimat, Caila Lapi anzugehören, wenn er sie begehrt?"

Heilige Einfalt! Ja, dies war wirklich der reine Morgentau, noch unberührt von den glühenden Küssen der Sonne. Labsolu stand wie jemand, der gewahr wird, daß er in einem Zwiegespräch als dritter überflüssig ist, gedankenvoll und schweigend mit niedergeschlagenen Augen da. Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte, war aber gezwungen, zu antworten und fuhr daher fort:

„Prinzessin, wie wäre es hier, wenn einer der Minister des mächtigen Urutucte von ihm die liebliche Schwester Morgentau zu Gattin begehrte?" .....

„Morgentau würde sich weigern!" rief das junge Mädchen errötend, aber ihr schönes Haupt mit stolzer Gebärde schüttelnd.

„Und doch stehen die Minister Ihres Bruders in hohem Ansehen und sind die Nächsten nach dem König."

„Was liegt daran?"

„Schön! Alles das hat keinen Wert. Und eben darum kann auch in meiner Heimat eine Frau die Hand eines Mannes zurückweisen."

„Ah! ich verstehe," fügte Morgentau hinzu, „sie weist den Mann zurück .... den sie nicht liebt."

Und sie senkte das Haupt, um ihre Blumen zu betrachten.

VII.

Wir waren alle drei verstummt, und keiner von uns wußte, was er sagen sollte, als ein vierter zu uns stieß, der durch großen Lärm und ängstliches Weibergekreisch angekündigt wurde.

Als Morgentau diesen vierten hereinkommen und an mir heraufspringen sah, stieß sie einen Schreckensruf aus und schnellte vom Ruhebett empor; aber sie beruhigte sich sogleich wieder, als sie sah, wie er, anstatt mir die Zähne zu weisen, mich in Sprüngen umkreiste, um meinen Bart zu lecken und mir die zärtlichsten Dinge zuzuwinseln.

Armer Apollo! Urutuctes Gefolge hatte ihn mir genommen, bevor ich eingesperrt wurde, und obwohl ich es mir selbst nicht gestehen wollte, so fürchtete ich doch seither, er sei bereits, nach chinesischem Gebrauch, als Frikassee verzehrt worden. Glücklicherweise hatten sie nicht daran gedacht, und er war, einen unbewachten Augenblick benutzend, der Gefangenschaft entronnen, um meine Fährte bis in die Gemächer der Prinzessin zu verfolgen.

„Ich habe die Ehre," sagte Labsolu, der sich als Cermonienmeister nichts vergeben wollte, „meiner gnädigen Prinzessin ein Haustier unserer Heimat vorzustellen, das der wahre Freund des Menschen ist .... quand il ne le mange pas. Man nennt ihn chien, dog, Hund oder perro; kurz, er führt die verschiedensten Namen, denen er seinerseits nur ein: „Wau, wau" entgegenstellt, das mit den verschiedenartigsten Modulationen und Nüancierungen der Aussprache hervorgestoßen, ihm dazu dient, jeden Gedanken und jedes Bedürfnis auszudrücken. Sie können ihn ruhig streicheln, er benimmt sich plus respectueux als Ihre abscheulichen grünen und roten Vögel, die immer nach meinen Fingern schnappen und mir, wenn sie mich nur sehen, „tucrà tucrà!" zuschreien."

Ich glaube, Euch schon gesagt zu haben, daß „tucrà" in der Sprache von Ocuenacati „Schafskopf" bedeutet.

Die Prinzessin schien trotzdem noch etwas zaghaft und wagte nicht, dem Hunde, der zwischen uns dreien herumschnüffelte, ihr Händchen frei hinzustrecken.

„Er ist," so sprach ich nun, „der einzige Freund, der Caila Lapi geblieben, bevor er Labsolu gekannt und die schöne Prinzessin Morgentau zu seiner Beschützerin hatte. Heda Apollo! komm her, warte auf und begrüße die Herrin!"

Der Pudel folgte mit dem pünktlichen Gehorsam und jener Schärfe des Verstandes, die seinesgleichen, nicht aber immer den Menschen auszeichnen; er richtete sich auf seinen Hinterfüßen empor und stand, Schnauze und Augen nach der Prinzessin hingekehrt, steif und kerzengerade wie ein preußischer Grenadier. Sie streichelte ihn, meinem Beispiel folgend, und der glückliche Bursche durfte ihr die Hand küssen.

Wir haben vollkommen recht, wenn wir von jemand, dem alles nach Wunsch geht, sagen, er habe ein Hundeglück! Was die spröde Schöne einem armen Verliebten lange verweigert, wonach er seufzen und schmachten muß, das erlangt der Hund im ersten Augenblick. Ich sah einst das Bildnis einer vornehmen Dame, die vor zwei Jahrhunderten lebte. Himmlischer Vater! welch ein Antlitz war das und welch eine



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Friedrich der Große im Walde von Parchwitz. Nach dem Gemälde von C. Seiler.

Hand! Wieviele Kavaliere, dachte ich, werden als Zeitgenossen dieser wunderschönen Frau stets umsonst die Gunst ersehnt haben, wenigstens die Spitzen ihrer Finger küssen zu dürfen! Und sie, die stolze Dame, hatte sich mit einem Windhund zusammen malen lassen, der ihr die wundervollen Hände küßte!

Von diesem Tag und dieser Stunde an war Apollos Glück gemacht. Er ging aus meinem Besitz in den der Prinzessin Morgentau über, wurde von ihr gehätschelt und von jedermann hochgeachtet und geehrt, und wenn er nicht mit Zuckerwerk gefüttert ward, so lag der Grund in den lokalen Verhältnissen des Landes, das von derartigen Süßigkeiten noch keine Ahnung hatte. Bei Gelegenheit seiner Nahrung muß ich bemerken, daß es mir den Eindruck machte, als habe der Spitzbube am Tage vorher sein gottesfürchtiges europäisches Gewissen den Sitten der Insel zuliebe verkauft und verraten. Er schien mir voll und satt wie ein Pater Superior, und sicherlich konnten ihm weder die Früchte des Kokosnußbaumes, noch irgend eine andere Pflanzenkost dieses von Befriedigung strahlende Aussehen verliehen haben. Aber ich vermochte ihm kein Geständnis zu entlocken, seine Schnauze war rein und trocken und das entsetzliche Geheimnis ist, wenn es bestand, mit ihm ins Grab gestiegen.

Eine halbe Stunde später nahm ich Urlaub von der Prinzessin. Für einen ersten Besuch hatte ich mich schon ungebührlich lange aufgehalten. Ich ging also mit meinem Mentor, nachdem wir beide aufgefordert worden waren, am nächsten Tage wiederzukommen, nach Hause. Um indessen keine Zeit zu verlieren, warf ich mich sofort auf das Studium der Sprache, und der nicht patentierte Lehrer des Oceanacatischen gab mir sogleich eine Reihe von Vokabeln zu lernen, die den gewöhnlichsten Gebräuchen und notwendigsten Bedürfnissen des täglichen Lebens entnommen waren.

Ich mußte darauf bedacht sein, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu erreichen, denn der Notwendigkeit, mich verständlich zu machen, gesellte sich der Wunsch, zu gefallen.

Wem? das habt Ihr bereits verstanden; ihr, der göttlichen Prinzessin Morgentau. Ich war verliebt, meine Freunde, sterblich verliebt. Schon hier, in unserer Heimat, hatte ich die ersten Anfälle dieses schmerzhaften Leidens erlitten; aber das Wesen, um dessenwillen ich litt, kümmerte sich damals um mich soviel wie um ihr Nadelkissen, das heißt, sie dachte an mich nur dann, wenn es galt, mir einen Stich ins Herz zu versetzen; war dies geschehen, so meinte sie, ich solle zufrieden sein und weiter nichts verlangen. Ob die Prinzessin von Oceanacati mich ebenso grausam behandeln würde? Ich fragte nicht danach, oder richtiger, ich hatte nicht Zeit, danach zu fragen; ich fühlte mich im Herzen getroffen, bevor ich die Gefahr zu erkennen vermochte.

„Pas de bêtises, mon garçon!“ sagte Labsolu, indem er in der Tasche seines Schwalbenschwanzes nach einem Taschentuche suchte, das seit achtzehn Jahren nicht mehr darin war. „Hier gilt es, Klugheit zeigen, und zwar von der besten Sorte, die Sie besitzen. Ich werde es mit Freuden sehen, wenn meine Schülerin keinen Wilden heiratet, der mir den Schatz, den ich mit soviel Mühe gehegt und gepflegt, verdirbt. Aber denken Sie an Tururu, den grimmigen Tururu (nebenbei will ich bemerken, daß Tururu «Langohr» heißt), der als erster Minister des Königs und höchste Standesperson Oceanacatis nach dem Herrscher, sich's in den Kopf gesetzt hat, die Prinzessin als Gattin heimzuführen und Sie ohne den geringsten Skrupel kalt machen würde. Da Sie nun am Leben geblieben sind, und die Prinzessin es sich angelegen sein läßt, die Sache in die Länge zu ziehen, so müssen Sie Ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, um die Gunst des Königs zu erlangen und sich bei ihm durch irgend ein art d'agrément unentbehrlich zu machen.“

„Ich?“

„Ja Sie. Voyons, que savez-vous faire?“

„Ich . . . ja . . . Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin in der Geometrie bewandert, in der Algebra, im Wurzelausziehen . . .“

„Comment? im Wurzelausziehen? seriez-vous horticulteur?“

„Nein, ich spreche von Quadrat- und Kubikwurzeln.“

„Ah, ah, je vois . . . ou plutôt je ne vois pas zu was derartiges Zeug Ihnen nützlich sein kann. Und was sonst noch?“

„Ich habe die humanistischen Studien absolviert, «De viris illustribus» gelesen und auch lateinische Distichen gemacht, die nicht allzuschlecht waren; jetzt aber würde ich meinem Gedächtnis nicht mehr trauen, da eine lange Zeit seitdem verstrichen ist. Hätte ich eine Regia Parnassi hier, wer weiß, ob ich über kurz oder lang nicht doch . . .“

„Gut, aber hier haben ihn die Buchhändler nicht auf Lager!“ antwortete Labsolu, der als richtiger Franzose sogleich auf meinen Scherz einging. „Wir müssen also an etwas anderes denken. Wenn Sie zum Beispiel tanzen könnten. . . . Ich bin schon alt und Sie würden dann meine Stelle einnehmen. Was meinen Sie dazu?“

„Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich niemals im stande war, die Monferrina zu lernen.“

„Diable! Das wird ja immer schlimmer!“

„Hören Sie! Ich besitze noch meine nautischen Instrumente, die ich am Strande zurücklassen mußte: einen Kompaß, einen Sextanten, einen Zirkel und eine Seekarte. . . . Wir könnten sie wieder suchen und dann . . .“

„Und dann würden sie uns nichts nützen. Wie können Sie denken, daß Urutucte von solchen Sachen etwas versteht, oder an Ihrem Krimskrams Gefallen fände? Mit solchen Hilfsmitteln könnten Sie danach streben, Befehlshaber der Armee zu werden, wenn es hier zu Land eine gäbe. Aber die fünfzig Pirogen des mächtigen Donnerers benötigen keinen Kompaß, denn sie dehnen ihre Reisen nicht über die

nahen Inseln aus, mit denen sie unausgesetzt auf dem Kriegsfuß stehen. Wir wollen an den Strand gehen und Ihre Instrumente aufsuchen, wenn Sie es wünschen, aber denken Sie nur nicht, daß dieselben Ihnen bei diesen Barbaren irgend etwas nützen könnten."

„Gleichviel," antwortete ich. „Ich werde mit Ihnen die Lage der Insel aufnehmen, um die Lücke auf unseren europäischen Karten auszufüllen, auf denen diese gebenedeiten Inseln nicht einmal angegeben sind."

Gebenedeite Inseln? Ja, so sagte ich wahr und wahrhaftig, denn die tiefblauen Augen der Prinzessin von Oceanacati hatten mir's angethan, und wenn man mich gefragt hätte, ob ich in meinem Heimatlande sein möchte, so schwöre ich Euch bei meiner Ehre, daß ich, trotz aller schmerzlichen Erinnerungen, trotz der Lebensgefahr, in der ich schwebte, und trotz der Furcht, nie wieder von diesen Inseln loszukommen, rundweg mit einem entschiedenen „Nein!" geantwortet haben würde. Was ist die Liebe, wenn ihr noch keine weißen Haare im Barte wachsen!

Von jenem Augenblick an war ich stets beschäftigt. Ich verbrachte meine Tage an Labsolus Seite, der, malgré ses blagues, ein herzensguter Kerl war. Ich beugte alltäglich die Knie vor dem mächtigen Urutucte und — Gott verzeih' mir's — verrenkte mir die Glieder, um mich vor der häßlichen Fratze Tururus in tiefen Verbeugungen zu ergehen, die dieser für bare Münze nahm.

Der Hof ging beinahe jeden Tag ins Gebirge auf die Jagd oder auf den Fischfang am Ufer der Insel, wo es Fische im Überfluß gab. Ich erbat mir die Gunst, an diesem Zeitvertreib teil nehmen zu dürfen; es ward mir gewährt, und meine Einmischung war nicht ohne Nutzen, denn die Wilden hatten bis dahin nur mit der Angel gefischt, und nun lehrte ich sie, das Netz auswerfen, das ich aus demselben Flachs verfertigt hatte, aus dem ihre Schärpen gewoben waren, und das sich bei weitem vorteilhafter erwies als ihre einfachen Angelgeräte, wie die große Anzahl von Fischen bezeugte, die wir vermittelst der neuen Methode erbeuteten.

„Voilà qui est bien!" rief Labsolu bewundernd aus. „Fahren Sie fort, diese Barbaren zu civilisieren, machen Sie sich ihnen unentbehrlich, und unser Spiel ist gewonnen. Oh, hätte ich nur die Ingredienzen meiner berühmten Pomade bei mir gehabt, als mich das Schicksal an diesen Strand der Kannibalen verschlug, so wäre Oceanacati zu dieser Stunde ein zweites Paris, et moi j'en serais le Maire, ou mieux encore!"

„Trösten Sie sich! Sie waren der Gemahl der Königin-Mutter . . ."

„Ah, ja, Gemahl de la main gauche! Die reizende Abendwolke war die seltsamste Frau von der Welt; fantasque, volontaire, jalouse . . . oh, mais jalouse comme une négresse. Stellen Sie sich vor, daß sie mir eines Tages die Augen mit einem Wurfspieß ausstechen wollte, damit ich die Reize ihrer Hofdamen nicht mehr sehen sollte. Car il paraît que je m'étais oublié à en regarder une trois minutes de trop."

„Und die Dame ihrerseits?"

„Ah, la pauvre femme, c'est qu'elle avait des yeux elle aussi," antwortete Labsolu mit seiner gewöhnlichen Prahlhansigkeit.

„Die Prinzessin Morgentau," fügte ich hinzu, „wird sicherlich nicht wie ihre Mutter sein."

„Prinzessin Morgentau ist ein Engel im Weiberrock . . . c'est à dire, sie würde es sein, wenn sie einen Rock trüge. Mais il ne faut pas s'y fier non plus; denn sobald es sich um uns Männer handelt, gleichen sich alle Frauen, und die sanfteste Taube kann dann plötzlich scharfe Krallen zeigen."

Zugleich erinnerte ich mich der Neugierde, die Prinzessin Morgentau an den Tag gelegt hatte, als ich von den schönen Frauen der Insel sprach, und ohne sie mir mit spitzen Krallen vorzustellen, wie Labsolu sie schilderte, dachte ich doch, daß auch sie eifersüchtig sein müsse, wie alle ihre Schwestern auf beiden Hemisphären. Vor der Hand aber war es nicht die Eifersucht der Prinzessin, die mir Sorge zu machen hatte. Vor allen Dingen handelte es sich darum, zu erfahren: liebte sie mich?

VIII.

Ich will Euch mit meinem Geplauder nicht allzulang aufhalten, denn es ist schon spät, und ein viel weniger lieblicher Tau als jener, der mich in den Wanderjahren meiner Jugend beglückte, beginnt unsere Röcke ganz gehörig zu durchnässen. Was soll ich Euch noch sagen? Fast jeden Morgen war ich mit Labsolu bei ihr, und dank ihrer Gegenwart machte ich in einer halben Stunde größere Fortschritte in der Erlernung der Oceanacatischen Sprache als während des ganzen übrigen Tages mit dem Pariser. Lernet die Sprachen nur von Frauen, meine Freunde! Mit ihnen werdet Ihr leichter begreifen und ich möchte fast sagen noch rascher lernen, als der heilige Geist sich über die Apostel ausgoß. Über mich ergoß sich der göttliche Geist behende durch die Augen und vermittels des schüchternen Händedrucks, mit dem meine Besuche endeten. Labsolu hielt stets die Unterhaltung im Gang. Er schwatzte in seiner Weise und schlug das Rad wie ein Truthahn, während wir uns zulächelten, ohne auf ihn zu hören, und uns entzückt anschauten, ohne den Freund zu beachten.

Da es auf diese Weise mit schnellen Schritten vorwärts ging, genügten mir bald die Morgenbesuche nicht mehr, die übrigens auch nicht überhand nehmen durften, um kein Aufsehen zu erregen. Somit begann ich ganz allein und ohne meinem Mentor gegenüber etwas davon zu erwähnen, heimlich von meinem Lager aufzustehen und leise unsere Hütte zu verlassen, um in der Nähe des verbotenen Paradieses umherzustreifen. Auf diese Weise gelangte ich bis an den Garten der Prinzessin, stieg über die Hecke

und saß dann stundenlang im Schatten der Bäume, den Blick auf das Haus gerichtet, das das wunderschöne Weib umschloß, indes ich den Strahl des Mondes beneidete, der in ihr Zimmer drang und ihre langen Wimpern küßte, ohne den Schlaf aus ihnen zu verscheuchen. In einer Nacht, als ich infolge der Gewohnheit bereits kühner geworden war, setzte ich mich gerade auf die Stufen vor ihrer Thüre. Der Mond sandte, halb hinter Wolken verborgen, nur wenig Licht auf jenes Plätzchen hin, wo ich in Träumen verloren alles um mich her vergaß und auf Flügeln der Sehnsucht bis in das Gemach der Königin meines Herzens schwebte. Da, während ich in Gedanken ihre schlafende Gestalt betrachtete, sie mit ihren schwarzen aufgelösten Haaren, und den wundervollen Armen, die nach mir ausgestreckt waren, auf ihrem Bette liegen sah, stand sie plötzlich an meiner Seite, nicht im Schlaf, sondern wachend, nicht als Traumbild, sondern in voller Wirklichkeit. Wer hatte ihr meine nächtlichen Besuche verraten? Oder floh vielleicht auch sie der Schlaf, und sie kam, um hier im Mondenschein zu schwärmen? Ich weiß es nicht, aber wie dem auch sein mochte, meine Gegenwart an dieser Stelle mußte ihr nicht seltsam erscheinen, denn sie offenbarte weder durch Worte, noch durch Gebärden die geringste Verwunderung. Ruhig legte sie ihre Hand auf meine Schulter, und unter dieser leisen Berührung fühlte ich mich vom Kopf bis zu den Füßen erglühen.

Ich erhob das Haupt und betrachtete ihr lächelndes Antlitz. Sie schwieg, aber ihre Augen, diese blauen, meertiefen Augen sprachen mit himmlischer Beredsamkeit zu meinem Herzen. Da nahm ich ihre Hand zwischen meine beiden Hände und führte sie an die Lippen. Es war der erste lange Kuß, und seine stummberedte Sprache drückte alles aus, was ich zu sagen hatte; und da ihre Hand weder kalt noch teilnahmslos an meinen Lippen lag, so entspann sich das feurigste Zwiegespräch, das je zwischen zwei Liebenden geführt ward.

Was ist das für eine geheime Sehnsucht in den beiden Polen, an denen sich das elektrische Licht entzünde? Was sagen sie sich in dieser Flammensprache? Was bedeutet es, wenn sich zwei Ströme jenes Fluidums, das den besten Teil des menschlichen Wesens ausmacht, in einem Händedruck berühren? Was versprechen sie sich gegenseitig, was schwören sie sich zu? Erklärt mir das, und ich werde Euch haarklein wiederholen, was jene Hand an meinen Lippen, und meine Lippen auf jener Hand sich sagten. Prinzessin Morgentau maß weder meine, noch ihre eigene Liebe nach Graden ab. Die Eva von Ocuenacati wußte noch nichts von der klugen, aber mitleidslosen Taktik der Europäerinnen. Sie liebte mich und dachte nicht daran, es mir zu verbergen. Im ersten Augenblick, wo sie mit mir allein war, offenbarte mir ihr Blick die ganze Größe ihrer Neigung, und ihre Lippen zögerten nicht, dies Geständnis mit jenem Zeichen zu besiegeln, das in allen Sprachen der Welt gleich köstlich ist.

Wißt Ihr, wie man in der Landessprache von Ocuenacati sagt: „Ich liebe Dich!" „O cuen sini!" „Ocuenacati" bedeutet: die liebenswürdige Insel, „O cuen sini!": Ich liebe Dich! Ein solches Wort klingt süß in allen Sprachen, vermöge seines Sinnes noch mehr als durch den eigenen Wohlklang; in der ocuenacatesischen Sprache aber lautet es in diesem wie in jenem Sinne besonders lieblich. Ich kann ex professo davon reden, da ich es in jeder Sprache zu sagen, wenn auch nicht immer richtig zu schreiben gelernt habe. Der Engländer sagt: „I love you!", der Italiener: „ti amo!", der Pole „cocham ce!", der Ungar „szeretlet!", der Araber „bahebec!", der Spanier „yo te quiero!", der Franzose „je t'aime!". Aber mit Verlaub aller dieser und noch mancher anderer, hält sich der alte Kapitän Dodero mit andachtsvoller Seele an jenes unvergleichlich süße: „O cuen sini!", das ihm Prinzessin Morgentau, die göttliche Prinzessin, beim Abschied zuflüsterte, indem sie ihre Wange anmutig an seiner Brust barg und die Arme auf seine Schultern legte.

(Schluß folgt.)



Hotel, Observatorium und Aussichtsturm auf dem Brocken.

Rundschau.

Arthur Nikisch.

Der 10. Oktober 1895 muß in die Geschichte der Musikstadt Leipzig als ein denkwürdiger Tag eingetragen werden. An ihm vollzog sich ein Wechsel, der längst, von der einen Partei mit schweren Befürchtungen von der anderen mit frohen Hoffnungen prophezeit worden war und doch mit seinem plötzlichen Eintritt die ganze musikalische Welt völlig überraschte. Bei Gelegenheit des ersten diesjährigen Gewandhaus-Konzertes trat an die Stelle des feinsinnigen, fest an der Tradition sich anrankenden Karl Reinecke der bei aller Begeisterung für die großen Meister der Vergangenheit doch durchaus fortschrittlich gesinnte Arthur Nikisch, mit dessen Berufung das Gewandhaus endlich die Rechte der künstlerischen Gegenwart anerkannte. Wenn das musikalische Leipzig und insonderheit das Gewandhaus jemals Glück gehabt hat, so ist es bezüglich dieses Wechsels der Fall gewesen. Das allzu starre Festhalten an der Tradition und der recht überflüssige, trotzige und stolze Hinweis auf eine große Vergangenheit hatte das berühmte Institut in schwere Gefahren gebracht: Die Teilnahme an seinen Aufführungen erlahmte mit dem Interesse an dem alternden Dirigenten. Wer aber sollte das auf Sand geratene Schiff wieder flott machen? Es bedurfte eines Steuermannes, der den Feinsinn des alten Führers mit der größten Energie des Wollens vereinigte; eines Mannes, der bei aller Kraft Besonnenheit genug besaß, das Schiff nicht durch gänzliche Veränderung des Kurses neuen Gefahren auszusetzen; eines Künstlers, der taktvoll über Vergangenes hinwegführend dem Publikum die Morgenröte einer schönen Zukunft zu zeigen vermochte.



Der seltene Künstler, welcher in allen diesen für das musikalische Leipzig so wichtigen Punkten die zuverlässigsten Garantien zu bieten vermochte, dieser Mann der neuen musikalischen Epoche Leipzigs ist Arthur Nikisch. Er war dem Publikum der Pleißestadt kein Neuling, vielmehr der längst erhoffte Nachfolger Reineckes und von seiner früheren Wirksamkeit her der Liebling aller: auch in dieser Beziehung ist seine Berufung ein seltener Glücksfall. Es ist sicher für unsere Leser von Interesse, einen Blick auf die Laufbahn eines Mannes zu gewinnen, der jetzt in so hoher Stellung die Aufmerksamkeit der gesamten musikalischen Welt in besonderem Maße erregt.

Ein an Abwechslung reiches Bild ist es, das sich dem Blicke bietet. Nikisch, ein Sohn des talentreichen Ungarnlandes, wurde am 12. Oktober 1855 geboren. In Miklos stand seine Wiege, liebevolle Eltern bewachten seine zarteste Jugend und pflegten sorgfältig die ersten Keime musikalischen Talentes, die sich so früh zeigten, daß der Knabe schon mit sechs Jahren einem Lehrer übergeben werden mußte. Schon nach zwei Jahren konnte der jugendliche Pianist die Resultate seines Strebens der erstaunten Öffentlichkeit zeigen. Das Debut bot die sicherste Bürgschaft einer glänzenden Zukunft, und die kunstsinnigen Eltern durften den elfjährigen Knaben voll fester Zuversicht auf sein Talent, mit frohen Hoffnungen dem Konservatorium zu Wien anvertrauen. Hier, in dieser wahrhaften Hochschule, wo ein echt künstlerischer Sinn die Talente erstarken läßt, anstatt ihnen in kleinlicher Pedanterie die Flügel zu stutzen; hier, wo überschüssige Kraft nicht gewaltsam unterdrückt, sondern in die rechten künstlerischen Bahnen geleitet wird; hier, wo man die seltene Kunst pflegt, Individualitäten zu erziehen, hier wuchs unter der Leitung zweier Meister wie Hellmesberger (Violine) und Dessoff (Komposition und Direktion) das Talent des jungen Musikers in erstaunlicher Schnelligkeit empor. Er erringt sich, kaum dreizehn Jahre alt, mit einem Streich-Sextett den ersten Preis für Komposition und erwirbt dieselbe Auszeichnung wiederholt später mit einer Kantate für Soli, Chor und Orchester und einer Sinfonie und paarte diesen Diplomen noch dasjenige erster Klasse für sein Geigenspiel. Mit siebzehn Jahren durfte er seine Ausbildung als vollendet ansehen. Aus dem Konservatorium dankerfüllt scheidend, dirigierte er in öffentlicher Aufführung seine preisgekrönte Sinfonie, und so groß war die Begeisterung seiner Mitschüler, daß sie ihm zur Erinnerung an diese That einen kostbaren Taktstock, das Symbol seines zukünftigen Berufes, schenkten. Noch schlief derselbe allerdings im Schoße der Zeit: Nikisch wurde zunächst Mitglied der Hofkapelle Wiens und erfüllte nahezu vier Jahre lang treulich die Pflichten eines ersten Violinisten. Erst Anfang 1878 stellte ihn der geniale Scharfblick des größten musikalischen Unternehmers der letzten

zwanzig Jahre an die richtige Stelle: Angelo Neumann, der letzte große Theaterleiter Leipzigs, berief Nikisch als Musikdirektor an das von ihm geleitete Kunst-Institut.

Der glänzendsten musikalischen Zeit, welche je für das Leipziger Theater heraufgezogen ist, war Nikisch die leuchtende Sonne. Direktor Stägemann verstand es nicht, ihren lichtvollen erwärmenden Einfluß dem Theater zu erhalten: Nikisch zog in die Ferne als Dirigent der Bostoner Sinfonie-Konzerte (1889). Herrliche Thaten ließ er als schöne Denksteine seiner Wirksamkeit zurück. Das große Musikfest des allgemeinen deutschen Musikvereins, welches er als Seele aller Aufführungen 1883 leitete, lebt noch ebenso kräftig in der Erinnerung Tausender, als den Magdeburgern das große in der Tillystadt unter Nikisch' Direktion abgehaltene Musikfest von 1881 unvergeßlich ist. Diese beiden Feste brachten ihn auch mit dem Meister in Berührung, dessen Anerkennung ihm der höchste Lohn seines idealen Strebens war, mit Franz Liszt. Seine Sache wurde ihm zur eigenen; bei der Gründung des Lisztvereins (1885) war Nikisch mit edler Begeisterung behilflich; sein starker Arm erfocht dem Verein die stärksten Erfolge durch die grandiosen Aufführungen der Faust-Sinfonie in den Lisztvereins-Konzerten. War es anders möglich, als daß der Verein den Scheidenden durch die höchste zu verleihende Würde eines Ehrenmitgliedes dankbar auszeichnete? Vier volle Jahre blieb Nikisch Europa fern, in dieser Zeit nicht nur in Boston eine große Zahl von Konzerten leitend, sondern auch in den größten Städten Amerikas, beispielsweise in New-York, Philadelphia, Chicago, Washington, wiederholt mit seiner Kapelle gastierend. 1893 erfolgte seine Berufung als Hofoperndirektor nach Budapest, eine Stellung, die er nur zwei Jahre ausfüllte. Die großen Konzerte in London leiteten den bekannten Konflikt ein, der zum Austritt des genialen Dirigenten aus dem Verbande des Hoftheaters führte und seinen Eintritt in die berühmte Stellung eines Kapellmeisters der Gewandhaus-Konzerte ermöglichte. Man kann Leipzig beglückwünschen, daß es bei dem großen Mangel an genialen Dirigenten einen der allerersten unserer Zeit gewonnen hat!

Was ist es nun, das Nikisch vor so vielen seiner Kollegen auszeichnet und ihn zu einem Auserwählten unter den Berufenen stempelt?

„Und wie er mußt, so konnt er's!"

In diesem Urteil des Wagnerschen Sachs über den jugendfrischen Stolzing kann man die Charakteristik des ausgezeichneten neuen Gewandhaus-Kapellmeisters um so zutreffender zusammenfassen, als dieser auch sonst mit jenem die auffälligste Ähnlichkeit zeigt. Vor allem die bestechende Liebenswürdigkeit der Person, jene versöhnende Art, welche einschneidende Maßregeln in die liebenswürdigste Form der Forderung einkleidet. Was Nikisch will, das kann er, und was er kann, was ihm zur heiligen Überzeugung geworden, das vertritt er kühn und frei und doch bescheiden und anziehend mit gleicher Offenheit dem Feinde wie dem Freunde gegenüber, vielleicht mit mehr Nachdruck gegen jenen, denn ihm ist Feigheit ebenso fern als kleinliche Kriecherei vor den Mächtigen und Angesehenen dieser Welt. Wahrlich das Gewandhaus hat in ihm nicht nur einen großen Künstler, sondern auch einen wahrhaft vornehmen Charakter und Menschen gewonnen.

Die beiden ersten Konzerte brachten dem neuen Meister des Gewandhauses die ehrenvollsten Auszeichnungen. Man hätte sie aber auch keinem Würdigeren erweisen können: Nikisch hat sich in den Konzerten mit der Ausführung der sicher mit feiner Absichtlichkeit traditionell gewählten Programme als ein Dirigent allerersten Ranges erwiesen. Die imponierende Ruhe der Ausführung ruhte auf einer wundervoll klaren und zielsicheren Auffassung der vorgetragenen Stücke; die Wiedergabe der C-moll-Sinfonie Beethovens war ein ebenso überzeugender Beweis begeisterungsvollen Vertiefens, als die Interpretation der unvollendeten Sinfonie Schuberts eine That liebevollsten Aufgehens in einer sympathischen Tonsprache war. Und das Meistersinger-Vorspiel! wer hätte es je zuvor in so feiner Wiedergabe hier in Leipzig gehört?

Dem Alten die liebevolle Hingabe, dem Neuen die glutvolle Begeisterung des Künstlerherzens; diese doppelte Seite des Wesens des neuen Dirigenten ist die sicherste Verheißung einer gedeihlichen Entwickelung der musikalischen Verhältnisse, und Leipzig darf mit ehrlichem Stolze auf den Mann blicken, dem es so viel anvertraute, auf seinen Arthur Nikisch.

Martin Krause.

Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

Dem neuen Reichstagsgebäude Wallots in Berlin ist nun das Reichsgerichtsgebäude Ludwig Hoffmanns in Leipzig gefolgt, ebenfalls ein imposanter, in den edlen Formen italienischer Renaissance gehaltener Kuppelbau, der von der Simsonstraße, Wächterstraße, Wilhelm Seyferth-Straße und Beethovenstraße begrenzt wird. Der Eindruck, welchen das neue Reichsgerichtsgebäude, für das eine Bausumme von 6 Millionen Mark ausgesetzt war, hervorruft, ist der majestätischer Ruhe und Kraft. Ohne von Schmuck überladen zu sein, ist es doch reich geschmückt und gereicht allen Künstlern, welche daran mit gearbeitet haben, zu Ruhm und Ehre. Neben Hoffmann und Dybwad sind insbesondere Pfannschmidt, Otto Lessing, Lehnert, Seffner, Nicolaus Geiger, Federhoff, Linnemann, Koch, Friedrich und andere in hervorragender Weise an diesem stolzen Bauwerke, dessen Außen- und Innen-Architektur gleich schön ist, beteiligt gewesen. Baukunst, Bildhauerei, Malerei, alle Schwesterkünste, haben sich mit dem Kunsthandwerk getreulich vereinigt, um ein monumentales Bauwerk zu schaffen, das an künstlerischer Wirkung den Bauten der alten, klassischen Zeit gleichkommt. Mächtig zieht das Auge die gewaltige Kuppel an, welche inmitten des Gebäudekomplexes hoch aufragt und im Gegensatz zu der des Reichstagsgebäudes etwas kühn Aufstrebendes, mit Emporhebendes hat. Das ist der Ausdruck der Machtfülle, die sich das Deutsche Reich erworben hat! Fast 70 Meter erhebt sich die Kuppel über dem großen Mittelbau. Ihre Krone bildet eine von der Fußsohle bis zur Spitze $5^1/_2$ Meter hohe Kolossalfigur der Justitia, welche die Fackel der Wahrheit hoch emporhält. An dem großen Mittelbau an der Hauptfront der Simsonstraße interessiert besonders das Giebelfeld mit seinem reichen Skulpturenschmuck. In der Mitte thront wieder die Justitia, während die Seitengruppen Verurteilung und Freisprechung darstellen. Die seitlich des Giebels sich erhebenden Türme wurden als Kaisertürme ausgebildet und erhielten Nischen mit Statuen Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Wilhelms II., über denen sich mächtige Kaiserkronen befinden. Auch die Mittelbauten der Nord-, West- und Südseite sind mit charakteristischem Schmuck versehen, der überall in feiner, allegorischer Weise auf Recht und Gerechtigkeit, auf die gesamte Justizpflege hindeutet. Die seitlichen Bauteile der vier Fassaden sind sparsamer geschmückt. Es finden sich dort Reichskronen, Löwenköpfe, Rollen mit Lorbeerzweigen, Gesetzbuch und Eule, Flammenträger und weibliche Gestalten, welche die Tugenden des Richters darstellen.

Durch das Hauptportal mit seinen großen, schmiedeeisernen Thoren gelangt man in das Hauptvestibül und durch dasselbe nach innen in die große, mittlere Wartehalle, über der sich die Kuppel emporwölbt. Die großen Glasfenster der Halle, in welcher der Schlußstein aufgestellt ist, sind von überraschender, künstlerischer Wirkung. Das nach Süden gelegene versinnbildlicht die Kunst, das nach Norden Handel und Schiffahrt, das nach Osten die Landwirtschaft und das nach Westen die Industrie. Inmitten der Hallendecke deutet ein Kopf mit Lichtstrahlen die im Gebäude waltende Klarheit des Rechtsgeistes an. Vier seitliche Figuren mit Schild, Schwertern und Schwurhänden weisen auf die Thätigkeit im Gebäude hin, vier weibliche Figuren in den Zwickeln des mittleren Gewölbes auf die richterlichen Eigenschaften der Weisheit, Klarheit, Entschlossenheit und Milde. Das im südöstlichen Hallenteil befindliche Relief stellt die Untersuchung, das gegenüber das Urteil, das im südwestlichen Teil die Vollstreckung und das diesem gegenüberliegende die Gnade dar.

Vom südlichen Mittelteil der Halle geht das stattliche Haupttreppenhaus ab, in welchem zwei Lessingsche Gruppen-

bilder, die Verurteilung und Freisprechung, von hervorragender Schönheit sind. Auch die Korridore des unteren und oberen Hauptgeschosses sind sinnreich mit Gemälden und Skulpturen geschmückt. Die Strafgerichtssäle liegen im unteren, die Civilsenats-Sitzungssäle im oberen Hauptgeschoß. Dieselben im einzelnen zu schildern, fehlt es uns an Raum. Der „große Sitzungssaal", der prächtigste Saal des Gebäudes, ist 33,20 Meter lang, 12 Meter breit und 9,80 Meter hoch. Hier werden in Zukunft die großen Hoch- und Landesverratsprozesse abgehalten werden. Die fünf großen Fenster sind mit Grisaillemalerei geschmückt. Sie zeigen inmitten je fünf, also zusammen 25 Wappen deutscher Städte, in welchen sich Oberlandesgerichte befinden.

Inmitten der Südfront führt ein Thor und Vestibül, dessen Decke ein Gemälde ziert, auf dem der Friede als Schutz der Justiz dargestellt ist, nach der Präsidentenwohnung, in welcher namentlich der große Festsaal das Auge fesselt. Die Decke desselben wurde mit einem Bilde geziert, auf welchem wir den Einzug Apollos und der Musen im Heim der Justiz erblicken.

Das Reichsgerichtsgebäude ist ein monumentaler Bau von klassischem Gepräge. Das Reichsgericht hat ein Heim erhalten, welches seiner würdig war. Ohnmächtig und ohne Ansehen wie das alte Reich, war das alte Reichskammergericht, dem in keiner Stadt ein Palast errichtet wurde. Kraftvoll und mächtig wie das neue Reich steht auch das neue Reichsgericht mit seiner festgefügten Verfassung vor uns, ein Bindemittel zwischen Alldeutschlands Bruderstämmen, dessen Bedeutung noch wachsen wird, wenn erst in allen Gauen unseres Vaterlandes ein gemeinsames, bürgerliches Recht sich Geltung verschafft hat. Möge die Thätigkeit des Reichsgerichtes auch im neuen Heim eine reich gesegnete sein!

Der große Kronleuchter im deutschen Reichstagsgebäude.

Der großen Kuppelhalle vor dem Sitzungssaale des deutschen Reichstagsgebäudes fehlte bisher ein sehr hervorragender Schmuck, und zwar der Kronleuchter. Ein außergewöhnliches Kunstwerk von gewaltigem Umfange, ist er jetzt der Kuppelhalle, dem Mittelraume der großen Wandelhalle, eingefügt worden. Mit berechtigtem Stolze kann man auf diese vaterländische Leistung hinblicken, denn künstlerisch und technisch ist sie von bewundernswerter Vollkommenheit.

Wie für die Kronleuchter der beiden Vorhallen zu den Räumen des Bundesrats und des Präsidiums und zu dem Lese- und Schreibsaal der Reichtagsboten ist auch für den Kronleuchter der Kuppelhalle die mittelalterliche Ringform gewählt worden. Vorbilder boten jene großen mittelalterlichen Reifen, welche den Mauerring des himmlischen Jerusalem mit Türmen und Thoren nach der Apokalypse darstellen sollen und von denen sich noch zwei aus dem 11. Jahrhundert im Dom zu Hildesheim, zwei andere aus dem 12. Jahrhundert im Münster zu Aachen und in Komburg befinden.

In freier Verwertung dieses Ringmotivs mit seiner eigenartigen architektonischen Ausgestaltung hat Architekt Dedreux den großen Kronleuchter ausgebildet. Es ist von ihm eine uralte Form mit neuem Leben erfüllt und der modernen Beleuchtung mit elektrischem Licht, Glühlicht und Bogenlicht in wahrhaft genialer Weise dienstbar gemacht worden. Mit feinem Verständnis und rühmenswerter Sachkenntnis ist auch die mit der Ausführung betraute Firma L. A. Riedinger in Augsburg den Absichten des Künstlers und seines Mitarbeiters, des Bildhauers Vogel, entgegengekommen. Insbesondere ist in dem warmgoldigen Bronzeguß und in der Ciselierung die höchste Meisterschaft bewiesen.

Der Durchmesser des Ringes beträgt nicht weniger wie acht Meter. So groß ist mithin die umschlossene Fläche, daß sie jener eines geräumigen Tanzsaales entspricht. Wie eine zinnenbekrönte Mauer ist dieser kolossale Reif behandelt. Gliedernd ragen aus ihm mit originell silhouettierten Kuppeln, Dachreitern und Spitzen zwölf reizvoll und phantastisch ausgebildete Thorburgen empor, die von Konsolen mit Masken getragen werden. Jede dieser Thorburgen enthält eine von gewundenen Säulchen flankierte Nische mit vorgelegtem Baldachin. In den Nischen thronen die von Vogel modellierten Statuen hervorragender deutscher Männer, deren kraftvolles Wirken der Entwickelung unseres Vaterlandes zum Segen gereicht hat. Der erste ist Bischof Ulfilas, der Übersetzer der Bibel ins Gotische; ihm folgen Bonifacius, der Apostel der Deutschen, und Eginhard, der in der Rechten das Modell des Münsters zu Aachen und in der Linken die Rolle mit der Lebensbeschreibung Karls des Großen hält. Dann die jugendschöne, mit Schwert und Schild gewaffnete Gestalt Rolands, als des Vertreters des ritterlichen Sinnes und der markigen Kraft des alten deutschen Reckentums. Weiter der ehrwürdige Erzbischof Bruno von Köln, Bruder und Kanzler des großen Otto, ferner Markgraf Gero, der Bezwinger der Slaven, und Markgraf Hermann Billing, dessen scharfes Schwert die Kultur in den Nordosten des Reiches trug. Als achter schließt sich Reinhold von Dassel, der diplomatisch gewandte Kanzler Barbarossas, als neunter Otto von Wittelsbach, der Bannerträger des Reiches, und als zehnter Hermann von Salza, der Begründer der Ostmark, an. Den Beschluß bilden der berühmte Kölner Gelehrte Albertus Magnus und Martin Luther. Alle diese Gestalten sind in Haltung, Bewegung und Ausdruck scharf charakterisiert und von geradezu sprechendem Leben erfüllt.

Zwischen den Thorburgen mit ihren Nischen und Statuen prangen gekrönte, unten mit Weinlaub und Trauben behängte Schilde, die von den kraftvollen Klauen hoch sich reckender Reichsadler gehalten werden. Den Schilden sind aufgemalt die Wappen der vornehmsten Kaiser deutscher Nation. Zu diesem festen Gefüge gesellt sich lustiges Gerank, als ob der Epheu aus der Mauer mit ihren Thorburgen im Laufe der Jahrhunderte üppig emporgesproßt sei. Oben über den Zinnen der Mauer schlingt es sich in kräftig belaubten Ranken von Thorturm zu Thorturm. Eichen, Weinstock und Linde, Symbole echten Deutschtums, bilden das Blattwerk des Geranks. Aus ihm heraus funkeln in abendlicher Stunde die Märchenblüten, die Glühbirnen, von denen 120 Stück eingeordnet sind. Und zu diesem Gefunkel der Glühbirnen noch das helle Licht von zwölf Bogenlampen, die in wundervoller Montierung als frei schwebende Laternen dem gewaltigen Ringe angehängt sind. Insgesamt wirkt diese Lichtfülle großartig.

Als Träger des Ringes dienen Zugstangen, die von seiner Innenfläche schräg nach der Mitte ansteigen und sich dort vereinigen in einen von einem Eichenkranz umwundenen burgartigen Baldachin, auf der als höchste Steigerung aller künstlerischen Mittel die deutsche Kaiserkrone ruht. Das Gewinde, an dem diese Riesenkrone hängt, hat eine Last von 180 Centnern zu tragen.

In die Kuppelhalle, wo bisher eine schlichte Ringkrone provisorisch hing, gliedert sich die neue Ringkrone bestens ein. In ihrem Maßstabe, in ihrem goldig braunen Ton und in ihrer gesamten Durchbildung paßt sie zu dem mächtigen, vornehm geschmückten Raum vorzüglich. Meisterlich haben es Architekt und Bildhauer verstanden, den mittelalterlichen mit dem Renaissancestil in einer Weise zu verbinden, daß eine wahrhaft neu berührende Schöpfung herausgekommen ist, die durchaus entspricht dem Triumphe der modernen Beleuchtung, dem elektrischen Licht, und der stolzen und eigenartigen Architektur des Reichstagsbaues. G. B.

Eine meteorologische Beobachtungsstation auf dem Brocken.

Dem Harztouristen, der im letzten Spätsommer von Harzburg aus über den Scharfenstein den Brocken bestieg, wird bei der Ankunft auf der Brockenkuppe sofort aufgefallen sein, daß die Zahl der auf ihr befindlichen Bauten sich vergrößert hat, und zwar um einen dreistöckigen Fachwerksbau, der mit der Südseite an das große Hotelgebäude angefügt, nach Norden, Westen und Osten Wind und Wetter ausgesetzt, völlig frei daliegt. Dieser Neubau ist eine vom Kgl. Meteorologischen Institut Berlin errichtete meteorologische Beobachtungsstation, die die Aufgabe hat, Aufklärung über bisher nicht genügend gekannte atmosphärische Vorgänge zu geben. Die meisten Minima, welche die Nordsee kreuzen,



Miß Consuelo Vanderbilt.

haben nämlich den Brocken auf der südlichen Seite, den schottischen Berg Ben Nevis aber, auf dem sich ebenfalls eine meteorologische Beobachtungsstation befindet, auf ihrer nördlichen Seite, so daß man aus dem Arbeiten beider Stationen hochwichtige Ergebnisse für die Witterungskunde erhoffen darf. Während in früheren Jahren die Wetterbeobachtungen und Feststellungen von Dilettanten, wie zum Beispiel den Brockenwirten und ihrem dienenden Personal, besorgt wurden, werden dieselben seit dem 1. Oktober dieses Jahres nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben. Das mit den besten Hilfsmitteln der meteorologischen Wissenschaft ausgestattete neue Observatorium, um dessen Errichtung wie Einrichtung sich besonders der bekannte Meteorologe Professor Dr. Aßmann in Berlin sehr verdient gemacht hat, wird jetzt von einem im Meteorologischen Institut in Berlin ausgebildeten Herrn verwaltet, der täglich, morgens 7, nachmittags 2 und abends 9 Uhr, also drei Beobachtungen nach Ortszeit, zu machen und die Stärke und Richtung des Windes, den Stand des Thermometers wie des Barometers, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, ihre Durchsichtigkeit, die Niederschlagsmenge u. s. w. sorgsam zu verzeichnen hat. Sehr erleichtert wird diese Arbeit durch die zahlreichen thermo- und barographischen Apparate, welche selbstthätig registrieren. Bei der Anlage der Beobachtungsstation hat auf die eigenartigen klimatischen Verhältnisse, welche auf dem Brocken herrschen, besondere Rücksicht genommen werden müssen. So haben die Wände des Baues vor allem Schutz zu bieten gegen die orkanartigen Stürme, welche häufig mit einer Geschwindigkeit von 50 Metern in der Sekunde über die Brockenkuppe hinwegfegen; das Beobachtungszimmer mit seinen Instrumenten mußte ins dritte Stockwerk, d. h. über die Schneegrenze, welche oft in gleichem Niveau mit dem Dache des Hotels sich befindet, gelegt und der Beobachter mit elektrischer Laterne u. dgl. ausgerüstet werden, da der Sturm jede Laternenflamme, und sei sie noch so wohl verwahrt, verlöschen würde. Das unter dem Beobachtungsraum belegene Zimmer dient zur Aufnahme von etwa im Gebäude arbeitenden Gelehrten, das Erdgeschoß als Wohn-, Eß- und Schlafzimmer für den ständigen Beobachter, der allein, mit einigen Hotelhausdienern den Winter über auf der Brockenkuppe hausen wird. Den letzteren fällt die Aufgabe zu, monatlich einmal Lebensmittel von Schierke aus auf die von allem menschlichen Verkehr abgeschnittene Bergspitze hinauf zu befördern. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es in der Station an den besten Werkzeugen, Ersatzinstrumenten für Beobachtungszwecke, einer reich ausgestatteten Hausapotheke und an wissenschaftlicher und Unterhaltungslitteratur nicht fehlt. Die Errichtung der Station hat ungefähr 10000 Mark gekostet; die Kosten sind nicht allein von der preußischen und braunschweigischen Regierung getragen; es haben zu ihnen auch die Sektionen Braunschweig, Hannover und Magdeburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins beigesteuert, welche vor etwa vier Jahren den ersten Anstoß zur Errichtung einer meteorologischen Beobachtungsstation auf dem Brocken gaben. Daß das wissenschaftlich bedeutsame Werk zu stande kam, hat man auch seiner Förderung durch den Eigentümer des Brockens, den Fürsten von Stolberg-Wernigerode zu danken.

Der neue Justizpalast in Bremen.

Durch seine Ausdehnung, die Pracht seiner Fassaden und Portale, wie den Reichtum der inneren Ausstattung verdient das für die Bremische Justiz neuerbaute und soeben der Benutzung übergebene Gebäude wohl die Bezeichnung Palast, in den genannten Eigenschaften wenigstens wird es von keinem anderen Bauwerk der Hansestadt übertroffen. Die beigegebene Abbildung sagt über den schönen Bau mehr, als Schilderungen vermögen. Das Bauwerk erhebt sich an der Domshaide, einem öffentlichen Platz, der von der Reichspost, dem Domsanbau und der Börse begrenzt wird und in seiner Mitte das Gustav-Adolf-Denkmal trägt. Die beiden Flügel, von denen ein Teil auf unserem Bilde noch sichtbar wird, erstrecken sich, der rechte längs der Violen-, der linke längs der Osterthorstraße. Die an der Buchtstraße belegene Hinterseite des gewaltigen Gebäudes nimmt das Untersuchungsgefängnis ein, das in höchst praktischer Weise mit den für die Strafrechtspflege bestimmten Räumen des Hauptgebäudes in Verbindung gebracht ist, nämlich durch vier zwischen den Obergeschossen laufende Brücken. Ihre Anlage wirkt sehr malerisch und erinnert einigermaßen an die berühmte Seufzerbrücke der Lagunenstadt. Der ganze Bau hat die Zeit von vier Jahren in Anspruch genommen, die Kosten betragen einschließlich des Grundes über $2^1/_2$ Millionen. Der Erbauer, Architekt Klingenberg, zeigt in dem Bau eine starke Neigung zur Kunst des frühen Mittelalters, zum romanischen Stil mit seinem charakteristischen Rundbogen. Am reichsten, wenn nicht zu reich geschmückt erscheint die auf unserem Bilde voll zur Anschauung gebrachte Portalseite, und die kraftvollen Formen der diese Hauptfront gleichsam stützenden und haltenden beiden Seitentürme scheinen den alten Satz ausdrücken zu wollen: Justitia fundamentum regnorum.

Über dem fünffachen Portal, das zu einer offenen gewölbten Vorhalle führt, erhebt sich das aufs mannigfaltigste dekorierte Mittelgeschoß, über letzterem die fünf hohen Fenster des Schwurgerichtssaales. Aus einer die beiden Türme mit umkränzenden Zinnengalerie steigen dann steil die des architektonischen und plastischen Schmuckes gleichfalls nicht entbehrenden Dächer empor. An den Fensterpfeilern des Mittelgeschosses befinden sich die Statuen Ottos des Ersten, des alten Kaisers Wilhelm und dazwischen diejenigen von vier Bremischen Bürgermeistern. Die Fensterbögen des Mittelgeschosses enthalten Kinderscenen, die Fensterbrüstungen des Schwurgerichtssaales auf 10 Tafeln die zehn Gebote. Zum plastischen Schmuck der beiden Langseiten sind außer einer großen Statue der Justitia in reicher Abwechslung verwendet Masken der menschlichen Leidenschaften, Symbole der Tugenden, Embleme von Handel und Schiffahrt, Städtewappen u. s. w. Das Steinbildnis, der entspringende Gefangene, welches seiner Zeit so viel Aufsehen erregte, ist wieder entfernt worden. Der ganze Unterbau des Gebäudes besteht aus schwedischem Granit, der Aufbau aus Ober-



Steinbildnis am Bremer Justizpalast.

kirchener Sandstein und farbigen schlesischen Klinkern, die Gesimse sind mit Granitplatten abgedeckt.

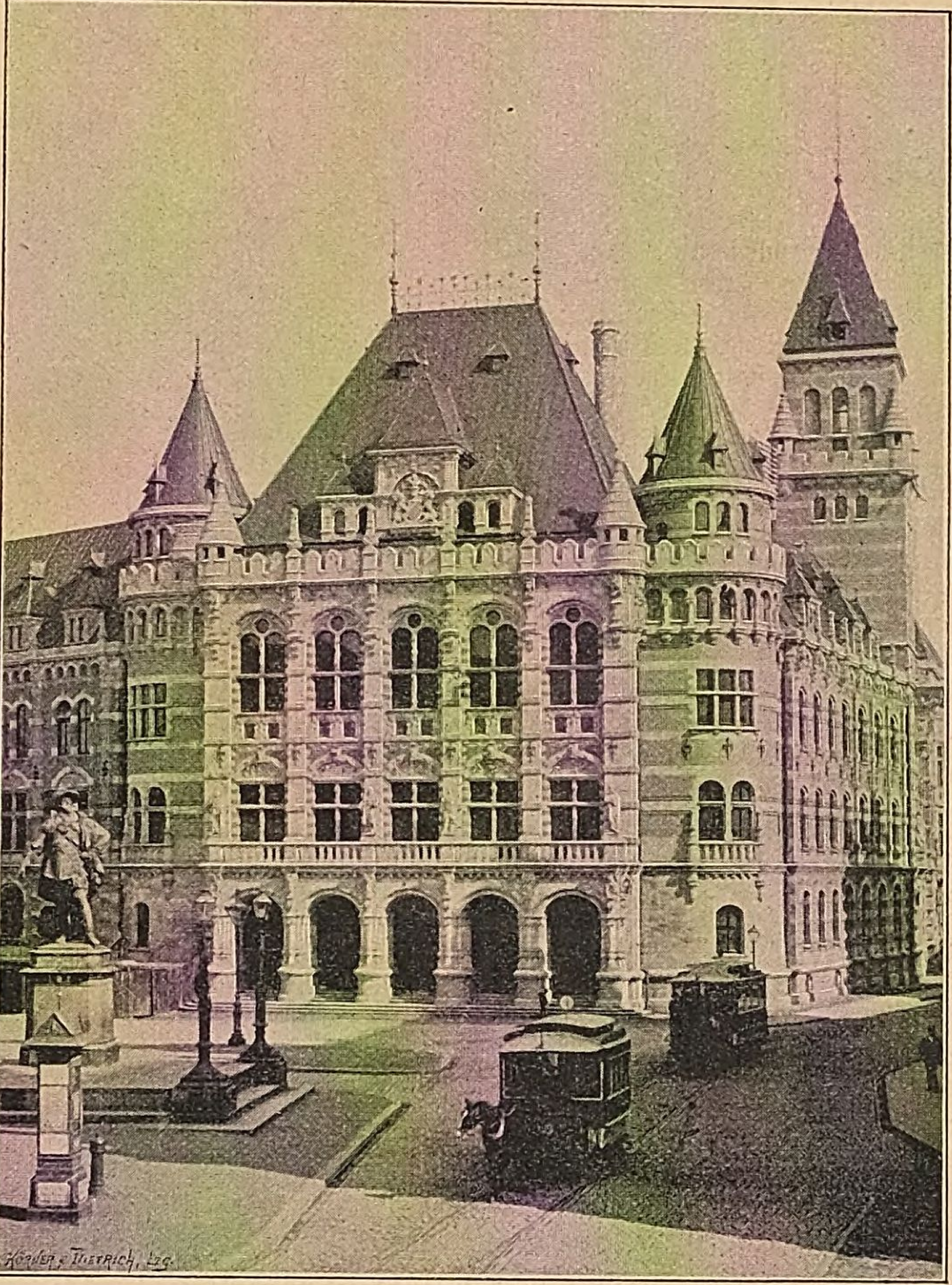
Georg Kutscher.

Was die Krankheiten kosten.

Ueber die Größe des wirtschaftlichen Verlustes, der durch die Krankheiten erwächst, sind neuerdings von dem kaiserlichen Gesundheitsamt interessante Mitteilungen gemacht worden. Nach den Erhebungen der genannten Behörde kamen im Jahre 1891 unter den damals vorhandenen $6\frac{1}{2}$ Millionen Mitgliedern der Krankenkassen mehr als zwei Millionen Erkrankungen vor. Jeder Krankheitsfall erforderte durchschnittlich 17 Krankheitstage. Die Kassen zahlten dafür an Krankheitskosten etwa $89\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Da die Annahme gerechtfertigt sein dürfte, daß unter den übrigen 44 Millionen Einwohnern Deutschlands, von denen 24 Millionen dem erwerbsfähigen Alter angehören, die Erkrankungen nicht seltener und von kürzerer Dauer als unter den Mitgliedern der Kassen sind, so ist die Ausgabe für die Krankheiten, die das Jahr 1891 im deutschen Reich verursacht hat, auf 500 Millionen Mark abzuschätzen.

Hierbei ist nun aber noch nicht der Selbstkostenwert derjenigen Arbeit berechnet, die durch die Krankheit ausfällt. Auf Grund statistischer Berechnungen darf die Summe, die dadurch verloren geht, auf 251 Millionen Mark beziffert werden, so daß also durch die Krankheiten dem deutschen Reich allein im Jahre 1891 ein Gesamtverlust von 751 Millionen Mark erstand. In anderen Ländern liegen natürlich die Verhältnisse ähnlich. James Paget hat berechnet, daß in England die Klasse der Arbeiter durch Krankheit einen Verlust von jährlich 220 Millionen Mark erleidet.



Der neue Justizpalast in Bremen.

Aber selbst auf eine kleinere Menschenzahl beschränkt, ergeben sich noch sehr ansehnliche Summen. Es sei zu dieser Berechnung Berlin herangezogen. Nach der Tabelle des statistischen Amtes von Berlin betrugen bei einer Einwohnerzahl von 1656698 Menschen im Januar 1893 die Todesfälle 32696 in dem vorangehenden Jahre 1892. Rechnet man nach dem Vorgange Pettenkofers, daß 1 Todesfall 34 Krankheitsfällen entspricht und 1 Krankheitsfall durchschnittlich 20 Krankheitstagen, so kommen auf diese 32696 Todesfälle 22 Millionen Krankheitstage.

Nun kann man annehmen, daß nur die Hälfte der Todesfälle auf Menschen entfällt, die im erwerbsfähigen Alter stehen. Für die eine Hälfte würde man deshalb nur die Krankheitsunkosten zu rechnen haben, die sich nach der Statistik der Krankenkassen auf etwa 2,6 Mark pro Tag stellen. Für die andere Hälfte, diejenige der Erwerbsfähigen, sind außer den 2,6 Mark Krankheitsunkosten noch täglich 2 Mark Arbeitsverlust in Anschlag zu bringen. Es ergiebt sich daher für die Stadt Berlin durch die Krankheiten des Jahres 1892 ein Kostenaufwand und Verlust von 80 Millionen Mark. —

Der Erdgeruch. Wer schon jemals über einen frisch umgepflügten Acker gegangen ist, der wird, namentlich wenn ein Regen vorher gefallen war, einen eigentümlichen, aromatischen Duft wahrgenommen haben. Über den Ursprung dieses Duftes sind mannigfache Vermutungen aufgestellt worden. Bei den Griechen war die Sage verbreitet, daß der Boden dort, wo die Schenkel eines Regenbogens auf ihm geruht hätten, wohlriechend würde. Lange verbreitet war die Anschauung, daß die poröse Ackererde die Blumendüfte binde, die sie dann wieder von sich geben sollte, wenn das Regenwasser in den Boden eindrang und die Duftstoffe aus den Poren verdrängte. Neuerdings hat man über diese Frage verschiedentlich Experimente angestellt. Man hat festgestellt, daß sich in der Ackerkrume Spuren von Alkohol und anderen ätherischen Körpern vorfinden. Phipson gewann durch das Auslaugen riechender Erde mit einer wässerigen Bromlösung einen gelblichen, in Alkohol löslichen Körper, der einen kräftigen Geruch nach Cedernholz entwickelte und in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften dem aus Cedernholz dargestellten Bromcetrin ähnelte. Berthelot und André erhielten durch Destillation von angefeuchteter, schwach kalk- und thonhaltiger Erde aus der Nähe von Paris einen stark aromatischen Stoff, dessen Geruch an Kampfer erinnerte. Es gelang aber nicht, diesen anscheinend der aromatischen Gruppe angehörigen Stoff, der übrigens nur in sehr kleinen Mengen abgeschieden werden konnte, mit irgend einem schon bekannten Körper zu identifizieren. Wahrscheinlich handelt es sich um aromatische Öle, die aus den verwesenden Pflanzenkörpern im Erdboden zurückbleiben und dann unter gewissen Bedingungen ihren Duft an die Atmosphäre abgeben.

Miß Consuelo Vanderbilt. Wieder hat sich der höchste Geburtsadel mit der höchsten Finanz-Aristokratie verbunden, und der Standesbeamte soll die Allianz besiegeln. Der Herzog von Malborough hat sich mit Miß Consuelo Vanderbilt, Tochter des amerikanischen Krösus verlobt. Miß Vanderbilt, deren Bildnis unser vorliegendes Heft schmückt, wird als sehr aufgeweckt, liebenswürdig und ausnehmend klug geschildert, auch soll sie eine Schönheit sein — auf alle Fälle ist sie ein begehrenswerter Goldfisch.

Vom Büchertisch.

Graf Eßterhazy. Roman von H. von Schreibershofen. Jena, Hermann Costenoble. — Eine spannende Hofgeschichte, die an Interesse noch gewinnt durch das Eingreifen von Personen, deren Namen in der Gegenwart genannt werden. Die begabte Verfasserin würde ein künstlerisch noch vollendeteres Ganzes geliefert haben, wenn sie einzelne Partien sorgfältiger durchgearbeitet hätte. Die Leichtigkeit zu Fabulieren verleitet gern zu solcher Ungenauigkeit. Allerdings würde selbst im Falle größerer Vertiefung der Leser durch den Umstand leiden, daß der Held des Romans sich schließlich als Betrüger entlarvt, den man lieber im Zuchthaus, als durch den Tod im Duell enden sähe.

Freie Liebe. Roman von H. Fries-Schwenzen. Berlin, F. Fontane & Co. — Kein Thema für ein Familienblatt und doch ein tiefsittlicher Roman. Freie Liebe? Der junge deutsche Maler, der sich den letzten Schliff in Paris holen will, schaudert, als ein Ateliergenosse, ein Däne, sie verteidigt. — „Sie sehen eben," meint der Däne, „die moralische Bedeutung nicht, die es hat, daß jeder nach seinen eigenen, in mühsamem Kampf errungenen Anschauungen lebt . . . steht freie Liebe auf seinem Programm — dann lebt er danach."

„Und steht Teilung der Güter auf seinem Programm, so bestiehlt er den Reichen?"

„Es versteht sich von selbst, daß er seinen Mitmenschen nicht schadet!" entgegnet der Däne.

„Damit ist auch die Ehe ohne Kontrolle der Behörde ausgeschlossen, denn sie fügt dem jungen Mädchen unersetzlichen Schaden zu," ruft der Deutsche.

„Im Gegenteil — sowohl ihr materielles, wie geistiges Niveau wird dadurch gehoben."

„Aber um welchen Preis!"

Man sieht, der Deutsche hat gute Grundsätze, und doch gelingt's der laxen Sitte, die sich neben ihm breit macht, Verhältnissen, denen seine angeborene Herzensgüte zum Opfer fällt, ihn in die anfangs verpönte Bahn zu drängen. Der Fluch bleibt nicht aus, er trifft hier, wie überall, die Frau am schwersten. Vortrefflich sind die Schilderungen des Pariser Lebens, der „Akademie Julian", des Treibens unter den jungen Malern, ihren Farcen, aber auch ihrer Leistungen. Daß die Sympathien des Dichters auf seiten der „geschädigten" Frau sind, der, die „verdorben — gestorben", fühlt man überall durch, ja man bedauert, daß der Vertreterin der Tugend eine gewisse Härte und Kälte eignet, die uns fast abstößt. Denn selbst die Versöhnung am Schluß giebt dem Leser keine rechte Gewähr für zukünftiges Eheglück. Nichtsdestoweniger haben wir es hier mit einem bedeutenden, hochinteressanten und trefflich durchgeführten Werke zu thun.

Susi. Von Friedrich Spielhagen. Engelhorns Roman-Bibliothek. — Ein Roman, der auch nicht eine Persönlichkeit enthält, die unsere Teilnahme weckt. Wir haben da: „einen tief in die Libertinage versunkenen" Herzog, der seinen intimen Freund, Astolf — „den einzigen, vor dem er Respekt hat", um ein heißgeliebtes Weib betrügt; ferner, dieses Weib, die goldblonde Susi mit der edlen Devise, es möge „wer von ihr (Susi) gekostet, sich ewige Sklaverei daran gegessen haben", und einen Höfling, Brenken, dem der Autor die Schlußworte in den Mund legt: „Die Welt ist rund. Und hat ein Gedächtnis wie ein Sieb. Mit einer Susi und ihrer Million — das müßte doch wunderlich zugehen, wenn man in zwei Jahren oder so nicht wieder obenauf wäre!" Die dürftige Fabel, eine Ehebruchsgeschichte banalster Art, bringt die Erfüllung von Susis Verlangen: die drei vorbenannten Gentlemen fallen — nicht einer nach dem andern, sondern gleichzeitig — in die Sklaverei Susis. Ein großes Geschick im Vortrag, das der Verfasser durch langjährige Übung sich aneignete, während ihm dabei eine idealere Begabung, die er ursprünglich für seinen Beruf mitbrachte, verloren ging, wird den Leser kaum für diese unerfreuliche Lektüre entschädigen, die ihm in Susi geboten wird. — Mit diesem Gedankenstrich würde ich schließen, wenn Spielhagen nicht durch die abfällige Kritik, die er Astolf unterschiebt, einer anderen Ehebruchsgeschichte, den Vergleich mit dieser herausforderte. — Astolf möchte Susi noch einmal in den Armen halten und dann sterben. „Nachdem er," — philosophiert Spielhagen für Astolf — „vorher sie getötet! Und so für sein Teil die Katastrophe in dem Romane der affaire Clémenceau nachgeäfft hatte, dem widerlichen, von dem raffiniertesten Pinsel gemalten Schandbild der Wollust, die mit der Grausamkeit die gräßliche Ehe eingeht; dem Produkt der Fäulnis einer bis in das innerste Mark angefressenen Hyperkultur, von dem es ihm stets ein unlösbares Rätsel gewesen war, wie man es aus dem Buch noch hatte auf die Bühne zerren mögen, um die nackte Gemeinheit im Lichte der Lampen spazieren zu führen, vor einem Publikum, für das, wenn es dies goutierte, die elendeste Karikatur der Poesie gerade gut genug war." Man kann wohl von dem litterarisch-kritisch wenig veranlagten Ehemann Astolf absehen und sich hier gleich an den Autor selbst wenden, der sich unter ihm versteckt, und sich dabei als ein ziemlich oberflächlicher Leser ausweist. Der in knapper, klarer Prosa geschriebene Roman (L'Affaire Clémenceau) des jüngeren Dumas — um der sozialen Fragen willen, die er behandelt, allerdings keine Frauenlektüre — ist nur insofern „das Produkt der Fäulnis einer Hyperkultur", als er energisch sich gegen die Gesetze und Gebräuche auflehnt, die diese Fäulnis beschützen und fördern. Man mag über den Schriftsteller Dumas denken wie man will, dem Moralisten Dumas wird man — namentlich wenn man die Kapitel 11, 12, 13 liest — seine Achtung kaum versagen können. Die sittliche Entrüstung des Verfassers einer „Susi" aber erscheint besonders ungerechtfertigt. Der sensationelle Erfolg, den der vor dreißig Jahren in Paris erschienene Roman davontrug, muß mit darauf geschoben werden, daß Dumas in demselben eine brennende Zeitfrage ziemlich kategorisch beantwortete. Er gab seinem Clémenceau ein Messer in die Hand und entschied: die Ehebrecherin Iza ist zu töten. Mit dem Ehestandsgesetz, das 1864 noch nicht in Frankreich existierte, hat diese Frage eine zahmere Lösung gefunden und der Roman ist aus der Mode gekommen; in Frankreich wenigstens. In Deutschland hat er in der Übersetzung voriges Jahr eine neue Auflage erlebt. Spielhagens sittliche Entrüstung muß sich daher besonders auf das deutsche Publikum erstrecken, dessen Geschmack an dieser „elendesten Karikatur der Poesie" sich so stark bekundet, daß er nach 30 Jahren — ein hohes Alter für einen Zeitroman — noch eine neue Auflage fordert. Ob „Susi" dieses Alter wohl erreicht? . . .

Quellwasser-Kalender. Herausgegeben von Otto Schultze. Leipzig, Georg Wigand. — Ein treffliches Hausbuch für die christliche Familie, das in erster Linie die nicht mehr erscheinende und allgemein beliebte Hornsche Spinnstube ersetzen soll. Es bringt nächst dem Kalendarium mit beigegebenen kräftigen Bibelsprüchen, einer ausführlichen Regententafel und allerlei Gemeinnützigem auch anregende Unterhaltung in Novellen, Rätseln, Humoristischem und dergl. Mahodö, Erzählung von W. Nöldechen verrät ein hübsches Talent zur Detailmalerei; Wie ich Detektiv wurde von Carl Teschner ist eine spannend vorgetragene Diebsgeschichte, und: Erikas Meerfahrt von Fischer bringt Reiseabenteuer nach wirklichen Erlebnissen u. s. w. Das alles ist aufs sorgfältigste zusammengestellt und auch die Ausstattung ist eine hübsche.

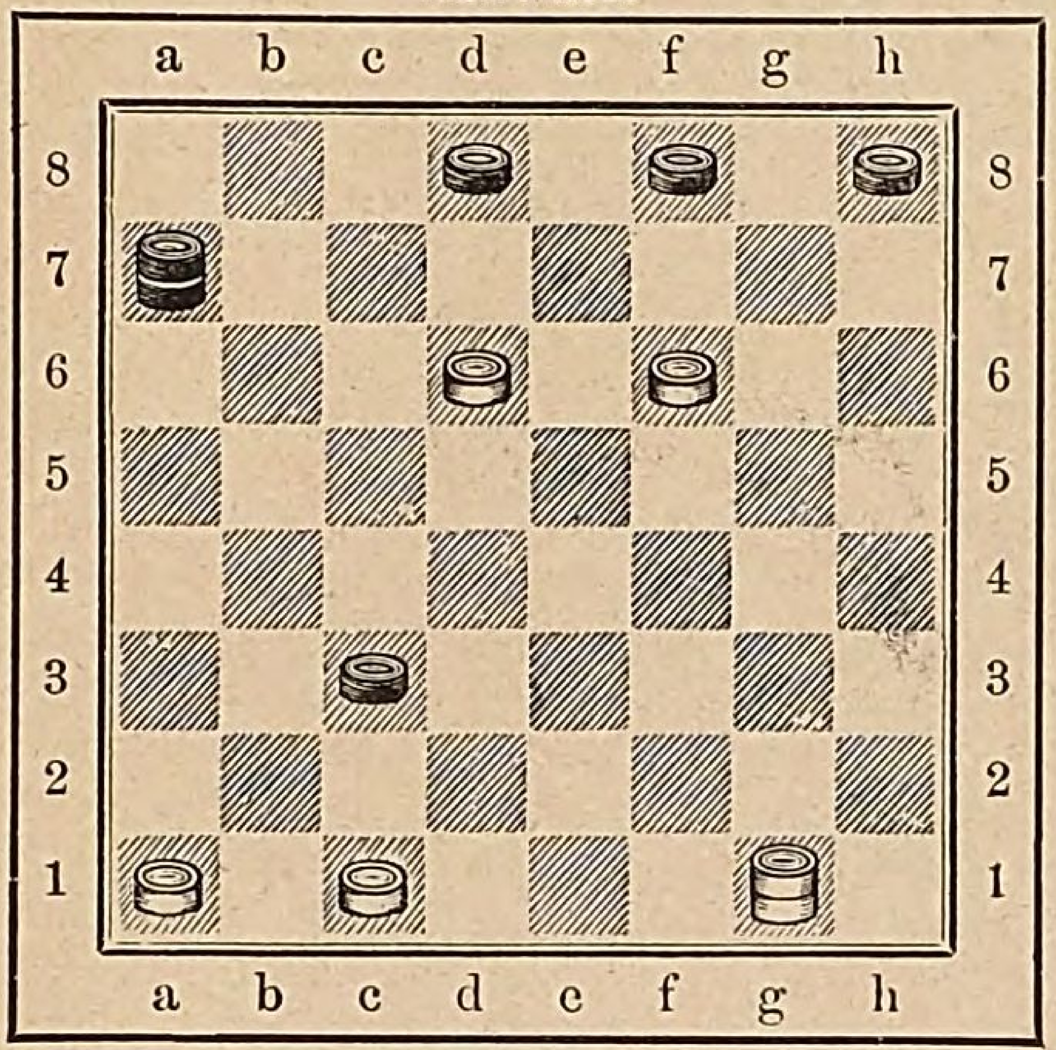
Das im Verlage der Arbeitsstube (Eugen Twietmeyer) in Leipzig unlängst erschienene Buch: Das Spitzenklöppeln von Adele Voshage, ist eine klare und faßliche Anleitung, welche die Erlernung des Klöppelns ohne Unterricht möglich macht. Wer sich für die hübsche und unterhaltende Arbeit interessiert, findet in zweckmäßiger Folge, vom Leichten zum Schweren übergehend, nach zwei der einfachsten Musterchen, 18 größere Muster, welche alle bei genauer Prüfung durch Sachverständige, sich als bequem zu erlernen und gut zu verwenden erwiesen haben. Die vortrefflichen Abbildungen unterstützen den Selbstunterricht aufs beste. Ein mit gutem Gewissen zu empfehlendes Buch.



Damspielaufgabe.

Von A. Stabenow.

Schwarz.



Weiss.

Weiß zieht und gewinnt.

Ergänzungsrätsel.

Die letzte Zeile ist durch Einsetzen dreier Namen zu vervollständigen.

Mit meinem Vetter Casimir
Schritt jüngst ich durch ein Haferfeld:
„Nenn' doch einmal den Dichter mir,"
Sprach ich, „der dir zumeist gefällt!"

Drauf sprach er lächelnd, und dabei
Riß er ein Haferpflänzchen aus:
„Der Lieblingsdichter hab' ich drei, —
„Dies zeigt sie, — rate, altes Haus!"

Ich blickte auf die Pflanze hin,
Bald aber war mir klar genug
Der dunklen Rede tiefer Sinn:
— war der —, der — — trug!

O. L.

Anagramm.

Manch schwer Geschoß zu senden weit
War einst es auserkoren
In jener längst vergang'nen Zeit,
Eh' Berthold Schwarz geboren.

Vertausch' der Zeichen Position,
Dann wurd's im Sturm genommen,
Als einst der Geist der Rebellion
Die Welschen überkommen.

O. L.

Rätsel.

Gar manchen Frevler und Verbrecher,
Der nur im Leugnen Rettung sah,
Hat's überführet seiner Thaten
Im Tempel der Justitia.

Sobald jedoch aus seiner Mitte
Du nur zwei Zeichen hast verbannt,
Liegt's weit von hier im fernen Osten
Als sagenreiches Wunderland.

O. L.

Problem: Die Fähnchen.



Leistenrätsel.

	a		a		c		c	
e	e	e	e	e	e	e	e	e
	e		g		g		h	
h	h	h	i	i	i	i	i	i
	l		l		l		l	
l	m	m	o	o	p	p	p	p
	p		p		r		r	
r	r	r	s	s	s	s	s	s
	t		t		t		t	

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen gleicher Ordnung dieselben Wörter entstehen. Die Wörter sollen bezeichnen: 1. einen deutschen Bildhauer, 2. eine Stadt des Altertums in Nord-Afrika, 3. ein Schleifmittel, 4. einen Wendepunkt im Drama.

Wechselrätsel.

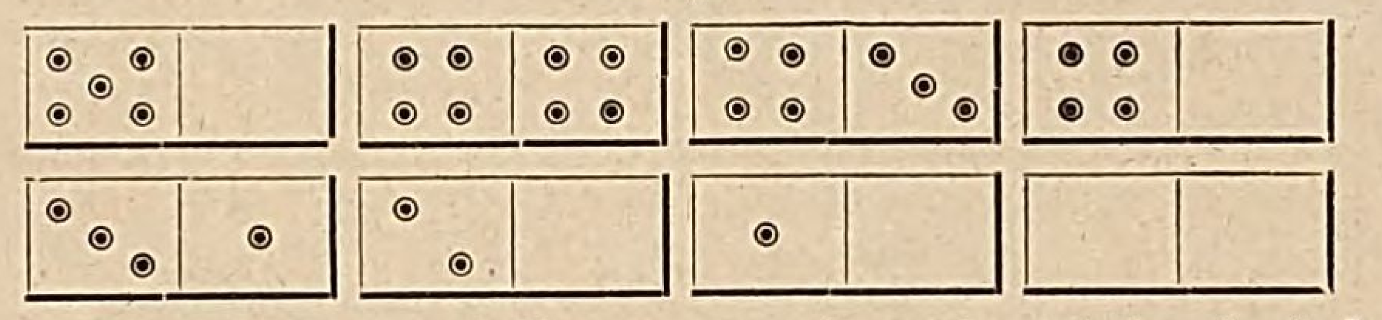
Strelitz, Rega, Krieger, Baden, Kautschuk, Hamburg, Wehlau, Hanno, Harun, Kola, Salon, Greenwich, Woolwich, Pankow, Bromberg, Firnis, Jagdrecht, Wartburg.

In jedem der obigen Wörter ist die Anfangssilbe durch eine andere zu ersetzen, so daß 18 Städtenamen entstehen. Die Städte liegen in folgenden Ländern und Provinzen: Schlesien, Mongolei, Marokko, Hannover, Bulgarien, Bayern, Ungarn, Rußland, Spanien, Bulgarien, Frankreich, England, England, Rußland, Schlesien, Nord-Afrika, Holland und Hessen. — Nach richtiger Lösung bilden die Anfangsbuchstaben der Städtenamen ein deutsches Sprichwort. R. E.

Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 33 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 12 Augen mehr als C.

A hat:



A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Blank-Vier sperrt. B muß bei der zweiten und C bei der dritten Runde passen. Die übrigbleibenden Steine haben bei den drei Spielern der Reihe nach 3, 38 und 22 Augen.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält C übrig? Wie ist der Gang der Partie?

Auflösungen zu Heft 2, Spalte 205 und 206.

Damspielaufgabe:

1.	f6—g7	h6—f8 +
2.	e5—d6	Da3—e7 +
3.	Da1—g7	f8—h6 +
4.	g3—f4	Dd2—g5 +
5.	h4—d8 + +	D und gewinnt.

Rätsel: Traum.

Logogriph: Vorstand, Verstand.

Geographisches Rätsel: **Madagaskar.** — Namur, Biala, Padua, Omaha, Argos, Osako, Esseg, Tokio, Znaim, Pirna.

Problem: Der Kassenschein:

Man nimmt zuerst den auf dem Schilde stehenden Buchstaben K. Die Buchstaben der obern wagerechten Reihe ordnet man nach der über dem K stehenden Zahl 1286 von links nach rechts und nach der Zahl 1423 von rechts nach links. Die übrigbleibenden acht Buchstaben dieser Reihe werden noch einmal in derselben Weise geordnet. Also:

K E = 1 N = 8⎫ von links nach
I = 2 B = 6⎭ rechts u. s. w.

In derselben Weise werden die Buchstaben der untern wagerechten Reihe geordnet. — Die Buchstaben der senkrechten Reihen ordnet man ebenfalls nach den Zahlen 1286 und 1423, so daß 1286 beim Lesen von links oben und 1423 beim Lesen von rechts unten in Anwendung kommt. Die übrigbleibenden Buchstaben werden dann der Reihe nach von links oben ab gelesen. Also:

1 = U 8 = H⎫ von links oben
2 = C 6 = G⎭ u. s. w.

Man erhält bei richtiger Lösung:

Kein Besitz macht reich, macht er nicht auch gut zugleich.

Buchstabenrätsel: Xeres, Xerxes.

Quadraträtsel: **Scheveningen.**

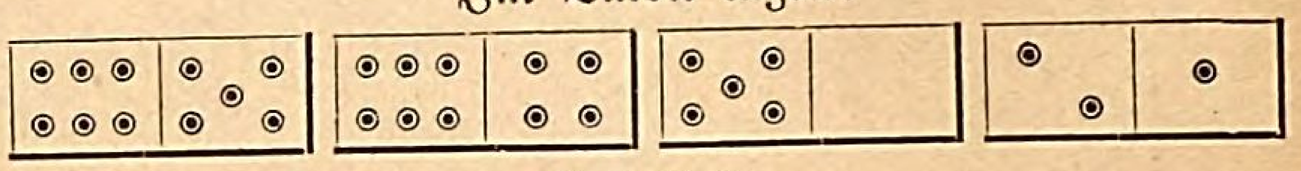
P	e	r	S	i	e	n
B	i	n	o	c	l	e
J	e	r	i	c	h	o
G	a	v	o	t	t	e
E	n	c	l	a	v	e
R	e	i	n	e	r	z
S	t	a	n	l	e	y

Verwandlungsrätsel:

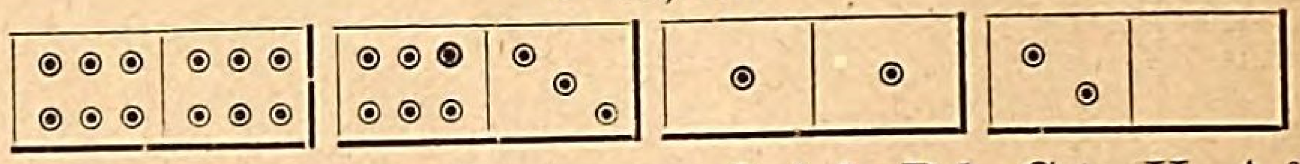
1. Gulden, Mukden, Murten, Marter, Falter, Kelter, Koller, Dollar.
2. Neckar, Wecker, Wetter, Ritter, Kittel, Kantel, Mangel, Ganges.

Dominoaufgabe:

Im Talon lagen:



C behielt:



Der Gang der Partie war: I. A $\frac{5}{5}$, B $\frac{5}{4}$, C $\frac{4}{3}$; II. A $\frac{3}{5}$, B —, C $\frac{5}{1}$; III. A $\frac{1}{6}$, B $\frac{6}{2}$, C $\frac{2}{4}$; IV. A $\frac{4}{1}$, B —, C $\frac{1}{3}$; V. A $\frac{3}{2}$, B $\frac{2}{2}$, C —; VI. A $\frac{2}{5}$ (= 86).

Richtige Rätsellösungen sandten ein: „Die kleine Ella" in Hamburg; F. L. Kindler in Fürstenberg i. M.; R. v. L. in Gr.-Lichterfelde; Franz Schubert in Leipzig-Connewitz; Margarethe Wernecke in Halle a. S.; Ein Abonnent in Riga; A. ten Vermöhlen in Aachen; W. Pollert in Charlottenburg; Fritz Carlsen in Flensburg; Anton Neher in Königsberg i. Pr.; Jos. Erler in Dresden; Lisbeth König in Marburg; Fritz Dyk in Wien.

Welttelephon.

Frau B. in Angermünde. Ein vortreffliches Mundwasser können Sie sich mit Thymolspiritus (in allen Apotheken erhältlich) bereiten. Vor dem übermangansauren Kali in Mundwasser warnen wir eindringlich, der regelmäßige Gebrauch dieser Lösung schadet den Zähnen sehr. Die übermangansaure Kalilösung ist ein starkes Oxydationsmittel, ein Mittel, das alles Verbrennbare auf nassem Wege verbrennt. Alles, was damit in Berührung kommt, wird angegriffen, also ohne Auswahl, nicht bloß Speisereste, Fäulnisprodukte, Mikroorganismen, sondern auch die verbrennbaren Knorpelbestandteile der Zähne. Die chemische Wirkung der Lösung im Munde besteht darin, daß übermangansaures Kali und Wasser sich in kaustisches Kali, Braunstoff und Sauerstoff umsetzt. Der Zahn verliert mit der Knorpelsubstanz seine Elasticität und damit seine Widerstandsfähigkeit, er wird bei fortgesetztem Gebrauch starker Lösungen von übermangansaurem Kali bald morsch und brüchig, gerade wie durch Alkalien.

Hausfrau in Regensburg. Wir hoffen, Ihren Wunsch in der nächsten Zeit erfüllen zu können.

K. v. W. in Berlin. Der Roman „Schloß Hubertus" von Ludwig Ganghofer ist noch nicht in Buchausgabe erschienen. Sie können den Jahrgang noch erhalten, bestellen Sie bitte bei Ihrer Buchhandlung.

L. v. O. Leider nicht geeignet.

Angehender Dichter in Heidelberg. Nicht ohne Talent, es muß aber erst ausreifen. Freundlichen Gruß.

Frau v. L. in Wolgast. Um Silber zu putzen machen Sie sich eine Lösung von 1 Teil unterschwefligsaurem Natron in 3 Teilen Wasser, reiben damit das oxydierte Silber ein, nachdem Sie es durch eine heiße Seifenlösung gereinigt hatten, und polieren schließlich mit geschlemmter Kreide.

Hermann B. in Düsseldorf. Da Sie keinen Kontrakt gemacht haben, können Sie gegen die Kündigung keinen Einspruch erheben, trotzdem Ihnen beim Abschluß des Engagements dauernde Stellung zugesagt worden ist.

Ida J. in Breslau. Glauben Sie nicht, daß wir viel ausrichten würden, wir sind aber überzeugt, daß jede verständige Frau es verschmähen wird, Vogelbälge als „Schmuck" auf dem Hute zu tragen.

L. v. Z. in Potsdam. Das Zündhütchen ist im Jahre 1818 von dem in England lebenden Deutschen Johannes Egg erfunden worden. Nikolaus von Dreyse beschäftigte sich mit der Fabrikation der Zündhütchen und erfand danach den Zündspiegel und später das Zündnadelgewehr.

Junge Hausfrau in Tilsit. Wir würden Ihnen gerne eine ausführliche Antwort geben, uns fehlt aber der Raum hierfür. Die beste Auskunft finden Sie im Anhange des Koch- und Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau von C. v. Triesen (Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf).

Hans W. in Prag. Die Bretzel diente in den frühesten Zeiten als Nachtisch bei christlichen Festen, sie war gleich dem Fisch ein christliches Glaubenszeichen, und zwar durch ihre Form, die eine sich in den Schwanz beißende Schlange darstellt, so daß Anfang und Ende in eins zerfließen. Dieses Sinnbild nahm später sogar die Wissenschaft an, denn die Mathematik gebraucht die gleiche Figur (∞) als Unendlichkeitszeichen.

Alle Zuschriften und Manuskript-Übersendungen werden ohne Hinzufügung eines Namens unter der Adresse: Redaktion der illustrierten Familien-Zeitschrift „Universum", Dresden-A., Johann-Georgen-Allee 13, erbeten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Alfred Hauschild in Dresden.
Verantwortl. Redakteur für Österreich-Ungarn: V. Chiavacci in Wien.
Verlag des Universum (Alfred Hauschild) in Dresden, Leipzig und Wien.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

1. Heft.

V. Jahrg.

Salon-Heft

Zur Guten Stunde

Illustrirte Familien-Zeitschrift.



Inhalt.

* * *

Wien. Berlin. Leipzig

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

1. 1896. Preis des Heftes 60 Pfg. Jährlich 18 Hefte. Hierzu die Gratisbeilage: Goethes Faust.

An unsere Leser!

Beim Beginn des **neuen, V. Jahrgangs** unserer Familien-Zeitschrift bitten wir unsere Leser, das warme Interesse, welches sie in von Jahr zu Jahr gesteigertem Maße unseren Bestrebungen entgegengebracht haben, uns auch ferner zu bewahren.

Wenn sich heute „Zur Guten Stunde" des wohlverdienten Rufes,

das erste und volksthümlichste deutsche Familienblatt

zu sein, erfreuen darf, verdankt es diesen Erfolg wesentlich den steten Wechselbeziehungen zwischen den Regungen des Zeitgeistes und der Redaktion. Text und Bild werden auch in dem neuen Jahrgange alle Bewegungen auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst wiederspiegeln, neue Entdeckungen der Wissenschaft und der Technik aufmerksam verfolgen und so der Unterhaltung wie der Belehrung in gleich fesselnder Form Rechnung tragen.

Wir eröffnen den V. Jahrgang mit den großen Erzählungen:

„Führe uns in Versuchung", Roman von Annie Bock,
„Gebüßte Schuld", Gebirgserzählung von Wilhelm Herbert,

denen sich weitere Romane, Novellen und Humoresken der beliebtesten Autoren, sowie **anziehend geschriebene, populär-wissenschaftliche Artikel** aus den Federn **der ersten Gelehrten** anreihen werden. Der beliebten

Gratis-Beilage,

Illustrirte Klassiker-Bibliothek,

Goethes Faust und Hermann und Dorothea

ist erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet, und für die Illustrirung derselben sind Künstler von festbegründetem Rufe gewonnen worden.

Für die Spezialität unserer Zeitschrift, **die Illustrationsdrucke in Aquarell-Facsimile,** sprechen die Kunstbeilagen **„Fanal"** von **E. Zimmer** und **„Der Erbonkel"** von **H. Postiglione** wohl überzeugend genug. **„Zur Guten Stunde" zum edelsten Hausfreund der deutschen Familie auszugestalten, ist unser einziges Ziel.**

Wir bitten unsere Leser, durch Erneuerung des Abonnements und Werbung neuer Freunde und Gönner uns in der Erreichung dieses Zieles thatkräftig zu unterstützen.

Berlin. Leipzig. Wien. **Redaktion und Verlag von „Zur Guten Stunde".**

Bezugs-Bedingungen.

Salon-Heft von Zur Guten Stunde.

Jahrgang 1896.

Illustrirte Familien-Zeitschrift.

Alle 3 Wochen erscheint ein Heft zum Preise von 60 Pfg.

In den Fällen, in welchen die verehrlichen Leser die Hefte unseres Blattes von einem ihnen unbekannten Colporteur erhalten haben und über den Fortbezug der Hefte im Unklaren sind, oder durch irgendwelche Umstände Unterbrechungen im Empfang der Hefte eintreten, ist es geboten, sich an die nächste Buch- oder Colportage-Handlung oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expedienten, Colporteur 2c., zu wenden. Von diesen werden die weiteren Hefte ohne Preisaufschlag geliefert werden. Bei etwaigen Verzögerungen in der Lieferung unseres Blattes bitten wir, sich zunächst an die Bezugsquelle zu wenden und, falls die Reklamation erfolglos bleibt, der Expedition unseres Blattes Mittheilung über die Verzögerung unter genauer Angabe der Bezugsquelle zu machen.

Tritt ein Wechsel des Wohnortes ein, so kann man in dem neuen Orte die Fortsetzung durch jede beliebige Buch- oder Colportage-Handlung weiter beziehen.

Vorausbezahlungen für noch nicht erhaltene Hefte sind nur an die Buchhandlung oder Journal-Expedition zu leisten, durch welche man die Zeitschrift bezieht, und zwar nur gegen eigenhändige Quittung derselben. Abonnentensammler und Boten dürfen niemals mehr als den Betrag der überbrachten Hefte annehmen.

Sind am Wohnorte oder in der Umgegend desselben dem Leser keine Bezugsquellen bekannt, so wende man sich an die nächste Postanstalt (Postzeitungsliste Nr. 7830) oder direkt an die unterzeichnete Verlagshandlung mit genauer Angabe seiner Adresse.

Berlin und Leipzig. **Deutsches Verlagshaus Bong & Co.**

Inhalt.

Kunstbeilagen:

(Siehe auch 3. und 4. Umschlagseite.)





Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile von Rich. Bong, Berlin W.

S. Postiglione: Der Erbonkel.

Kunstbeilage zu „Zur Guten Stunde."

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.

Amerikanische Reklame

Von

Ernst von

Hesse-Wartegg.



„Dieser Hammel wird dem tausendsten Käufer zum Geschenk gemacht!“

Kurz vor der Eröffnung der Chicagoer Weltausstellung besuchte ich in einer großen deutschen Stadt das Waarenlager eines bedeutenden, mir persönlich bekannten Fabrikanten, um einige Einkäufe zu machen. „Gut, daß Sie kommen,“ meinte er zu mir. „Meine Englisch sprechenden Leute sind eben beim Essen. Bitte, sagen Sie mir doch, was dieser Amerikaner von mir haben will. Er ist einer meiner besten Kunden.“

Der Yankee faßte mich beim Rockkragen. „Sagen Sie diesem Mann,“ so näselte er mich an, „daß er sein Geschäft nicht verstände. Ich habe seinen ‚Store‘ eine Stunde lang nicht finden können. Der Mann ist verrückt, sein Waarenlager hier so zu verstecken. Wo zum Teufel hätte ich denken können, daß so eine Weltfirma nur ein Messingschildchen, nicht größer als meine Visitkarte, an ihrer Hausthüre anbringen würde. Der Mann soll über das große Wasser 'mal zu uns kommen. Da wird er sein Geschäft lernen. Seine Artikel sind so gut, daß er zehnmal so viel verkaufen könnte.“

Nach einigen geschäftlichen Bestellungen schob er seine Cigarre in den anderen Mundwinkel, rückte seinen Hut in die Stirne, winkte uns mit der Hand freundlich zu und verschwand.

Ein paar Monate später traf ich meinen deutschen Fabrikanten in Chicago wieder. An der Ecke von Monroe und State Street stand er, oder versuchte er zu stehen,

denn der wogende Menschenstrom stieß ihn umher und knetete ihn zwischen männlichen Schultern und weiblichen Ellbogen, wie ein Stück Teig unter Bäckershänden. Ein Wagengerassel und Geklingel und Gepolter, ein Lärmen und Schreien, daß Einem Hören und Sehen verging. Die Menschen rasten rücksichtslos durcheinander und aneinander vorüber, als brenne die Stadt an allen Ecken. Woher, wohin? Es war das reine Narrenhaus. Mein Fabrikant faßte mich am Arm und ließ mich nicht los. Ein Ertrinkender, der nach einem schwimmenden Balken faßt. „Vor einer halben Stunde bin ich angekommen," sagte er, „und ich wäre froh, wenn ich aus dieser Hölle wieder heraus wäre! Sie sehen, ich bin noch gar nicht rasirt."

„Dann kommen Sie nach dem Palmer House." Unweit von uns erhob sich dieser mächtige, achtstöckige Palast mit seinen acht- oder neunhundert Zimmern. Rechts und links, die Straßen auf und ab ragen gewaltige Stein- und Eisenfronten in die Wolken, manche vollendet, manche im Bau. Eben nagelte man an einer Straßenecke die Bretterwände der Verschalung. Kaum war der letzte Nagel eingeschlagen, als auch schon ein paar freche Jungen herbeirannten, mit großen Papierrollen und Kleistertöpfen, um die langen Wände mit bunten, riesengroßen Anzeigen zu bekleben. Ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam. „Erinnern Sie sich an das, was Ihnen der Yankee vor ein paar Monaten sagte? Ganz Chicago, wo immer nur ein verfügbarer Raum, wird auf diese Weise verklebt, mit Annoncen und Schildertafeln behängt. Alles Erdenkliche geschieht, um die Aufmerksamkeit der vorbeilaufenden Menschenmassen anzuziehen. Sehen Sie nur die Monroestraße hinauf!" Meinem Begleiter schien es ganz schwindlig zu werden. Drahtseile sind über die Straße gespannt, und von ihnen baumeln riesige Inschriften, riesige Bilder, alles Erdenkliche im verzerrten, vergrößerten Maßstabe darstellend; hinter den Spiegelscheiben der gewaltig großen Schaufenster blenden elektrische Lichter, um die Waarenhaufen zu zeigen, die dort aufgestapelt sind; an die Scheiben klappern und klopfen lärmend elektrische Apparate, an anderen drehen und schaukeln und zittern Annoncen, von Elektrizität getrieben; wieder vor anderen stehen Marktschreier, die lärmend den Passanten Zettelchen in die Hand drücken, mit Anpreisungen von Pillen, Salben, Schuhen, Bier, Seidenstoffen, Zeitungen, fertigen Kleidern, Restaurants, Revolvern. Verkehr, Lärm, Jagen, Haschen, Rennen, Stoßen überall.

Weiter aufwärts entdeckt mein Begleiter hoch oben im zwölften oder fünfzehnten Stock eines „Himmelkratzers" in manneshohen Lettern den Namen eines ihm bekannten Geschäftshauses, mit dem er Beziehungen unterhält. „Ach, lassen Sie uns doch bis dorthin gehen, der Mann bezieht viele Waaren von mir." Wir ließen uns von der Menschenmenge bis zu dem Hause fortstoßen. Wie erstaunte aber Herr H., als er in den großen Schaufenstern seines Korrespondenten mitten unter seinen heimatlichen Waaren einen großen, lebendigen — Hammel erblickte! „Was hat denn in aller Welt unter meinen Stoffen der — Hammel zu thun? Du meine Güte!" — Die Erklärung stand in großen Lettern dabei: „Dieser Hammel wird dem tausendsten Käufer zum Geschenk gemacht!" Kopfschüttelnd und stumm ließ sich H. von mir auf die andere Seite der Straße ziehen, wo ein großer Menschenhaufen vor einem Schaufenster stand. Der Verkehr stockte. Die eiligen Chicagoer drückten und stießen sich durch das Gedränge, es kam zu Keilereien. Als wir näher traten, klopfte mir Jemand auf die Schulter. Es war ein mir bekannter Zeitungsreporter. „Halloh, old boy, back to Chicago?" — „Ja. Was machen Sie denn hier?" „Oh nichts, nur ein kleiner Krawall, den ich rapportiren will. Adieu." Und was war die Ursache? In dem Schaufenster eines großen, bekannten Outfitting-Geschäftes produzirte ein lebendiger, leibhafter — Jongleur seine Zauberkünste! Darüber war zu lesen: „Two more inside, step in". — „Zwei andere produziren sich drinnen. Tretet ein." Meinem Begleiter war der Sinn nicht recht klar. Er konnte nicht einsehen, daß dieses neue Mittelchen angewendet wurde, um Besucher, und damit auch Käufer in den Laden zu locken!

Endlich waren wir zum Palmer House zurückgekehrt. Außerhalb, innerhalb, an der Straße und rings um die ungeheure Halle des Vestibüls nichts als Kaufläden mit den schreiendsten Anzeigen. Ueber der „Drinking Bar" (dem Schänktisch) hieß es „Free lunch" und auf einem großen Tisch standen mächtige Schüsseln mit Würsten, Käse, Schinken- und Roastbeef-Schnitten, Oliven, eingemachten Fischen, allerhand Leckereien. H. verspürte gerade Hunger, nahm ein Stück Schinken mit Brot und trat an den Schänktisch, um zu bezahlen. Ich ließ ihn gewähren. „What will you have?" schnarrte ihn ein weißgekleideter Ganymed an. „Was ich trinken will? Nichts. Zahlen will ich für den Schinken." Ganymed blickte ihn verächtlich an, und wandte sich ohne ein Wort weiter an den nächsten Kunden. H. war erstaunt. „In diesem Lande kann man ja nicht einmal sein Geld los werden?" Nun erklärte ich ihm, daß die Delikatessen nur da wären, um Käufer anzulocken. Jeder Hungrige, der von diesen dursterregenden Dingerchen etwas ißt, wird auch trinken wollen, und der Preis, den er für das Getränk zahlen muß, deckt nicht nur dieses, sondern auch den kleinen Gratis-Imbiß doppelt und dreifach. — Nun treten wir in die Barbierstube — groß wie ein Tanzsaal, mit etwa zwei Dutzend Armstühlen und zwei Dutzend weiß gekleideten Frisir-Lümmeln. H. fiel der metallische Klang seiner eigenen Schritte auf. Er blickte auf den Boden und blieb erstaunt stehen. Der Boden war mit silbernen Dollarmünzen gepflastert. In spanneweiten Abständen lagen auf den Zinnplatten des Bodens glänzende, silberne Dollars. „Das können doch nicht echte Münzen sein?" H. bückte sich, um sich zu überzeugen. Aber natürlich waren diese festgenagelt, sonst wäre wohl schon in der ersten Stunde nach der Eröffnung keiner mehr dagewesen. „Na, hören Sie, das geht doch über das Bohnenlied!" rief H. erstaunt aus. „Das muß ich doch meinen Reisegefährten allen mittheilen! Das müssen sie sich ansehen kommen!" — Sprach's und setzte sich in einen Armstuhl, um eingeseift zu werden. „Sehen Sie," antwortete ich ihm, „da haben Sie den besten Beweis, wie diese Reklame wirkt. Sie werden nun alle Ihre Bekannten ins Palmer House zum Rasiren schicken, Sie werden selbst ein Werkzeug, dem Barbierladen Kunden zuzuführen!" Als wir, H. mit spiegelglatten, parfümirten Backen, wieder auf die Straße traten, schrie er vor Ueberraschung beinahe auf. „Da sehen Sie nur dieses Pferd!" und wies in die Mitte der Straße. Vor einen seltsamen Wagen war ein sonderbares Roß gespannt, seine Beine steckten in weiten, farbigen Hosen, eine kurze Weste umgab seinen Rumpf, ein hoher Kragen seinen Hals; auf dem Kopfe trug es einen flachen Strohhut, durch dessen breiten Rand die Ohren hindurchragten. Auf dem Wagen hinter dem eleganten Kutscher waren auf einem Schilde die Worte zu lesen: „The Ajax cycles are the best." H. verstand nicht hinreichend Englisch, und bat mich um die Uebersetzung. Statt dieser erklärte ich ihm, daß er in Bezug auf den Barbierladen dasselbe thun wollte, was das seltsame Roß für das Fahrradgeschäft.

Mein Begleiter hatte genug von dem amerikanischen Reklamewesen. Ob er mich nach der Weltausstellung begleiten dürfe? (Ich war auf dem Wege dahin, als ich ihm begegnete). Gewiß. Aber das ist ja eben das Eigen-

thümliche der amerikanischen Reklame, daß man sie nicht zu suchen braucht, wie wir sie etwa in unseren Zeitungsspalten suchen. Sie sucht uns. Man kann ihr nicht ausweichen. Auf Schritt und Tritt stellt sie sich Einem entgegen, nicht nur in Chicago und Newyork, auch im ganzen Lande, in den Prairien, in den Baumwoll- und Zuckerstaaten, und gelangt man in Gegenden, von denen wir zu sagen pflegen: „Die Welt ist hier mit Brettern vernagelt“, so findet man sie in Amerika — mit Annoncen verklebt!

Da machte mich mein Begleiter auf glänzende Fußtapfen aus Messing aufmerksam, die in das Trottoir eingelassen waren. Wir folgten ihnen aus lauter Neugierde. Sie führten zu einem Schuhladen mit der Ueberschrift: „Die besten Schuhe der Welt“. H. erinnerte sich, daß er eben neuer Fußbekleidung bedürfe, und hatte schon die Hand auf der Thürklinke. Ich zog ihn fort nach einem anderen Schuhladen nahebei, der keine schreiende Reklame zeigte. H. hat mir noch heute nicht verziehen. Die Schuhe haben sich schlecht bewährt.

Als wir aus dem Laden traten, kam uns ein ungeheurer offener Wagen entgegen, bespannt mit sechs Pferden. Auf dem Wagen standen etwa ein Dutzend Nähmaschinen, und an diesen arbeiteten emsig ebensoviele bildschöne junge Mädchen, alle in eleganten Straßentoiletten von gleicher Farbe und gleichem Schnitt. „Was für reizende Mädchen!“ rief H. begeistert aus. Sie blickten uns freundlich lächelnd an, als ob sie H.'s Worte deutlich verstanden hätten. Alle Passanten, Männer, Weiber, Kinder blickten dem Wagen entzückt nach, statt aber die Mädchen zu sehen, erblickten sie ein an der Hinterseite des Wagens angebrachtes Plakat, das besagte:

„Die hübschesten Mädchen des Landes gebrauchen nur X's Nähmaschinen. Das Waarenlager befindet sich Nr. X. in der X.-Straße.“ Wer einer Dame „durch die Blume“ sagen wollte, daß sie hübsch sei, brauchte ihr also nur eine Nähmaschine mit obigem Motto zu kaufen.

Eben wollten wir um die Ecke von Clark Street biegen, als ein Polizist einen Lastwagen anhielt und nach einer anderen Straße lenkte. Ich hörte ihn etwas sagen von „Abgesperrt“ und „Street-Parade“. Menschen standen in hellen Haufen auf den Trottoirs und warteten. Eine Straßenparade in Sicht! Die mußte H. doch auch mit ansehen. Ich erinnerte mich, daß schon Wochen und Monate vorher in den Zeitungen ganze Seiten mit Anpreisungen von X. Menagerie zu sehen waren, daß auf leeren Bauplätzen hausgroße Plakate prangten, welche in bunten Farben Kämpfe zwischen Schlangen, Alligatoren, Nashörnern, Löwen, Elephanten und Tigern darstellten. Zwischen ihnen spazierten auf den Bildern Männer, die Hände in den Taschen, einher als befänden sie sich zwischen lauter Murmelthieren. X. hatte in seiner Truppe auch die berühmtesten Artisten und Seiltänzer der Welt. Halt, bin ich etwa selbst auch durch seine geniale Reklame getäuscht worden, und spreche hier nur nach, was X. der Welt vormacht? Genug, die Straßenparade kam; die Elephanten spazierten reich geputzt einher, in bespannten Käfigen befanden sich all' die zahlreichen wilden Thiere; der ganze Troß von Seiltänzern, Löwenbändigern, Tausendkünstlern folgte, angeführt von einer lärmenden „brass band“ (Musik-Korps). Berittene Polizisten hielten die Ordnung aufrecht, und der ganze Zug war eine Viertelstunde lang. Viele Tausende drängten sich in den Straßen, um X's „biggest Show on Earth“ zu sehen. Die Geschichte kostete ein Heidengeld; die vorbereitende Reklame mußte Zehntausende von Dollars verschlungen haben, aber — der Zweck, Aufsehen und Neugierde zu erregen, war erreicht, und wochenlang blieben die Häuser ausverkauft.

Wir waren nun auf der „L“ und flogen zwischen den Hausdächern Chicagos der Ausstellung zu. „L“ ist in Amerika der abgekürzte Name für „Elevated Railway“ — Hochbahn, wie bei uns D-Züge durchgehende Züge bedeuten. Die Hausdächer hatten natürlich auch ihre Anzeigen; ebenso die Bäume, die leeren Bauplätze, die Fenster, die — was soll ich noch nennen? Nur der blaue Himmel war noch frei. Was würde dieser für eine prächtige Reklamenfläche darbieten! Wie neidisch müssen die Nähmaschinenfabrikanten dort hinaufblicken! Wie schön würden sich die Namen Singer oder Howe dort oben ausnehmen! Ich kaufte mir eine Abendzeitung, die noch feucht war vom Druck. Auf der ersten Seite stand unter großen Ueberschriften die Geschichte von dem Krawall vor dem Outfitting Store von heute Morgen. Mein guter Bekannter, der Reporter, hatte sie haarklein erzählt und dabei natürlich der preiswürdigen Waaren in dem Outfitting Store gedacht. Am nächsten Tage wird sich wohl ein Agent der Zeitung mit der Rechnung präsentiren, aber es werden auch Kunden kommen, welche das ausgelegte Geld doppelt wieder einbringen.

Als wir von der „L“ in den Tohuwabohu hinabstiegen, der sich in den Straßen und auf den Plätzen um die Ausstellung herum abspielte, da verging dem armen europäischen Provinzmenschen Hören und Sehen erst recht. Dort strömten ja täglich Hunderttausende von Menschen aus allen Theilen des Kontinents zusammen, dort also mußten hauptsächlich die Fallen gelegt werden, um die Kunden abzufangen! Was mochten doch für Millionen zu Reklamezwecken geopfert, wie viele Quadratkilometer Papier mit Farbe und Druckerschwärze befleckt worden sein! Eine ganze Welt aus Papier, und jeder Bogen trug seine Früchte. Die Farmer und Pflanzer und Viehzüchter, und die Geschäftsleute aus den weiten Prairien kamen ja nicht alle Tage nach Chicago. Der eine benutzte den Ausstellungsbesuch, um sich neue Kleider anzuschaffen, der zweite, um Hausgeräthschaften oder Ackerwerkzeuge zu kaufen, der dritte wollte sich seine Zähne plombiren lassen, der vierte einen „Stadtarzt“ wegen seiner kranken Nieren zu Rathe ziehen. Wohin sollten sich all' diese Menschen wenden? Wo Kleider kaufen, welchen Arzt konsultiren? Auf der Straße wurde es ihnen gesagt. Gesagt? Nein, aufgedrängt, eingepaukt, ins Gesicht geschlagen, daß sie's zeitlebens nicht wieder vergessen werden. Alle Kleidermagazine, Theater, Aerzte, Zahnkünstler, Buchhandlungen u. s. w. waren natürlich die besten der Welt. H. hatte in seiner Heimathsstadt noch keinen Sandwichman gesehen. Nun konnte ich ihm gleich Hunderte zeigen. Sandwich sind bekanntlich zwei an der Innenseite gebutterte Brotscheiben, zwischen welche kalter Aufschnitt gelegt wird. Der Volkswitz bezeichnet nun als „Sandwichman“ Männer, über deren Brust und Rücken große Bretter von den Schultern hängen, und auf diesen Brettern kleben Anpreisungen. Der erste Sandwichman, den wir sahen, trug auf seinem Holzpanzer in Riesenlettern folgende Inschrift: Have you used Sapolio Soap?

Gleich neben ihm stand jedoch eine Gestalt, die auch mich, der an die Exzentrizitäten der amerikanischen Reklame gewöhnt war, überraschte — ein Neger in blinkender Ritterrüstung, nur für seine langen Füße mochte der Harnisch nicht gepaßt haben, sie waren mit modernen Strandschuhen bekleidet. Auf seiner Brust stand in großen Buchstaben: Dr. Coleman 217 Clark Str. No Cure No Pay (keine Heilung, keine Zahlung).

Wenige Schritte weiter ritten auf stolzen, mit amerikanischen Flaggen behängten Rappen vier tadellos gekleidete Gentlemen einher, einige in eleganten Sommeranzügen, andere in Besuchstoilette, einer sogar im Ballanzug, mit Klapphut, weißer Kravatte, weißen Handschuhen und Lackstiefeln. Auf ihrem Rücken stand nichts weiter als ein Name. Was mag das nur sein? Während H.



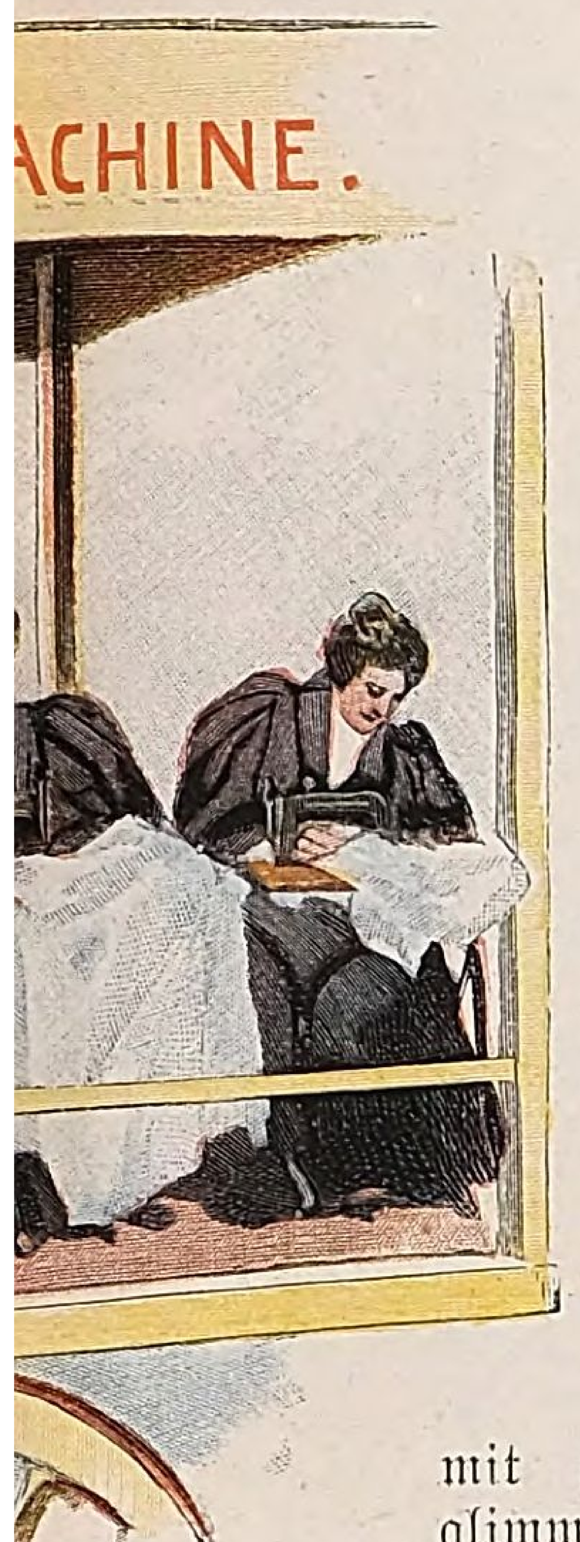
„Die hübschesten Mädchen gebrauchen nur X.'s Nähmaschinen."

erstaunt diese seltsame Fastnachtskavalkade betrachtete, drückte ihm ein feiner Gentleman ein Zettelchen in die Hand. „Wenn Ihr so elegant gekleidet sein wollt," stand darauf, „wie diese Gentlemen, dann müßt Ihr Eure Kleider bei X. in der Xstraße kaufen."

Was glänzt dort auf jenem Wagen, der feierlich von vier Schimmeln durch das Menschengewühle gezogen wird? Wahrhaftig eine große Pyramide Gold, bewacht von acht Mann, die, mit Lanzen bewehrt, zur Seite schreiten. Auf der Pyramide sitzt ein Mann mit anscheinend geschwollener Backe, eine weiße Binde darum geschlungen, und heult. An den Seiten des Wagens steht geschrieben: „Mensch, denke an Deine Zähne." Auf der Goldpyramide aber heißt es: „Dies ist die Menge Gold, welche der berühmte Zahnkünstler X. in der Xstraße bereits für Zahnfüllungen verarbeitet hat."

Wohin wir uns wandten, wurden uns Zettelchen mit allerhand Anpreisungen in die Hand gedrückt. Kaum konnten wir uns dieser Zettelträger erwehren. Selbst die armen kleinen Italienerjungen, welche an den Straßenseiten Leckereien, Früchte, Erdnüsse verkauften, hatten ihre Mittelchen, um Käufer anzulocken. Als wir stehen blieben, um die Bilder einer Schaubude zu betrachten, vertheilte einer von ihnen an ein paar Kinder, die mit ihren Eltern in der Nähe standen, Bonbons. Die Kinder griffen freudig zu. Die Bonbons schmeckten ihnen. Ein kleiner Bengel hatte nichts erhalten, und fing natürlich sofort zu heulen an. Um ihn zu beschwichtigen, griff Papa in die Tasche und kaufte dem Jungen eine ganze Düte voll. Nun begann wieder ein kleines Mädchen aus purem Neide zu weinen, und auch ihr wurde eine Düte gekauft. Der Italienerjunge war in Amerika nicht vergeblich in die Lehre gegangen. Ein halbes Dutzend Bonbons hatte er gesäet, und zwanzig amerikanische Cents geerntet.

Mein Begleiter war von all' den Reklamen, die er binnen wenigen Stunden gesehen, ganz betäubt. Wir trennten uns in der Ausstellung, und ich sah ihn bis vor wenigen Monaten nicht mehr wieder. Der Zufall führte mich in seine Stadt, und ich war neugierig zu sehen, ob die amerikanische Reklame-Fackel, die in Chicago so hoch emporlodert, ihren Widerschein auch auf sein Geschäft geworfen hatte. Als ich vor seinem Geschäfte stand, fand ich indeß nichts verändert. An seiner Thüre prangte dasselbe kleine Messingschildchen. Er selbst war dicker geworden. Als ich ihn wegen der Reklame befragte, streichelte er sein Bäuchlein und meinte treuherzig: „Na, bei uns geht's auch ohne Yankee-Reklame."



Gebüßte Schuld.

Gebirgserzählung von **Wilhelm Herbert.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Junimitt' war's — zwei Tage vor Johanni.

Vom Kogel herunter stiegen drei Burschen aus dem Dorfe. Sie hatten auf dem Gipfel einen mächtigen Holzstoß aufgerichtet, daß er am Festtage als Sonnwendfeuer hinausbrenne und leuchte ins Land.

Jetzt sangen sie ein Volkslied.

Der Eine von ihnen, ein lebfrischer, stolzer, blauäugiger Bursche mit schön geschnittenen Zügen und hohem, elastischem Wuchs, sprang dabei übers Geröll voraus, als käm' er nicht früh genug wieder zur Heimath. Seine Leute hatten auch den reichsten und besten Hof unten — es war der Moosgrundtoni, der einzige Sohn.

Die beiden Anderen folgten. Der Elserpeter, eine lange, hagere Figur mit gelbem Teint und dunklen, glimmenden Augen, betrachtete wie eine lauernde Katze den Fröhlichen, der da vor ihm her sprang. Der Dritte aber, der Gregori — er hatte weder Hausnamen noch Häusl — pflückte Blumen beim Singen und liebäugelte mit seinem „Buschen", den er davon band. Er war bucklig, ein verwachsener, armer Teufel, wie man sie im Gebirge nicht selten trifft.

Aber alle Drei waren Freunde — immer beisammen, so wenig sie zusammen stimmten.

Jetzt bog ihr Weg um eine steile Felswand, und ein stilles, enges Bergthal lag vor ihnen.

Toni beschattete die Augen mit der Hand und ließ die Blicke über den friedlichen Erdenfleck gleiten.

„Der Todtenhof!" murmelte er dabei vor sich hin, als er das weiße, schier feierliche Gebäu betrachtete, das zu seinen Füßen an die steile Wand hingeklebt war — einsam und verlassen, die einzige menschliche Wohnung in diesem Hochthal. Ein dumpfes Brausen tönte dabei zu ihm hinauf — von dem Wasser, das hinter dem Haus in der Höhle in eine Schlucht hinuntersprang — gesehen hatte er's noch nicht, man erzählte bloß so.

„Der hätt' sich's aa amal net träumen lassen," meinte jetzt der Elserpeter höhnisch, wie er mit seinem Kameraden bei Toni ankam, „daß er da drunten versauert und verkimmt als Todtenhofer!"

‚No, warum net?" antwortete der Bucklige. „Ist ja a Fleckl Erden, wia ma's net schöner malen kunnt — da möcht' i glei' aa hausen!"

„Haus'", spottete der Andere, „mit dem sei'm G'wissen!"

„Was hat er denn eigentlich auf'm G'wissen?" mischte sich jetzt Toni drein, der bisher geschwiegen hatte. „Ma hört alleweil munkeln und tuscheln — aber nie hab' i' no 's Richtige 'rausbracht!"

„Glaabs' scho'," lachte Peter, „daß ma's Dir net auf d' Nasen bind't! Bist ja iatzt eing'sessen als Sohn auf dem Hof, der amal eahm g'hört hat!"



„Sandwichmen" in Chicago.

„Was? Der Moosgrund hätt' dem Todtenhofer g'hört?" fuhr Toni auf und der echte Bauernstolz regte sich in ihm.

„Freili," nickte der bucklige Gregori, „bis vor fünfa'zwanzig Jahr — nachher soll's passirt sein!"

„Was denn?" frug der Andere.

„Ja, was denn?" lachte Peter hämisch. „Da die Wand kunnt's erzähl'n — d' Menschen aber wissen nix ganz Genau's! Nur so viel is' sicher, daß der alte Moosgrunder zwei Söhn' g'habt hat — an jetzigen Todtenhofer und sein' Erstgeborenen, den hat Alles an ‚wilden Kaspar' g'heißen, weil eahm koa' Stückl z' gach und z' verwegen g'wesen is'! Der Todtenhofer aber war a herrischer Bursch'; so kloani Leut' wie uns, verstehst', Gregori" — die Stimme des Burschen zitterte vor unterdrücktem Haß — „hat's für eahm überhaupt nicht 'geb'n! Aber amal is' halt doch sei' Stund' aa 'kommen! Er hat si' valiabt —"

Der Bucklige hatte sich auf einen Felsblock gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt.

Einen Moment streifte Peters Blick wie mit einer scheuen Frage zu ihm hinüber.

„Vazähl' nur weiter," antwortete er, „amal erfahrt's der Toni doch — besser von uns als von Andern!"

„Guat, er hat si' valiabt," fuhr Peter weiter fort, „und zwar in den Gregori sei' Muatta!"

„In Dei' Muatta?" rief Toni in höchstem Staunen dem armen Buckligen zu, dessen Gesicht sich mit einer dunklen Röthe bedeckt hatte. „Ja, hast denn Du —"

„Red' nur aus, was D' sagen hast wollen!" entgegnete der Krüppel leise. „Ja, hast denn Du überhaupt a' Muatta g'habt? — Freili' hab' i oani g'habt, Toni, mit an Herzen so voll Muatterlieb' wie der reichsten Bäurin ihr's und mit an G'sichtl so schön und rein wie's Muattergottesbild in der Gnadenkapell'n — aber 'kennt hab' i's kaum, da war's weg!"

„I' hab' Dir ja net weh thuan woll'n!" sagte Toni mitleidig und legte dem Burschen die Hand auf die Schulter. „Es is' mir nur so rausg'fahr'n!"

„Laß nur!" antwortete der Andere. „Di kenn' i ja! Warst allweil guat mit mir! Weh thuat's scho' von selber!"

„Guat," fuhr Peter fort und seine scharfen Augen schienen im Todtenhof nach seinem Eigenthümer zu suchen, „der da drunt' valiabt si' wia narrisch in sei'm Vatern sei' arme Senndirn und, wia's der Teixel hab'n will, sei' eigener Bruada, da wilde Kaspar, aa! Jatzt war natürli' d' Höll' los! Koaner hat nachgeb'n wollen — sie hab'n ananda ang'feind't wia zwoa Wölf und a Jeda is' ihr nachg'schlichen und nachg'stiegen, wo er könna hat! Im Summa is' sie da drob'n auf der Wand in der Rösalm als Sennin aufzog'n — d' Hütt'n steht seitdem verlass'n und koa Holzknecht schlaft d'rin beim schiachsten Wetter, man sagt, es geht um seit damals! Natürlich san de zwoa Brüada alle Tag hoamli' da aufi g'stieg'n und an etlich's Mal hart z'samm g'stoßen mit ihre dicken Großbauernschädel! Oamal aber muaß si' der ‚wilde Kaspar' sein' Kopf doch aa no' an was Andern ang'rennt haben; denn er is nimmer kumma seit der Nacht!"

„Nimmer kumma!" wiederholte Toni entsetzt und der Bucklige nickte.

„Der Andere — sagt m'" — fuhr Peter fort, „soll ihn über d' Wand da abig'rennt und drunten in d' Felsschlucht g'worfen haben, die er iatzt so fleißi' behüt't, daß sei' G'heimniß net no' aufkimmt!"

„Es is' aber nur a G'red', nix Bewiesen's!" murmelte Gregori.

„Freili'," lachte Peter höhnisch, „g'richtli' bewiesen is nix! Wie s' g'nua Papier vaklext g'habt hab'n d'rin in der Stadt, haben s' d' Untersuachung aufgeb'n. Was da Todtenhofer dabei ausg'sagt hat, woaß ma net; aber was 's ganze Land g'sagt hat, dös woaß i! ‚Bruadamörder!' haben s' eahm zuag'rufen, wo er's hören wollen, so daß er sich nimmer hat halten können! Dem alten stolzen Bauer hat d' Schand' 's Herz ab'druckt und er als Oanziger, der iatzt d'ring'sessen wär' in allen dem Reichthum, wie er's scho allweil g'wünscht hat, er hat sein Hof an Dein' Vater verkauft, der damals g'rad eing'wandert is', und hat sich da herob'n sei' Räuberhöhl'n eing'richt't, der man bald in der ganzen Gegend den Namen Todtenhof 'geben hat! So, iatzt woaßt' die G'schicht'!"

Eine Pause trat ein, während jeder von den Dreien seinen eigenen Gedanken nachhing.

Plötzlich mit einem Ruck stand aber dann Gregori auf. „Und wann er iatzt doch unschuldig wär' und hätt' dös ganze Vierteljahrhundert her all' die Schand' und Schmach umsonst leiden müassen?" sagte er ernst.

Der Elserpeter lachte laut auf und gab dem Sprecher einen derben Stoß gegen die Schulter. „Bei Dir," rief er grob, „is' net bloß der Buckel, sondern aa's Hirn verwachsen! Du hast's am Allernöthigsten, daß Du dem Todtenhofer hilfst! Dein' eigenen Vatern hat er Dir erschossen!"

„Was?" rief Toni in höchstem Erstaunen. „Dem Gregori sein' Vatern! Ja, bin i denn als a Fremder aufg'wachsen unter Euch, daß i vierazwanz'g Jahr hab' alt werden könna in da G'moa und woaß von dem All'n nix?"

„Ja, schau," antwortete Peter mit beißendem Spott, „Des seid's halt Eing'wanderte, wenn ihr aa den schönsten Hof habt's — dös vergißt der Eing'sessene net so g'schwind und halt't z'ruck gegen Euch mit seine Geheimniß! Sonst müaßt Du scho lang wissen, was si' Jeder erzählt, daß 'n Gregori sei' Muatta, wia d' Armuth meistens dumm is', von alle zwoa stolzen Bauernsöhn' nix hat wissen wollen, sondern ihra Liab' an an armen Forstg'hilfen verschwend't hat, und der is' in derselben Nacht, in der der wilde Kaspar verschwunden is, am Fuß von der Wand in der Näh' erschossen g'funden worden!"

„Armer Gregori!" murmelte Toni. „Bist um Dein Vatern komma, eh Du ihn kennt hast!"

Der Bucklige hatte mit seinem Bergstock im Geröll gegraben. „Gott hab'n selig," sagte er, „und verzeih' dem, der es gethan hat! Aber muaß's denn der Todtenhofer gewesen sein — kann's denn net aa der Kaspar oder an anderer Wildschütz 'than hab'n?"

„Ja natürlich!" lachte der Elserpeter. „Hilf eahm nur, wann eahm aa Koaner sunst hilft! Er hat's ja vadeant um Di'! Der wilde Kaspar und der Forstg'hilf' — all' zwoa san's z' Grund 'gangen in der Nacht und nur der Todtenhofer ist davonkommen! Da ist d' Rechnung leicht, wer die zwoa Leben auf'm G'wissen hat!

Sei' Glück, daß aa Dei Muatta bald d'rauf verschwunden is — sunst wär's eahm an' Kragen 'gangen; denn sie hätt' reden könna! Dös aber woaß i g'wiß: I wann an Deiner Stell' wär', i scheuet an Todtenhofer wia's Feuer; denn i wüßt net, was passiren kunnt, wann mir der amal alloa da begegnet', der meine Eltern auf'm G'wissen hat!"

Der jähzornige Bursche hatte dabei unwillkürlich sein Handbeil wie zum Schlag erhoben und drohte damit nach dem stillen Bauernhof hinunter.

„Ma' soll Koan' richten, dem sei' Schuld net bewiesen is'!" sagte Gregori mit unerschütterlicher Ruhe.

Da blitzte unten an der Thür des Hauses etwas Weißes auf.

„Hat er denn Weibsleut' aa herob'n?" frug Toni harmlos und deutete danach hinunter.

Aber schon vor ihm hatte der Elserpeter das leuchtende Gewand unten entdeckt und seine Augen hatten sich mit gierigen Blicken auf dasselbe gerichtet. Seine blassen Wangen waren geröthet und mit Mühe verbarg er vor den Kameraden seine Bewegung.

„Ah was!" antwortete er rasch. „Woaß der Kuckuck, was dös für a verkommen's Bettelweib is', die eahm sei' Haushalt'n führt!"

Auch dem Buckligen war das Erscheinen eines weiblichen Wesens unten nicht entgangen und auch seine Wangen hatten sich dabei dunkler gefärbt.

Unwillig schüttelte er den Kopf und durch seine gutmüthige Stimme klang fast etwas wie Groll, als er seinem Gefährten rasch entgegnete:

„Da irrst' Dich aber, Peter, wannst moanst, es is' a herg'laufen's Bettelweib! Dem Todtenhofer sei' leiblich's Kind ist's — a Dirndl, so bildsauber und liab wia Koane mehr auf zehn Stunden im Umkreis!"

Der Elserpeter biß sich auf die Lippen und krallte die Nägel in sein Beil.

„Ah, da schau her," lachte er wild, „ma' möcht' völli' moana, Du hätt'st scho' g'fensterlt bei ihr? Woher woaßt denn Du dös so genau?"

„I!" stotterte Gregori jetzt verlegen wie ein ertappter Sünder. „No ja, i' steig' halt öfter 'rauf! Da unten an der Felswand, wo ma' mein' Vatern erschossen und abg'stürzt gefunden hat, hab' i a kloan's Martertaferl aufg'richtet für eahm und für den wilden Kaspar und da leg' i hie und da an Buschen nieder und wind an frischen Kranz 'rum!"

„So, so!" brummte Peter und ließ einen scheelen Blick an seinem Kameraden heruntergleiten. „Bleib sei' schö' bei die Todten und laß die Lebendigen in Ruha — d' Liab' hat no' Koa'm a Glück bracht in Eurer Familih!"

„Geh, Du!" wehrte Gregori mit blutrothem Gesicht und stieg seinen Weg rascher abwärts.

Das Mädchen unten, welches die Aufmerksamkeit der drei Burschen erregt hatte, war inzwischen aus der Einfriedung getreten, die den Todtenhof umfing, und ging die Felswand entlang, an welcher der Weg mählig gegen den Kogel zu aufstieg.

„Sie kimmt da 'rauf!" flüsterte der Elserpeter. „Geh' ma ihr aus dem Weg!"

Der Bucklige schlug sich sofort rechts in die Büsche und eilte mit schnellen Schritten thalwärts.

„Vor dem," murmelte er für sich, „mag i's net grüaßen — der is heut gar so unguat! Wär' mir leid um a hart's Wort, dös er über sie redet'!"

Peter folgte ihm langsam und schaute dabei nach Toni zurück, der ruhig seinen Weg weiter schritt.

„He," rief er halblaut „gehst net mit uns?"

„A Moosgrundner schlagt si' net in d' Büsch' wie a Wilderer — am wenigsten vor an Dirndl!" entgegnete der Großbauernsohn stolz. „Geht Ihr Euern Weg, i geh' den mein'!"

Mit einem Sprung stand Peter an seiner Seite. „I will aber net, daß D' ihr begegnest da!" zischte er. „Geh mit uns!"

Kräftig schüttelte Toni die Hand des Anderen ab. „Seit wann hab' i auf Dein' Willen z' achten!" rief er. „Bist' eppa eifersüchti?"

Mit einem unterdrückten Fluche sprang der Andere vor diesem Vorwurfe scheu auf die Seite und folgte dem Buckligen, der indessen schon ein paar hundert Schritte tiefer angelangt war und sich um das, was hinter ihm vorging, nicht mehr zu kümmern schien.

Nicht so der Elserpeter.

Geräuschlos, vorsichtig jeden rollenden Stein vermeidend, schlich er einige Mannslängen abwärts von Tonis Pfad neben diesem her und lauschte gespannt nach oben.

2.

Mit keckem Schritt, das Hütl im Nacken und den Bergstock weit aussetzend, stieg Toni abwärts. Es war ihm just so, als müßt' er mit Jemand anbinden, den er nicht leiden mochte, obwohl er ihn noch gar nicht kannte. Aber schon das bloße Bewußtsein, daß die, die da ahnungslos gegen ihn heraufstieg, die Tochter eines Mannes war, auf dem Schimpf und Schande saß, erboste den stolzen Bauernsohn und er fühlte etwas wie einen Beruf an sich, ihr einmal die öffentliche Meinung ins Gesicht zu sagen, damit sie wüßte, wie die im Thal unten von ihr dächten und um wie viel besser sie seien — vor Allem er selber auch.

Da an einer Wendung des Weges standen sie plötzlich voreinander — beide stumm vor Staunen.

Das liebliche Gesicht mit den tiefen, dunklen Augen, welches ihm das Mädchen zuwendete, entwaffnete den abwärtsschreitenden Burschen von seinem ganzen hochmüthigen Zorn und die helle Bewunderung leuchtete für einen Moment aus seinen Augen.

Agathe aber, des Todtenhofers Kind, die nicht gewohnt war, auf ihren einsamen Wegen überhaupt einen Menschen anzutreffen, war tief befangen beim Anblick des schönen, stolzen Burschen, der ihr plötzlich gegenüberstand.

Doch faßte sie sich zuerst. Die Einsamkeit, in der der Mensch weit öfter als unter Vielen auf sich angewiesen ist und seinen Charakter mehr vertieft, hatte ihr einen entschlossenen Sinn in allen Lebenslagen gegeben, der sie auch jetzt nicht verließ.

Sie bog zur Seite und wollte an dem Burschen vorüber.

„Oho," rief er da, seinen Trotz wieder findend und zornig über die Nichtbeachtung seiner Person, „giebt's bei Euch da herob'n koan' Gruaß, wann ma' Dam' begegnet?"



„Vor einen seltsamen
Wagen war ein sonderbares Roß gespannt ...“

Jetzt hielt das Mädchen an und sah ihm gerade ins Gesicht, das sich im Unmuth röthete. „I kenn' Di' net!“ sagte sie ruhig.

„I bin der Moosgrundtoni!“ antwortete er und warf sich in die Brust. „Aber i kenn Di' — Du bist dem Todtenhofer sei' Dirndl!“

Er hatte die Mundwinkel verächtlich herabgezogen — es war ihr nicht entgangen. Was wollte er mit seiner hochmüthigen Geringschätzung?

„Dös bin i,“ entgegnete sie ihm, „und der Todtenhof is net schlechter wia der Eure! Drum mach' iatzt den Weg frei und geh' den Dein'!“

„Net schlechter!“ schrie er zornig; denn ihre vornehme Ruhe ergrimmte ihn. „Der Hof mag guat sein, aber der Hofer taugt nix!“

Im selben Augenblick brannte etwas auf seiner Wange. Die schwere, unvermuthete Beleidigung ihres Vaters hatte das stille, in ihrer Bergeinsamkeit bis jetzt ungekränkt aufgewachsene Mädchen zu einem Thun hingerissen, worüber sie im nächsten Augenblick bis in die tiefste Seele erschrak — sie hatte ihm einen Schlag mit der Hand ins Gesicht versetzt.

Jetzt aber floh sie und lief hastig, von tödtlicher Scham getrieben, aufwärts und unterdrückte mit Mühe, so lange sie sich von ihm vernommen glaubte, ihr Schluchzen.

Toni stand wie vom Blitz getroffen. Was war das gewesen? Ihm ein Schlag ins Gesicht, den noch nie Einer berührt hatte, den selbst der eigene Vater, seinen stolzen Sinn achtend, niemals gezüchtigt hatte! Und die gerade — die, auf der Schimpf und Schande saß seit der Geburt!

Er kannte sich selbst nicht mehr — er wußte nicht, was er that — aber so laut seine Erregung es zuließ, rief er ihr nach: „Am Johannesabend, unten im Dorf beim Sonnwendfeuer, da erwart' i Di' — wannst a Schneid' im Leib hast, kummst — da zahl' i Dir Dein' Schlag nachher hoam!"

Jetzt erschien neben ihm über dem Steingeröll das von Hohn und Leidenschaft verzerrte Gesicht Peters.

„He," spottete er laut lachend „vergeht's Dir iatzt, mit den Todtenhoferischen anz'binden? Gel, die reden a kräftige Sprach'! 's is ganz die Mundart von ihrem Vatern — der hat aa net lang g'wörtelt — die Wand da woaß's!"

„I zahl's ihr!" keuchte Toni und drohte zurück nach der Richtung, in welcher das Mädchen verschwunden war. „I zahl's ihr hoam und ihrem Vatern — an Moosgrundner schlagt Koans ung'straft!"

In den Augen seines Gefährten lachte die Schadenfreude. Wie er es ihm gönnte — dem reichen, hochmüthigen Burschen, daß er auch einmal einen Fleck auf der Ehr' sitzen hatte — einen Schlag mitten ins Gesicht von einem Mädchen — und gerade von dem Mädchen!

Und daneben hatte der Elserpeter noch eine andere Empfindung, die ihn hätte laut aufjauchzen lassen mögen. Nach dem Schlage war's für ewig aus und Amen mit den Zweien — die gingen einander im Leben nichts mehr an, wie sonst wohl zwischen zwei so hübschen jungen Menschen trotz allem Unterschied zu sorgen gewesen wäre und wie er vorhin gesorgt hatte!

Denn der Elserpeter liebte Agathe wahnsinnig — wenn er's sich noch nie zugestanden hatte, jetzt wußte er's — wie sie vorhin so stolz und hoch da oben stand und die Beleidigungen des hochmüthigen Burschen Schlag um Schlag zurückwies, am liebsten wäre er da hinauf gesprungen und hätte den Andern niedergeworfen und ihm zugerufen: Willst Du sie wohl in Frieden lassen — die ist mein — sie muß mein werden, ob sie mag oder nicht!

Während das geschah, schmückte der Bucklige unten sein Marterl und sprach ein stilles Gebet,

„Sag' eahm nix!" flüsterte Toni, als sie ihm näher kamen. „Koa' Mensch darf vorerst was wissen davo' — nimm Di' in Acht!"

„Hat koa' G'fahr!" entgegnete Peter falsch. „I sag' nix!"

3.

Agathe war die Geröllhalde empor geeilt wie ein gescheuchtes Reh. Erst hoch oben, als der Fußpfad gegen die Röslalm einbog, hielt sie erschöpft inne und kniete laut weinend nieder, ihren Kopf gegen einen moosbewachsenen Felsblock gelehnt.

Es war der erste große Schmerz, der die Seele des jungen Mädchens durchbebte. Sorgsam behütet als das einzige Kleinod, welches der Todtenhofer besaß, war sie in seinem bergeinsamen Haus ungekränkt aufgewachsen, ohne Kenntniß von den Ränken und Reden, die man draußen schmiedete. Ihre Mutter war sehr frühzeitig gestorben — der einzige Mensch, an dem sie mit all' dem Reichthum eines reinen, innigen Gemüths in Liebe und Verehrung hing, war ihr Vater.

Und diesen hatte nun plötzlich ein Fremder aufs Tiefste beleidigt, ein Bursche, dessen erster Eindruck auf sie ein überaus günstiger gewesen war, ein junger Mann, wie sie noch keinen gesehen — so hübsch, so stattlich und von einem Stolz, der selbst der vornehmen Natur, die in ihr steckte, zu imponiren verstand.

Aber mitten in die Befangenheit, in welche sie diese neuen Eindrücke versetzt hatten, schlug sein kränkendes Wort wie ein Blitzstrahl in ihr Gesicht und eine Art von Nothwehr war es, wenn sie in der jähen Aufwallung tief beleidigter Kindesliebe sich zu einer That hinreißen ließ, die ihrem Wesen ganz und gar widerstrebte und über die sie jetzt ebenso heftig erregt war wie über die erlittene Beschimpfung selbst.

Wie aber kam der Fremde dazu, ihren Vater zu schmähen!

Sie richtete sich langsam auf und starrte hinunter in das enge Thal, welches bisher ihre Heimath gebildet hatte. Dachten Jene drunten am Fuße der Berge, die den Todtenhof umschlossen, anders von ihrem Vater als sie oder war es nur die frivole Lust, zu kränken, die dem Burschen das beschimpfende Wort in den Mund gegeben hatte? Und wenn sie anders dachten, hatten sie ein Recht dazu?

Sie sann und sann; aber kein Makel an dem verehrten Bilde ihres Vaters ward ihr bewußt, der eine so niedrige Kränkung gerechtfertigt hätte.

Da klangen fernher aus dem Dorfe herauf die Abendglocken mit ihren trauten Weisen in den Bergfrieden hinein, während oben die nackten Felshäupter von purpurner Röthe übergossen waren, als durchfluthe sie auf einmal Leben und Feuer und verwandle sie in köstliche, rothe Krystallmassen.

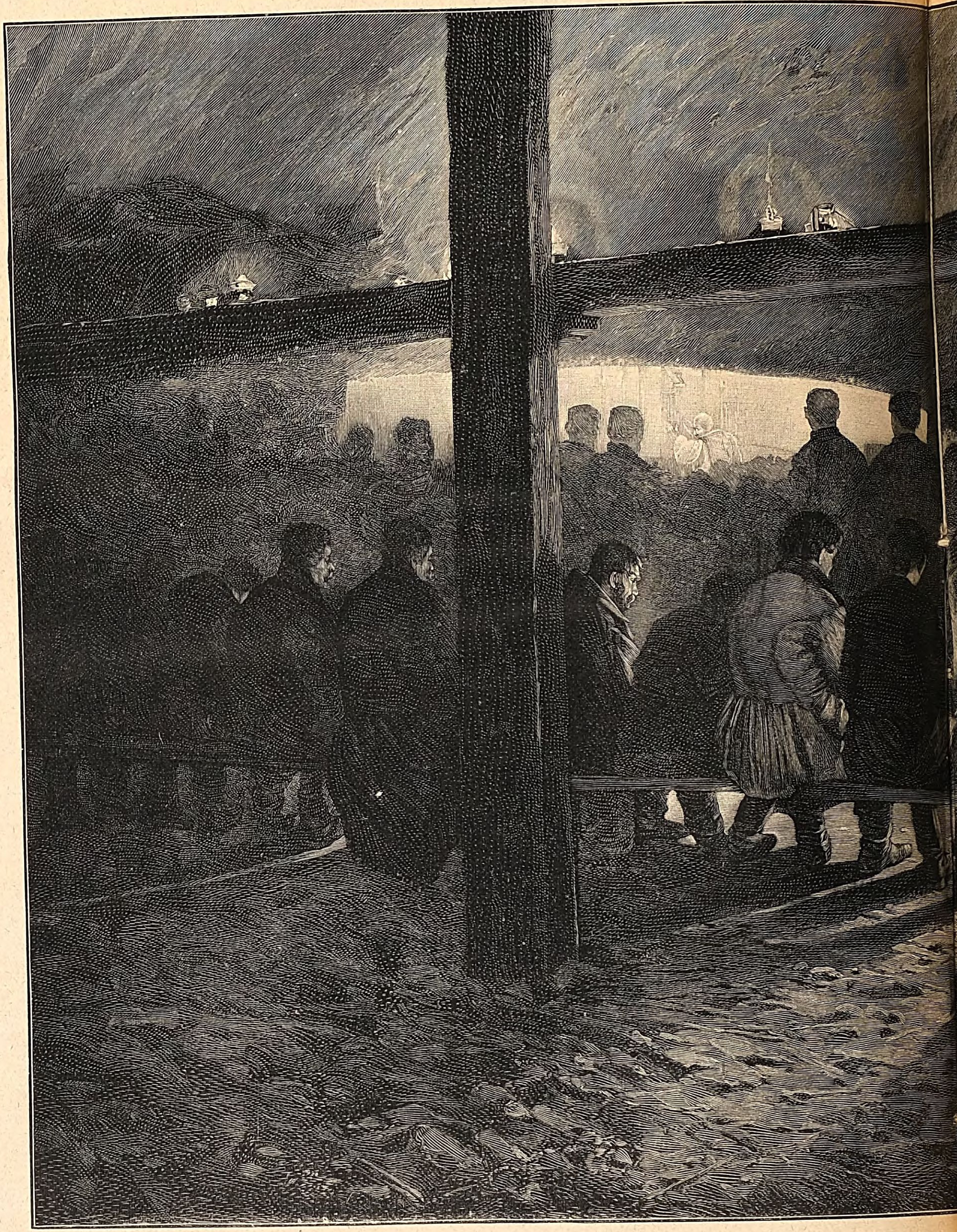
Warum lebten gerade sie hier oben so einsam? Warum verkehrten sie nie mit den Menschen unten im Dorfe, ja, warum stiegen sie nicht einmal zu den heiligsten Zeiten hinunter in die Kirche, die man von den Höhenvorsprüngen so lieblich unten liegen sah, sondern begnügte sich mit stillem Gebet in der kleinen Kapelle, welche neben dem Todtenhofe für dessen Bewohner erbaut war.

Agathe erinnerte sich plötzlich, daß ihr Vater, der sonst stets gegen sie mild und sanft war, wie seine rauhe Außenseite es von ihm gar nicht hätte vermuthen lassen, nur einige Male in ihren Kinderjahren heftig gegen sie geworden war, wenn sie in kindlicher Neugierde den Wunsch geäußert hatte, an den Fuß der Berge hinunter zu steigen zu den Menschen, die dort wohnten. „Nein," hatte er dann laut und zornig gerufen, „Du hast da unten nix verloren! Hüat' Di', daß i Di' net amal auf dem Weg dorthin ertapp'!"

Später waren diese Gelüste in ihr zurückgetreten und sie hatte sich glücklich und zufrieden gefühlt in ihrer Einsamkeit, im Zusammensein mit ihrem Vater und mit der alten Traudl, die das Hauswesen besorgte, in froher Arbeit und ungestörter Ruhe.

Jetzt aber plötzlich flutheten all' jene Fragen, die sie in der Kindheit so gerne gestellt hätte, obwohl sie damals die Dinge noch nicht mit jener Schärfe des Verstandes erfaßte wie jetzt, doppelt mächtig auf sie ein.

Warum durfte sie nicht hinunter ins Thal — warum schmähten die vom Thal unten ihren Vater?



P. Stachiewicz. Gotte



enst unter der Erde.

Eine Unruhe befiel sie, eine Ungewißheit, ob nicht ein dunkles Räthsel sich zwischen ihr und denen drunten aufbaue — „ja,“ murmelte sie vor sich hin, „ich komm' zum Sonnwendfeuer, und wenn ich zu Grund gehen müßt' — ich muß erfahren, was Dir das Recht giebt, meinen Vater zu beleidigen!“

Der gefaßte Entschluß, so schwer dessen Ausführung werden und so Peinliches ihr unter den vielen Menschen, die sie nie gesehen, bevorstehen mochte, wirkte wie ein Trost auf ihre selbständige, in sich frühzeitig gefestete Natur.

Sie erhob sich, faltete die Hände und sprach in ihrer frommen Weise, wie die alte Traudl sie so erzogen hatte, ein Gebet; dann wendete sie sich der üppigen Bergwiese zu, die hier vom Rande der Felswand sich gegen die Röslalm ausdehnte, und pflückte, weswegen sie eigentlich heraufsteigen wollte, einen frischen Strauß köstlich duftender Blumen, um damit Abends, wenn der Vater heimkehrte, seinen Tisch zu zieren.

Dabei überraschte er sie.

Aus dem Hochwald oben, wo er das Wild hegte — die ganze Bergjagd gehörte ihm — stieg er herunter, den Rucksack und die Büchse über der Schulter. Der Todtenhofer war eine mächtige, gebietende Gestalt mit Sehnen wie Stahl und hoch aufgerichteten Ganges, mit scharfen Augen und wetterharten Zügen — ein Bild männlicher Kraft, dem nur die tiefen Falten auf der Stirne und die frühzeitig erbleichten Haupthaare einen eigenthümlichen, auf bittere Erfahrungen hindeutenden Ernst verliehen.

Als er seine Tochter von weitem in der Wiese knieen sah, blieb er stehen und betrachtete sie. Liebe und Stolz leuchteten aus seinen lebhaften Augen, wie er so ihre schöne, ebenmäßige Gestalt und ihr zartes, schönes Gesicht überflog — dann aber seufzte er tief auf, seine Stirne verfinsterte sich und er strich mit der Hand über die Falten, als wollte er sie und all' das, was ihn bekümmerte, mit einem Ruck hinwegwischen.

Aeußerlich wenigstens gelang es ihm auch, die Spur der Sorge aus seinem Gesichte zu verscheuchen, und sein Anruf klang fröhlich, als er jetzt näher herantrat und sagte: „Grüaß Di' Gott, Agerl, thuast no' Bleamerln brocken?“

Sie sah rasch auf und wie sie ihren Vater so stolz und liebevoll zugleich vor sich stehen sah, füllten die Thränen über den ihm angethanen Schimpf gegen ihren Willen für einen Moment von Neuem ihre Augen.

„Was hast' denn?“ rief er. „I glaub' gar, Du woanst?“

Ein tiefer Schreck zitterte durch seine Stimme, zugleich aber etwas wie eine Drohung — nicht gegen sie, gegen Andere, die ihr etwa ein Leid gethan.

„Nix!“ stammelte das Mädchen, das seinen Schmerz schon wieder bewältigt hatte.

„Sei ehrlich!“ antwortete er sanft und schlang den Arm um ihre Schulter, während sie abwärts schritten. „Ist Dir wer in den Weg 'kommen von drunten 'rauf oder was hat Di' 'kränkt?“

Wie gerne hätte sie ihm Alles gesagt und in ihn gedrungen: Nicht wahr, Vater, er war ein Lügner, Dir haftet kein Schimpf an?

Aber sie hatte sich vorgenommen, die Sache allein auszutragen, für sich, und ihn nicht mit der Wiedererzählung dessen, was sie vernommen, zu kränken und zu erregen.

Die erste Nothlüge stahl sich deshalb auf ihre Lippen.

„I hab' nix!“ flüsterte sie leise.

Er schüttelte betreten den Kopf. So war sie noch nie gewesen. Wenn er nicht felsenfest auf sein Kind vertraut hätte, das kein Falsch und kein Geheimniß vor ihm hatte — er würde sofort weiter in sie gedrungen sein. So aber nahm er sich vor, für alle Fälle scharf Obacht zu geben, um herauszubringen, ob sie ihm nicht doch etwas verschwieg und eine fremde Macht sich zwischen ihn und sie gedrängt hätte, die es zu brechen und zu überwinden galt.

Der Todtenhofer hatte auch schon einen bestimmten Argwohn in der Seele und dieser war es, der ihn, als Agathe am gleichen Abende längst in ihrem Kämmerlein schlief und ihre Hüterin an ihrem Bette saß und spann, noch einmal ins Freie hinaustrieb.

Er hatte schon einige Male in jüngster Zeit, meist spät Abends, wenn Agathe ahnungslos im Vorgarten in der dichten Laube saß und sang, einen Burschen aus dem Dorfe unten in der Nähe herumschleichen sehen. Kürzlich einmal Abends hatte er ihn sogar angerufen, worauf aber der Fremde scheu davon gesprungen war.

Sollte der den Weg seines Kindes gekreuzt und Unfrieden in ihr junges, bisher so wohl behütetes Leben getragen haben?

Kam jetzt das Unheil abermals von da unten und zerstörte auch das Glück seines Mädchens wie — —

Horch, was war das? (Fortsetzung folgt.)

Gottesdienst unter der Erde.

(Zu dem Bilde auf Seite 10—11.)

Kein Beruf ist ein mühseligerer, keiner von Gefahren mehr umdroht, als der des Bergmanns. Mag es nun gelten, Kohlen, Metalle oder Salz aus dem Schoße der Erde zu fördern, gar oft vollbringt der Grubenarbeiter sein Tagewerk hunderte von Metern unter der Erde, und wenn er ans Tageslicht zurückkehrt und die Seinen um sich sieht, so ist der Lohn, den er ihnen einhändigen kann, spärlich genug. Kein Sonnenstrahl im tiefen Schacht, kein blasser Schimmer vom Tageslicht, nur das Grubenlicht erhellt matt die Finsterniß, und aus den dunkeln Winkeln drohen die Gefahren gespenstisch hervor. Schlagende Wetter können hunderte von Menschenleben auf einmal vernichten; Einstürze und Ueberschwemmungen haben oft schon ungezählten, bienenemsigen Arbeitern ein jähes, schreckensvolles, viel zu frühes Ende bereitet. Tiefer, anhaltender Ernst umgiebt den schaffenden Menschen in der Tiefe, und ernst wie seine Arbeit ist mit wenigen Ausnahmen das Wesen des Bergmannes. Aber er ist darum nicht finster. Er liebt seinen Beruf, und diese Liebe giebt seinem Ernste etwas Würdiges, Warmes. Er ist schlicht in seinen Anschauungen, voll frommen, gläubigen Gottvertrauens und den Seinen voll opferfreudiger Liebe zugethan. Dem Gemüthsleben des Bergmanns ist auch der Gottesdienst tief unter der Erde ein Bedürfniß, und die Worte des Geistlichen finden in dem armseligen, vom Grubenlicht dürftig beleuchteten Raume wahrlich dankbareren, freudigeren Widerhall in den Herzen, als in manchem prunkenden Dome. Keine Aeußerlichkeit lenkt den frommen Bergmann ab; gedämpft klingt der Segensspruch des Geistlichen, und der Bergmann neigt das Haupt und faltet die Hände und lauscht und lauscht, daß keines der erhebenden Trostesworte ihm entgehe. Und aus dem frommen Gottvertrauen schöpft er den Muth, der ihn immer wieder mit einem zuversichtlichen „Glück auf!“ sein hartes Tagewerk antreten läßt.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.





Der Kaiser und die kommandirenden Generale.

v. Haenisch. IV. Armeekorps. — v. Blomberg. II. Armeekorps. — Lentze. XVII. Armeekorps.

v. Seebeck. X. Armeekorps. — v. Blume. XV. Armeekorps. — Prinz Friedrich v. Hohenzollern. III. Armeekorps. — v. Wittich. XI. Armeekorps.

Fink v. Finkenstein. I. Armeekorps. — Prinz Georg v. Sachsen. XII. Armeekorps. — **Kaiser Wilhelm II.** — Erbprinz v. Meiningen. VI. Armeekorps. — v. Seeckt. V. Armeekorps.

v. Schlichting. XIV. Armeekorps. — Graf Waldersee. IX. Armeekorps. — Prinz Arnulf v. Bayern. I. Kgl. Bayrisches Armeekorps. — Graf Haeseler. XVI. Armeekorps. — v. Bülow. VIII. Armeekorps.

v. Winterfeldt. Gardekorps. — v. Parseval. II. Kgl. Bayrisches Armeekorps. — Knorr, Marine. — v. Götze. VII. Armeekorps. — v. Lindequist. XIII. (Kgl. Württ.) Armeekorps.

Verbrechermessungen.

Von **Junius.**

(Nachdruck verboten.)

Die Zahlen der Kriminalstatistik für das Deutsche Reich reden eine traurige Sprache. Nach den jüngsten, vom reichsstatistischen Amt veröffentlichten Zusammenstellungen ist in den letzten zehn Jahren die Zahl der rechtskräftig abgeurtheilten Personen fortgesetzt aufsteigend von 403 595 im Jahre 1882 auf 524 598 im Jahre 1892, also um 30%, angewachsen. Für die Jahre 1893 und 1894 ist eine weitere Zunahme bereits festgestellt. Allein in den letzten drei Jahren ist die Zahl der verurtheilten Personen um beinahe 60 000 gestiegen. Je höhere Ziffern das Verbrecherthum aufweist, desto dringender tritt an die Staatsgewalt die Nothwendigkeit heran, den Kampf dagegen zum Schutze der Gesellschaft mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu führen. Eine der schwierigsten Fragen, um deren angemessene Lösung die Strafrechtspflege schon seit Jahrhunderten sich müht, ist die Rekognoszirung früherer Verbrecher. Der Kampf gegen das Verbrecherthum muß um so leichter, die abschreckende Wirkung der Strafgewalt desto größer und der Zuzug zur Verbrecherarmee desto geringer werden, je leichter es den Organen der Staatsgewalt wird, die Feststellung des Delinquenten als früheren Verbrechers zu erreichen. Diese Feststellung ist zunächst aus dem Grunde von hervorragender Wichtigkeit, weil sie in zweifelhaften Fällen ein schwerwiegendes Beweismoment gegen den Thäter abgiebt und bei Identität der Ausführungsart u. s. w. die Ueberführung des Verbrechers vervollständigt. Sie giebt aber auch andererseits die Möglichkeit, den rückfälligen Verbrecher als solchen zu rekognosziren, hierdurch eine genauere Rückfallstatistik, d. h. Statistik der Gewohnheitsverbrecher im Gegensatz zu den Gelegenheitsverbrechern — ein überaus bedeutsames Moment der modernen Kriminalwissenschaft — herbeizuführen, sowie den Gewohnheitsverbrecher der wohlverdienten härteren Strafe, die auf die fortgesetzte verbrecherische Willensrichtung folgt, zuzuführen.

Daß man schon in frühesten Zeiten eifrig darauf bedacht gewesen ist, eine Rekognoszirung der Verbrecher zu ermöglichen, das zeigt uns die bei den Griechen und Römern bestehende Sitte, bestrafte Individuen, und zwar zunächst nur Sklaven, später in der römischen Kaiserzeit auch freie Personen, durch ein auf Finger oder Hand mit glühendem Eisen eingebranntes Mal zu kennzeichnen. Hierdurch wurde zwar nicht eine Identifikation der Persönlichkeit, wohl aber eine Feststellung herbeigeführt, daß man es mit einem früheren Verbrecher, also mit einem Rückfälligen zu thun habe. Später wurde, um auch die Art des begangenen Verbrechens konstatiren zu können, diese in einer besonderen, der heutigen Stenographie ähnlichen Zeichensprache auf den Körper eingebrannt.

An die Stelle dieser tätowirten Buchstabenzeichenschrift trat bei den germanischen Stämmen, die nach dem Zusammenbruch des römischen Reichs zahlreiche Bestandtheile des römischen Strafrechts bei sich rezipirt hatten, in Anbetracht der Verschiedenheit der Sprachmischungen der einzelnen Stämme eine bildliche Zeichenschrift, die in deutlicher Weise am Körper des Verbrechers das begangene Verbrechen versinnbildlichte. So wurde ein früher begangener Diebstahl durch Einbrennung eines Schlüssels, ein Todtschlag durch ein Beil gekennzeichnet.

Daß diese überaus rohe und grausame Methode mit den auf eine möglichste Besserung als oberstes Strafziel hinwirkenden Humanitätsgedanken des modernen Strafrechts in immer schrofferen Widerspruch treten und durch die Fortschritte der modernen Kulturentwickelung immer weiter zurückgedrängt werden mußte, bedarf keiner Betonung. Das Brandmal machte den Gezeichneten für sein ganzes Leben zu anständigem Erwerb unfähig, es verschloß ihm den Weg zu neuem Unterkommen, erstickte gewaltsam jede Besserungsabsicht und führte den Gebrandmarkten dadurch selbst immer wieder in die Arme des Verbrechens. Schon die, im übrigen noch tief in den Fesseln des Mittelalters steckende „Hals- oder peinliche Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V., die „Karolina“, verbot die Auferlegung von Verstümmelungen durch Strafurtheil. Von neueren Landesgesetzbüchern hatte lediglich noch das Bayerische Strafgesetzbuch von 1813 den Brandmarkungen Aufnahme gewährt, die übrigen landesrechtlichen Kodifikationen sowie das Reichsstrafgesetzbuch haben sie für immer beseitigt.

So entsteht jetzt von Neuem die Frage: Auf welchem Wege ist nunmehr die nothwendige Identifikation der Verbrecher und Feststellung der Rückfälligen herbeizuführen?

Man sucht diese bedeutsame Aufgabe einer rationellen Kriminaljustiz heute in Deutschland auf doppeltem Wege zu lösen. In erster Linie wird von Seiten der Gerichte und Polizeiverwaltungen auf Erlangung einer möglichst genauen Personalbeschreibung hingestrebt. Um eine geordnete Rückfallsstatistik zu ermöglichen, werden sogenannte „Zählkarten“ seitens der Gerichte über alle von ihnen wegen Verbrechen und Vergehen bestraften Personen an die Zentraljustizbehörden gesandt und dort gesammelt; dieselben enthalten sämmtliche, Geburt, Stand u. s. w. betreff[illegible]den Angaben. Bei jeder Einleitung eines Strafver[illegible] ferner wird von Seiten der Polizeibehörde eine [illegible]örperliche Beschreibung des Verdächtigen den Akten [illegible]gt. Sodann aber hat sich seit den fünfziger Jahren [illegible]otographie in den Dienst der Sicherheitsbehörde gest[illegible] Das Verbrecheralbum hat schon manche gesuchte Pe[illegible]ö[illegible]lichkeit hinter Schloß und Riegel bringen helfen.

Trotz aller Vorzüge der heutigen Identifikationsmittel gegenüber dem früheren Verfahren wird man indessen die zahlreichen, diesen anhaftenden Schwächen nicht übersehen dürfen. Bei Anwendung des ersten Mittels wird man durch unwahre Angaben, namentlich gegenüber geriebenen Verbrechern, nur zu leicht irre geführt. Die Brauchbarkeit des zweiten Mittels aber wird dadurch arg beeinträchtigt, daß es den Beamten, je mächtiger das Verbrecheralbum anschwillt, desto unmöglicher wird, sich das Bild des Verbrechers gegenwärtig zu halten.

Diesem Bedenken ist ein anderes Verfahren nicht ausgesetzt, das, eine Erfindung des französischen Arztes Dr. Alfons Bertillon, bereits in Frankreich siegreichen Einzug gehalten hat, und dessen Einführung auch bei uns nur eine Frage der Zeit sein kann: das System der anthropologischen Messungen. Das Wesen der anthropometrischen Methode besteht darin, diejenigen körperlichen Verhältnisse einer Person möglichst genau festzustellen, die bei den verschiedenen Menschen selbst eine möglichste Verschiedenheit aufweisen, beim einzelnen Menschen dagegen kaum jemals eine Veränderung erkennen lassen. Von dem Gedanken ausgehend, daß, so wenig sich in der ganzen Pflanzenwelt jemals zwei ganz gleiche Blätter finden, ebensowenig auch die Organe von zwei Menschen kaum jemals eine vollständige Gleichheit zeigen, läßt Bertillon von jedem Verbrecher das Körpermaß in Körpergröße, Spannweite und Sitzhöhe, das Kopfmaß in Länge und Breite des Kopfes und des rechten Ohres, und das Gliedermaß in Länge des linken Fußes, des linken Mittelfingers, des linken kleinen Fingers und des linken Vorderarmes zur Feststellung bringen. Die bezeichneten Körpertheile tragen nach der Ansicht Bertillons das charakteristischste Gepräge und die möglichste Unterscheidbarkeit des einzelnen Menschen. In

Verbindung mit dieser Messung steht eine möglichst genaue Personalbeschreibung, die auch namentlich die Gestaltung von Stirn, Ohren und Nase in sich begreift. Hieran schließt sich endlich die Feststellung aller derjenigen am Körper des Untersuchten befindlichen dauernden Merkmale, die wie Narben, Schönheitsflecke sich als besondere Unterscheidungszeichen darstellen.

Mittelst einer von Bertillon selbst erfundenen, mit Rücksicht auf die internationale Bedeutung des anthropologischen Signalements nothwendigen Kurzschrift werden die letzteren Kennzeichen unter Angabe ihrer Lage möglichst genau aufgenommen. Ebenso werden die gefundenen Maße, in Abtheilungen zerlegt, in eine Signalementskarte eingezeichnet, in der auch die Personalbeschreibung Aufnahme findet. Die Signalementskarte ist in praktischer Weise eingetheilt, um in kürzester Zeit die Identifizirung ermöglichen zu können. Zur besseren Vorstellung werden der Signalementskarte noch zwei Photographien des Gemessenen, en face und en profil, beigefügt. Der Erfinder dieser Methode nimmt jetzt selbst an der Pariser Polizeipräfektur die Stellung eines Chefs du Service de l'Identité judiciaire ein.

Bertillons Methode hat sich in den zwölf Jahren seit ihrer Einführung in Frankreich als ein hervorragendes Kampfmittel gegen das Verbrecherthum bewährt. Man hat die Zahl der auf dem Wege dieser Signalementsmethode ermittelten Verbrecher allein in Paris in den letzten zehn Jahren auf beinahe 5000 geschätzt. Wie es heißt, soll sich die heilsame Wirkung dieses Wiedererkennungssystems besonders unter den Pariser Taschendieben gezeigt haben, von denen 1885 bei den Messungen noch 65 als rückfällig erkannt wurden, während sich im Jahre 1890 die Zahl schon auf 14 vermindert hatte.

Zahlreiche Länder haben bereits die Konsequenzen aus der französischen Erfindung gezogen und diese auch bei sich zur theils unveränderten, theils in unwesentlichen Punkten veränderten Einführung gebracht. So sind insbesondere mehrere Schweizer Kantone und die Vereinigten Staaten von Nordamerika dem angezeigten Wege gefolgt. Belgien, das seit Einführung der Bertillonschen Methode in Frankreich zu einer beliebten Zufluchtsstätte der französischen Verbrecher geworden ist, steht eben im Begriffe, sich durch Nachahmung des französischen Beispiels von seinen unliebsamen Gästen zu befreien. Auch Deutschland darf Angesichts dieser Erfolge, die die anderen Länder bereits zu verzeichnen haben, nicht mehr unthätig abseits stehen. Ein so gewichtiges Hülfsmittel, wie es in der Körpermessung der Strafrechtspflege erwächst, kann, da es weder unverhältnißmäßig hohe Geldmittel noch irgend welche Aenderungen in der bestehenden Gesetzgebung erfordert, nicht dringend genug zur Einführung empfohlen werden.

Kreuzvögel.

Skizze von C. Falkenhorst. (Nachdruck verboten.)

Schau, Vater, schau!“ rief eine helle Mädchenstimme, „ein J, ein J ist es geworden!“

Herr Albert Altmann, Kanzleirath a. D., der gerade mit Spannung den Reichstagsbericht des Abendblattes las, drehte sich ungeduldig um und blickte auf die Diele.

„Ein F ist es,“ sagte er kurz und wollte weiter lesen. aber seine blonde Tochter nahm die Lampe vom Tische und leuchtete auf den Fußboden, wo eine geschlängelte Apfelschale lag.

„Bitte, Vater, überzeuge Dich!“ bat sie. „Es ist wirklich ein J!“

„Laß mich in Ruhe mit Deinen Andreasgeschichten!“ erwiderte der Vater, „und stell' die Lampe wieder auf den Tisch!“ befahl er.

Die Tochter gehorchte und blickte mit ihren blauen Augen tief traurig zu der Mutter hinüber, die gleichfalls am Tische saß und einen Apfel rund herum schälte. Frau Klara Altmann schüttelte ihr Haupt, dann reichte sie die frische Apfelschale der Tochter und sagte: „Wirf noch einmal, Käthe!“ — Und Käthchen warf die lange, spiralförmige Schale hinter sich über den Kopf und auf gut Glück, wie es am Abend vor dem Andreastage Brauch und Sitte ist, wenn junge, heirathslustige Mädchen die Anfangsbuchstaben des Namens ihres künftigen Mannes erfahren wollen.

„W! Ein W!“ tönte es gleichzeitig freudig von den Lippen der Tochter und der Mutter.

„Du bist ja sonst nicht abergläubisch, Klara! Nun machst Du den Firlefanz dem Bauernvolke nach!“ meinte der Kanzleirath spöttisch und ärgerlich und fügte energisch hinzu: „Und wenn sie die Worte Josef Werner, ganz und gar ausgeschrieben, geworfen hätte, es hätte ihr nicht geholfen; denn es wird nichts daraus!“

Käthchen zog sich in die Stubenecke zurück, barg das Gesicht ins Taschentuch und schluchzte leise. Diese Töne schnitten der Mutter ins Herz, und sie erhob sich und sagte, ebenso energisch wie vorher der Kanzleirath: „Sprechen wir im Ernst, Albert. Du bist ungerecht gegen Käthchen und Josef!“

„So! Das sagst Du mir in Gegenwart meines Kindes?“ brauste der Kanzleirath auf. „Ich habe es Euch hundertmal auseinandergesetzt, warum ich meine Einwilligung nicht geben kann und darf. Nun aber ist es genug! Ich werde der Geschichte ein für alle Mal ein Ende machen!“

Nachdem er diese Drohung ausgestoßen, erhob er sich und ging auf sein Zimmer.

Es war schon zwölf Uhr Nachts, als der Kanzleirath einen kurzen aber inhaltsschweren Brief ins Reine schrieb, und am anderen Tage war dieser Brief schon um sieben Uhr Morgens vom Hausmann des Kanzleirathes dem Adressaten, Herrn Doktor Josef Werner, Lehrer an der Realschule, eingehändigt worden und eine Stunde darauf befand sich auch die Kopie in Händen der Frau Kanzleiräthin. Die Wirkung war eine furchtbare. Es war dem Kanzleirath, als ob er eine Bombe in sein eigenes Haus geworfen hätte:

„Grausam, grob, ungezogen, geizig, hartherzig, herzlos, — das sollte er, der sorgsamste Vater der Welt, sein, das sagte ihm seine Frau. Nun, er war heute auf „Szenen“ vorbereitet; er schwieg, nahm Mantel, Hut und Stock und ging.

Hinaus aus dem Städtchen! Albert Altmann hatte für heute den Schlachtplan fertig. Er war pensionirt, Büreaustunden fesselten ihn nicht, und doch mußte der Tag verlebt werden. So wollte er in dem Nachbarstädtchen hinter dem Berge zu Mittag speisen, dort einige Bekannte besuchen und dann spät am Abend mit der letzten Post heimkehren. Was er gerade gethan hatte, war wohl überlegt; er brauchte es nicht zu bereuen.

Es war ein herrlicher Wintertag. Ein weißer Schneemantel deckte Berg und Thal und über Nacht war Rauch-



Innsbruck: Die Maria-Theresienstraße mit der Annasäule.

frost gekommen; die Bäume standen wie überzuckert da; die noch tief stehende Sonne begann den Nebel zu zertheilen und ihr röthlicher Schein glitzerte auf den Eiskrystallen. Albert Altmann schritt durch den feenhaften, winterlichen Wald und meinte: „Der Winter hat doch seine Reize!“ — „Aber er ist streng und hart,“ fügte er hinzu, „und er kann nur dem gefallen, der sich gegen ihn schützen kann. So ist es auch im Leben. Sommer und Winter wechseln ab; auf Tage des Glücks folgen Wochen und Jahre des Kampfes und der Noth; aber das wollen die jungen, liebenden Menschen nicht glauben!“

Altmann mußte seinen Blick zur Erde senken, um den im Schnee ausgetretenen Fußpfad nicht zu verfehlen, und da erblickte er den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten; da lag dicht am Pfade unter einem Busch, auf dem bleichen Schnee ein kleines, todtes Vöglein; eine arme Meise. Altmann hob sie auf.

„Erfroren oder verhungert!“ rief er. „Ganz so, wie ich es ihnen hundertmal gesagt habe. Schade, daß meine Käthe nicht mitgekommen ist!“ —

War es nicht im letzten holden Lenz gewesen, da die Vögel beim Nestbau ihre Lieder sangen, daß auch im Herzen seiner Tochter die Liebe zu dem jungen Doktor Werner erwachte, der kurz vorher als Hülfslehrer an der Realschule des Städtchens angestellt worden war? Die Mutter hatte das Herzensgeheimniß entdeckt und wurde zur Vertrauten der Tochter; denn auch sie fand an dem jungen Lehrer Gefallen. Albert Altmann hatte an dem jungen Herrn selbst nichts auszusetzen, aber als vorsichtiger Kanzleirath zog er Erkundigungen ein und da erfuhr er, daß der Mann brav und strebsam, aber sein Gehalt noch sehr klein war und daß die Aussicht auf Erhöhung bei der Ueberfüllung der gelehrten Berufe noch im weiten, weiten Felde stand. So erklärte Altmann seiner Tochter rundweg: „Es wird nichts daraus; Du bist schon zwanzig Jahr alt. Wie lange sollst Du noch warten?“ Die Tochter weinte; die Mutter suchte zu beweisen, daß das junge Paar trefflich auskommen könnte, wenn es Pensionäre nehmen wollte und Doktor Werner mehr Privatstunden geben würde, aber das war dem Kanzleirath viel zu unsicher. „Ich habe gearbeitet und gespart,“ pflegte er zu erwidern, „um den Lebensabend ruhig zu verbringen. Die Pension ist klein. Ich brauche mein Geld und kann dem Manne Käthes nichts geben. Heirathet sie aber ihren Doktor, so werde ich den neuen Hausstand erhalten müssen. Ich kenne das; jetzt singen sie und jubiliren wie die Vöglein im Lenz, aber wenn im Leben der Winter kommt, dann sitzen sie mit hängenden Flügeln traurig im verschneiten Busch. Drei Menschen kann ich noch ernähren, aber was soll ich alter Mann beginnen, wenn fünf, sechs, sieben Köpfe zu versorgen sind! Und Käthe, unsere Einzige, ist gute Tage gewöhnt!“

Albert Altmann beharrte auf seiner Ansicht. Er ärgerte sich auch im Stillen, daß Käthe Fritz Dallburg, den Sohn des reichen Müllers, keines freundlichen Blickes würdigte, obwohl der Bursche prächtig war, wie das Anwesen des Müllers im Thal. „Sie wird sich besinnen, wird den gelehrten Doktor vergessen und dann werde ich ihr Glück begründen,“ hoffte jetzt Albert Altmann, als sein Blick auf die schöne Mühle fiel, und diese Aussicht auf ein solides Glück war es auch gewesen, die ihn heute zu dem Schritte geleitet hatte, Doktor Werner durch den im entscheidenden Tone gehaltenen Brief jede Hoffnung zu benehmen und ihm zu verstehen zu geben, daß seine Besuche nicht mehr erwünscht wären.

Bergauf! Der Kanzleirath stapfte im Schnee. Bergsteigen ist gesund. Auf der Höhe war der Nebel gesunken; die Sonne funkelte mit voller Macht in tausend Diamantkrystallen auf Busch und Baum, auf Fels und Stein. Altmann war auf der Höhe des Kammes angelangt und betrachtete das prachtvolle Schauspiel.

Da tönte es hoch über ihm: „Göp, göp!“ lockend und wie Antwort ließ sich „Gip, gip!“ vernehmen; „Zock, zock!“ schallte es neckend dazwischen; dann trillerte ein Vöglein leise aber doch anmuthig und innig! Altmann schaute verwundert hinauf zu der Fichte in seiner Nähe. Die Sonne warf ihren Schein auf den majestätischen Baum. An den Nadelspitzen der dichten Aeste glänzten Eiskrystalle wie echter Perlenbesatz und dazwischen auf den dunkelgrünen Flechten der tiefer liegenden Aeste tummelten sich lebendige Juwelen, rubinrothe Vögel! Noch einen Augenblick ein buntes Durcheinander, dann schwirrte der Schwarm auf, flog abseits ins Thal und entschwand Altmanns Blicken.

Kreuzvögel oder Kreuzschnäbel, wie man sie anderswo nennt, waren diese Vögel. Altmann hatte sie in diesem Walde noch nicht gesehen; denn sie sind Zigeuner unter den deutschen Vögeln, erscheinen plötzlich und verschwinden ebenso plötzlich in unseren Nadelwäldern.

„Göp, göp, göp!“ tönte es wieder lockend von oben und „gip! gip!“ lautete die Antwort. Zwei Kreuzvögel waren auf der Fichte geblieben. Warum waren sie mit den Anderen nicht fortgeflogen? Altmann traute kaum seinen Blicken; sie hatten auf einem der Zweige ein Nest gebaut. Ein Nest im Winter! Und wie klug die Vögel waren. Ein höher liegender Ast wölbte sich wie ein Dach darüber, so daß kein Schnee in das Nest fallen konnte. Und das Weibchen brütete, es wurde vom Männchen gefüttert Und „Göp, göp!“ „Gip, gip!“ tönte es fröhlich und innig herunter.

„Verrückte Vögel!“ brummte Altmann, der seine Jugend und sein Mannesalter im Bureau der Großstadt verbracht hatte und nichts weniger als ein Vogelkundiger war. „Verrückte Vögel! Am letzten November, am Andreastage zu brüten! Sie werden erfrieren und verhungern sammt ihrer Brut. Wir werden's sehen!“

Mißmuthig schritt er bergab dem Nachbarstädtchen zu.

* * *

Anfang Dezember war es. Albert Altmann war nicht mehr „obdachlos“. Mutter und Tochter hatten sich gefügt; er sollte ihnen verzeihen und ja nicht den ganzen Tag in der Fremde umherirren. Er war der Vater, der Hausherr. Nach seinem Willen sollte es gehen!

Nun, seinen Willen hatte er. Doktor Werner ließ sich nicht sehen. Aber mit der Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit in dem Hause des Kanzleirathes war's vorbei. Er merkte es: Die Weiber zwangen sich, heiter zu erscheinen. Aber die hellen, blauen Augen Käthes, waren sie nicht auffallend geröthet? Und war das Mädel nicht erschreckend blaß?

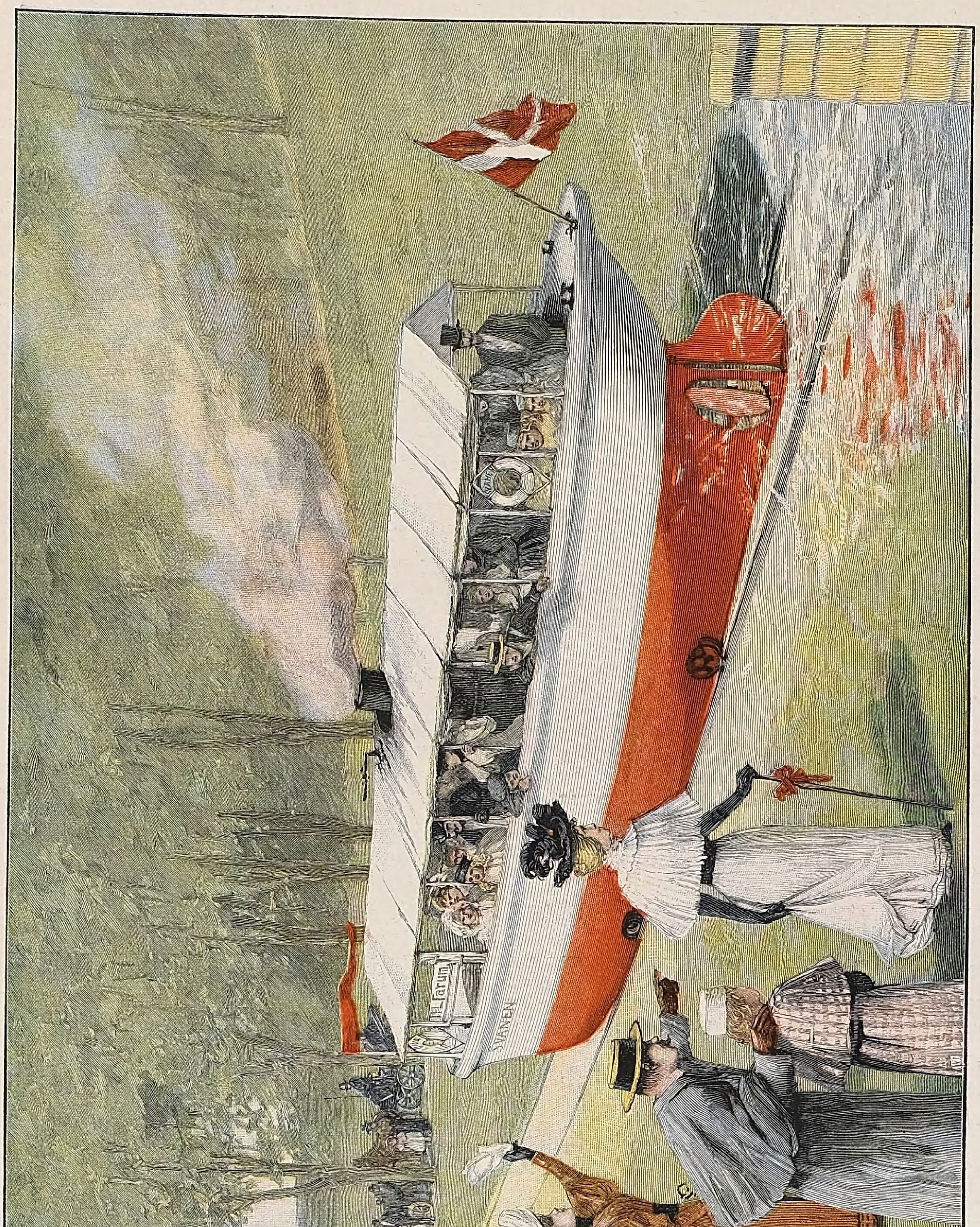
„Es wird sich geben! Nach und nach!“ meinte Altmann und er ging öfter als sonst spazieren, ging selbst bei schlechtem Wetter hinauf auf den Bergkamm und sah zu, ob die Kreuzvögel sammt ihrer Brut schon erfroren oder verhungert waren. Keine Spur! Sie brüteten und sangen.

Zwölf Grad Kälte Réaumur heute!

„Wir wollen sehen,“ sprach Altmann und ging nach der Fichte. Unterwegs rieb er sich wiederholt die Nase und die Ohren. Er war die Bergtouren bei einem solchen Wetter nicht gewöhnt. Aber das junge Paar dort oben auf dem Kamme focht der Frost nicht an. Das Männchen bearbeitete einen schweren Fichtenzapfen, entrang ihm den Samen, flog zum Weibchen hinüber und fütterte es. „Göp, göp!“ „Gip, gip!“

„Verflixte Vögel!“ brummte Altmann. „Die wollen mich wohl eine neue Lebensweisheit lehren?“ Aber er blieb nicht lange auf seinem frostigen, windigen Beobachtungsposten, er trabte bald bergab, der warmen Stube gedenkend.

„Kanzleirath, sind Sie toll!“ rief ihm der Hausarzt zu, der ihm am Eingang zum Städtchen begegnete. „Bei



William Pape. Ein amphibisches Boot.

diesem Frost! Ihre Ohren sehen ja kreideweiß; sie sind doch nicht erfroren? Gehen Sie ja nicht in die warme Stube! Reiben Sie die Ohren zuerst im ungeheizten Zimmer mit Schnee und lassen sie dieselbe Sorgfalt ihrer Nase angedeihen! Sie ist verdächtig blaß, daß sie nur nicht nach dem Aufthauen für ewig blauroth wird!"

Das ärgerte Altmann; denn seine Nase schimmerte sonst verdächtig röthlich, obwohl er der nüchternste Mensch der Welt war.

„Die verflixten Kreuzvögel!" Altmann setzte ihretwegen seine Nase und seine Ohren nicht mehr aufs Spiel. Er unterließ bei dem anhaltenden Froste die Touren zur Fichte, aber zu Hause litt es ihn auch nicht; denn dort war die Fröhlichkeit dauernd verbannt.

Aber wenigstens eine gute Nachricht erhielt er kurz vor Weihnachten am Stammtische in der Post. Der Realschuldirektor erzählte, daß Doktor Werner dringend um seine Entlassung gebeten habe und am Sylvester die Stadt zu verlassen gedenke.

„Sonderbare Gründe müssen es sein, die ihn so zur Eile antreiben," meinte der Direktor. „Ich hätte ihn gern behalten, denn er ist ein trefflicher, begabter Mann, der eine Zukunft vor sich hat. Da er aber einen Freund als Ersatzmann gestellt hat, so lassen wir ihn, wenn auch mit Bedauern, gehen."

Es war Albert Altmann, als ob die Blicke aller ehrenwerthen Stammgäste sich bei dieser Nachricht vorwurfsvoll auf ihn richteten, aber sein Gewissen blieb ruhig. „Desto besser," meinte er für sich, „um so eher wird sie ihn vergessen."

* * *

„Es ist noch Niemand an gebrochenen Herzen gestorben!" brummte Altmann in seinen grauen Bart, als am nächsten Morgen seine Frau ihm gesagt hatte, sie müsse nach dem Arzt schicken, Käthe sei zu elend.

Der Arzt kam, verschrieb Eisen, gut Essen und Trinken, Bewegung in frischer Luft und empfahl dringend frohen Muth. Aber dieser kam nicht, obwohl der Stern am Himmel den Anbruch der heiligen, der frohen Nacht verkündete und die Lichter am Weihnachtsbaum so herrlich zum Herzen strahlten.

Das war ein trauriger Weihnachtsabend. — Einen gleich traurigen hatte Altmann noch nicht erlebt. Sie wollten ja fröhlich sein, die Tochter und die Mutter, aber sie freuten sich nicht im Herzen, obwohl der Kanzleirath viel zu viel für Geschenke ausgegeben hatte und die Müllers so wunderschöne Weihnachtsstollen bescheert hatten.

Und nun gar der erste Feiertag! Die Müllers hatten für diesen Tag den Kanzleirath mit Familie eingeladen, aber Mutter und Tochter lehnten entschieden ab.

„Das kannst Du jetzt von Käthe nicht verlangen!" schnitt ihm die Frau die Rede ab, als er sie von dem Entschlusse abbringen wollte. „Geh' doch allein hin!"

Sie hatten sich gefügt, er mußte sich also auch fügen. Er blieb zu Hause.

Das Eisen half der Tochter nicht. Sie konnte nicht ordentlich essen, konnte nicht spazieren gehen, konnte nicht heiter sein. Sie blieb blaß.

„Dieser Eigensinn," brummte Altmann, „von wem sie nur diesen Starrkopf hat! Nach mir ist sie entschieden nicht gerathen. Na, blaß ist noch nicht krank!" tröstete er sich.

Der Abend des langweiligen ersten Feiertages war gekommen. Altmann nahm ein illustrirtes Familienblatt zur Hand, das seine Frau wegen der Erzählungen hielt. Es stand ja manchmal ein Artikel darin, der Altmann interessirte. Er blätterte in dem Hefte. Was war das? Wirklich .... „Gebrochene Herzen. Eine populär-medizinische Studie", lautete der Titel einer Abhandlung. Das war etwas zur Belehrung für seinen Fall. Sicher wurde in der Abhandlung das Märchen vom gebrochenen Herzen widerlegt. Zu seiner Beruhigung und Festigung wollte er das lesen.

Aber je weiter er las, desto düsterer wurden seine Züge. Der Verfasser berichtete, wie Aufregung, Sorgen, Kummer und hoffnungslose Liebe Gifte im Körper erzeugen, welche allmählich die Gesundheit untergraben und selbst den Tod herbeiführen können. „Das Sterben am gebrochenen Herzen ist keine Fabel," stand dort deutlich zu lesen. Altmann tanzten die Buchstaben vor den Augen, und es dauerte lange, bis er sich sammelte.

„Unsinn," sagte er sich. „Das hat so ein Federfuchs zusammengeschrieben, der selbst auf eine reiche Tochter spekulirt, und hat wohl den bedauernswerthen Eltern die Zeitung unter Kreuzband ins Haus geschickt. Unsinn! Wir sind nicht nicht so dumm!" lächelte Altmann für sich. „Hat nicht Doktor Werner dieses Familienblatt vor einem Vierteljahr bei mir eingeführt? Ein Freund hat das in seinem Auftrage geschrieben, oder gar er selbst — und so kam die Druckerschwärze in mein Haus!" — — —

Thauwetter! Im Thale troffen Weg und Steg; auf den Höhen konnte man trockenen Fußes gehen. Der Kanzleirath nahm seine Spaziergänge wieder auf, um aus der Trauerbudike, wie er sein eigenes Haus nannte, herauszukommen. Natürlich ging er auch zur Fichte auf dem Kamme.

„Verflixte Kreuzvögel!" Sie lebten sammt ihrer Brut immer noch und fütterten vier Schnäbel, die aus dem Neste sich emporstreckten. Die focht der Winter nicht an; sie halfen sich durch und sangen fröhlich, wenn es auch fror und schneite.

„Ja, Herr Kanzleirath, ‚Kreuzesschnabel Wundervogel,' nennt der Dichter das kleine muntere Geschöpf; es ist nicht zum Glauben, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe. Er brütet im Winter und zieht seine Jungen groß. Wie viel Liebe und Lebensmuth müssen in dieser kleinen Vogelbrust glühen, daß der stärkste Frost sie nicht ersticken kann! Auch in Menschenherzen pflanzt Gott die wahre, reine Liebe, aber die Menschen ertödten sie, indem sie dem glänzenden Schein nachjagen. Und wie glücklich könnten sie in den harten Wintertagen des Lebens mit Wenigem sein, wenn sie mehr auf innere als auf äußere Güter sähen! Treue Liebe und froher Lebensmuth sind für ein junges Paar, das sich anschickt, den Stürmen des Lebens zu trotzen, festere Grundlagen des Glücks als hoher Gehalt und großer Besitz. Gott zeigt es uns in seiner herrlichen Natur!"

Eine Hand hatte sich schwer auf die Schulter des Kanzleirathes gelegt, es war der Pfarrer, der also sprach, und Altmann war es, als ob er eine Strafpredigt anhörte.

Der Pfarrer lächelte verständnißvoll und ging vorüber, im Nachbardorfe ein sterbendes Herz, das seines Trostes bedurfte, aufzurichten. Der Kanzleirath ging heimwärts, gesenkten Hauptes und schweren Schrittes, denn er focht jetzt die eigentliche Hauptschlacht um das Glück seines Kindes mit sich selbst aus.

* * *

Sylvester war gekommen. Im Hause des Kanzleirathes war es still. Diesmal hatte er alle Besuche abgelehnt und keine Einladung erlassen; aber er ließ die gute Stube heizen und braute einen ausgezeichneten Punsch und er brachte zwei dicke Flaschen mit silbernen Köpfen und stellte sie eigenhändig kalt in einen Eimer mit Schnee.

„Albert," sagte Frau Klara. „Wer soll das trinken? Laß doch die Geschichten! Du hast Deinen Willen. Doktor Werner ist heute abgereist. Dich mag es freuen; Dein Kind aber kannst Du austrauern lassen!"

„Laß das meine Sorge sein!" brummte Altmann. „Ich will das Trauerjahr lustig beschließen!"

„Albert!“ verwies ihn die Frau.

„Na, Alte, Du kannst es schon jetzt wissen!“ rief er und er raunte ihr Neuigkeiten ins Ohr, die Frau Altmann kaum fassen konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die weisen Kenner der Menschenherzen sagen, daß auch übermäßige Freude auf der Stelle tödten kann. Als aber am späten Abend des Sylvestertages an der Thür die Schelle ging, der Kanzleirath selbst hinauseilte, um zu öffnen, und nach einer Weile mit Doktor Werner vor seine Tochter trat und sagte:

„Hör mir auf mit der Bläſſe! Da hast Du ihn!“ — Da wurde sie allerdings im ersten Augenblick noch bläſſer flog aber dann dem Liebsten in die Arme und fiel erst später mit rothen, glühenden Wangen dem „allerbesten“ Vater um den Hals.

Seit jenem Sylvestertage ist nicht nur das „neue Jahr“ von damals verflossen; eine Reihe anderer ist ihm gefolgt, und Großvater Kanzleirath braucht fortan nicht einmal drei, sondern nur zwei Köpfe, nur sich selbst und seine Frau zu „ernähren“, und er spricht öfters für sich, wenn er an seine Kinder denkt: „Just wie die Kreuzvögel Wundervögel haben sie sich durch des Lebens Winter fröhlich durchgeschlagen, mit Liebe und Lebensmuth!“

Ein amphibisches Boot.

Von E. Parisius.

(Zu dem Bilde auf Seite 17.)

Ein Problem, an dem sich die Schiffskonstrukteure seit Jahrzehnten die Köpfe zerbrochen haben, ist in Dänemark nach den Ideen und Vorschlägen des schwedischen Ingenieurs C. J. Magrell gelöst worden. Ein amphibisches Boot, das sich im Wasser mittelst einer gewöhnlichen Schiffsschraube, auf dem Lande wie eine Lokomotive mittelst Eisenbahnrädern auf einem Schienengeleise fortbewegt, befährt die beiden nördlich von Kopenhagen liegenden Seen, den Fure- und den Farum-See, wobei es die zwischen ihnen liegende etwa 340 Meter breite Landenge mit eigener Kraft auf Schienen zu passiren hat. Das Boot wurde am 15. Juli d. J. in Dienst gestellt, hat täglich 6 Fahrten gemacht und bis Anfang November über 25,000 Personen befördert, ohne jemals Havarie gelitten zu haben.

Das merkwürdige Fahrzeug, das 14 Meter lang, 3 Meter breit ist und einen Tiefgang von etwa 1 Meter hat, faßt etwa 70 Personen. Sein Bau ist besonders stark und fest, daher auch das Gewicht bedeutender, als das anderer Dampfboote von gleicher Größe. Die Maschine von 27 Pferdekraft treibt eine kräftige Schraube. Sobald das Boot sich dem in das Wasser hineingelegten Geleise nähert, das durch zwei Reihen eingerammter Pfähle bezeichnet wird, schaltet man eine Vorrichtung ein, welche vorn eine Achse mit Rädern vermöge einer Kettenübertragung in Bewegung versetzt. Am hinteren Ende befindet sich ebenfalls eine Achse mit zwei Rädern, doch sind nur die vorderen Triebräder, die an der Hinterachse sitzenden bloß Laufräder. Die Räder, die nur wenig über den Kiel hinausragen, sind, um die Schienen leichter zu fassen, sehr breit und haben doppelte Flanschen. Das Schienengeleise reicht so tief in das Wasser, daß das Boot auch bei größter Belastung hinaufkommen kann. Die Steigung des Geleises beträgt Anfangs 1:25, verringert sich aber bis dort, wo die Schraube aus dem Wasser heraustritt und nicht mehr mitwirken kann, auf 1:50, ein Verhältniß, das bis zum Scheitel der Landenge das gleiche bleibt. Mit einer Geschwindigkeit von 60—75 Meter in der Minute fährt das Boot die leichte Bodenschwellung hinan, unabläſſig leicht erzitternd und erschütternd. Sobald es auf der anderen Seite bergab geht, werden die Räder gebremst und eine Schaumwelle aufwirbelnd, taucht das seltsame Doppelwesen aufs Neue in sein eigentliches Element.

Die skandinavischen Ingenieure sind eifrig bei der Arbeit, Vervollkommnungen der so glücklich gelungenen Konstruktion zu ersinnen, um dieselbe in seenreichen Ländern, wie Schweden, Ostpreußen, Finnland, auch für den Frachtenverkehr verwerthen zu können. Die bereits bestehende Verkehrslinie auf den beiden kleinen Seen bei Kopenhagen wird schon im nächsten Frühjahr verschiedene Verbesserungen und Erweiterungen erfahren. Es erscheint nicht mehr unmöglich, auch Seedampfer zu konstruiren, die auf diese Weise über einen Isthmus hinübergeleitet werden können.

Woher kommt der Name Loreley?

Unter den Deutungen des Namens Loreley oder Lurlei ist die Erklärung Simrocks „lauernder Fels“ noch immer sehr verbreitet. Nun bedeutet Ley am Mittelrhein allerdings Schieferfels — die Kinder sagen dort nicht meine Schiefertafel, sondern mein Ley — daß aber der Felsen unter dem Wasser hin seine Füße ausstrecke, um den vorüberfahrenden Schiffen ein Bein zu stellen, ist doch wohl eine gekünstelte Deutung. Schmeller, der in seinem Bayerischen Wörterbuche unter „Lauer“ auf die „Loreley am Rhein“ verweist, faßt lauern hier noch nicht im gewöhnlichen Sinne auf, sondern stellt es zusammen mit dem holländischen leur (Täuschung) und nimmt es in der im Mittelniederdeutschen verbreiteten Bedeutung „betrügen, hintergehen“. Zu dieser Deutung als Trugfels wird ihn die Sage von der Loreley veranlaßt haben. Da dieselbe nach neueren Forschungen jedoch keineswegs alt, sondern erst durch Nicol. Voigt erfunden und durch Brentano und Heine populär geworden, ist jene Erklärung hinfällig, ebenso wie Arndt den Namen irrthümlich aus einem rheinischen Lurleien in der Bedeutung „nachsprechen“ ableiten will, während dieses Wort gerade umgekehrt in Lurlei seinen Ursprung hat. Am einfachsten und naheliegendsten scheint es, den Namen Loreley mit dem wunderbaren 15maligen Echo in Verbindung zu bringen, das dem Volke an dem Berge wohl von jeher das Bemerkenswertheste gewesen sein muß. Schon Merian hebt dies hervor, wenn er von dem Loreleyfelsen schreibt, daß er „von den Alten der Lurleberg ist genannt worden, in welchem Gebürg auch noch ein sonderbar lustig Echo oder Wiederschall sich befindet.“ Dementsprechend erklärt Sprenger den ersten Theil des Namens Loreley aus dem alten noch zu Luthers Zeiten allgemein verbreiteten Worte loren oder lören mit der Bedeutung „heulen, schreien“, eine Erklärung, die freilich schon 1891 von F. Rehorn gebracht ist, der Loreley im gleichen Sinne aufgefaßt hat als „tönender Fels“.

Innsbruck.

(Zu dem Bilde auf Seite 15.)

Wer jemals das unvergleichlich schöne Tirolerland besucht hat, wird nicht versäumt haben, in seiner reizvollen Hauptstadt kurze Rast zu halten. Mitten durch die Stadt rauscht der Inn, im Norden erheben sich malerisch die schroffen Felswände der Nordtiroler Kalkalpen und im Süden begrenzen die Ebene die Ausläufer der Stubaier- und Zillerthaler Alpen. Ein landschaftliches Kleinod ist dieses Innsbruck und zugleich eine schöne, moderne Stadt mit sauberen, breiten Straßen und, namentlich in den neuen Stadttheilen, großen, ansehnlichen Gebäuden. Reich ist Innsbruck an Kirchen, unter denen als die bedeutendste wohl die Franziskaner- oder Hofkirche bezeichnet werden darf. Sie wurde von 1553—1563 im Renaissancestil erbaut und ist berühmt durch das prachtvolle Grabdenkmal Maximilians I., dessen Leiche allerdings nicht in Innsbruck, sondern in Wiener-Neustadt beigesetzt ist. An der linken Seitenwand der Kirche befinden sich die Denkmäler Andreas Hofers, Speckbachers und Haspingers, an der rechten Seite ist das Monument für die im Befreiungskriege 1796—1809 gefallenen Tyroler. Die silberne Kapelle enthält die Grabmäler des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser. Von den weltlichen Gebäuden sind berühmt die kaiserliche Burg, die Fürstenburg, die Ottoburg, das Rathhaus, Stadttheater, Museum, Landhaus, Postgebäude &c. Unser Bild zeigt die breite Maria-Theresienstraße mit der zum Andenken an die Räumung des Landes durch die bayrischen und französischen Truppen 1703 errichteten Anna-Säule.



Eine
Hochzeits-Fahrt im Riesengebirge.

Von Fritz Gehrke.

(Nachdruck verboten.)

„Die ersten Pflaumen sind madig," sagte Onkel Erdmann, und Liesbeth, seine hübsche Nichte, schaute trübselig drein. Onkel Erdmann war ein etwas weitläufiger Verwandter. Mittellosigkeit und eine mangelhafte Entwickelung seines Gefühlslebens hatten ihn vermocht, in dem ehrsamen Stand der Hagestolze zu verharren, und nun, auf seine alten Tage, hatte er einen Unterschlupf bei Liesbeths Vater gefunden und sich bald in die Rolle eines Allerweltsonkels eingelebt. Er war unentbehrlich bei Mensch und Vieh und erledigte mit gleicher Gewissenhaftigkeit seine Obliegenheiten als Kindermagd, Botenfrau, Viehfütterer und Kutscher.

Er hatte Liesbeth sowohl in der Wiege als auf seinen Knieen geschaukelt und sich schon damals berechtigte Sorge darüber gemacht, wen Liesbeth wohl heirathen könne, und jetzt, nach zwanzig Jahren, blickte er stolz auf das Resultat; denn Niemand konnte ihm die Ueberzeugung rauben, daß die bevorstehende Hochzeit Liesbeths mit Richard Schmiedecke aus Agnetendorf sein Werk war: Er hatte es ja immer gesagt... und sein Seherruhm strahlte einmal wieder in höchstem Glanze. Neben seinen unzähligen prosaischen Beschäftigungen trieb er auch, gewissermaßen im Nebenamt, das Geschäft des Prophezeiens; er prophezeite auf allen Gebieten. Einige glückliche Vorhersagungen in Wetterangelegenheiten hatten ihm schnell Autorität verschafft — und darum schaute Liesbeth so trübselig drein. Die „madigen Pflaumen" waren nämlich auf den ersten Schnee gemünzt, und Onkel Erdmann sprach mit diesem gewichtigen Ausspruch dem seit einigen Tagen gefallenen ersten Schnee jede Lebensfähigkeit ab. „Was ist aber eine Hochzeit im Riesengebirge und im Winter ohne Schnee," seufzte Liesbeth. Sie hatte schon als Kind eine Leidenschaft für den Schlitten gehabt, und später, in all' ihren Träumen, spielte Schlittenfahren die Hauptrolle. Ja, Onkel Erdmann meinte allen Ernstes, sie hadere im Stillen mit unserm lieben Herrgott, daß er nicht auch im Sommer Schnee fallen läßt. Sollte ihr auch das traurige Loos beschieden sein, wie Amalie Beyersdorf, ihrer Busenfreundin, auf einem Wagen bei gräulichem Schmutz und Regen nach Hermsdorf zum Standesamt fahren und gar auf die Hochzeitsreise verzichten zu müssen? Es stand ihr noch lebhaft vor

fleißig den Wetterbericht. War er doch der Einzige, der sich aus der Karte mit den verrackten Linien, ihrem Hoch und Tief, Maximum und Minimum vernehmen konnte, — wenigstens bildete er sich das ein. Er glaubte es dem Zeitgeist schuldig zu sein, seinen Prophezeiungen eine wissenschaftliche Basis zu geben. Seit gestern hatte sich sein Gesicht merkwürdig verändert: „Aufklarend" würde der Wetterbericht verzeichnen; Liesbeth sah ihn in der Remise verschwinden, allwo er sich einschloß. Sie hätte keine Tochter Evas sein müssen, wenn sie nicht herausbekommen hätte, was er dort trieb. Hochbefriedigt und freudestrahlend kehrte sie ins Haus zurück, und ein fröhliches Lied erscholl wieder aus ihrer jugendfrischen Kehle. Onkel Erdmanns Beschäftigung gab ihr die frohe Laune wieder: Er strich den Schlitten neu an, schön gelbroth, wie seine Winterjacke und seine Fuchsmütze. Nun wußte sie: Onkel Erdmann war seiner Sache sicher. Der Schnee mußte kommen. Und er kam. Drei Tage und Nächte rieselte es unaufhörlich vom Himmel, und, um das Glück voll zu machen, trat, selbstverständlich von Onkel Erdmann prophezeit, sechs Tage vor der Hochzeit Frost ein. Die Schlittenfahrt war im Gange.

Was soll ich weiter berichten? Die Hochzeit war lustig, lustiger als irgend eine. Herrlich war die Fahrt zum Standesamt und zur Kirche: Onkel Erdmann kutschirte selbst den Brautschlitten. Es war bitter kalt. Aber über seine gelbe Jacke einen dunklen Ueberzieher zu ziehen, konnte ihn Niemand bewegen, selbst Liesbeth nicht; er fürchtete mit Recht, der Ueberzieher könne „nicht zur Farbe des Schlittens stehen". Onkel Erdmann war eben Künstler. Zwar froren ihm die Knie, doch was machte das? Hatte doch Liesbeth ihren Schnee. Ernst und sinnig lenkte er das leichte Gefährt, und wer ihn nicht kannte, konnte meinen, einen unzufriedenen, sorgenvollen Alten zu sehen. Freilich sorgte und sann er bereits über die Zu-

Tochter zur Frau bekommen werde.

braunen Tupfen und Flecken besät, nicht aus Seide gestickt, sondern richtiger Straßenschmutz. — Und zu alledem noch Verzicht auf die „Hochzeitsreise“? Nimmermehr!

Diese „Hochzeitsreise“ sollte, so war es längst beschlossen, eine Hörnerschlittenfahrt auf die Peterbaude bilden, und auf dem Hörnerschlitten wollte sie, als echtes Kind der Berge, herniedersausen nach Agnetendorf in ihr junges Eheglück.

„Laß nur, Liesbeth, es sind ja noch vier Wochen bis zur Hochzeit, und da kann's noch werden.“ Damit mußte sich Liesbeth vernünftiger Weise zufrieden geben. — Onkel Erdmann entwickelte seitdem eine unheimliche Thätigkeit. Bald war er beim Standesamt, bald beim Pastor, bald in Hermsdorf, bald in Hirschberg, und wenn Liesbeth einmal wieder auf den Schnee anspielte, hatte er kaum ein Achselzucken übrig. Die ersten Pflaumen waren wirklich „madig“ gewesen, der erste Schnee war wieder verschwunden und Liesbeth in aufrichtiger Sorge. Nur noch zehn Tage — das letzte Aufgebot sollte erfolgen — und immer noch kein Schnee. Onkel Erdmann studirte

Tochter zur Frau bekommen werde.

Sonst aber hatte Niemand Anlaß zur Sorge. Lustig jauchzend und singend, mit frostgerötheten Gesichtern, unter dem Klingeln der Schellen zogen sie an mir vorüber.



Führe uns in Versuchung.

Roman von **Annie Bock.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Miß Temple Jones, die würdige Schulvorsteherin des Pensionats in Holland Road, saß beim Luncheon.

Ein wenig dünner und dürrer war sie im Laufe der Jahre geworden, ein wenig grauer und fadenscheiniger ihr Scheitel, und ein wenig spitzer und saurer ihr Gesichtsausdruck.

Sonst war sie sowie ihre Umgebung unverändert. Nur daß sie heute das Mahl, welches sie sonst in Gemeinschaft mit den anderen Lehrerinnen einzunehmen pflegte, allein verzehren mußte — denn es war die Zeit der großen Ferien.

Trotzdem lag auf dem Platz ihr gegenüber noch ein zweites Gedeck — aber es war unbenutzt, und der Platz war leer.

Mehrmals schon hatte die alte Dame ärgerlich auf den leeren Platz geblickt; endlich gab ein Stück des kalten Hammelbratens, das vielleicht etwas zäh sein mochte, und ihren alten Zähnen einen plötzlichen Schmerz verursachte, ihrer bösen Laune den letzten Rest.

Sie legte ärgerlich Messer und Gabel nieder und drückte ein paar Mal hintereinander auf die vor ihr stehende vernickelte Tischglocke.

Die Thür öffnete sich und ein kleines, blasses Dienstmädchen erschien.

Es war das eine Eigenthümlichkeit in diesem Hause, daß in dem gleichen Maße wie das Alter der Herrin zunahm, das der Dienstmädchen abnahm — vielmehr, die Herrin nahm von Jahr zu Jahr jüngere Mädchen in ihren Dienst, weil die noch zu lernen hatten und in Folge dessen weniger hohe Ansprüche auf Lohn, Essen und Trinken machen konnten, als ältere und gewandtere.

In diesem Jahre hatte Miß Temple Jones ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert — ihr Dienstmädchen aber seinen vierzehnten; im siebenunddreißigsten Lebensjahre mochte die Herrin eine gleichalterige Dienerin gehalten haben; dann aber ging es bei ihr mit den Jahren voran, bei den Dienerinnen zurück, und nur wer Miß Jones eine längere Reihe von Jahren kannte, konnte sich entsinnen, je so etwas wie eine ausgewachsene Dienerin bei ihr gesehen zu haben.

Ein besonders beliebter Ausspruch Seitens Miß Jones war auch der, daß je jünger ein Dienstmädchen sei, desto mehr Respekt es vor seiner Herrschaft habe.

Und sie mochte darin nicht Unrecht haben, denn das kleine, blasse, vierzehnjährige Geschöpf, welches jetzt in der Thüröffnung erschien, um nach den Wünschen der Gebieterin zu fragen, hatte vor Angst und Schrecken ganz aufgerissene Augen.

„Wo ist Miß Krutow?" fragte Miß Jones mit so scharfer Stimme, daß die verängstigten Augen des kleinen Mädchens noch größer wurden.

„Ich weiß nicht genau" — erwiderte es — „im Garten, glaube ich."

„Im Garten — jetzt — zu dieser Zeit? Hat sie denn vergessen, daß es Lunch-Zeit ist und daß ich ganz allein bin?"

Da nicht anzunehmen war, daß die fehlende Miß Krutow dem kleinen Dienstmädchen ihren gesammten Gedankengang offenbart hatte bevor sie in den Garten ging, konnte es auf diese Frage nichts erwidern, sondern blieb schweigend in der Thüröffnung stehen.

„Sie soll sogleich hierher kommen, Susan, sogleich; geh und sag' ihr das; hörst Du?"

„Ja, Miß."

Die verängstigten Augen verschwanden, die Thür wurde von außen ins Schloß gedrückt, und Miß Jones thronte wiederum in einsamer Größe an ihrem Luncheon-Tisch.

Er war nur spärlich mit Speisen bedeckt — und man konnte es der fehlenden Miß Krutow kaum verargen, daß sie es vorgezogen hatte in den Garten zu gehen, in den herrlichen, warmen Sommersonnenschein hinaus, anstatt sich in das düstere Speisezimmer zu setzen, der grämlichen, alten Jungfer gegenüber, um die spitzen Reden des dünnen, welken Mundes anzuhören und die Hälfte der vier Scheibchen kalten Hammelbratens und ebenso vieler Stücken eines sehr trockenen Chesterkäses zu verzehren.

Jetzt ward die Thür rasch von außen geöffnet und in das Zimmer trat ein schönes, schlankes Mädchen von etwa neunzehn Jahren.

Sie blieb einen Augenblick stehen, mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, bevor sie weiter ins Zimmer hineintrat; und als so die warme, goldene Sommersonne voll auf sie fiel, leuchtete ihr röthlich flammendes Haar, das in dichten Flechten um ihren Kopf lag, auf, als wären es gewobene Sonnenstrahlen gewesen, und die blauen Augen in dem schmalen Oval des Gesichtes sahen aus wie zwei Sterne.

Die feinen Nasenflügel zitterten leicht, und die zartrothen Lippen waren ein wenig geöffnet, während ihre Brust unter dem einfachen, bedruckten Kattun der dünnen Sommerbluse sich rasch hob und senkte.

Das junge Mädchen mußte rasch gelaufen sein und schien erst nach Athem zu ringen, bevor es sprach.

In ihrem einfachen, fast ärmlichen Kleide, in der fast gedrückten Haltung, mit der sie dastand, an die Thür gelehnt, war Magdalena Krutow schön wie der Sommertag und sah rührend süß, jung und hülflos aus dem strengen, spitzen Gesicht der alten Frau gegenüber.

Diese aber schien das nicht zu sehen — oder aber sah sie es und der Anblick diente vielleicht nur dazu, sie zu verstimmen?

Genug, sie maß das Mädchen mit einem langen, kalten Blick, und erst als dieses sagte:

„Sie haben mich rufen lassen, Tante?" — erwiderte sie:

„Das hätte ich eigentlich gar nicht nöthig haben dürfen, Miß Krutow. Sie wissen ja, daß dies unsere Luncheon-Stunde ist — aber werden Sie denn jemals lernen an das zu denken, was gut und vernünftig und richtig ist? — Nein, das werden Sie nicht. Und wenn Sie mich auch sonst in keinem Punkte an Ihre Mutter

erinnerten — in diesem einen sind Sie ihr völliges Ebenbild. Ebenso zuchtlos, ebenso gedankenlos!"

Wie Pfeile fielen die spitzigen Worte von den dünnen Lippen der Alten und trafen das wehrlose Mädchen.

Keine Regung von Mitleid beschlich sie, als sie sah, wie ein brennendes Roth die zarte Gesichtshaut des jungen Mädchens bedeckte; wie das schlanke, weiße Hälschen sich gleichwie in Qualen hin und her wandte; wie die blauen Augen bald scheu über den Teppich am Boden hinirrten, bald sich flehend zu dem Gesicht der Sprechenden erhoben.

Endlich aber flog über dies selbe Gesicht ein Zug wie Härte oder doch zum mindesten Entschlossenheit; sie erhob den Kopf, blickte der zornigen Alten in die Augen und sagte:

„Ich weiß wohl, daß Sie mit mir unzufrieden sind, Tante, ich kann Ihnen ja schon seit Langem nichts mehr recht machen. Wenn Sie doch endlich einwilligten, mich fortgehen zu lassen. Ich weiß, ich bin Ihnen zur Last; ich möchte mir ja so gern mein Brot verdienen."

„Wie das, wenn ich fragen darf?"

„Wie? — O — ich habe es Ihnen ja schon gesagt. Indem Sie mir gestatten, irgendwo anders eine Stelle anzunehmen; an einer Schule, oder in einer Familie — oder — mein Gott, ich wäre ja mit der allerbescheidensten Stellung zufrieden."

Die Alte hatte sich erhoben, während das Mädchen sprach. In fast kerzengerader Haltung stand sie da, und aus den scharfen, grauen Augen traf ein stechender Blick die Sprecherin.

„Das glaube ich" — sagte sie, und jedes Wort, das sie sprach, erhielt seine eigene spitzige Betonung — „das glaube ich. Dann wäre das Fräulein ja frei — und könnte sich Geld in die Tasche stecken. Nach mir würde man dann nicht mehr fragen — o nein! Wozu denn auch? Ich hab' sie ja bloß seit dreizehn Jahren gekleidet und gefüttert — und vor ihr ihre Mutter jahrelang gekleidet und gefüttert — nun könnt' ich eben zusehen, wo ich bleibe! Könnte mir auch gleich 'ne andere Lehrerin für die unteren Klassen suchen — wäre mit einem Wort aufs Trockene gesetzt. Undank über Undank! Aber war's denn anders zu erwarten? Wie der Stamm, so die Frucht! Wie die Mutter, so die Tochter! Undankbar und leichtsinnig! In die Welt hinauslaufen, dann wieder zurückkommen, wenn man nichts mehr zu beißen und zu brechen hat. Und dann noch wunder wie stolz thun und unabhängig obendrein! Nein, Fräulein von Habenichts, daraus wird nichts — nichts! Bis Du einundzwanzig Jahre alt bist, hast Du bei mir zu bleiben. Was willst Du denn auch anfangen ohne mich? Du hast keine Freunde, keine Bekannten; ohne meine Hülfe kriegst Du im Leben keine Stellung. Danke Du lieber Deinen Gott, daß Du ein schützendes Dach überm Kopfe hast; und schwatz' in Zukunft nicht solchen Unsinn. Oder hast Du vielleicht auch schon einen Liebhaber gefunden? Hast Du auch schon Stelldicheins im British Museum wie Deine Mutter? Die war auch so. Ich schickte sie aus, um was zu lernen — und sie knüpfte statt dessen 'ne leichtsinnige Liebschaft an. Und mit wem? Mit 'nem hergelaufenen Ausländer! Dafür ist sie nachher ja auch auf dem Stroh gestorben. Ja —"

Sie verstummte plötzlich; denn das Mädchen, welches bis dahin scheu und wie verängstigt dagestanden hatte, trat ihr jetzt näher — sein Gesichtsausdruck veränderte sich, ein fast harter, trotziger Zug legte sich um seinen Mund, und die blauen Augen unter den dichten, dunklen Wimpern sahen beinahe schwarz aus, als sie sagte:

„Hören Sie auf, Tante; Sie sprechen von meiner todten Mutter!"

„Ich weiß ganz genau, von wem ich spreche. Du brauchst mich durchaus nicht zu rektifiziren. Eine leichsinnige Gesellschaft durch die Bank seid Ihr. Mit Deiner Großmutter hat das begonnen — sie war schon so —"

„Sie war Ihre Schwester!"

„Ja. Leider! Aber sie war ganz anders als ich! Und eine schöne Nachkommenschaft hat sie hinterlassen —" sie deutete mit dem Finger auf das Mädchen — „was giebt's denn, Susan, was?" wandte sie sich heftig zu dem leise und scheu eintretenden, kleinen Dienstmädchen.

„Es ist ein Herr da" — sagte Susan — „oben im Drawing-Room. Es ist wegen einer neuen Schülerin — eine Anmeldung."

„Ich komme" — sagte Miß Jones, rückte die schwarze Spitzenhaube auf dem weißen Scheitel ein wenig zurecht und verließ das Zimmer.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, kaum war das Rauschen ihres Kleides im Korridor verklungen, als das im Zimmer zurückgebliebene junge Mädchen mit einer wilden, leidenschaftlichen Bewegung beide Hände vor ihr Antlitz schlug.

Aber sie weinte nicht. Nur ihr Athem ging rasch und ihre Brust flog stürmisch auf und ab.

All' das Bittere, all' das Traurige, was sie seit ihrem sechsten Jahre bei der Großtante durchlebt, zog zum Gott weiß wievielten Male an ihrer Seele vorbei.

Ihre Lebensgeschichte, bevor sie hierher gekommen war, kannte sie nur vom Hören; nur wenig Eindrücke davon hatte sie persönlich behalten.

Und auch diese Geschichte lautete traurig genug.

Mit zwei Jahren hatte Magdalena ihren Vater verloren; mit drei Jahren ihre Mutter.

An dem Sterbebett der Mutter, die in bitterster Armuth starb, ward das Kind von einer großmüthigen Engländerin, Lady Mary N....., an Kindesstatt angenommen.

Die Kleine verlebte drei glückliche Jahre bei dieser Pflegemutter. Aber das Geschick war dem armen, kleinen Wesen nicht hold.

Nachdem der Tod ihm Vater und Mutter geraubt hatte, raffte er im Jahre 1880 auch die Pflegemutter nach einer ganz plötzlich eingetretenen, kaum vierundzwanzig Stunden dauernden Krankheit hinweg; und wieder stand das kleine Mädchen da, verwaist und allein. —

Die Erben Lady Marys kannten weder Großmuth noch Sentimentalität. Da war auch nicht ein Einziger, der das arme Kind zu sich genommen hätte.

Und die Verstorbene, die mit ihren dreißig Jahren wohl noch kaum jemals an Tod und Sterben gedacht haben mochte, hatte keinerlei Bestimmungen getroffen wegen der Zukunft ihres Pfleglings.

Schon wollte man das Kind einem öffentlichen Waisenhause übergeben, als irgend Jemand der in ganz

behäbigen Verhältnissen in Holland Road lebenden Tante der Mutter des Kindes gedachte.

Nach vielem Hin- und Herreden und Parlamentiren mochte diese eingesehen haben, daß sie immer noch mehr Verpflichtung gegen das Kind habe als ganz fremde Menschen; genug, sie erklärte sich schließlich bereit es bei sich aufzunehmen.

Schlecht genug behandelt wurde das kleine, verwaiste Mädchen bei dieser Großtante.

Beständig im Wege, gescholten, gezankt, gequält, mit Vorwürfen überhäuft, ohne daß es eigentlich recht wußte, warum, lernte es in ganz jungen Jahren schon sich scheu wie ein kleiner, getretener Hund verkriechen, um so den bösen harten Worten, die es so oft anhören mußte, aus dem Wege zu gehen.

Später, als es größer wurde, gewann ein Gefühl von Trotz die Oberhand in dem kleinen Herzen. Es gab sich vor Anderen den Anschein, und wollte es auch sich selber gerne einreden, daß es sich aus den spitzigen Redensarten, aus den giftigen Worten der Alten nichts mache, wenn es auch im Geheimen oft in sinnlosem Zorn die kleinen Fäuste ballte und strömende Thränen vergoß; und dann, als das Kind zum Mädchen, als das Mädchen zur Jungfrau wurde, da hatte sich in ihr, eben wohl in Folge dieser Behandlungsweise, eine solch krankhafte Feinfühligkeit entwickelt, daß jedes Wort, welches die Alte zu ihr gegen ihre todten Eltern sagte, in ihr Herz drang wie ein spitziger Pfeil.

Und weil die Alte das gemerkt hatte, darum machte sie sich's nun schon zur Gewohnheit, jedesmal, wenn sie dem Mädchen wehe thun wollte, über den Leichtsinn und die Undankbarkeit ihrer Mutter, sowie über die Trägheit ihres Vaters loszuziehen; der anstatt seine Familie ordentlich zu ernähren, für sie zu arbeiten, dasaß und dichtete.

Gegen jeden Menschen von Talent hegte Miß Temple Jones, selbst wenn sie ihn gar nicht kannte, stets von vornherein eine souveräne Verachtung. —

Unter solchen Verhältnissen und Lebensbedingungen war Magdalena Krutow herangewachsen; und es wäre wohl auch dem tiefsinnigsten Psychologen unmöglich gewesen, im Voraus zu sagen, welch heterogene Charaktereigenschaften sich bei dem stolzen, trotzigen Mädchen in Folge dieser verfehlten Erziehung entwickelt haben mochten, und sich noch entwickeln konnten.

Sie selber wußte manchmal nicht mehr, ob sie gut war, ob schlecht — denn es gab Momente, in denen sie Miß Jones glühend haßte und zu jedem verzweifelten Gewaltakt bereit gewesen wäre, der sie von ihr befreit hätte.

So auch jetzt!

Als sie die Hände wieder herabsinken ließ von ihren Augen, lag ein Zug von Trotz und Entschlossenheit um ihren Mund; und die zehn schlanken Finger preßten sich so fest ineinander, daß es ihr Schmerz verursachte.

„Nein, das kann ich nicht länger ertragen!“ rief sie. „Ich muß fort von hier!“

Trotzig trat ihr Fuß den Boden; und ihre dunklen Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

Sie nickte ein paarmal vor sich hin.

„Aber wie — wie — wohin? Ohne Geld, ohne Freunde, ohne Verbindungen! Oh, sie hat ja Recht — sie hat Recht! Ich habe ja Niemanden auf der Welt als sie! Oh, Mama, Mama, arme Mama! was magst auch Du hier ausgestanden haben, bevor Du das Glück hattest, Papa zu finden!“

Sie schritt im Zimmer auf und ab; ihre immer noch fest ineinander verschlungenen Hände hingen schlaff vor ihr herab; und in ihren Augen quollen, als sie ihrer armen todten Eltern gedachte, heiße Thränen empor, die unbeachtet und ungehindert über ihre Wangen herabliefen.

„Fort! fort! wie komme ich nur fort?“ murmelte sie einmal über das andere vor sich hin und ballte dabei die Fäuste.

Noch einmal öffnete sich die Thüre, noch einmal steckte die kleine Susan den Kopf herein ins Zimmer; als sie sah, daß die gefürchtete Gebieterin nicht zugegen sei, wagte sie es, ihre ganze kleine Person durch die Thürspalte herein zu schieben; und ihre Hand, in der ein weißes Papier schimmerte, streckte sich dem jungen Mädchen entgegen.

Diese sah die Kleine erstaunt an.

Ihre Hand erhob sich nur langsam, um den weißen Gegenstand zu erfassen.

„Für mich?“ fragte sie. „Ein Brief — für mich?“

Und vor Staunen über dieses Ereigniß versiegten plötzlich die Thränen in ihren Augen.

Susan nickte.

„Ja. Und es wartet einer —“

„— auf Antwort?“

Das junge Mädchen hielt den Brief schon in der Hand, als es diese Frage stellte.

Nein, es war kein Zweifel; der Brief war für sie. Da stand es in großen, deutlichen Buchstaben geschrieben: „An Fräulein Magdalena Krutow, bei Miß Temple Jones, Holland Road Nr. 55 — London W.“

„Für mich — für mich! Wer in aller Gotteswelt kann denn an mich schreiben?“ stammelte sie in ihrer Verwirrung, und die kleine Susan, deren Antlitz ebenfalls die höchste Neugierde ausdrückte, meinte nicht ganz unrichtig:

„Vielleicht steht's drin, Miß.“

„Ja ja,“ nickte Magdalena und begann nun den Briefumschlag mit jener langsamen, weitschweifigen Vorsicht zu öffnen, die allen seltenen Briefempfängern eigen ist.

Während sie noch damit beschäftigt war, rief plötzlich die kleine Susan:

„Ach, Miß, das hätt' ich fast vergessen; der Briefträger wartet ja noch; er hat einen ha'penny zu bekommen.“

„Einen ha'penny?“

Magdalena steckte die Hand in die Tasche, aber sie zog sie leer wieder heraus, und ein trüber Zug überflog ihr soeben noch vor Begierde strahlendes, hübsches Gesicht.

„Ach, ich habe ja nichts. Daß ich das auch vergessen konnte!! Susan, hast Du vielleicht so viel bei Dir?“

Die kleine Magd schüttelte den Kopf.

„Ach nein, Miß, — ich habe nichts; meine Mutter holt ja meinen Lohn immer ab.“

„Mein Gott! was thun?“

„Soll ich mal zu Miß Jones darum gehen?“

meinte Susan, aber ihre Stimme drückte bei diesen zwar muthig klingenden Worten doch nur wenig Zuversicht aus.

„Ob sie es giebt?" meinte auch Magdalena zweifelnd. „Hab' ich denn wirklich — gar nichts?"

Des Briefboten ungeduldiges Hämmern mit dem eisernen Thürklopfer riß sie aus ihrem Nachsinnen empor.

„Ja, geh', Susan; versuch' Dein Glück!"

Susan sprang davon in eben dem Moment, da schon die scharfe Stimme der Miß Jones im Korridor nach ihr rief und sie fragte, was das zu bedeuten habe, daß sie die Thür nicht öffne.

Mehr konnte Magdalena nicht hören; aber im nächsten Augenblick hatte sie auch schon den Brief geöffnet und entfaltet und daraus ersehen, daß der kaiserlich deutsche Generalkonsul in London sie für Mittwoch, den zwölften Juli, zu sich beschied; es wurde ihr ferner noch mitgetheilt, daß sie ihre sämmtlichen Papiere, wie Taufschein, Geburtsattest und so weiter, mitzubringen habe; und keinesfalls die Stunde der Vorladung — elf Uhr Vormittags — versäumen dürfte.

Wie im Traum starrte Magdalena auf das Papier nieder.

Sie, die fast keinen Menschen außerhalb der Schule kannte, — sie wurde vorgeladen! und wohin? Zum deutschen Generalkonsul! Was konnte man dort von ihr wollen?

Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihr nicht, denn schon trat Miß Jones mit würdevoller Miene ins Zimmer.

Magdalena wußte genau, daß sie lediglich darum kam, ihr den Brief abzuverlangen und den Inhalt desselben kennen zu lernen; und obwohl ein solcher Gewaltakt sie zu jeder anderen Zeit aufs Aeußerste empört haben würde, war sie in diesem Augenblick viel zu verwirrt, zu erregt und erstaunt, um daran denken zu können.

Im Gegentheil; sie ging der alten Dame entgegen und reichte ihr ohne jede Aufforderung das amtliche Schreiben hin.

„Ich habe den ha'penny für Dich bezahlt," sagte Miß Jones, indem sie den Brief in Empfang nahm.

„Was will man dort von Dir?" fragte sie spitz, nachdem sie mit Hilfe ihrer Brille den Inhalt des Schreibens geprüft hatte.

Statt aller Antwort zuckte Magdalena die Achseln.

„Warum schon wieder diese Bewegung?" sagte unwirsch Miß Jones. „Du weißt doch, wie sehr ich diese ausländischen Bewegungen verabscheue. Wo in aller Welt hast Du das nur her?"

„Vielleicht von meinem armen Vater —" sagte Magdalena — „er war ja ein Ausländer."

„Weiter war er allerdings auch nichts!" — lautete die Erwiderung — „Du aber bist keine Ausländerin; und wenn Du's selbst wärest, hättest Du Dir bei der vorzüglichen englischen Erziehung, die Du bei mir bekommen hast, solche Unmanieren längst abgewöhnen müssen. Aber was nützt bei Dir alles Reden? Es ist ja doch vergebens!"

„Das glaub' ich auch," sagte Magdalena gelassen.

Was kümmerten sie in diesem Augenblick die bissigen Scheltworte der Alten? Sie dachte nur an ihren Brief; und sie versuchte Muthmaßungen und Schlußfolgerungen aus seinem Inhalt zu ziehen.

„Werden Sie mir erlauben, übermorgen Mittag dorthin zu gehen?" fragte sie ruhig, aber es zitterte in ihrer Stimme dabei so etwas wie verhaltener Groll und Trotz; und Miß Jones war klug genug, sich sagen zu können, daß, falls sie ihre Erlaubniß zu diesem Ausgang verweigerte, das Mädchen ohne sie hingehen würde.

Niederlagen erlebte sie nicht gern; darum sagte sie so gnädig wie möglich:

„Ja, Du kannst gehen. Man muß doch wenigstens wissen, was die Leute von Dir wollen. Zudem hab' ich ja den ha'penny für den Brief bezahlt."

Magdalena sagte nichts mehr; ihre Gedanken drehten sich schon wieder im Kreise, flatterten wie losgelassene Vögel hin und wieder.

Was konnte der deutsche Generalkonsul nur von ihr wollen? Suchte er vielleicht eine Erzieherin für seine Kinder? Aber warum sollte er sich dann gerade an sie, die jüngste, die unbekannteste, die unbedeutendste Lehrerin des ganzen Instituts, die eigentlich noch Schülerin war, wenden, und nicht an die Vorsteherin selbst?

Warum? — warum? —

Und doch, sie mochte nachdenken soviel sie nur wollte, auf einen anderen Gedanken, auf ein höheres, schöneres Ziel verstieg ihr Ideenkreis sich nicht.

Entweder der Generalkonsul selbst oder sonst ein vornehmer Deutscher suchte eine Erzieherin.

Und warum man sich gerade an sie wandte??

Nun, Gott weiß! ein Glückszufall, wie es ja solche geben soll, obwohl ihr bisher noch keiner begegnet war!

Und ob sie zugreifen würde, wenn man ihr die Stelle bot?

Oh, mit beiden Händen — mit beiden, beiden Händen!!

Und wenn Miß Jones es ihr nicht erlauben wollte, so würde sie ihre paar Habseligkeiten zu einem Bündel zusammenschnüren und sich zur Nachtzeit hinwegstehlen aus dem harten, ungastlichen Hause in Holland Road; und dort in dem Hause, in welches sie eintreten sollte, würde sie geduldig die ganze Nacht vor der Thür warten, bis der Morgen graute und sie eintreten konnte.

Ob die Stelle schlecht war, ob gut, sie nahm sie an; schlimmer als bei ihrer alten, bösen Großtante konnte es doch nirgends auf der Welt sein! —

Daß der unerwartete Brief eine völlige Wendung in ihrem Schicksal bedeutete, daran zweifelte sie keinen Augenblick. —

Oh, wie oft, wie oft hatte sie schon zu Gott gebetet, er möchte sich ihrer erbarmen und ihr Schicksal wenden.

Nun geschah es! Nun hatte er sie erhört! —

Mittwoch also, den zwölften Juli, um elf Uhr Vormittags!

Und heute war Montag.

Oh, wär' es erst Mittwoch! wär' es erst Mittwoch! —

Sie wurde von Stunde zu Stunde erregter.

Wie im Fieber verbrachte sie die Nacht.

Wie im Fieber den ganzen nächsten Tag.

Und als sie am Mittwoch früh sich von ihrem Lager erhoben und ihre einfache Toilette beendet hatte, da blickte sie ihr Spiegelbild prüfend an.

Würde sie gefallen? Würde sie einen guten Eindruck machen? —

Oh, sie hoffte es!

Sie sah im Spiegel ihr bildhübsches Gesicht, ihre schlanke, anmuthige Gestalt, und sie lächelte ihrem Bilde freundlich zu.

„Wäre ich eine reiche Dame, gehörte ich zu den ‚upper ten' — ich glaube fast, man würde mich schön nennen," murmelte sie — „so aber —"

2.

„Haben Sie Ihre Papiere mitgebracht, Fräulein Krutow?" fragte der Konsulatsbeamte.

„Ja."

Magdalene reichte dem jungen Manne ein kleines Päckchen. Es enthielt ihren Tauf- und Geburtsschein.

Sie hatte noch ein Päckchen in der Tasche, ein von ihrer Mutter eigenhändig versiegeltes Päckchen, aber da sie nicht wußte, ob man auch dies zu sehen verlangen würde, sprach sie vorläufig noch nicht davon.

Auch war sie derart eingeschüchtert und verwirrt durch die fremde Umgebung und die Spannung der Erwartung, daß sie zuerst gar nicht daran dachte.

Zu sich gesteckt hatte sie es freilich, aber schon gestern Abend; heute früh in ihrer Erregung hätte sie es sicherlich vergessen.

Der junge Mann warf noch einen prüfenden Blick auf das bildhübsche, junge Mädchen in der dürftigen Kleidung, welches seine schmachtenden, koketten Blicke nicht im mindesten erwiderte, ja kaum zu bemerken schien.

Er warf einem zweiten, am Fenster lehnenden jungen Manne einen zwinkernden, vielsagenden Blick zu, wobei er ein dem Anderen wohlverständliches Zeichen mit den Fingern in der Luft machte; dann verschwand er mit Magdalenens Papieren im Nebenzimmer.

Der andere junge Mann schien sich weniger um das Mädchen zu kümmern; er warf nur einen flüchtigen Blick auf sie und verließ dann ebenfalls das Zimmer nach der anderen Seite hin.

Magdalena blieb allein.

Sie blieb sogar, wie ihr schien, sehr lange allein.

Einmal ums andere wanderten ihre Blicke hin und her zwischen den schlichten Büchergestellen, dem schwarzen Roßhaarsopha, den beiden zusammengerückten, einfachen Schreibtischen, den paar Stühlen und dem alten, verblaßten Teppich am Boden.

Dann wieder überflogen ihre Augen die paar Bilder an der Wand.

Lauter Portraits, und alles Gesichter, die ihr fremd gewesen wären, wenn sie nicht die Unterschriften gelesen hätte. So sah sie, daß das eine den alten, greisen Kaiser Wilhelm, das zweite den Kaiser Friedrich, und das dritte und vierte endlich den jetzt regierenden Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin vorstellten.

Sie saß da lange, lange.

Das Schweigen um sie herum war ein vollkommenes. Und es war drückend heiß in dem Zimmer.

Magdalena hatte ihr bestes Kleid angezogen, ein schlichtes, schwarzes Wollenkleid.

Es sah ganz anständig aus, gewiß; reputirlicher als die verwaschenen Kattunfähnchen, die sie zu Hause trug; aber es war ihr heiß darin, so heiß! —

Wenn nur endlich der Konsul selbst mit ihr sprechen möchte!

Und wenn sie doch erst Gewißheit hätte über die Stelle, die ihrer vielleicht harrte!

Die Minuten dehnten sich und krochen dahin wie Schnecken mit bleiernen Füßen.

Die Fliegen summten in dem Zimmer.

Ein großer Brummer hatte sich im Fenstervorhang verfangen und summte ganz erregt, weil er keinen Ausweg mehr finden konnte.

Gern wäre Magdalena aufgestanden und hätte ihn befreit; aber sie wagte es nicht in dem fremden Raume; jeden Augenblick konnte der Konsul eintreten.

Und wie der Brummer in der Gardine, so summte und brummte in ihrem Kopfe unablässig der Gedanke:

„Was will man von Dir? Was will man von Dir?"

Banger und banger ward ihr zu Muthe!

Und so heiß war es — so heiß!

Wie gern hätte sie die Handschuhe ausgezogen, an die sie so wenig gewöhnt war — denn es war dies ihr einziges Paar — aber das ging nicht an; sie waren es ja gerade, die ihrem einfachen Anzuge den Stempel des „Ladylike" verliehen; und so mußte sie aussehen, wenn sie die Stelle erlangen wollte.

Sie hatte sich während des Wartens ein wenig herumgewandt auf ihrem Stuhle, so daß sie, als sie jetzt den Kopf erhob, plötzlich in einem kleinen Wandspiegel ihr Bild erblickte.

Ein freudiger Schreck durchzuckte sie.

So hübsch war sie also! Trotz aller Angst so hübsch!!

Wie ein goldenes Netz lagen die röthlichblonden Ringelhaare, die sich unter dem einfachen Strohhütchen hervorgestohlen hatten, auf der weißen Stirne; und darunter leuchteten die tiefblauen, von langen, schwarzen Wimpern umsäumten Augen — echt irische Augen — hervor wie zwei glänzende Sterne.

Sie lächelte unwillkürlich ihr Spiegelbild an, wobei sich zwischen den blaßrothen Lippen die festen, weißen Zähne zeigten; und das verlieh ihrem Gesichtchen einen noch helleren, strahlenderen Ausdruck. Und von Neuem drängte sich ihr das Bewußtsein auf, daß sie hübsch war, sehr hübsch!

Zu Hause kam ihr dieser Gedanke nur sehr, sehr selten; da wurde stets so viel an ihr gemäkelt, getadelt und gescholten, daß sie sich selber ganz klein, ganz erbärmlich und als die Unvollkommenste unter den Unvollkommenen erschien.

Aber hier sah sie es nun wieder einmal ganz deutlich, daß sie reizend war — und jung und —

„Ja!" dachte sie wieder, wie neulich schon — „ich glaube wirklich, wenn ich zu den ‚upper ten' gehörte, man würde mich wohl schön nennen!"

Eine Thüre knarrte, eine Portiere hob sich. Der Konsulatsdiener erschien.

„Der Herr Generalkonsul will Sie selber sprechen" — sagte er, und fügte noch hinzu: „Sie sind doch Fräulein Krutow?"

„Ja!"

Rasch hatte Magdalena sich erhoben.

Sie hatte jetzt keine Angst mehr.

Das Bewußtsein ihrer Schönheit flößte ihr Muth ein. Mochte es sich nun handeln, um was es wollte,

einen guten Eindruck würde sie schon machen, dessen war sie sicher.

Der Diener hielt die Portiere empor, während sie hindurchschritt, dann öffnete er eine Thüre rechter Hand; es war eine Flügelthüre; der Hitze wegen mochte man beide Flügel derselben aufgemacht und nicht mehr eingeriegelt haben, denn vor dem erstaunten jungen Mädchen flogen beide Flügel weit auseinander.

Sie kam in ein großes, mit weichen Teppichen, Polstermöbeln, geschnitzten Bücherschränken, Stühlen und Schreibtisch ausgestattetes Gemach.

Die Fenster waren mit schweren, dunklen Vorhängen verhängt, und in dem dämmerigen Halbdunkel sah sie zuerst kaum den alten Herrn mit dem schneeweißen HauptHaar und Bart und dem freundlichen Lächeln um den Mund, der an seinem Schreibtisch lehnte und sie mit einer leichten Verbeugung empfing. —

„Fräulein Magdalena Krutow?“ sagte er fragend. Es war dies das dritte oder vierte Mal, daß sie binnen kaum einer halben Stunde nach ihrer Identität gefragt wurde; sie, nach deren Vorhandensein sonst kaum ein Hahn krähte!

Auf ihr leises „Ja“ wies der alte, freundlich aussehende Herr mit einer Handbewegung auf einen niederen Polstersessel, der so stand, daß Magdalena, als sie sich darauf niederließ, ihr Antlitz voll den Fenstern zuwandte, wodurch jeder durch die Vorhänge aufdringlich hereinscheinende Sonnenstrahl ihre Züge voll beleuchtete.

Der Generalkonsul nahm auf dem geschnitzten Stuhl vor seinem Schreibtisch Platz; er wandte dabei den Fenstern den Rücken zu, und Magdalena konnte von seinen Zügen kaum mehr etwas sehen; nur das silberweiße Haar, das wie eine Wolke seinen Kopf umgab, leuchtete vor ihren Augen wie ein Silberkranz um einen Mond.

„Ich ersehe aus diesen Papieren, daß Sie Magdalena Krutow heißen“ — begann er, „am 10. Mai 1874 in London geboren sind, und am 1. August 1874 in der Kirche zu St. Bartholomeo nach dem katholischen Ritus getauft wurden. Stimmt das, mein Fräulein?“

Magdalena nickte.

„Ihre Eltern sind Beide todt?“

„Beide.“

Ganz leise und traurig sagte es das Mädchen.

Der alte Herr ließ einen raschen, forschenden, sehr freundlichen Blick über sie gleiten und fuhr alsdann fort:

„Wollen Sie mir die Namen Ihrer Eltern nennen?“

„Mein Vater hieß Boris — Boris Krutow.“

„Wissen Sie sich auf ihn zu besinnen?“

Magdalena schüttelte traurig den Kopf.

„Gar nicht. Ich war erst zwei Jahre alt, als er starb.“

Eine kleine Pause. Dann fragte der Generalkonsul:

„Ihre Mutter?“

„Monika — mit Mädchennamen hieß sie Nelson. Sie starb kaum ein Jahr später als Papa.“

„Und Sie leben jetzt bei Miß Temple Jones, Nr. 55, Holland Road? Werden Sie dort — pardon — aber Sie sind ja noch so sehr jung, daß die Frage wohl gestattet ist — Sie werden dort erzogen?“

Ein etwas bitteres Lächeln umspielte zuerst bei dieser Frage den feinen Mund des Mädchens; angesichts der leisen Verlegenheit des alten Herrn aber verwandelte es sich zu einem schalkhaften Lächeln; und schelmisch fast klang ihr Ton, als sie erwiderte:

„Nein, ich erziehe dort!“

„Oh! Sie sind Lehrerin?“

„Ja. Ich unterrichte seit einem halben Jahre die unteren Klassen.“

„Davon leben Sie? Das heißt — Sie beziehen eine Gage dafür?“

Magdalena schüttelte den Kopf.

„Nein; ich habe bei Miß Jones meine Erziehung genossen — ohne Bezahlung — und nun muß ich — —“

— „Nun müssen Sie sich dafür revanchiren, indem Sie ebenfalls ohne Bezahlung unterrichten —“ ergänzte der Generalkonsul ihren abgebrochenen Satz; „ich verstehe. Wie kam es, daß man Sie umsonst in der Schule aufnahm?“

„Miß Jones ist eine Tante meiner armen Mutter,“ sagte das Mädchen.

„Ah so! Und Seitens Ihres Vaters haben Sie — Ihres Wissens — keine Verwandten?“

Höchst erstaunt blickte Magdalena ihn an.

„Meines Wissens nach keinen einzigen.“

„Dem Klange Ihres Namens nach war Ihr Herr Vater Russe. Wissen Sie etwas Näheres über seine Familie? oder sind Sie vielleicht im Besitz irgendwelcher Papiere, die uns darüber näheren Aufschluß geben könnten? Es ist das von allerhöchster Wichtigkeit!“

Magdalene entsann sich jetzt erst ihres Päckchens und steckte die Hand in die Tasche.

„Ich habe allerdings hier etwas“ — sagte sie; „meine Mutter hat es selbst eingesiegelt. Miß Jones übergab es mir vor Kurzem. Ich habe es nicht geöffnet. Vielleicht, daß es die Papiere enthält.“

Sie erhob sich, um ihm das Päckchen zu reichen; er aber sprang rasch auf, eilte ihr mit fast jugendlicher Galanterie entgegen und nahm es ihr ab.

„Bitte, behalten Sie Platz“ — sagte er; und Magdalena setzte sich wieder.

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ sagte der Konsul halb fragend, und machte sich daran, das dick und ungeschickt aufgedrückte rothe Siegel zu erbrechen.

Magdalena neigte zustimmend den Kopf.

Ein ganzes Häufchen zusammengefalteter Papiere fiel aus dem dicken Umschlag heraus.

In athemloser Spannung blickte Magdalena auf diese Blätter.

„Sie haben diese Papiere nie angesehen?“ fragte der Konsul.

„Nie!“

„Sie haben auch keine Ahnung, was darin enthalten ist?“

„Nein. Bis vor Kurzem befanden sie sich, wie gesagt, bei Miß Jones in Verwahrsam. Seit ich sie habe, habe ich noch nicht Zeit gehabt, sie anzusehen. Ich bin sehr beschäftigt in der Schule.“

Es herrschte einen Augenblick Schweigen in dem Zimmer, während des Konsuls Blicke die Papiere überflogen.

„Ah!“ sagte er. „Wir haben hier eine Heirathsurkunde Ihrer Eltern: Boris Krutow, geboren zu Kiew am 12. August 1849, Sohn von Wladimir Krutow

und seiner Ehefrau, Magdalena Krutow, geb. Gräfin Balduinstein — wurde am 5. Mai 1873 vor dem Bürgermeister von London mit Monica Nelson, Tochter von James Nelson und seiner Ehefrau Tabitha Jones, geboren am 20. Januar 1855, rechtsgültig getraut."

Er hatte die Worte der Urkunde langsam und mit starker Betonung gelesen.

„Stimmt, stimmt!" sagte er, und wieder traf ein Blick wärmster Theilnahme das reizende, junge Mädchen vor ihm, dessen Augen wie gebannt jede Bewegung seiner Lippen verfolgten.

„Das ist's, was wir brauchen," rief er.

Er entfaltete das zweite Papier und überflog etwas gleichgültiger seinen Inhalt.

„Der Taufschein Ihrer Mutter," sagte er und nahm das dritte Papier auf, „und hier der Taufschein Ihres Herrn Vaters, Boris Krutow, Sohn des Wladimir Krutow" — hier verlor seine Stimme sich in einem undeutlichen Gemurmel — „seiner Ehefrau, geborenen Gräfin Balduinstein — na, da haben wir's ja schwarz auf weiß — richtig, richtig" — er berührte eine elektrische Klingel und der Diener trat ein; der Konsul reichte ihm die drei Papiere.

„Lassen Sie diese drei Atteste sofort abschreiben, aber sofort; und bringen Sie sie mir dann wieder zur Beglaubigung. Aber möglichst rasch, Smith. Und — hm — schicken Sie mir mal Herrn von Beuthner herein. Wir müssen — ja," er winkte dem Diener ungeduldig mit der Hand — „gehen Sie, Smith."

Smith verschwand und gleich darauf trat ein junger Mann ins Zimmer; eben jener junge Mann, der Magdalena vorher so aufdringlich angesehen hatte.

„Herr von Beuthner" — sagte der Generalkonsul — wir müssen" — er hatte deutsch begonnen, fuhr aber dann, als er an Magdalenas betroffenem Gesichtsausdruck bemerken mochte, daß sie die Sprache nicht verstand, auf englisch fort:

„Wir müssen uns mit dem russischen Konsulat in Verbindung setzen. Es handelt sich um die Beschaffung eines Geburtsattestes. Bitte, notiren Sie."

Der junge Mann zog sein Taschenbuch hervor und hielt den Bleistift in Position.

Der Konsul fuhr fort:

„Am 12. August 1849 zu Kiew, Rußland, Boris Krutow, Sohn von Wladimir Krutow und seiner Gemahlin Magdalena, geb. Gräfin Balduinstein."

„Alles?" fragte der junge Mann.

„Alles! Das Geburtsattest ist nothwendig für die Balduinsteinische Erbschaftssache."

„Ah!!"

„Also besorgen Sie das sogleich, lieber Beuthner."

„Sogleich."

Der junge Mann warf noch einen Blick auf die ganz rathlos und verwundert dasitzende Magdalena, dann entfernte er sich.

Der Konsul aber wandte sich mit freundlicher Miene wieder zu dem jungen Mädchen.

„Mein liebes Fräulein" — sagte er — „ich sehe Sie ganz erstaunt hier vor mir sitzen. Wir haben Sie einem Verhör, fast einem Kreuzverhör ausgesetzt, ohne daß Sie auch nur eine Ahnung haben, warum. Ich möchte es Ihnen gern erklären, und doch schwanke ich noch, ob ich es thun soll oder nicht. Rathsamer wär' es fast, es nicht zu thun; denn im Fall die Sache doch anders ausfiele als ich glaube, hätte man in Ihnen ganz umsonst Hoffnungen erweckt — Hoffnungen, die dann eben vernichtet wären. Wären Sie, glauben Sie, im Stande, zuerst eine große Hoffnung, dann eventuell eine noch größere Enttäuschung zu ertragen?"

Er sah Magdalena erwartungsvoll an, aber sein prüfender Blick war ein so überaus freundlicher, daß Magdalena ihn ganz muthig wieder anblickte und mit feinem Lächeln erwiderte:

„Eine große Hoffnung wäre etwas ganz Neues und Ungewohntes für mich; darum schon möchte ich's, um der Neuheit willen, damit versuchen; an Enttäuschungen aber bin ich so sehr gewöhnt, daß ich durch eine solche eben nur in mein gewohntes Geleise zurückkehrte."

Der alte Herr sah sie eine Weile schweigend an, bevor er sagte:

„Wissen Sie, daß es sehr traurig ist, solche Worte aus einem neunzehnjährigen Munde zu hören?"

„Mein ganzes Leben ist ja traurig gewesen; warum sollten es meine Worte nicht auch sein?"

Magdalena sprach mit viel Ruhe und Selbstbeherrschung; nur ein leises Zucken um ihre Mundwinkel vermochte sie dabei nicht ganz zu unterdrücken.

Der Konsul trat auf sie zu und nahm eine ihrer kleinen Hände zwischen die seinen.

„Nun, so erlauben Sie mir denn, Ihnen etwas Freudiges mitzutheilen und Hoffnungen in Ihnen zu erwecken, denen — ich glaube es zuversichtlich — keine Enttäuschung folgen soll."

Er setzte sich neben sie und begann:

„Ist Ihnen Deutschland bekannt, mein Fräulein?"

„Nein." Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„So? Nun — gleichviel. In Deutschland also giebt es eine sehr schöne, üppige Provinz, Nassau genannt. In dieser Provinz liegen die weit und breit bekannten, vielbewunderten Gräflich Balduinsteinschen Güter."

Und nun erklärte der Konsul ihr, welch' sonderbares Schicksal diese großartigen Besitzungen betroffen habe; sie waren nämlich im gegenwärtigen Augenblick herrenlos.

Und das war folgendermaßen gekommen:

Im Anfang dieses Jahrhunderts war der Besitzer dieser Güter Graf Herbert Balduinstein, der, im Jahre 1801 geboren, kein hohes Alter erreichte, sondern schon im Jahre 1845 starb.

Er war der Einzige seiner Linie; aber außer dieser Hauptlinie war noch eine Seitenlinie da, ein Vetter des Besitzers, Baron Leopold Neuhauß, der auf seinem kleinen Gute Neuhauß saß, im Alter von achtundzwanzig Jahren heirathete, einen Sohn bekam, sich sein Leben lang darüber grämte, daß er dem Sohn keine bedeutendere Erbschaft zu hinterlassen hatte, und im Jahre 1859 starb.

Sein Sohn fand die kleine Erbschaft in der That so mager, daß er sich entschloß, nicht von den Gutseinkünften allein leben zu wollen, sondern des Königs Rock, als er ihn einmal angezogen hatte, gar nicht wieder ablegte; er nahm endgültigen Militärdienst und brachte es bis zum Oberstenrang, bevor er 1888 starb.

Er hatte Neuhauß nie bewohnt, sondern hatte mit



Saltini. Eins — zwei — drei!

Kunstbeilage zu „Zur Guten Stunde“.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.

seiner Frau, auch einer geborenen Soldatentochter, mit der er in glücklichster Ehe lebte, stets in der Hauptstadt des deutschen Reiches gewohnt.

Auch seine ganze Familie wiederum bestand aus einem Sohn, dem Baron Leopold, der, im Jahre 1863 geboren, dem Beispiel seines Vaters folgte und in frühester Jugend schon in den Militärdienst trat.

Er stand beim ersten Garderegiment in Potsdam und ließ sich die nicht eben fetten Revenuen seines Stammgutes Neuhauß in vierteljährlichen Raten dorthin senden, um damit seine ebenfalls nicht überreichliche Premierlieutenants-Gage ein wenig reichlicher zu gestalten.

Er war beliebt unter den Kameraden seiner strengen Ehrenhaftigkeit und seines treuen, biederen Wesens wegen, doch bei einem, dem leichtsinnigeren Theil derselben, war er weniger beliebt, weil er nach deren Aussage nicht flott, nicht schneidig genug, ja mitunter sogar ein Spielverderber war.

Bei seinem Obersten war er gut angeschrieben; er lebte sehr einfach und regelmäßig, hatte auffallend wenig Schulden, spielte nie, wettete nur mäßig, war mit einem Wort ein „solider" junger Offizier.

Das war die Seitenlinie des Grafenhauses Balduinstein.

Die Hauptlinie war bedeutend verzweigter.

Der alte, im ersten Jahr dieses Jahrhunderts geborene Graf Herbert hatte einen Sohn und eine Tochter.

Der Sohn, Herbert, im Jahre 1826 geboren, heirathete spät — er war schon sechsunddreißig Jahre alt — eine Gräfin Friederike von Taubenheim, die ihm in glücklicher Ehe zwei Söhne gebar, die Grafen Herbert und Bruno.

Die Tochter des alten Grafen Herbert war zwei Jahre jünger als ihr Bruder. Sie hieß Magdalena, war sehr schön, jedoch von frühester Jugend an auch sehr exzentrischer Natur.

So wollte sie unter anderem keinen der vielen Freier — alle aus guten, alten Adelsgeschlechtern — annehmen, die sich noch zu ihres Vaters Lebzeiten um ihre Hand bewarben.

Mit ihrem Bruder, der einen hochfahrenden, maßlos herrischen Charakter besaß, lebte sie in beständigem Unfrieden, der nach ihres Vaters Tode im Jahre 1845 noch immer mehr anwuchs.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser und die kommandirenden Generale.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

(Nachdruck verboten.)

„Erst im Kriege lernt man den Feldherrn kennen!" das ist eine gewiß unbestrittene Thatsache. Schon im Frieden aber aus der Zahl seiner Generale diejenigen auszuwählen, die vor dem Feinde alle die Eigenschaften bewähren werden, die von einem Truppenführer höheren Stiles, einem Armee- oder Korps-Kommandeur verlangt werden müssen, — das ist gewiß eine der bedeutungsvollsten Aufgaben des höchsten Kriegsherrn — bedeutungsvoll nicht nur für die Zeit etwaigen Waffenganges unter den Nationen, sondern auch für die Erhaltung des Friedens, also für das Wohl des Vaterlandes zu aller Zeit. „Fürchte mich, dann laß ich dich in Ruhe!" oder in lateinischem Wortlaute: „si vis pacem, para bellum!" Die weise Lehre wird gewiß in keinem Reiche der Welt mit größerer Sicherheit und mit weniger Geräusch zur Durchführung gebracht, wie bei uns, in keiner Armee aber blickt auch der Soldat mit gleichem Vertrauen, mit gleichem Sicherheitsgefühle auf die höchsten Truppenführer, wie in der deutschen, und auf die Männer, die nach des höchsten Kriegsherrn oder seiner hohen Verbündeten Willen und weiser Auswahl an die Spitze der Armeekorps gestellt werden, blickt auch heute das ganze deutsche Volk mit dem Bewußtsein: „das sind die berufenen Vertreter unserer Nationalmacht, sie werden unter des erhabenen Kaisers oberster einheitlicher Leitung uns Deutsche zum Siege führen, wo immer man es wagen sollte, unseren Frieden zu stören!"

Das Vertrauen, mit dem wir 70 auszogen, es ist unverändert geblieben, wenn in 25 Jahren auch Jüngere die Alten ersetzt haben. Die frische Jugendkraft, Entschlossenheit und Arbeitslust, von oben herab in alle Branchen, in alle Theile der Armee übergegangen, sie zeigt sich auch in den Mienen der 21 Kommandirenden, deren Bilder sich hier um den höchsten Kriegsherrn gruppiren — Frische überall, auch wo das Haar bereits ergraute.

Gerade das „Frischhalten", das Ausscheiden derjenigen Elemente aus dem Offizierkorps, die zu keiner höheren Verwendung mehr geeignet sind — gerade das macht unsere Armee bewundert und geachtet in aller Welt, — geachtet und gefürchtet. Und wenn aus der Achtung, der Furcht der lange Friede resultirt — wo bleiben da alle die kleinlichen Nebenfragen, die von Unzufriedenen gegen die zahlreichen Verabschiedungen aufgeworfen werden? Wer noch zu verwerthen ist, der wird gewiß nicht vor der Zeit verabschiedet, und wenn der Wind an einer scharfen Ecke den Einen oder den Anderen etwa unerwartet umwirft — dann — hat er eben nicht mehr auf festen Füßen gestanden.

Schauen wir die Reihe der deutschen „Kommandirenden" an, so finden wir alle Geburtsstände — alle Waffen vertreten. Die Zusammenstellung liefert den treuesten Beweis für die Sachlichkeit, mit der bei der Auswahl verfahren wird. Unter den 21 Generalen befindet sich neben vier aus fürstlichem Blute stammenden eine Reihe von Bürgerlichen oder erst während ihrer Dienstzeit für hervorragende Leistungen nobilitirten.

Unter allen den Namen dürfte der des Grafen Häseler, des Mannes, der in unermüdlichem Eifer die Wacht an der Südwestgrenze des Reiches hält, am bekanntesten sein — in Frankreich wenigstens ist er ebenso „bestgefürchtet", wie er von seinem stets mobilen Armee-Korps „bestverehrt" wird.

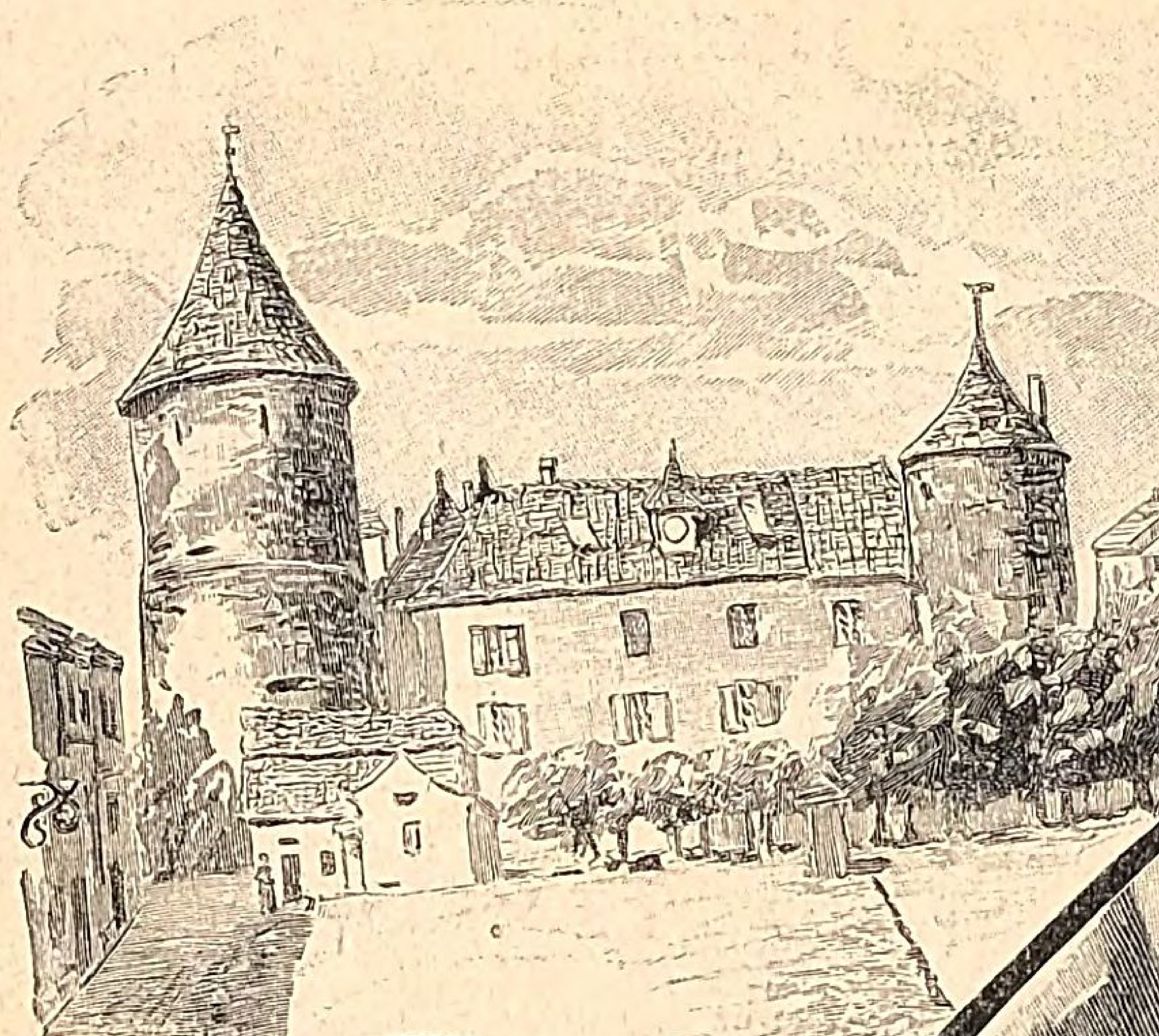
Der jüngste Kommandirende, der Erbprinz von Meiningen, ist in der Armee durch sein unbegrenztes soldatisches Interesse, durch sein Können, im Volke aber durch sein künstlerisches Verständniß und im Bereiche seines Korps, in Schlesien, schon nach kurzer Zeit durch persönliche Liebenswürdigkeit bekannt.

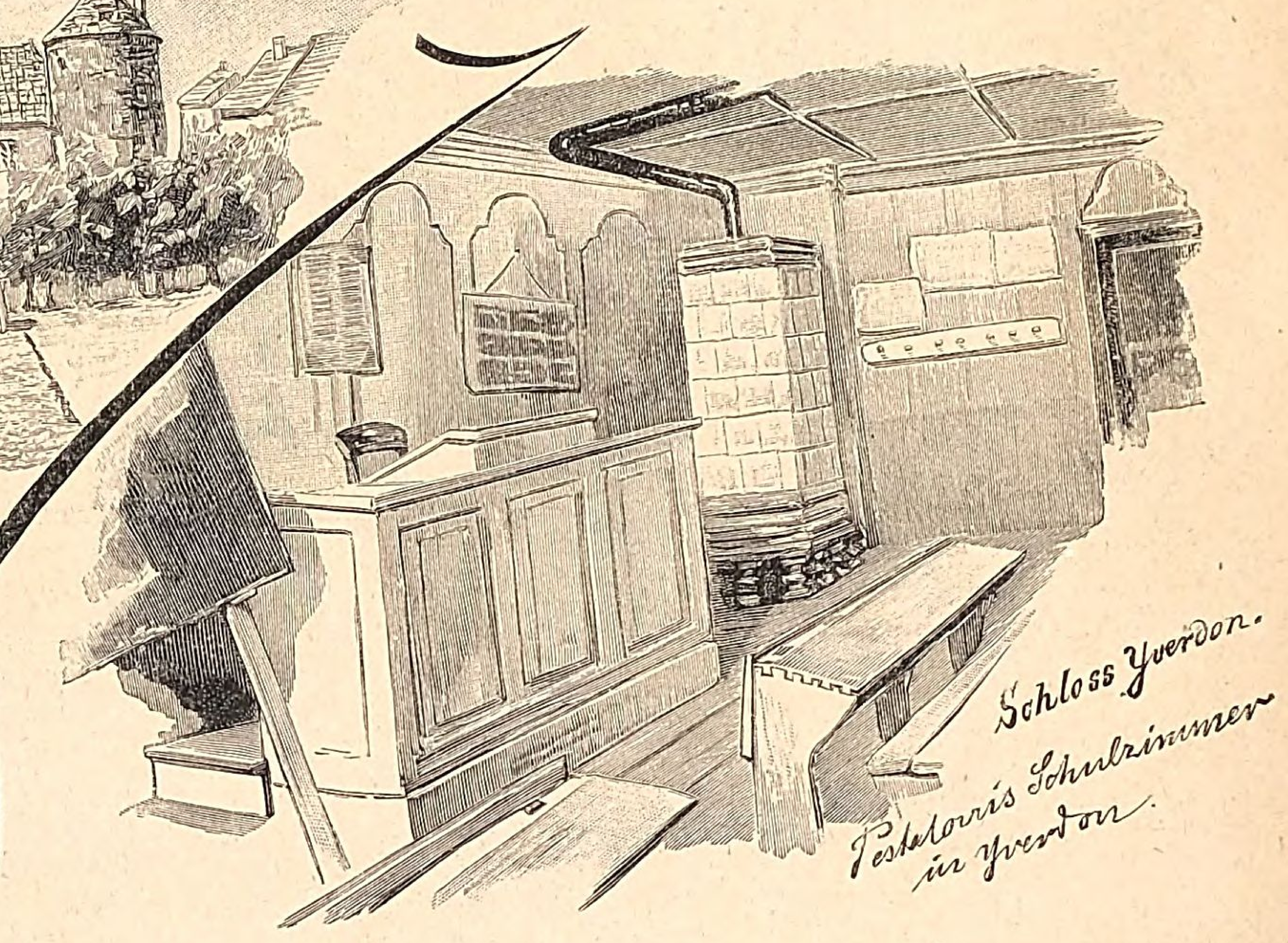
Gehen wir hinüber zur Ostgrenze, so begegnen wir in Posen dem durch seine Ritterlichkeit hervortretenden Kommandirenden des V. Korps, während jenseits der polnisch-preußischen Grenze mit Recht die Energie des entschlossenen Leiters des XVII. Korps gefürchtet wird.

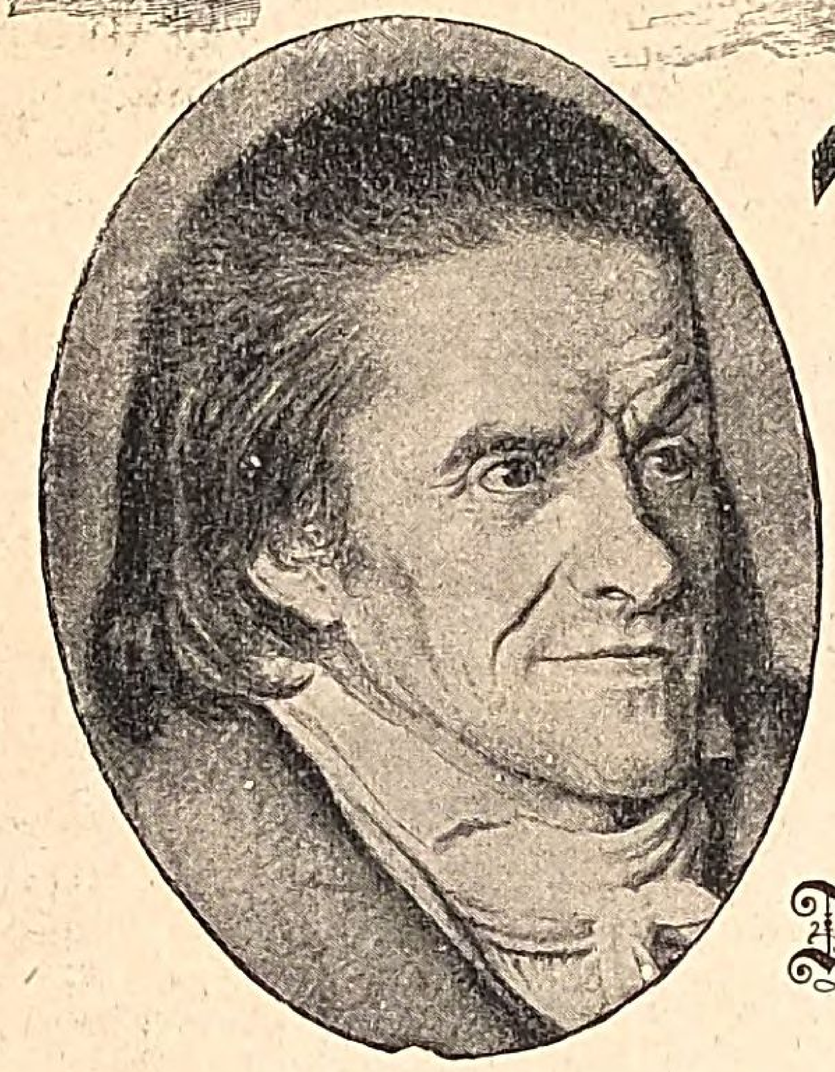
Im Norden aber, an den Grenzen Dänemarks, steht das IX. Korps unter den Befehlen des einstigen Chefs des Generalstabes — des Grafen Waldersee — des Heerführers und Diplomaten in würdiger Vereinigung, während die deutsche Seemacht in der Person ihres kommandirenden Admirals, des Admiral Knorr, vertreten ist, des einstigen Kommandanten S. M. Kanonenboot „Meteor" gegen den französischen Aviso „Bouvet" während des heldenmüthigen Zweikampfes vor der Rhede von Havanah am 9. November 1870.

Der Raum gebricht — alle die Männer auch hier zu nennen, die wir im Bilde vorstellen. Alle sind ja als tüchtige Führer, wenigstens in der Provinz ihres Korpsbezirkes, bekannt — alle haben bereits im Feldzuge ihre Lorbeeren erworben, — wenn auch damals noch in jüngeren Chargen, so doch zur Mehrzahl in Generalstabsstellungen.

F. v. D.-C.







Johann Heinrich Pestalozzi,

der Vater der modernen Volksschule.

Die 150. Wiederkehr des Geburtstages Johann Heinrich Pestalozzis, des größten Pädagogen, den die Geschichte überhaupt kennt, bietet Veranlassung, den Werth der Kulturvermittelung und -Ausbreitung im Rahmen der Kulturarbeit überhaupt zu betonen. Auch unsere Zeit leidet noch an einer auffallenden Unterschätzung der Erziehungsarbeit. Welche Ehren würde man auf „Vater Pestalozzis“ Haupt häufen, wenn er auf einem anderen Gebiete eine gleich große Bedeutung beanspruchen dürfte! Wie weiß man die größten Gelehrten und Dichter zu ehren und den weitesten Kreisen bekannt zu machen! An Pestalozzis Ehrensäule dagegen steht noch heute eine ziemlich kleine Gemeinde, die sich fast ausschließlich aus — „Schulmeistern“ zusammensetzt.

Die Jugend Pestalozzis fällt in die Zeit, in der Rousseaus Geistesblitze die Welt erhellten. Bodmer, Breitinger und andere für Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe begeisterte Männer, die damals in seiner Vaterstadt Zürich wirkten, waren seine Lehrer, hochherzige und strebsame Jünglinge seine Mitschüler.

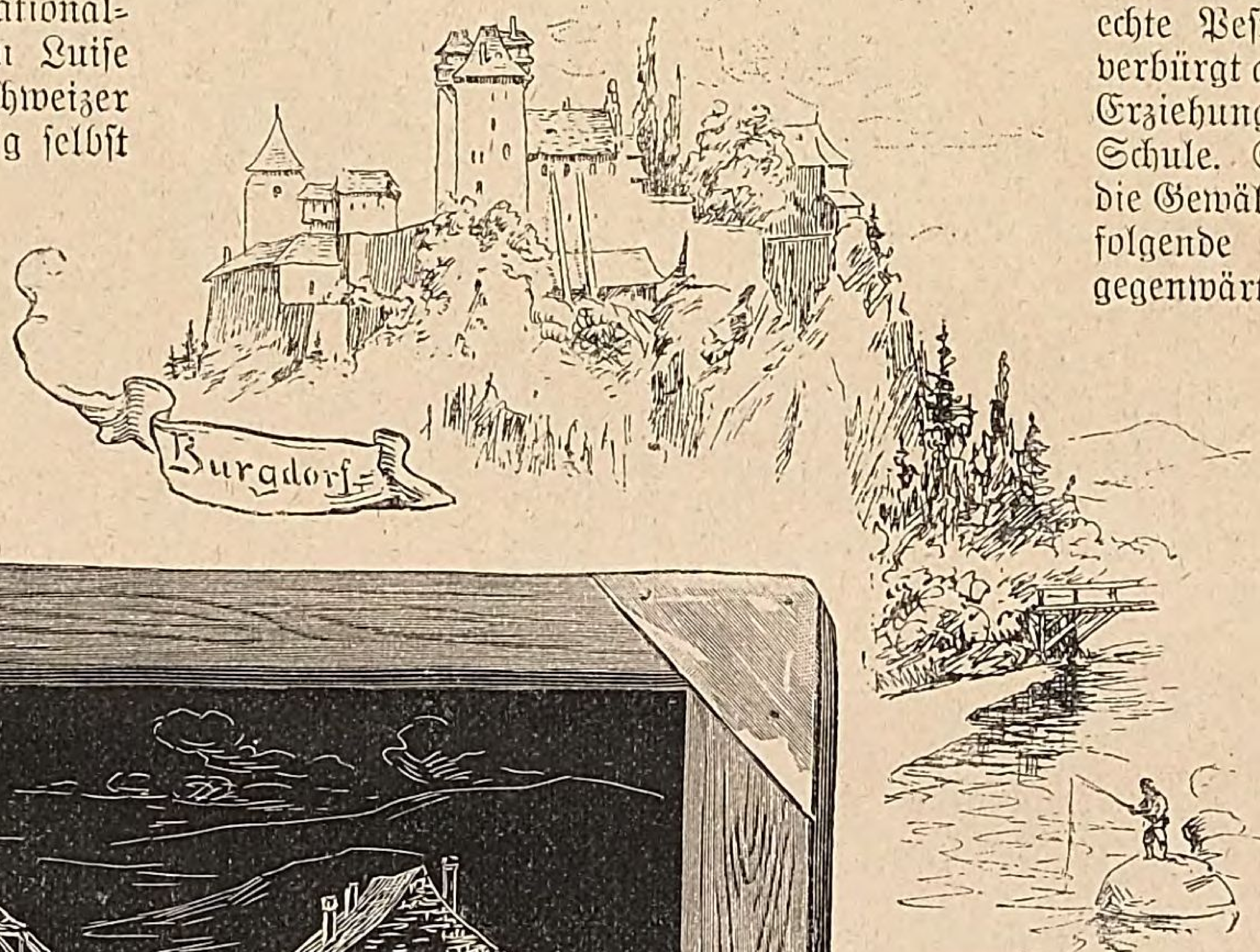
Der Sohn des früh verstorbenen Augenarztes, der von der „besten Mutter“ als „Weiber- und Mutterkind“, fern von dem stärkenden Spielen und Ringen anderer Knaben erzogen worden war, mußte in dieser Welt vollends zum Träumer werden. Kaum zum Jüngling erwachsen, finden wir ihn mit Ideen zur Verbesserung seiner Vaterstadt beschäftigt. Ob seiner diesbezüglichen literarischen Produktionen legte sich manche Patrizierstirn in Falten, und der junge Pestalozzi durfte nicht mehr daran denken, in Zürich eine Stellung zu erlangen, in der ihm eine weiter reichende Wirksamkeit möglich gewesen wäre. Der Weltverbessererdrang trieb Pestalozzi zur Landwirthschaft.

Nach kurzer Vorbereitung erwarb er eine unbebaute Fläche nicht weit vom Stammschloß der Habsburger und erbaute darauf sein Neuhof (s. Abbildung), um durch die Verbindung von Landwirthschaft und Fabrikation dem Volkswohlstand neue Bahnen zu eröffnen. Seine Unternehmungen mißlangen. Aber der wunderbare Mann verzweifelte an seiner Mission nicht: er sammelte arme, verlassene und verkommene Bettelkinder, 50 an der Zahl, in seinem Hause, um sie durch Lehre und Arbeit zu erziehen. Nach fünfjährigem Ringen scheitert auch dieser Plan, aber nicht erlischt Pestalozzis Glaube an die Wahrheit und Macht seiner Ideen. Er verfaßt in diesen trüben Tagen seine am meisten gelesenen Schriften „Die Abendstunden eines Einsiedlers“ und „Lienhard und Gertrud“ und macht dadurch seinen Namen in der ganzen gebildeten Welt bekannt.

Er selbst lebt noch fast zwei Jahrzehnte auf Neuhof in den dürftigsten Verhältnissen weiter, bis ihn die Umgestaltung der Schweiz durch die französische Revolution wieder auf den Schauplatz ruft. Aber der Vielgeprüfte lehnt ein bedeutendes Staatsamt ab; er will „Schulmeister“ werden und nimmt sich der verlassenen Waisen an, die zu Stanz in Unterwalden untergebracht werden. Hier hat sich Pestalozzis reine Menschenliebe am herrlichsten offenbart. Er wäre aber wahrscheinlich in seiner Thätigkeit bald physisch zu Grunde gegangen, wenn

das Geschick ihn nicht aus seiner Lage befreit hätte. Die französische Regierung verwandelte das Anstaltsgebäude in ein Lazareth.

Pestalozzi geht nun als Armenschullehrer nach Burgdorf im Kanton Bern und gründet dann eine Erziehungsanstalt in Schloß Burgdorf (s. Abbildung). Eine Frucht dieser schönen Zeit ist das herrliche Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (1801). Durch einen Wechsel in der Regierung verlor Pestalozzi seine Heimstätte in Burgdorf, führte aber seine Anstalt in Münchenbuchsee (s. Abbildung) und später in Yverdon (s. Abbildung) weiter. Schüler aus allen Kulturstaaten Europas strömten jetzt herbei, Lehrer und Volksfreunde pilgerten zu ihm, Fürsten und Staatsmänner drückten Pestalozzi ihre Verehrung aus. Durch eifrige Jünger wurde sein Geist in die Schulen des ganzen Kontinents getragen, besonders aber nach Preußen, wo Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ auf Pestalozzis Ideen den Plan einer tiefgreifenden Nationalerziehung gründete, die Königin Luise eine eifrige Verehrerin des Schweizer Pädagogen war, und der König selbst wie auch der Freiherr von Stein in einer verbesserten Volkserziehung eines der Mittel erkannten, dem zum Tode erschöpften Staate neues Leben einzuhauchen.



Es thut der Bedeutung Pestalozzis keinen Abbruch, daß seine Anstalt ihn nicht überlebte. Sein Geist und seine Erziehungsgrundsätze haben trotzdem die öffentliche Erziehung zunächst in Deutschland umgestaltet und wirken noch heute in ungeschwächter Kraft auf das Schulwesen aller an der abendländischen Bildung betheiligten Völker ein. Pestalozzis großartige Auffassung der Menschenbildung als einer auf die Menschennatur aufgebauten, durch die Gesetze der menschlichen Entwickelung bestimmten und darum jeder Willkür entrückten Kunst werden die Pädagogenwelt für immer verhindern, in eine oberflächliche, handwerksmäßige Auffassung ihrer Aufgabe zurückzufallen. Und auf dem Boden dieser Pädagogik mußte sich konsequent die gegenwärtig bestehende allgemeine Volksschule entwickeln, die auch das Kind des Niedrigsten mit liebevoller Sorgfalt aufnimmt. Aber Größeres als in seinen Lehren hat Pestalozzi den Erziehern in seinem Leben voller Liebe und Entsagung vermacht. Sein Leben und seine Liebe sind einzig in der Geschichte der Erziehung. Einzig ist auch seine Schilderung der reinsten und uneigennützigsten Liebe beim Erziehungswerke, der Mutterliebe. Sein Traum, daß die Mutter auch im ärmsten Hause des Kindes erste geistige Ausbildung übernehmen soll, wird sich freilich erst auf einer wesentlich höheren Kulturstufe erfüllen. Die echte Pestalozziliebe aber verbürgt allein eine wahre Erziehung in Haus und Schule. Sie giebt allein die Gewähr, daß das nachfolgende Geschlecht das gegenwärtige nicht nur im Wissen und Können, sondern auch im heiligen Erglühen für die höchsten Ideale der Menschheit übertreffen wird.

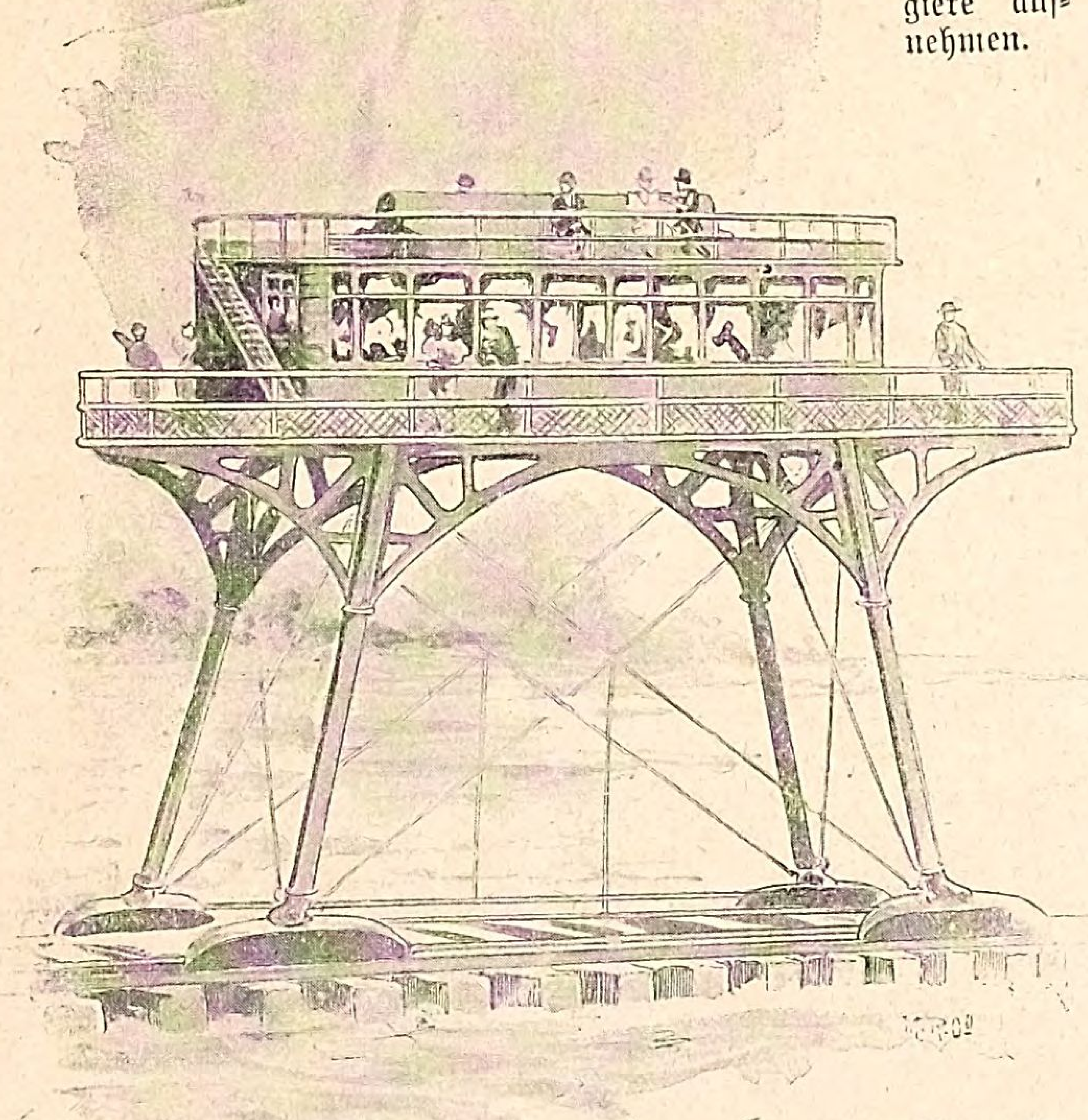
J. Tews.



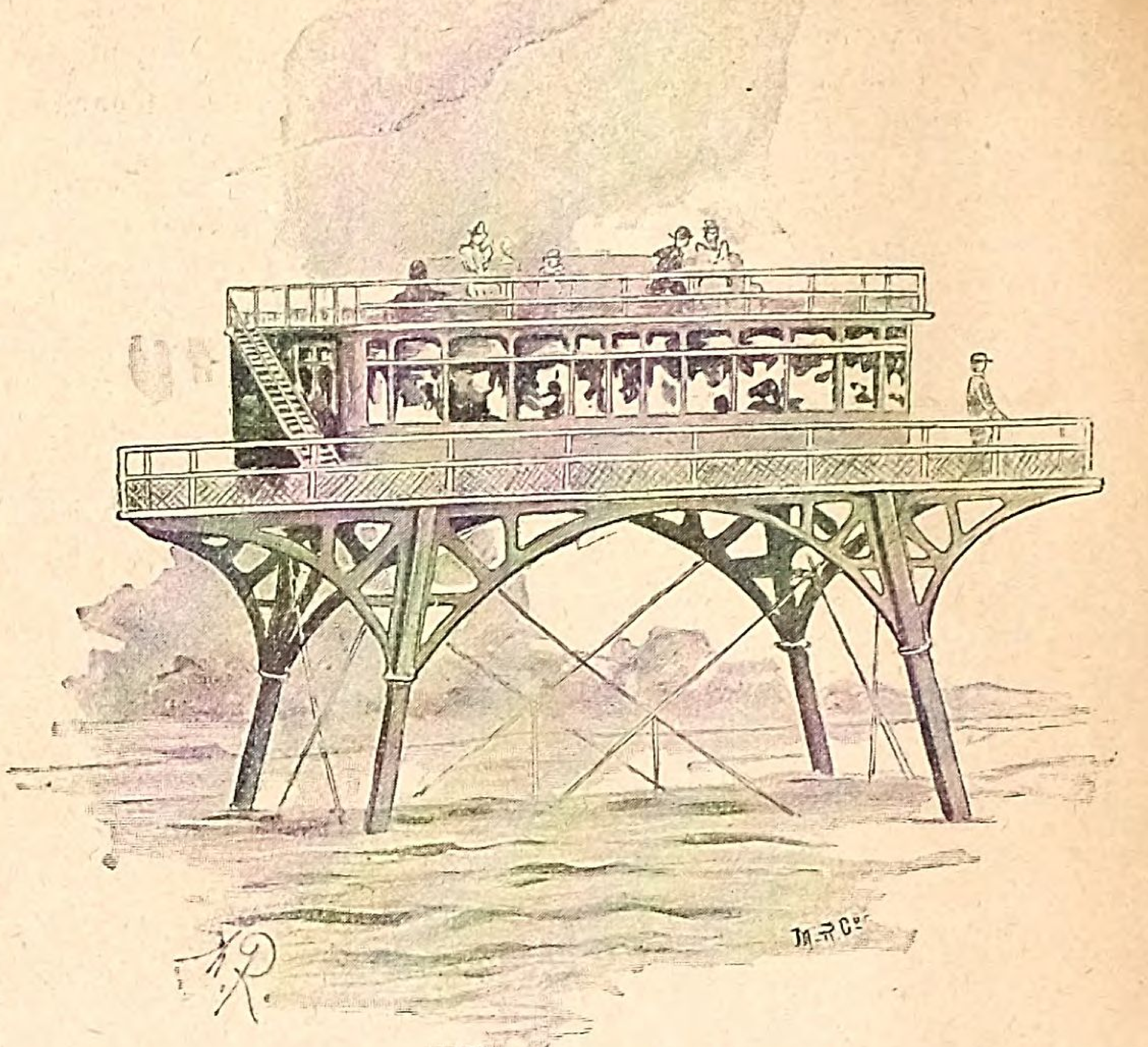


Eine elektrische Eisenbahn durch die See

ist gegenwärtig beim englischen Badeort Brighton im Bau. Die Linie führt drei englische Meilen weit bis zu dem Dorfe Rottingdean, einem beliebten Ausflugsort, und hat ausschließlich den Zweck, vergnügungssüchtigen Leuten alle Reize einer Seefahrt ohne die damit verbundenen Unannehmlichkeiten zu verschaffen. Die Schienen sind in erheblicher Entfernung von der Küste gelegt, so daß die Passagiere den Anblick des pittoresken englischen Gestades mit seinen zerklüfteten Kreidefelsen voll genießen. Der Unterbau der Bahn besteht aus großen Blöcken, die in Zwischenräumen von je 3 Fuß in den felsigen Meeresgrund eingelassen sind und tief genug liegen, um durch den Druck etwaiger Sandanhäufungen nicht gefährdet zu werden. Ihre Höhe wechselt mit den Unebenheiten des Meeresbodens. Der Strang, der aus zwei Geleisen besteht, liegt zur Ebbezeit frei, während der Fluth etwa 15 engl. Fuß unter dem Wasser. Die Bahn, die im Juni 1894 begonnen wurde, hat, soweit sie fertiggestellt war, den furchtbaren Stürmen des Winters 1894/95 auf das Beste widerstanden. Der Betrieb wird ein ebenso origineller, wie im Grunde einfacher sein. Der Wagen, der aus einem Aufbau in der Art des Kajütendecks eines Dampfers besteht, ruht auf vier hohen Beinen aus starken stählernen Röhren. Jedes dieser Beine hat an seiner Sohle eine Rollmaschinerie von vier Rädern im Durchmesser von je 33 Zoll engl., der Wagen läuft also auf zusammen 16 Rädern. Die vier Rädergruppen sind von Schutzvorrichtungen in der Form umgekehrter Boote umschlossen, welche sowohl zum bessern Durchschneiden des Wassers, als zum Forträumen etwaiger Hindernisse auf den Schienen dienen. Auf jeder Seite des Wagens, über je zwei Beinen, befindet sich ein elektrischer Motor von 30 Pferdekräften. Die Kolbenstangen gehen im Innern der Beine auf und nieder und wirken durch ein Zahnräderwerk auf die Räder ein. Der Strom von 500 Volts wird dem Wagen durch Leitungsdrähte zugeführt. Die Schnelligkeit beträgt sechs bis acht englische Meilen in der Stunde. Der Wagen kann 100 bis Passagiere aufnehmen.



See-Eisenbahn bei Ebbe.



See-Eisenbahn bei Fluth.

Die Meerschaumgewinnung.

In einem unlängst von dem englischen Konsul zu Angora, Herrn Cumberlatch, an seine Regierung erstatteten Bericht werden die Meerschaumgruben, welche sich 32 Kilometer südöstlich von Eskie-Schehr an der Anatolischen Eisenbahn befinden, als die ergiebigsten bezeichnet. Auf einem weiten Gebiete ist dort eine große Anzahl von Gruben zerstreut, aber in denjenigen von Sepetdji-Odjaghi und Kemikdji-Odjaghi ist die Förderung am lebhaftesten. Der Meerschaum wird in allen Gruben ähnlich der Steinkohle mehr oder weniger tief in der Erde gegraben.

Die Tiefe der Schachte wechselt von 7,5 Meter bis 36 Meter; sobald man eine Ader erreicht hat, werden eine oder mehrere horizontale Galerien hineingetrieben. Im Allgemeinen trifft man in demselben Schacht selten auf mehr als zwei. Der herausgeförderte Stein wird ham tash (d. h. harter Fels) genannt, obwohl er im Gegentheil so weich ist, daß man ihn mit dem Messer schneiden kann. Er ist weiß mit einem gelblichen Schein, und mit einer ungefähr 2,5 Centimeter dicken Kruste von röthlichem Thon bedeckt. Die Blöcke werden einfach, wie sie zur Oberfläche kommen, nicht nach Maaß oder Gewicht, sondern in Ladungen von drei Säcken verkauft, deren Preis sich nach der Güte auf 125 bis 750 Franks stellt.

Es handelt sich dabei um Stücke von Nußgröße bis zu zentnerschweren Blöcken. Bevor sie an die Eisenbahn nach Eski-Schehr befördert werden, unterwirft man sie einem Austrocknungsprozesse und manchen zum Theil langwierigen und kostspieligen Behandlungsarten. Man befreit sie zunächst von der Thonkruste und trocknet sie dann, wozu im Sommer 5 bis 6 Tage Sonnenbestrahlung genügen, während im Winter 8 bis 10 Tage Aufenthalt in einer Heißkammer erforderlich sind.

Nach der Austrocknung werden die Blöcke gereinigt und polirt, dann in 12 Klassen geschieden und die Stücke jeder Sorte für sich eingepackt, jeder Block mit größter Sorgfalt in Baumwollabfall gehüllt. Die gesammte Produktion geht nach Wien, von wo die Stücke über die ganze Welt verbreitet werden, die schönsten gehen nach Paris. Man berechnet die Jahresproduktion auf 8 bis 10 000 Kisten, von denen die türkische Regierung 37% des Werthes Ausfuhrzoll erhebt.



E. Zimmer. Fanal.

Kunstbeilage zu: „Zur Guten Stunde“.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.





Sylvester.

Skizze von **Hans Wolf.**

(Nachdruck verboten.)

Ein vornehmes Winterquartier im Mittelpunkt der Stadt. Zwölf Zimmer. Viel Dienerschaft. Equipagen und Reitpferde. Bewohner ein durch Geldinteressen zusammengeschmiedetes Ehepaar.

Vor dem Portal hält ein eleganter Schlitten. Eine seidenrauschende Frauengestalt wirft die Pelzdecke zurück und steigt aus. Ein armes Weib mit einem wimmernden Bündel im Arm streckt bittend die frostzitternde Hand hin. Die Dame wendet sich voll Abscheu und eilt die teppichbelegte Marmortreppe zur Beletage hinauf.

„Ekelhaft, dieses Gesindel! Die Polizei könnte wahrlich sorgen, daß dergleichen nicht geduldet wird im besten Stadtviertel —“ Die Zofe springt herbei.

„Ist der Herr zu Hause, Minna?“

„Jawohl, gnädige Frau, der gnädige Herr sind im Jagdzimmer und sehen weiß aus wie 'ne Wand, und der Nimrod ist überfahren worden und gleich mausetodt, das Rad ist ihm über den Hals gegangen.“

„Ist das der gelbe Köter, Minna?“

„Nein, der braune, schöne Jagdhund, gnä' Frau!“

„Widerliches Gethue mit einem Hund! Gehen Sie hinüber — ich wünsche wegen der Kotillontouren mit dem Herrn zu reden.“

Sie läßt sich träge in einen Sessel fallen — wie langweilig, denkt sie gähnend, erst sechs Uhr, und gegen Acht kommen die Gäste, erst gegen Acht, das ist dumm.

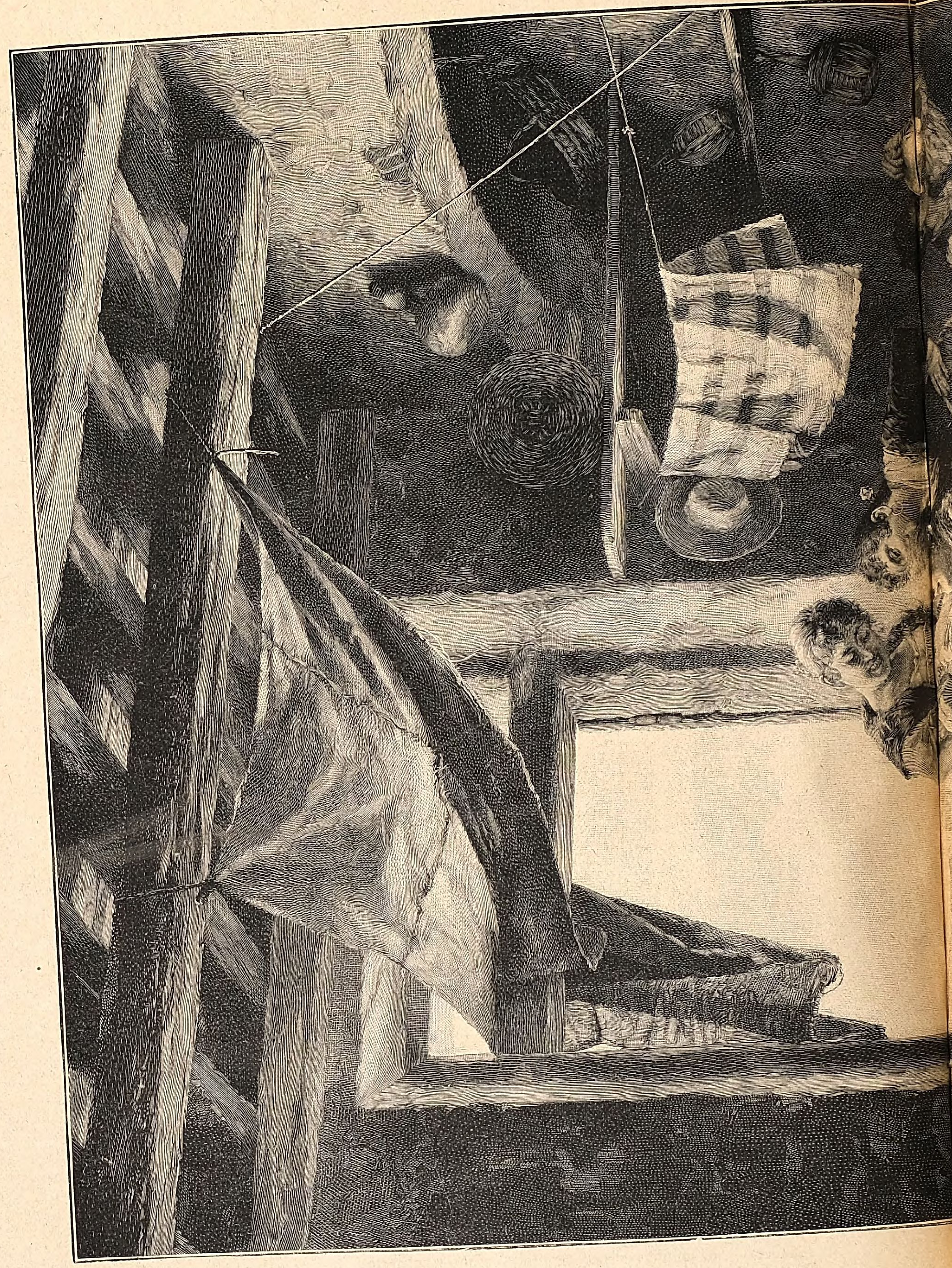
„Der gnädige Herr hat den Herrn Hauptmann Wald herbitten lassen, die Herren sind beim Nimrod,“ sagt die eintretende Zofe. Die Gnädige erhebt sich mit einem Anflug von Interesse und geht hinüber.

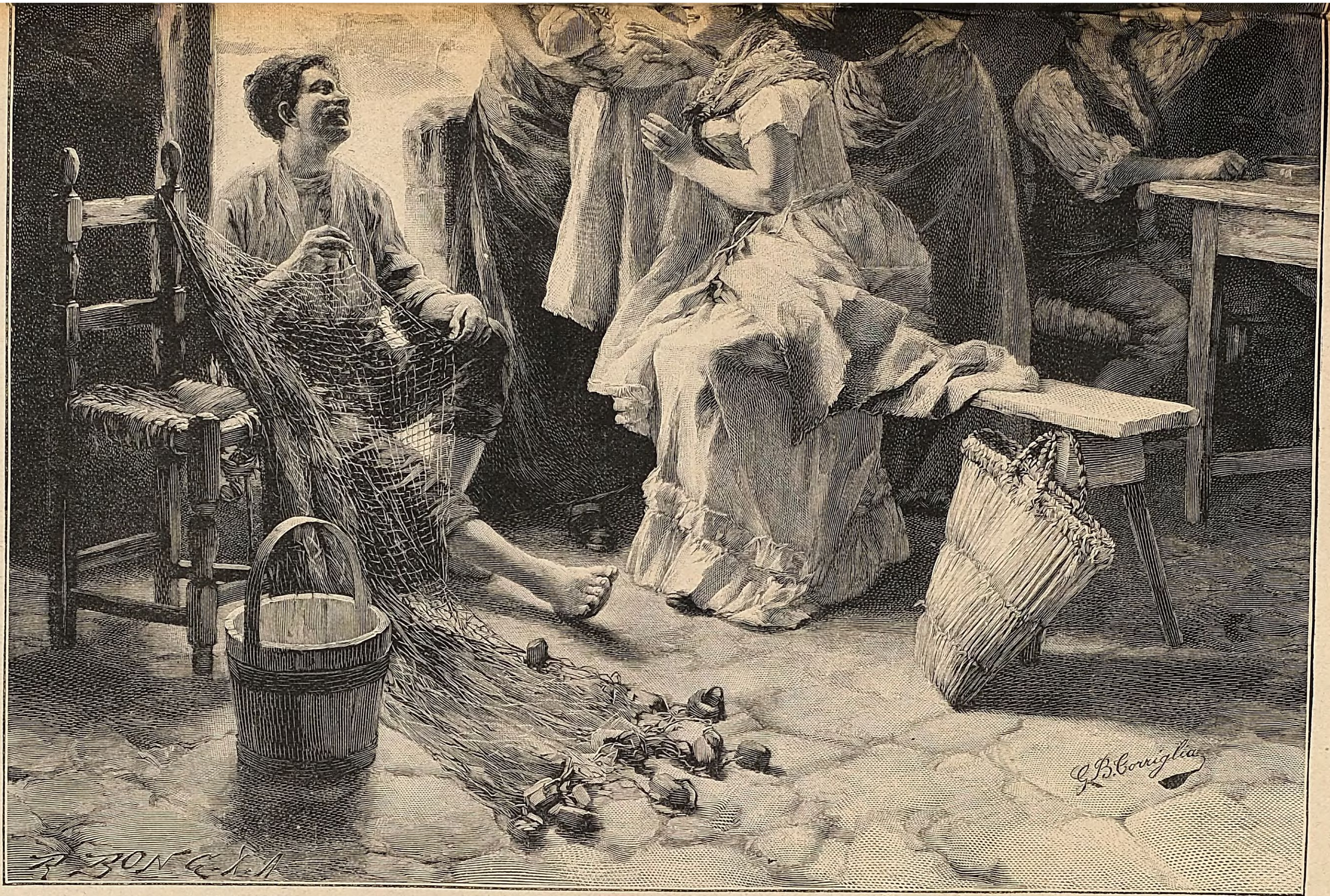
Hauptmann Wald, eine Prachtfigur, steht beim Eintritt der hellen, seidenknisternden Gestalt auf und spricht sein Bedauern über den Verlust des schönen Hundes aus.

„Ein so gutes, treues Thier, gnädige Frau, es thut mir herzlich leid,“ — er fährt schmeichelnd über den Kopf des todten Nimrod — „gestern sprang er mir noch so freudig entgegen — armer, guter Kerl!“

„Ich begreife nicht, wie man sich für dergleichen interessiren kann, Herr Hauptmann! Mein Gatte thut wirklich, als sei ein Mensch gestorben — aber willst Du das da nicht fortschaffen lassen? Ist ja ekelhaft — klingle doch!“

Der blasse, müde Mann, der neben der Hundeleiche auf dem Divan sitzt, streift verächtlich die Sprecherin — „Das da — ist mir lieb und werth gewesen,“ sagt er mühsam beherrscht, „das Jagdzimmer liegt außerhalb Deiner Benutzung und wird heute überhaupt abgeschlossen bleiben!“





G. B. Torréglio. Ganz wie sein Vater!

„Mon Dieu, soviel Lärm um nichts — willst Du Leichenträger bestellen, mein Freund? Ha ha ha — — — wo sind Sie denn heute Abend, Herr Hauptmann?"

„Zu Hause, gnädige Frau —"

„Ah, Sie haben auch Gäste?"

„Keine Spur! Meine kleine Frau bestand darauf, den ersten Sylvesterabend in unserer Ehe zu Zweien zu verleben, und ich hatte nichts dagegen — durchaus nicht!"

„Ganz allein, Herr Hauptmann? Aber das ist ja unglaublich überhaupt! Wie halten Sie denn das aus am heutigen Abend, wo jeder Mensch ein Amüsement hat —"

Ein großer, verwunderter Blick trifft die Fragerin, und dann klingt es schier übermüthig unter dem schwarzen Schnurrbart hervor: „Ein armer Infanteriehauptmann ohne Zulage muß halt bescheiden sein, gnädige Frau — unsereins hält's schon aus am heutigen Abend," und seine Zigeuneraugen blitzen sie schelmisch an bei dem Schlußsatz — dann macht er ihr eine tiefe Verbeugung, verabschiedet sich mit warmem, festem Händedruck von dem Hausherrn und verläßt dann in sichtlicher Eile das Jagdzimmer. Der Hausherr giebt ihm das Geleite bis zur Treppe. In seinen müden, traurigen Augen, die der elastisch hinabeilenden Soldatengestalt folgen, liegt es wie Neid.

Der Hauptmann geht durch ein Nebenportal nach seinem Heim. „Armer Kerl," murmelt er, „armer reicher Kerl!" — Er öffnet mit lautem Geklirr die Gartenthür. Das ist ein „Kniff" von ihm, denn wenn er sein Kommen so geräuschvoll annoncirt, dann geht drüben die Hausthür auf, ehe er die Klingel berühren kann, und seine Gattin läuft ihm entgegen, ob der Schnee hoch oder flach liegt. Dann schilt er, daß sie sich mit den dünnen Schuhen erkälte, und dann nimmt er sie in die starken Arme und trägt sie ins Haus, und dann schilt sie, daß er sie wie ein Kind behandle und nicht wie eine ehrbare Frau. Das Manöver wiederholt sich unendlich oft und ist den Beiden doch immer neu und interessant.

Heute nützt der „Kniff" nichts. Die Klingel geht, und der Bursche öffnet.

„Na, was giebt's, Krakowski? Schaust ja aus, als hättest das große Loos gewonnen, he?"

Krakowski radebrecht glückstrahlend, daß „Mutter seiniges" gekommen sei, daß sie mit dem Nachtzuge habe abfahren wollen und daß „gnädige Frau haben sick gegangen auf Hof bei Kutscherfrau und haben sick bezahlt Kost und Logis für fünf Tage für Mutter seiniges."

„So, so, mein Sohn! Was sagt denn Mutter Deiniges zu Frau meiniges?"

„Sagt sick — hat sich — hat sick gesagt —"

„Na rede doch, Mensch!"

„Zu Befehl! Hat sich gesagt — mit Respekt zu sagen — hat sich gesagt — unser Frau Hauptmann sein sick eine Engel, gut's, schön's, liebes — zu Befehl —"

„Mutter Deiniges ist eine vernünftige Frau, mein Sohn —"

Der Hauptmann zieht seine Hausjoppe an und geht auf den Hof. Aus der Kutscherwohnung tönt Lachen und Gläserklang. Der eine Fensterladen hat eine breite Ritze, und der Hauptmann lugt ungenirt hindurch.

Auf dem Tische mit blaukarrirter Decke steht eine dampfende Suppenterrine, daneben ein Bratenteller mit Pfannkuchen. Die Kutscherfrau mit breiter, blauer Leinenschürze hantirt mit dem bleiernen Aufgebelöffel und füllt die dicken Gläser. Der Mann und die halbwüchsigen Göhren sind bekannte Erscheinungen, aber da an der Schmalseite des Tisches die kleine Alte mit den schwarzen Vogelaugen in dem braunen Gesicht und dem rothen Kopftuch ist entschieden Krakowskis „Mutter seiniges".

Im Hintergrunde liegt ein krankes Kind, und am Bette sitzt eine schlanke, junge Frau, die hat eben dem blassen Geschöpfchen ein Bilderbuch gebracht und erklärt ihm die Figuren darin — „Mein Liebes," flüstert draußen am Fensterladen der Lauscher — und nun steht sie auf, die junge Frau — wie vornehm sie aussieht im schlicht herabfallenden, dunkelblauen Hauskleid mit Watteaufalte und kurzer Schleppe, und als Alles herzudrängt, ihre Hände zu küssen, da flüchtet sie laut lachend hinaus — in die Arme des Gatten.

„Maus! Meine süße, goldige Maus!" Er küßt sie draußen im Schnee, als käme sie aus dem Ausland nach jahrelanger Trennung zurück.

„Du hast mich gesucht, Herzensmann?"

„Freilich, Du Ausreißerin! Ich werde Dich unter Kuratel stellen lassen — der Punsch! Die Pfannkuchen! Kost und Logis für Mutter seiniges! Na warte!" Er bückt sich und küßt den blonden Scheitel.

„Pfui, Gert, Du hast spionirt — die armen Leute — das Kranke verschlingt Unsummen — geh, ich bin böse!"

„Ich auch! Mein eigenes Weib hat Geheimnisse vor mir — na warte!"

„Gert!"

„Maus!"

Eng umschlungen gehen sie zum Gartenhäuschen.

„Was schaust Du Dich so um, Gert?"

„Weißt Du, Kind, ich freue mich immer wieder, wenn ich unser Heim sehe — wie schön ist es nur hier, wie schön!"

„Wie oft Du das sagst, mein Gert, und wie glücklich mich das macht — aber Eins fehlt, Eins, das Du als Künstler vermissest —"

„Unsinn, Kind, wenn ich spielen will, gehen wir zur Tante Anna."

„Das stimmt, Gert, aber nun muß ich in die Küche — hier ist die Zeitung und hier sind Deine Cigarren und zwei Aschbecher — zwei! Hörst Du, Gert? — Du schüttest mir nicht wieder die Asche auf den Teppich oder in den Nähkorb, das verbitte ich mir."

„Nein, nein, auch nicht auf Dein Schreibzeug — Maus, bitte, noch ein Wort!"

„Nun, was denn noch, Du Tyrann?"

„Noch einen Kuß!"

„Du dummer Gert!"

Dann bindet sie eine breite Schürze um und geht in die Küche.

Der Hauptmann legt sich wohlig in den Schaukelstuhl und denkt nach . . . Sechs Jahre haben sie aufeinander gewartet, bis er Hauptmann wurde, und dann schrie man Ach und Weh in der Familie, was das für ein Elend werden müßte, Beide so arm . . . Reich sieht's nicht aus in der kleinen Wohnung — aber reizend gemüthlich — man sieht, daß kunstfertige Frauenhände liebevoll walten. Ueberall lauschige Winkel und Plätzchen — jedes winkt und lockt und schmeichelt: „Komm her, hier ist's mollig — hier wohnt das Glück, und hier die Liebe, und hier der Frieden, komm, komm!"

Stunden vergehen. Jetzt klappern Teller im Nebenzimmer und feine Gläser klingen. Der Mann im Schaukelstuhl träumt weiter — da legen sich von hinten weiche Frauenarme um seinen Hals und rothe Lippen streifen den schwarzen Scheitel.

„Woran denkst Du, Gert?"

„An eine Frau, mein Liebes."

„An eine Frau?! Gert, ich bin eifersüchtig! Ist sie schön? Ist sie reizend? Ist sie jung?"

„Ich weiß nicht, Maus! Du sagtest einmal, sie habe blonde Haare, blonde Augen, blonde Wimpern und ein blondes Herz."

„Ach, Frau von Brand im Vorderhaus! Da bin ich nicht eifersüchtig."

„Erlaube, Kind, sie hat Diamanten, daß man ganz geblendet ist."

„Laß sie doch! Ich bin viel reicher — ich habe einen Sternenhimmel, der ist viel kostbarer."

„So — o —! Du kleine Schwärmerin!"

„Ja, natürlich! Was sind mir die kalten Steine, wenn ich in meinen Himmel sehe und in meine geliebten Sterne!" Sie küßt seine Augen und dann springt sie auf und zieht ihn mit. „Komm, Gert, ich habe etwas für Dich, aber Du mußt nicht bös sein, und Du stellst mich auch nicht unter Kuratel, gelt, Herzensmann?"

„Was denn, mein Kleines?"

„Komm nur!" Sie gehen in den hinteren Flur.

„Um Gottes Willen, Kind, was soll das?"

„Mein verspätetes Weihnachtsgeschenk! — freust Du Dich, Gert?"

„Verzeih, Kind, ich verstehe nicht! Wem gehört das Instrument?"

Die junge Frau klappt erröthend den Deckel auf. Auf den Tasten liegt ein rothes Buch mit Goldschnitt —

„Schau doch hinein, Gert!"

„Verse — von Dir, Maus?"

„Ja, in Leipzig verlegt," berichtet sie eifrig, „und dann, bitte, sieh diesen Brief aus Chicago — man sendet mir für meine ‚Märchen' einen ganzen Sack voll Dollars. Merkwürdiger Zufall! Heute früh kamen beide Glücksnachrichten an, da wollte ich Dir doch auch eine Freude machen; mein Einziger, ich weiß ja, wie Du Dich nach einem eigenen Instrumente gesehnt hast. Sieh, Gert, Du hast auch Theil an meinem Erfolg — wenn ich nicht so glücklich wäre, könnte ich nicht solche Sachen schreiben — in der Kritik steht: was von Herzen kommt, das geht zu Herzen — Du hast auch Theil daran, Gert!"

Seine Augen werden feucht und er küßt sie, als wolle er ihre Seele trinken — —

„Ich verdien's nicht, Du süße Verschwenderin — Du hättest Dein amerikanisches Honorar aufheben sollen — in einem halben Jahr — bedenke doch, Maus — —"

Dunkle Gluth loht über ihr Antlitz, sie flüchtet aus seinen Armen ins Wohnzimmer, öffnet ein Fach ihres Schreibtisches und nimmt ein Päckchen blitzender Goldstücke heraus.

„Noch ein Geheimniß, Lieb?"

„Schau, Gert, das ist noch übrig, das legen wir auf die hohe Kante — siehst Du, da spottest Du böser Mann immer über meine ‚Schwärmereien', und die aus Luft und Duft gewebte Dame Phantasie hat doch manchmal ein ganz solides Geldbeutelchen in der Tasche."

„Gnä' Frau, die Kartoffeln sind fertig!"

„Ich komme, Anne — also bitte, zu Tisch, Gert!"

Es giebt Karpfen in Bier, und dahinter trägt Anne ganz stolz einen Fasan auf.

„Weißt Du, Kleines, es schmeckt doch nirgends so gut wie bei uns. Donnerwetter! Fasan mit Sauerkraut? Aber Mausel! Meine kleine Fee legt den Zauberstab ja heute gar nicht aus der Hand — ei! Das war aber einmal hübsch gesagt, was, Maus? Ja, ja! Man verkehrt nicht umsonst mit Schöngeistern — die Poesie färbt ab!"

„Du bist ein entsetzlicher Spötter, Gert! Laß mich heute doch Fee spielen, es ist ja ein Glückstag, den müssen wir doch ein Bissel feiern — warte nur — von morgen ab bin ich wieder der reine Hausdrache!"

Krakowski und der Kutscher rollen unter des Hauptmanns Anweisung das Instrument in den kleinen Salon.

Mächtige Tonwellen durchbrausen das Gartenhaus. Heitere und ernste Weisen wechseln ab — eine kleine Pause — dann braust in rauschenden Akkorden ein Choral von den Tasten: Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren ...

Bim — Bam — — Bim — Bam — — jubeln die Glocken vom Thurme — Sylvesterglocken ...



A. Schmidhammer. Der Siebensprung.

Historisch-bayerisches Volkstrachtenfest.

Von **Alex Braun**.

Der nivellirende, vorwärts hastende Zug der Zeit drängt auch den Bauern, mit der Mode zu gehen, der seine Vorfahren in jahrzehntelangen Pausen bedächtig und zaudernd nachzuhinken pflegten.

Der Soldat, das Mädchen, das in der Stadt gedient hat, bringen bei der Rückkehr ins Dorf stets „das Neueste" mit, und selbst in die entlegensten Thäler tragen die „Sommerfrischler" von Jahr zu Jahr einen neuen Abglanz der Mode. Freude an der Abwechselung, aber auch Wohlfeilheit und Bequemlichkeit thun das Ihrige, um die alten, steifen Prunkgewänder in die Truhe zu verbannen. Schneider und Näherin, die vom Reisenden die Losung empfangen, wetteifern, durch „gebildete" Kleidung Ersatz zu schaffen. Freilich solch ein chik mit Federn und Blumen garnirter Modehut will gar nicht zu dem sonnengebräunten, pausbäckigen Gesichtchen passen, das in der stammeseigenthümlichen Spitzen- oder Bänderhaube doch so hübsch aussah, und die jugendkräftige Gestalt, die in dem silberverschnürten, gestickten Mieder drall und schmuck hervortrat, droht die moderne Taille in allen Nähten zu zersprengen.

Wo die Volkstracht schwindet ist auch meist der bäuerliche Wohlstand im Entweichen. Mit doppelter Freude begrüßt daher der Freund des Volksthümlichen die leider immer seltener werdende Anhänglichkeit an die altherkömmliche Tracht und sucht dieselbe auf jede Weise zu befestigen und zu fördern.

Aus diesem löblichen Bestreben erwuchs in München der glückliche Gedanke, ein großes historisch-bayerisches Volkstrachtenfest mit dem seit fast einem Jahrhundert jeden Herbst auf der Theresienwiese zu Füßen der Bavaria abgehaltenen Oktoberfeste zu vereinigen.

Sie sollten insgesammt, Bayern, Schwaben, Franken von diesseits und jenseits des Rheins, in ihren Stammestrachten erscheinen und in festlichen Tänzen und Aufzügen ein Bild ihrer zum Theil auf urgermanische Zeiten zurückgehenden Sitten und Bräuche geben. Die seit der Völkerwanderung namentlich in Franken vielfach eingesprengten wendisch-slavischen Elemente erhöhten mit der Farbenpracht und Mannigfaltigkeit des Gesammteindrucks auch das kultur-historische Interesse der Veranstaltung, an deren Spitze Hauptmann a. D.



A. Schmidhammer. Der Schuhplattler.



A. Schmidhammer. Der Berchtentanz.

Maximilian Schmidt, ein Sohn des bayerischen Waldes und bewährter Dialektdichter, und Universitätsprofessor Sepp, als geborner „Gebirgler“ aus Tölz im Isarthal nicht minder mit dem Wesen des Volkes vertraut, getreten waren. Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern gewährte sein Protektorat, die Lehrer und Pfarrer im ganzen Lande boten thatkräftige Unterstützung.

Zwölfhundert durchaus echte Volkstrachten waren zu dem mit einer dramatischen Weiheszene, alten Tänzen und Liedern eröffneten Feste im Münchner Kindlkeller zusammengebracht. Neben den feschen muntern „Buam“ und „Deandln“ waren auch die verheiratheten „Mannets“ und „Weibets“ in ihrer angestammten bunten, silberstrotzenden und seidenschillernden Sonntagspracht erschienen, ja sogar der „Ahnl“ (Großvater) mit dem riesigen Napoleonshut und dem rothgeblümten baumwollenen „Regendachel“ fehlte nicht. Die sogenannten Nationaltrachten verrathen gar manche Spuren vergessener höfischer Moden, die, von Neuerungen vertrieben, sich aufs Land flüchteten, dort sich der ortsüblichen Kleidung aufpflanzten und unbeschadet gewisser pietätvoll gewahrter charakteristischer Stammesabzeichen mit ihr verwuchsen, bis in langen Pausen eine andere Wandlung sie ablöste. Der schwäbische „Drispitz“ ist ein verbauerter Nachkömmling vom Hut eines französischen Grandseigneurs. Der tiefe Ausschnitt des ländlichen Mieders markirt heute noch die höfische Unsitte des 18. Jahrhunderts, die unter den Aermellöchern beginnende Taille der Dachauerinnen ist ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Empire und mit den unförmigen, auswattirten Schinkenärmeln sind die fränkischen und niederbayerischen Bäuerinnen, indem sie bei der Mode ihrer Aeltermütter beharrten, dem Geschmack unserer eleganten Schönen nur vorausgeeilt. Dagegen offenbart die Grundform der weiblichen Kopfbedeckung, bei Fränkinnen und Schwäbinnen stets eine auf dem Hinterhaupt getragene spitze Haube, bei Weibern slavischen Blutes ein Tuch, unweigerlich die Stammeszugehörigkeit. Hier deutet das Schürzenband, vorne zu lang herabflatternder Schleife geschlungen, auf den altgermanischen Frauengürtel, der sich in dem aus zehn

silbernen Rosen gebildeten, um die Hüften getragenen
jungfräulichen Ehrengurt der oberbayerischen Braut noch
unversehrt erhalten hat. Dort birgt das „Büschl" am Hut
des Burschen und Mieder des Mädchens heidnische Heil=
und Weihekräuter, die, einst der Freya heilig, nun vor dem
Maienaltar in der Stubenecke erblüht sind. Wie gut dem
niedlichen „Schwabemädle" das auf dem Wirbel zu=
sammengedrehte „Nest" steht! Die aufgeweckte Kleine weiß
es wohl, aber indem sie, um ihrem Hannesle zu gefallen,
das Blondhaar recht fein glatt aus der Stirn streicht und
hoch aufflicht, ahnt sie nicht, daß ihre Haartracht eine
Spielart des schon von Tacitus geschilderten Sueven=
Schopfes ihrer Urahnen ist.

Während in der Gewandung nur vereinzelt aus=
geprägte Stammesmerkmale an die Vorzeit erinnern, tritt
uns ihr Wesen in den Volkstänzen lebendig entgegen, die
ein getreuer, ungebrochen durch Jahrtausende forttönender
Nachhall der frühesten deutschen Vergangenheit sind. Der
Glanzpunkt des Volkstrachtenfestes war die ebenso lehr=
reiche als ergötzliche Vorführung verschiedener historischer
Nationaltänze. Da schickt sich eine Maid aus der Röhn, das
weiße, steifgestärkte Batisttuch über der Stirne zu einer mäch=
tigen Masche aufgebunden, an, beim „Siebensprung" die
wunderlichen Huldigungen ihres langröckigen Partners
entgegenzunehmen. Sie galten in heidnischer Vorzeit wohl
Frau Hertha, der Göttin der Erde, denn die Erde berührt
der Tänzer, als wollte er ihrer Kraft am ganzen Leibe
theilhaftig werden, siebenmal, je zweimal mit den Füßen,
Knieen, Ellenbogen, erst dem rechten, dann dem linken,
und schließlich mit der Stirne, während die Tänzerin,
zierlich die Röcke fassend, um den am Boden Hingestreckten
herumwirbelt. Wo in Bayern, Franken, Schwaben, in
Westfalen, der Mark, am Harz, am Niederrhein bis nach
Holland der seltsame Tanz noch zuweilen vorkommt, lautet
das Lied des Springers mit geringen Abweichungen:

„Mach mir nur den Siebensprung,
Mach mir alle sieb'n,
Mach mir, daß ich tanzen kann,
Tanze wie Edelmann."

Nur ein jüngeres bayerisches Schnadahüpfl entschlägt
sich beim Siebensprung aller aristokratischen Anwandlung
und jauchzt:

„Drum nimm i a frisch jungs Ding
Und mach' halt mit ihr die sieben Sprüng."

Mit einer gemessenen Anzahl von Sprüngen aber
begnügt sich der übermüthige Gebirgsbua nicht bei seinem
Lieblingstanz, dem „Schuhplattler", noch drastischer „Haxen=
schlager" genannt, das Muster eines von keinerlei Kultur=
einflüssen angekränkelten altdeutschen Bauerntanzes. Just
so wie ums Jahr 1000 der Tegernseer Dichter Rudlieb
den Tanz seiner Heimath schildert, ist der Schuhplattler
noch heute ein Haschen und Meiden, wobei die Schöne in
ihren hellschillernden Seidenröcken wie ein Täublein um=
herflatternd behend dem sie gleich einem gierigen Falken
umkreisenden Burschen entschlüpft und sich zierlich um ihre
eigene Achse dreht, bis der stürmische Werber sie endlich
erringt, mit beiden Armen jubelnd umfaßt und hoch empor=
schwingt zum Zeichen des Besitzes, um sie dann zärtlich
niedergleiten zu lassen und seinem Siegestaumel in Jauchzen,
Springen, Stampfen, Purzelbaumschlagen, Klatschen und
Klopfen auf Schenkel, Waden, Sohlen und anderen Zeichen
unbändiger Freude Luft zu machen.

Der Haupteffekt aber war dem Berchtentanz vorbe=
halten, diesem grotesken Zerrbild der Opferreigen Berchtas,
das, einst im ganzen gebirgigen Chiemgau, dem Salzburg=
schen wie Steiermark und Tyrol geläufig, nun nur noch in
Zell am See gefunden wird. Seit aus der Göttin häus=
lichen Glückes, der segenspendenden Gemahlin Wodans, die
„schieche" (häßliche, übelwollende) Perchtl geworden ist, die
mit ihrem wilden Gejaid in den „Zwölften", von Weih=
nachten bis Dreikönig, nächtlich durchs Gebirge saust,
haben auch ihre tanzenden Priester in wilde Fratzen=
gestalten sich verwandelt. Bizarr und grell aufgeputzt, in
gelbrothen Gewändern, über und über mit Bändern, Zotteln,
Federn und Thierschwänzen behängt, ziehen die Burschen
wie böse Geister in den genannten Winternächten johlend
und kreischend von Hof zu Hof und führen mit ungestümem
Stampfen den halb erschreckten, halb ergötzten Bauern
ihren Reigen vor, zu dem Hackbrett und Pfeife den Takt
geben. Wer sie nicht gut aufnimmt, hat die unsanfte
Pritsche des „Putz" zu gewärtigen, des ländlichen, mit
einem ungeheuerlichen Vogelgesicht verlarvten Harlekins,
der in der Nachhut der indianerhaften Berchtentänzer trabt.

Gebüßte Schuld.

Gebirgserzählung von **Wilhelm Herbert.**

(Fortsetzung.)

Der Bauer kauerte sich hinter das Buschwerk bei
Gregoris Marterl und lauschte.

Langsam schlich Etwas heran, von Zeit zu Zeit
an sich haltend und prüfend, ob Alles ruhig wäre.

Wie es ganz nahe gekommen war, trat der Todten=
hofer mit einem Schritt aus seiner Deckung und rief:
„Halt — steh'!"

Der Elserpeter schrak zusammen und stand wie an=
gewurzelt, zumal er gleichzeitig einen Hahn hatte knacken
hören; denn er war wie alle hinterlistigen Naturen feig.

„Wer bist' und was suchst' da heroben zu nacht=
schlafender Zeit?" rief der Todtenhofer drohend und trat
ihm unters Gesicht. „Ueberhaupt, was suchst' beim
Todtenhofer heroben?" fuhr er fort, als er sah, daß
es der Nämliche war, den er schon öfter in der Nähe
seines Hofes beobachtet hatte.

Wie aber der Andere bemerkte, daß der Bauer
seinen Stutzen herunternahm, gewann er die alte Keck=
heit wieder.

„A schön's Dirndl such' i," lachte er trotzig, „und
i moan', i hätt's g'funden!"

Die Zornader auf des Todtenhofers Stirn schwoll.
„Und wo nachher?" frug er und richtete sich hoch
empor.

„Auf'm Todtenhof!" entgegnete Peter frech und
rückte sein Hütl zurück.

„Mei' Tochter!" rief der Bauer und schwang die
Faust. „Nimm Di' in Acht, Bürschl, daß Di' Dei'
Fund net reut! Dös Dirndl is mei' Kind, verstehst,
und was an Todtenhofer g'hört, dös rührt Koaner an
ung'straft!"

„Vom Todtenhofer seine Stückeln brauchst' mir nix

z'erzählen!" lachte der Bursche höhnisch. „Die woaß i eh! Aber i moan', just d'rum brauchest net so gach sein, wann si' a ordentlicher Bua um Dei' Dirndl umschaut! Es werden eh' net viel kemma von da drunten 'rauf und bei Dir d'rum anhalten!"

„Und wann s' Alle kommen," rief der Todtenhofer in grimmem Stolz, „nachher jag' i s' All' miteinander zum Thürl 'naus! Mei' Dirndl braucht koan' Mo' und von da drunt' kriagt s' scho' amal gar Koaner!"

„Schau, Todtenhofer," sagte der Elserpeter und in seiner Stimme zitterte die Begierde, „wannst nur aa a vernünftig's Wörtl mit Dir reden ließest! Mir g'hören ja g'wissermaßen z'samm —"

„Mir z'samm?" antwortete der Bauer. „Wann der Hirsch z'samm g'hört und der Wolf, der wia a hoamtückischer Räuber des Nachts um sei' Lager schleicht, nachher gehören wir z'samm —"

„A guata Vergleich," rief der Bursche, „nur daß der Hirsch koan' Jaga niederbrennt und koan' Bruadern über d' Wand abistürzt —"

Der jähzornige Bursche hatte die schwere Anklage in einem heißem Athemzuge herausgehastet; sonst, bei ruhiger Beobachtung seines Gegners, hätte er sicher noch mitten im Satze innegehalten — so fürchterlich war die Wirkung, welche seine Worte auf den Todtenhofer ausübten.

Wie eine Tanne hoch auf einsamer Felswart, die der plötzliche Wettersturm angreift, bog sich der Bauer erst zurück und lauschte mit geballten Fäusten auf den schweren Vorwurf, dann mit einem jähen Schrei stürzte er auf seinen Widersacher, er faßte ihn mit Riesenstärke an den Schultern und hob ihn so empor wie ein Kind.

„Was hast' g'sagt? Was hast' g'sagt?" keuchte er dabei. „Was hab' i tho'?"

Der Elserpeter mühte sich vergebens, aus den eisernen Griffen, die ihn hielten, los zu kommen.

„Spiel' do' net Komödi," rief er dabei, „woaßt' ja, was Alles von Dir sagt seit fünfazwanz'g Jahr'!"

Bei diesen Worten schien dem Todtenhofer plötzlich die Erinnerung wieder zu kommen, die ihn erlahmte.

Er ließ den Burschen zur Erde nieder, strich sich mit der Hand schwer über die Stirne und murmelte: „Alles seit fünfazwanz'g Jahr!"

„Aha!" dachte der Andere. „Jatzt druckt'n 's schlecht' G'wissen! Drauf oder nia!"

„Sigst, Todtenhofer!" sagte er vertraulich. „Vor mir brauchst' Di' net z' schaama — mei' Vater hat seinerzeit aa am Kirta Oan' dastochen und is im G'fängniß g'storben — mir g'hören also z'samm — woaßt, wann s' mi aa so nix merken lassen die Leut' drunten und mi schön in's G'sicht thun, untereinander werfen's uns zwoa do' in oa' Schüssel —"

„In oa' Schüssel!" wiederholte der Todtenhofer wie geistesabwesend. „Mi' und an Todtschläger sein' Buam!"

„Drum hab' i' g'moant," fuhr der Andere fort, über seiner leidenschaftlichen Begierde das Gemurmel des Bauern überhörend, „Du giebst mir Dei' Dirndl zum Weib — nachher is g'sorgt für sie und Du brauchst' net fürchten, wannst amal Deine Augen zudruckst, daß sie schutz- und ehrlos dastehen muaß wia a Ausg'stoßene, die Jed's auslacht! Nachher hat s' mi'!"

„Wia a Ausg'stoßene!" murmelte der Bauer. „Nachher hat s' Di'!"

„Da hab' i no gar nia d'ran denkt!" sagte er dann in einem seltsamen Tone, der den Burschen unheimlich anmuthete. „Da hab' i no gar nia d'ran denkt, was aus mein'm Dirndl werden sollt' in der Welt, wann i nimmer bin — i muaß rein g'moant haben, i hab's ewige Leben!"

„Sigst es, Todtenhofer!" rief der Elserpeter. „Darfst mir no' dankbar sei' aa, weil i Di' auf solchene Gedanken 'bracht hab' — also schlag' ei'!"

Da schien der Bauer wieder zur Wirklichkeit zu erwachen.

„Na!" sagte er stolz und hart. „I schlag net ei' — aber mei Geduld hat iatzt a End' — mach, daß D' aus mei'm Revier 'nauskimmst auf oans — zwoa — drei — sunst treib' i Di' 'naus wia an lausigen Hund!"

„Warum?" rief der Andere gehässig und enttäuscht. „Warum schlagst' net ei'?"

„Dös kannst' aa wissen!" entgegnete der Todtenhofer und richtete sich gerade an seiner Büchse auf. „Weilst a Lump bist und da Sohn von an Lumpen!"

Wie eine Wildkatze, die einen Schlag ins Gesicht erhielt, sprang der jähzornige Peter vorwärts, in blinder Wuth die Stärke seines Gegners vergessend, aber im nächsten Augenblicke taumelte er unter dem Stoße, den ihm der Bauer versetzte, zurück und kollerte einige Male übereinander. Als er sich wieder aufraffte, las er feig und scheu in lautloser Hast sein Hütl vom Boden auf; aber Todfeindschaft gegen den dort war ihm ins Herz geschrieben von dieser Stunde an.

Der Todtenhofer wandte sich, den abgeschüttelten Gegner keines Blickes mehr würdigend, dem Hofe zu.

Kaum aber war er zehn Schritte weit gegangen, da raschelte es im Gebüsch und eine Gestalt bog sich aus dem Dunkel.

„Was willst Du da?" frug er barsch.

„I hab' nur g'moant," entgegnete eine halblaute Stimme unsicher, „wannst mi' brauchst — bei dem Handel da!"

„Di' brauch' i nia und bei koa'n Handel!" entgegnete der Bauer mit drohendem Ernst. „Vaschwind — i will Di' net seg'n heut'!"

Gehorsam und lautlos schloß sich der Busch — die jähe Erscheinung war eben so rasch verschwunden wie gekommen — aber doch nicht rasch genug, als daß nicht der Elserpeter, der heimlich nachgeschlichen war, sie beobachtet hätte.

„Was is da no' für a Mannsbild herob'n?" murmelte er in höchstem Erstaunen. „Da hab' i no' nia was bemerkt davon!"

Der Todtenhofer hatte inzwischen mit raschen Schritten seinen Hof erreicht.

Schon stand er an der Umzäunungsthüre, da schien ihm noch ein Anderes in den Sinn zu kommen. Er wandte sich nach dem kleinen Hügel hinüber, auf dem — — nahe beim Hofe — die Kapelle stand, welche er sich hier oben erbaut hatte.

Er griff in die Tasche und zog den Schlüssel heraus, der ihre Thüre sperrte. Laut hallte sein Schritt auf dem Steinpflaster wider, während der volle Mond-

schein hinter ihm her zur Thür hereinquoll und die Bilder an der Wand überfluthete. Hinter dem Altare war eine zweite kleine Thüre. Auch diese öffnete er und trat nun auf den engen Friedhof hinaus, den er hier, von einer hohen Mauer umgeben, angelegt hatte, für sich und die Seinen.

Ein einziger Grabhügel war bis jetzt in dessen Mitte aufgerichtet unter einem Baldachin von Blumen und Blüthen, wie man sie in dieser Bergesstille nicht gesucht hätte, wie aber der geschützte, windsichere Ort sie gedeihen ließ. Jasmin und Rosen spendeten betäubende Düfte, und Bergfinken sangen noch leise in den Zweigen.

„Liab's Weib!“ murmelte der Todtenhofer, den Hut in den Händen. „Schau, i hab's guat g'moant, wia i All's auf mi' g'nommen hab', und hab' mir denkt: I trag's und sonst thuat's Neamad was! Und wann i mei' Kind behüat' vor jedem Hauch von da drunten, nachher geht's an ihr vorbei und sie erfahrt und woaß nix davo'! Aber heut' plötzlich fallt's mir schrecklich auf die Seel': Wann i nimmer bin, was bleibt nachher für sie? An Todtschläger sei' Sohn als Mann, weil sie an — Mörder sei' Tochter is!“

Er lachte bitter auf und schüttelte beide Hände gegen das Grab hin.

„Na, na, sorg' Di' net! Es is no' Zeit! I mach's no' guat! Es wird a schwerer Kampf für mi'; aber i fecht'n aus für unser Kind! Guat' Nacht, liab's Weib!“

Der finstere, ernste Mann beugte sein Knie vor dem Grabhügel und ging langsam den Weg zurück, den er gekommen war.

Beim Hofe dort begegnete ihm die alte Traudl.

„Wo willst D' denn no hin?“ fragte er sie.

„Nüber!“ murmelte sie. „Nüber zum Marterl!“

Er nickte ihr zu. „Arm's Weib!“ brummte er. Dann ging er ins Haus.

4.

Der Vorabend des Johannisfestes war gekommen. Alle Häuser im Dorfe hatten sich für den nächsten Tag blank geputzt — die Fenster glänzten; der Herd spiegelte die Hände der Bäuerin in der schimmernden Kupfereinfassung wieder und der große Tisch und die Bänke in der Stube waren so rein gescheuert, daß man seine Freude daran haben konnte.

Nun ruhte die Arbeit. Die Feldgeräthe waren aufgehoben und das Vieh im Stalle versorgt.

Aber nicht wie sonst saßen die Leute plaudernd vor den Häusern auf den Bänken — die Meisten, insbesondere das junge Volk, schlenderte dem großen freien Platz in der Mitte des Dorfes zu, wo ein Johannisfeuer angezündet werden sollte wie oben auf den Berggipfeln — wenn auch nicht so mächtig. Da sprang dann jeder Bursche mit seinem Dirndl durch die auflodernden Flammen — so wollte es die alte Sitte.

Die Dämmerung senkte ihre Schatten tiefer und tiefer über die Berge herein; da und dort begann es oben an denselben zu leuchten wie ein Sternlein, das vom Himmel heruntergefallen und an der Berghalde hängen geblieben war. Immer mehr und mehr wurden es der blitzenden, flackernden Augen, mit denen heute die Bergwelt in die Thäler niedersah. Es waren wohl ganz gewaltige Holzmassen, welche die Burschen aus den Dörfern oben aufgehäuft und in Brand gesteckt hatten — aber hier unten sah man sie nur noch als rothglühenden Punkt wieder, die einen Kreis an der Bergkette bildeten wie ein Kollier von Edelsteinen an der Brust einer schönen Frau.

Jetzt regte sich's auch auf dem Dorfplatze von lodernden rauschenden Bränden, mit denen die Burschen dort um das aufgehäufte Holz liefen. Rasch zündete das Feuer die dürre Masse — die Flammen krochen erst eine Weile züngelnd in dem Holzhaufen umher, während dichte Rauchwolken aufstiegen, dann plötzlich schlug die leuchtende Lohe durch und im hellen Tagesglanze stand die ganze Schaar wie geblendet um das Feuer.

Bald aber kam Leben unter das junge Volk, wie es die alte Sitte heischte, und laut auf erscholl das Jauchzen, wenn ein Paar in kühnem Sprunge über die Flammen hinweggesetzt und sich so bewährt hatte.

Der bucklige Gregori ging dabei fleißig rund um, daß nichts passirte. Er hatte Wasser herbeigeschleppt — falls der Brand ein Kleidungsstück erfassen würde; jetzt raffte er dort, wo das Feuer zu hoch aufschlug, mit einem langen Stock die Scheiter auseinander. „He, Toni,“ rief er dabei gutmüthig dem seitwärts stehenden Freunde zu, „was is 's denn mit Dir — hast no' allweil kaa' Dirndl' g'funden zum Johannissprung?“

„Na!“ antwortete der Andere bedeutsam. „Dös Dirndl, auf dös i heut' wart, muaß erst kommen!“

Peter, der hinter ihm stand, krampfte die Finger in der Tasche zusammen und umspann die Scheide des Holzmessers enger, das er dort trug.

Eines von den Mädchen aber war dem Gespräche mit größtem Interesse gefolgt. Von hochgewachsener, schlanker Gestalt und sehr schönen Gesichtszügen, mit prächtigen, leuchtenden Augen und einem üppigen, goldenen Haarwuchse, fiel es mit Recht Jedem sofort als die hübscheste und stattlichste Erscheinung unter der ganzen Schaar der Dorftöchter auf. Es war die reiche Bergwirthstochter, deren Eltern das größte Gasthaus im Orte und die schönste Oekonomie besaßen. Ihre nächsten Freundinnen wußten längst, daß sie ein Auge auf Toni geworfen hatte, und auch ihre Eltern hätten eine Heirath mit dem Sohne und Erben des ersten Großbesitzers sehr gern gesehen. Aber der junge Bursche war bis jetzt allen Versuchen, eine Liebschaft anzuknüpfen, beharrlich ausgewichen und hatte sich die Freiheit seiner Wahl gewahrt. Nun plötzlich hörte Evi ihn von einem Dirndl reden, auf das er warte, und Eifersucht und Neugierde versetzten sie in hochgradige Erregung.

Wer mochte die sein?

Eine Einheimische war es sicher nicht; denn die waren ja Alle um das Johannisfeuer versammelt und von ihnen hätte zudem — so sagte sich Evi mit einem Blick im Kreise, indem sie ihren schönen Kopf hochmüthig zurückwarf — Keine mit ihr den Vergleich aushalten können. Also gar etwa eine Auswärtige, eine Zugelaufene, und die hätte den Muth, bei einem solchen Dorffeste, wo keine Fremde etwas zu suchen hatte, zu erscheinen?

Oho, das sollte ihr schlimm bekommen!

Und da erschien sie schon!

Eben flog ein Paar mit hohem Sprung über das Feuer und die jauchzende Anerkennung der ganzen Ver-

sammlung wurde ihm zu Theil, da plötzlich verstummte Alles, die Vordersten wichen scheu zurück, der Kreis öffnete sich und blaß und fremdartig wie eine Erscheinung aus einem anderen Lande trat Agathe, den Bergstock in der Rechten, in die Runde. Wohl stürmte und tobte es in ihr vor Erregung und Angst vor dem Fremden, Ungewissen, was nun kommen sollte, und die Scheu vor all' den unbekannten Menschen, deren sie noch nie eine solche Anzahl beisammen gesehen hatte, benahm ihr fast den Athem — aber mit der ihr eigenen Kraft der Selbstbeherrschung und Entschlossenheit trat sie vorwärts, bis sie im hellsten Feuerscheine stand.

Der Moosgrundner Toni war einer der Ersten, die sie erblickt hatten, und ein lautes Ah! der Befriedigung entschlüpfte seinen Lippen. Seine Augen leuchteten, seine Brust athmete hoch und seine Arme schüttelten sich, als gelte es nun einen Kampf mit einem gefährlichen Gegner.

So trat er ihr entgegen bis auf wenige Schritte.

„Wer is denn dös? Was will denn die?" ging es indessen rundum mit gespannter Neugierde und Bergwirths Evi machte sich zur Trägerin dieser Fragen, indem sie die Arme in die Hüfte stemmte und vortretend mit spitzem Tone wiederholte: „Wer bist denn Du eigentli'?"

Agathe hatte das Mädchen gar nicht beachtet, sondern sah dem Burschen voll ins Gesicht. „Da bin i!" sagte sie fest. „Was willst'?"

Er lachte auf vor Erregung. „Was i will," rief er, „Antwort will i Dir geben auf den Schlag, den Du mir neulich versetzt hast —

„Was? Sie dem Toni an Schlag?" ging es erstaunt und entrüstet im Kreise.

Rechenschaft will i Dir geben", fuhr er ebenso fort, „warum i g'sagt hab', Dei Vater taugt nix!"

„So gieb s'!" entgegnete sie.

„Was?" rief jetzt Evi dazwischen. „Sie schlagt an Buam von unserm Dorf, sie kommt da mitten 'rein g'schneit und verlangt Rechenschaft von uns, als ob wir ihr was schuldig wären — wer is denn die herg'laufene Dirn' eigentli'?"

„Wer s' is! lachte Toni laut auf mit beißendem Spott. „An Todtenhofer sei' Kind is s'!"

Wie vor einem Gespenste wich das Bauernvolk auseinander. Alles hatte erwartet, daß sie eine kecke Dirne aus einem Nachbarorte wäre, mit der anzubinden den eigenen Reiz aller solcher nachbarschaftlichen Sticheleien hin und her gehabt hätte — nun aber war es die!

Die, an die Keiner gedacht hätte, die, von deren Existenz die Wenigsten etwas wußten!

Und da stand sie und sah aus wie ein anderer Mensch, ja, die Meisten mußten sich einbekennen, daß es sogar ein schönes, stolzes Mädchen war wie wenige im Dorfe. Und die wagte zu kommen, die wagte so auszusagen, über deren Vater seit einem Vierteljahrhundert hier unten der Stab gebrochen war, der geächtet war und wie ein Schreckbild den Kindern zur Einjagung heilsamer Furcht vor Augen gehalten wurde!

Die Burschen standen lautlos, die Mädchen wichen scheu auf einen Haufen zusammen wie vor einer giftigen Schlange, und etliche alte Weiber bekreuzten sich gar, um die Gefahr von sich abzuwenden. Unter den gesetzteren Männern aber herrschte eine Stimme der Entrüstung: Wie ein Schimpf für das ganze Dorf, wie eine Entweihung ihres von Recht und Ordnung geheiligten Grundes und Bodens kam es ihnen vor, daß die herein zu treten wagte — die Tochter des Mörders, des Geächteten!

Der alte Bergwirth mit seinem weißen, ehrwürdigen Kopf übernahm es, den Teufel auszutreiben.

„Du," sagte er und wies mit ausgestrecktem Arm die Dorfgasse hinauf, „Du, sei so guat und mach' sofort, daß D' aus unserer Mitten kommst, Du hast da unter ehrliche Leut' nix z'suachen!"

Da blitzten Agathens Augen, ihr Gesicht überzog dunkle Röthe und auf ihrer Stirne stand plötzlich eine Entschlossenheit geschrieben, die an des alten Todtenhofers Trotz erinnerte.

„Warum hab' i nix z'suchen unter ehrliche Leut'?" frug sie laut. „Bin i vielleicht net ehrlich und is 's mei' Vater net?"

„Na!" rief Toni jetzt. „Er is 's net! Da vor der ganzen G'moa, die mir's bestätigt und von der i's woaß, gib i Dir iatzt Rechenschaft, warum i g'sagt hab', er taugt nix — weil er sein' leiblichen Bruader über die Wand abi g'rennt und an Jager derschossen hat!"

Mit beiden Händen fuhr sich das Mädchen jäh an das Gesicht; es war ihr, als hätte ihr Einer plötzlich das Herz aus dem Leibe herausgerissen. Ihren Vater, ihr Heiligthum, ihr Höchstes auf Erden hatte man ihr entrissen, entweiht, zum Mörder gestempelt!

„Verleumder!" rief sie. „Beweis' — beweis' Deine Lügen!"

„Das ist bewiesen!" antwortete der Bergwirth, und aus seinen steinharten Worten erklang die durch ein Vierteljahrhundert im ganzen Dorfe gefestete Ueberzeugung.

„So seid Ihr Alle Verleumder!" rief das Mädchen und ballte drohend die Faust. „Fürcht's Gott im Himmel mit Eurem Unrecht!"

„Ah, da schau her!" schrie jetzt Evi in tödtlichstem Hasse. „Die Ausg'stoßene, die Mörderstochter will uns a Predigt halten, sie will uns schimpfen und an unsern Herrgott erinnern, wo sie selber kaan' Glauben hat!"

Und wie eine Furie mit gekrallten Fingern stürzte sie auf das wehrlose Mädchen zu. Aber im gleichen Augenblicke sprang Einer vor — der Elserpeter war's — und riß sie zurück.

„Was misch'st Du Di' d'rein?" rief ihm Toni zu und faßte ihn am Arm. Es war ihm, als hätte hier er allein es auszumachen mit der, die ihn geschlagen hatte, und kein anderer Bursche dürfte sich in ihren Streit mengen.

Einen Augenblick gab es ein Ringen zwischen den Beiden — mit einem Male aber tönte ein lauter Schrei von Vielen; es hatte hell auf in der Luft geblitzt.

„Er hat a Messer, er sticht!" schrieen sie.

Da sank auch schon Toni rücklings mit einem schweren Stöhnen leblos zusammen.

„Jessas, mei' Toni!" rief Evi entsetzt auf und umfing ihn mit den Armen. Die Weiber stürzten kreischend auseinander; die Männer aber hatten im Augenblick den Elserpeter niedergerungen und ihm das Messer entwunden.

„Bist Dei'm Vatern sein echter Sohn!“ rief ihn der Bergwirth zu. „Muaßt aa im G'fängniß sterben wie er!“

Der Peter lachte. Ihm war's, als wäre ihm leichter, als hätte er an dem stolzen Bauernsohne eine Schuld abzuzahlen gehabt für sie und sich, er, der ja auch der Sohn eines Geächteten war und selbst ein heimlich halb und halb Verachteter.

„Macht's, was Ihr wollt mit mir!“ antwortete er und ließ sich ruhig fortschleppen.

„Ja, ja!“ sagte ein altes, zahnloses Bäuerlein. „Der Apfel fallt net weit vom Stamm. Das Kind von an Lumpen is wieder a Lump! Und Schuld an dem ganzen Unglück is nur die von da droben — die hat's Unheil 'reinbracht — sonst hätt' er net g'stochen!“

Und alle Umstehenden nickten: „Recht hat er!“

5.

Agathe war aus dem Kreise gewichen und, entsetzt von dem widerlichen Anblick der wüthend gegen sie los stürzenden Bergwirthstochter, die Dorfgasse hinauf geeilt, so daß sie von dem, was unmittelbar nachher geschah, nichts mehr wahrnehmen konnte. Es wäre auch sehr zweifelhaft gewesen, ob sie die Dinge noch weiter hätte verfolgen und begreifen können, selbst wenn sie in der Nähe geblieben wäre; denn der fürchterliche Vorwurf, den ihr Toni entgegengeschleudert hatte und dessen Bestätigung sie auf den Gesichtern aller Umstehenden las, hatte ihr fast die Besinnung geraubt, so daß sie lange Zeit in die Nacht fortstürmte, als müßte sie aus der Welt hinaus fliehen, ohne zu denken, was nun und wohin, rein mechanisch wie ein gehetztes Wild, das sinnlos vor Angst in die Weite eilt.

Zuletzt aber, als längst das Dorf hinter ihr lag und die einsame Bergwildniß sie aufgenommen hatte, versagten Füße und Athem gleichzeitig den Dienst und sie brach zusammen — ein Opfer jener grausamen und hartherzigen Menschen, welche die Seele des ahnungslosen, bis dahin von keinem Leid gekränkten Mädchens tödtlich verwundet hatten.

Vor Ermattung, Schreck und Aufregung schwanden ihr die Sinne und sie lag leblos mitten im tiefen Grase, das die Höhe hinan wuchs.

Der erste Eindruck, den sie wieder von der Außenwelt empfing, war ein leises Geräusch dicht an ihrem Ohre. Wie sich ihr Begriffsvermögen langsam stärkte, erkannte sie sanfte Töne, eine milde, freundliche, aber ihr fremde Stimme, die sie mit liebkosenden Worten zu trösten schien.

Sie öffnete die müden Augen, schloß sie aber sogleich entsetzt wieder. Das Gesicht, welches sich da, voll vom Monde beschienen, über sie beugte, war zu häßlich, als daß sie, die es nicht zu sehen gewohnt war, nicht davon hätte erschrecken müssen.

Der arme Bucklige — Gregori war's, der ihr mit besorgtem Herzen aus dem Dorfe nachgeilt war und nun wie eine treue Mutter das Haupt der Ohnmächtigen im Schoße hielt — hatte sich über den Eindruck nicht getäuscht, den sein Anblick dem Mädchen verursachte. Eine stille, herbe Thräne schlich sich über sein Gesicht und fiel wieder seinen Willen auf die Stirn des schönen Mädchens nieder, während er deren Kopf sanft neben sich in das Gras bettete.

Da kam ihr plötzlich die Erinnerung, wo sie diese verkümmerte Gestalt schon gesehen — am Marterl an der Felswand dort war es. Oft, wenn sie da vorüber schritt oder mit einem frischen Blumenkranz nahte, um es zu schmücken, hatte sie den Buckligen dort in stummem Gebete gefunden; aber jedesmal war er mit bescheidenem Gruße rasch aufgestanden und weggegangen.

Er war wohl auch unglücklich, einsam und von der Welt ausgestoßen wie sie.

Sie fühlte es, daß ihr Erschrecken ihm weh gethan hatte, und seine Thräne brannte ihr auf der Stirne.

Wieder schlug sie die Augen auf und sah ihn freundlich an.

„Warum woanst' denn?“ frug sie ihn mit mildem Ernst.

Da zwang sich Gregori zu einem Lächeln und sagte: „Ah was! Weil i a' narrischer Kerl bin! I geh' aa glei' wider — brauchst Di' net z'scheuen vor mir! I hab' bloß g'moant, wanst' am End' recht krank wärst oder wann a Natter daher käm' im Gras — daß Dir nix passiren thät'!“

Sie richtete sich zu sitzender Stellung auf und reichte ihm die Hand hin.

„Du bist a guter Bursch!“ sagte sie und strich sich die Flechten aus dem Gesichte. „I kenn' Di' scho' — vom Marterl her, woaßt'!“

Er nickte und die frohe Erinnerung verschönte seine Züge.

„Wer bist' denn eigentli'?“ fuhr sie fort.

„I bin der Gregori, a armer Bua aus'm Dorf drunt, der bei de Bauern umananda hilft und sich seine paar Kreuzer so vadeant!“ sagte der Krüppel und stand auf. „Aba i sich, es geht scho wieder bei Dir — i will Dir net länger lästig sei'!“

„Lästig bist' mir net!“ antwortete sie. „Im Gegentheil, i muaß Dir danken, daß Du Di' um mich ang'nommen hast, wie s' mi' Alle —“

Und die Erinnerung kam ihr wieder; der Gedanke an all' das Schreckliche, das sie in der letzten Stunde erlebt hatte, machte sie schaudern.

„Und doch hast' Recht!“ flüsterte sie. „Es is' besser, wann Du gehst — es könnt' Dir leicht bei die Bauern schaden, wenn sie hören thäten, mit wem Du um'gangen bist —“

„Woaßt denn Du, wer i bin?“ frug sie ihn und sah ihn mit ihren großen Augen ängstlich fragend an.

Er nickte.

„An Todtenhofer sei' Kind bin i!“ murmelte sie und schlang die Hände ineinander. „Die ausg'stoßene Tochter von an ausg'stoßenen Vater —“

„Und dös woaßt Du,“ unterbrach sie sich und sah ihn erstaunt an „und rennst net davo' und spott'st mi' net — warum denn net — mir g'hört's ja net anders!“

„Geh,“ bettelte der Bucklige und kniete sich neben sie hin und streichelte ihr Haar, „geh, red' net so wüast! Die Bauern san dumm und schwatzen a Masse Zeug daher, was sie selber net versteh'n — da muaßt' net d'rauf achten — dös is' ja Alles net so g'moant —“

Sie durchschaute seinen hülflosen Versuch und schüttelte den Kopf.



Ein Gesellschaftsbad in Leuk (Schweiz).

„Hör' auf," sagte sie erregt, „Du glaubst's ja
selber net! Aber wann Du mir wirkli' was Guat's
thun willst, wann Du wirkli' a Mitg'fühl hast mit a
Fremden, mit a Ausg'stoßenen, ra.hher sag' mir die
Wahrheit! Du hast so a guat's G'schau und Dei'
Stimm' klingt freundli', daß ma's hört, sie kommt von
Herzen — Du hast koan' Haß auf mi' und koa' Ursach',
mi' z'verderben — Du kannst mir die Wahrheit sagen
und i muaß d' Wahrheit wissen — so is 's koa' Leben
mehr in der schrecklichen Ung'wißheit — i bitt Di' um's
Himmelswillen, sag' mir's: Hat mei' Vater —"

Sie rang darnach, den entsetzlichen Vorwurf heraus
zu bringen; aber es gelang ihr das erste Mal nicht.

„Sag' mir's," wiederholte sie jedoch mit Aufbietung
aller Kraft, „hat mein Vater wirkli' sein' Bruader über
d' Wand 'runterg'rennt und un Jaga derschossen?"

Daß er Nein hätte rufen und haarscharf die Un=
wahrheit dieses Verbrechens hätte beweisen können!

„Geh," sagte er ausweichend mit flehender Geberde,
„geh, reg' Di' net auf — frag' net nach solche Sachen,
an dene' nix is —"

„Weich' mir net aus," rief sie und erhob fast dro=
hend die Hände „wann Du Di' vor a' schweren Sünd'
fürchtest, sag' mir die Wahrheit und laß net a' Hülflos's
umsonst bitten!"

Sie umschlang seine Hände und sah ihm mit Todes=
angst in das Gesicht, so daß er nicht mehr wußte, ihrem
Drängen auszuweichen — da plötzlich kam ihm uner=
wartete Befreiung aus seiner schlimmen Lage.

Das Buschwerk hinter ihnen krachte und eine mächtige
Gestalt mit riesigem Bartwuchse trat vor sie hin.

„Was giebt's da?" rief der Unbekannte.

Das Mädchen sprang erschrocken auf und auch
Gregori sah bestürzt auf die fremde Erscheinung. Nicht,
als ob er für sich etwas besorgte — er trug ein un=
erschrockenes Herz in seinem mißgestalteten Leib; aber
um Agathe war's ihm.

Wie einer der gewaltigen Berggeister, die nach der
Volkssage oben in den Höhen hausten, sah der neue An=
kömmling aus — von hünenhafter Gestalt und einer
seit Jahrzehnten nicht mehr gebändigten Fülle von Haupt=
und Barthaar, die ihm in dunklem, stark grau gefärbtem
Gewölke um das Angesicht floß. Er trug schwere Berg=
schuhe, eine lederne Kniehose über den wollenen Strümpfen
und eine wetterverwaschene Lodenjoppe — über den
Rücken aber hing ihm Büchse und Rucksack.

Agathe starrte ihn mit neuem Staunen an. Welch'
ein Tag der Räthsel war heute! Kam ihr denn nicht
auch dieses wilde, jetzt zu trutzigem Grimm verfinsterte
Gesicht so traumbekannt, so seltsam vertraut vor? War
es ihr nicht, als ob schon oft, wenn sie im Halbschlummer
lag, sich dieses mächtige Haupt über sie hereingebeugt
und sie mit so ganz anderem Ausdruck, mit einem Blick
voll Kummer und Liebe, wie mit einer Bitte um Ver=
zeihung auf den Lippen betrachtet hätte, bis sie vollends
erwachte und die ganze Gestalt dann plötzlich wie in
den Erdboden verschwunden von ihr gewichen war!

„Geh', Bursch'," sagte der Fremde, „laß dös Dirndl
in Ruh' mit Dei'm G'schwätz, dös nix taugt für sie —
und Du komm," fuhr er mit einem eigenthümlich zittern=
den Klang in der Stimme gegen Agathe fort, „i kenn'
Di' scho' — Du bist an Todtenhofer sei' Kind — i
führ' Di' hoam — hätt'st überhaupt nimmer 'rausg'hört
bei Nacht!"

Befangen von der traumhaften Erinnerung reichte
Agathe ohne Zagen dem Mächtigen die Hand und winkte
Gregori einen Abschiedsgruß zu, worauf sie der Andere
sorgsam, wie eine Mutter ihr Kind, nach oben geleitete.

So lange er es sah, schaute der Bucklige dem selt=
samen Bilde nach.

„Arm's Dirndl!" murmelte er. „Jatzt hat's Di'
aa g'faßt, was uns alle 's Lebensglück verbittert hat,
's Unheil vom Todtenhof! O könnt' i mei' Herzbluat
lassen für Di', um Dir Dei' alte friedliche Ruh' wieder
zu geben — aber Du hast schon Recht, wann D' vor
mir erschrocken bist, i derf net an so was denken — i
bin ja bloß a elender Krüppel!"

Traurig kehrte er nach dem Dorfe zurück, noch oft=
mals stehen bleibend und den Berg hinaufblickend. Die
Sorge um das Schicksal des Mädchens ließ ihn nicht
zur Ruhe kommen — er machte sich heftige Vorwürfe,
daß er sie dem ungeschlachten Fremden überantwortet hatte.

„Wer's nur war?" murmelte er. „Sollt' sich wirk=
lich oaner von de' Berggeister um das verlassene Dirndl
ang'nommen haben, oder wer sonst war's? I hab'n no'
nia g'seg'n! Was für Geheimniss' übereinander birgt
doch 's Todtenhofer Thal!"

6.

Die alte Traudl war noch spät Abends auf dem
kleinen Friedhof gewesen und hatte das Grab der Bäuerin,
auf welches tagsüber die glühende Bergsonne nieder=
gebrannt, mit frischem Quellwasser begossen — dann
kehrte sie nach Hause zurück.

Der Todtenhofer war nicht da — sie wußte das
schon. Seit zwei Tagen war er nur wenig zu Hause
gewesen. Mit grauendem Morgen warf er seine Büchse
um und kehrte erst Abends heim — um dem Edelhirsch
nachzupürschen, den er droben entdeckt hatte — so sagte
er; aber die Alte merkte wohl, daß etwas Gewaltiges
in ihm wühlte, daß er in irgend einer schweren Sache
nach einem Entschlusse, nach einem Auswege, nach einem
Mittel ringe, und ihr, die sie die Geschicke des Hauses
kannte und selbst das Schwerste miterlebt hatte — wie
bitter miterlebt! — ihr graute, wenn sie dachte, es
könnten die alten Dinge wieder aufgeweckt werden.

Vor Allem bangte sie für den ängstlich behüteten
Frieden des Stolzes und der Freude des Todtenhofes,
Agathens. War ihr doch das Kind selbst seit ein paar
Tagen so verändert, so unruhig, so aufgestört aus ihrem
Gleichmaß und Seelenglück vorgekommen.

„Agerl!" rief sie, als sie in die Küche trat und
die Gießkanne bei Seite stellte.

Keine Antwort.

Sie ging in die Wohnstube — auch dort war das
Mädchen nicht zu finden. Nun stieg sie nach oben, wo
die Haustochter ein eigenes, hell freundliches Stübchen
mit Rosen und Nelken vor allen Fenstern hatte; aber
das Stübchen war leer, und wo sonst Traudl nach
ihrem Liebling suchte, fand sie ihn nicht.

Auf einmal fuhr ihr der Schreck in die Glieder.
Es war doch nicht vergessen worden — dort ab=
zusperren?

Sie trat in die finstere Gerümpelkammer, die an

der Rückseite des Hauses lag, und schob dort etliche Leitern und Gestelle auseinander, hinter denen sich eine starke Eichenthüre barg. Durch die Thüre klang ein Brausen fern her, als ob eine gewaltige Wassermasse von den Felsen in eine Schlucht hinunterstürzte. Sie rüttelte an der Thüre, dieselbe war verschlossen,

Wo mochte das Mädchen so spät noch außer Hause sein? War ihr doch oftmals an das Herz gelegt worden, um diese Zeit den Hof nicht mehr zu verlassen, was auch bis jetzt immer getreulich von Agathe befolgt worden war.

Eine ihr selbst unerklärliche Unruhe befiel die Alte.

Sie rannte nach dem Marterl und zurück, sie eilte ein Stück den Weg über die Wand hinauf und rief überall hin, sie ging den Pfad ins Thal abwärts — aber was sollte das Mädchen dort suchen, wohin sie noch nie gekommen war? — Immer wieder war ihr Spähen vergebens und dazu der Todtenhofer nicht in der Nähe!

Endlich in ihrer äußersten Noth entschloß sie sich zu einem Schritte, den sie nur klopfenden Herzens unternahm, weil ihn der Bauer sicher nicht gut heißen würde.

Wieder eilte sie nach der Gerümpelkammer, nahm aus einer verborgenen Ecke einen Schlüssel und sperrte die schwere Eichenthüre auf.

Kälte und Nacht und Brausen wehte ihr entgegen, als käme es mitten aus dem Eingeweide des Berges.

Sie lauschte einen Augenblick; dann griff sie in eine kleine Spalte des Gesteins, die nur eine kundige Hand zu finden wußte, und holte dort einen kurzen, schmalen Gegenstand hervor. Es war ein kleines Holzpfeifchen, das sie hierauf an den Mund setzte.

Ein scharfer, schriller Pfiff erklang in die Finsterniß hinein und widerhallte innen an den Felsen.

Sie lauschte aufmerksam ein paar Minuten.

Nun schien sich Etwas in der Ferne zu regen.

Endlich vernahm sie näher kommende Schritte.

In dem Dunkel ward eine herkulische Gestalt sichtbar.

„Was giebt's?“ frug er.

„Hoffentlich koa' Unglück noch!“ flüsterte Traudl. „'s Kind is' fort, 's Agerl — verschwunden, als ob's der Erdboden eing'schluckt hätt' — der Bauer is' net da — da hab' i mir denkt —“

„I' soll's suchen!“ vervollständigte der aus der Höhle Getretene mit hastigem Kopfnicken. „Da hast' Recht g'habt — i laß' mi' so nimmer länger begraben — iatzt wird's mir amal zu bunt — i hab' aa a Recht, z'leben, und lieber kommt, was kommt, als länger so weiter! Glei' bin i da!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gesellschaftsbad in Leuk.

(Zu dem Bilde auf Seite 45.)

In dem schönsten Theile der Schweiz, in einem anmuthigen, von mächtigen Felswänden vor Winden geschützten Wiesengrunde liegt auf grünen Matten das schon im frühesten Mittelalter bekannte Bad Leuk, Leukenbad, das von den Heimischen kurzweg „Baden“ genannt wird. Es liegt 1415 Meter über dem Meere, am Fuße der Gemmi, deren „grausame Felsen“, wie Sebastian Muenster sich ausdrückt, „bis zum Himmel steigen und sind erschreckendlich anzusehen“. Nur nach Süden hin bilden die mächtigen Felsen einen kleinen Ausgang, durch welchen ein schmales Wasser, Dala genannt, sich anmuthig hindurchwindet. In der kleinen, aus braunschwarzen Holzhäusern bestehenden alten Stadt, sind in den letzten Jahren mit der steigenden Frequenz der Badegäste eine Anzahl großer Gast- und Badehäuser errichtet worden (Heizvorrichtung, elektrische Beleuchtung), die während der Kurdauer vom 1. Juni bis 1. Oktober den 6—700 Badegästen komfortable Unterkunft gewähren. Deutschland ist wenig unter den Kurgästen vertreten, es sind fast ausschließlich Schweizer, Franzosen, Italiener.

Leukenbad ist reich an warmen Quellen, man zählt deren etwa 20. Man rechnet sie zu der Gruppe der alkalisch-erdigen Quellen, sie enthalten Gyps in Verbindung mit Arsen und Eisen. Ihr Gehalt an erdigen Bestandtheilen läßt sie etwa in Vergleich ziehen mit den einheimischen Quellen von Lippspringe, Wildungen, Triburg, Rappoltsweiler. Die physiologische Wirkung dieser Gruppe von Quellen ist noch durchaus dunkel, doch lehrt eine Jahrhunderte lange Erfahrung, daß dieselben bei gewissen krankhaften Zuständen der Haut und der Schleimhäute von unbestrittenem Werthe sind. So sind die gypshaltigen Quellen Leuks, die den großen Vorzug besitzen, daß sie als warme Wässer in einer Temperatur von 27—51^{0} R. aus der Erde hervorströmen, schon seit dem frühen Mittelalter bekannt wegen ihrer heilsamen Wirkung bei Rheumatismus und langwierigen Hautleiden; nächstdem wird das Bad empfohlen bei hartnäckigen Geschwüren, bei Gicht, bei Anschwellungen der Leber und Milz, bei chronischen Katarrhen der verschiedensten Schleimhäute, bei Quecksilbervergiftung, Frauenleiden 2c.

Der Werth der Quellen liegt unzweifelhaft in erster Linie in der hohen, natürlichen Wärme und ferner in der günstigen Kombination von Eisen und Arsen, welche ja auch bei innerem Gebrauche mit Erfolg verordnet werden. Die Heilmittel von Leukenbad sind seine geschützte Höhenlage in waldreicher Gegend und ferner die Bäder, die aus den warmen, erdhaltigen Quellen hergerichtet werden.

Aehnlich wie in Wiesbaden stehen die Gasthöfe zum großen Theil in direkter Verbindung mit den Bädern; dieselben werden unterschieden als Einzelbäder, als Gesellschafts- und Familienbäder. Nach ärztlicher Verordnung nehmen die Patienten kurze Bäder, oder solche, welche auf Stunden ausgedehnt werden. In den Gesellschaftsbädern sind für derartige protabirte Bäder die passenden Einrichtungen getroffen. Unsere Abbildung giebt uns einen Einblick in ein Gesellschaftsbad, in dem Herren und Damen gleichzeitig zu baden pflegen. Dasselbe bietet ein für uns Norddeutsche befremdenden Anblick. Die Badenden, mit wollenen Mänteln und Halskragen bekleidet, plaudern in lebhafter, meist französischer Unterhaltung. Auf kleinen Tischen unterhält man sich mit Lektüre, mit Gesellschaftsspielen, nimmt man den Kaffee, den man sich in das Wasser reichen läßt — kurz, man versteht es, den stundenlangen Aufenthalt im Wasser möglichst unterhaltend und amüsant zu gestalten. Die Badezeit dauert bis 5 Uhr Nachmittag. Um diese Zeit pflegt im Hochsommer die Sonne bereits hinter den Bergen zu verschwinden und heller Mondschein wirft dann sein geisterhaftes Licht auf das imposante Panorama.

Außer den Bädern sind alle Einrichtungen für anderweitige Wasserbehandlung getroffen, sowie für Massage, die nach der in Aix-les-Bains üblichen Methode ausgeführt wird. Auch zu Trinkkuren wird das Quellwasser kurgemäß angewendet, und Vor- wie Nachmittags entwickelt sich auf der Kurpromenade, einer am neuen Bade vorbeiführenden etwa 10 Minuten langen Allee, bei den Klängen der Kurmusik, ein lebhaftes, an unsere großen Bäder erinnerndes Treiben.

Leukenbad ist vermöge seiner unvergleichlichen Lage das Ziel vieler Passanten, die von hier aus reichste Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen finden. Man erreicht Leuk per Eisenbahn Lausanne und Brig, Bahnstation Leuk—Souften; der Weg vom Bade zum Bahnhof beträgt für Fußgänger etwa 2—2½ Stunden.

Die neue Brunnengruppe in der Hofburg in Wien,

welche die „Herrschermacht zu Wasser" darstellt und an der Außenfassade des inneren Hofburg-Thorbaues ihren Platz gefunden hat, ist kürzlich enthüllt worden. Die überaus wirkungsvolle Gruppe ist ein Werk des Wiener Bildhauers Professor Rudolf Weyr, dessen Meisterschaft sie ein neues, glänzendes Zeugniß ausstellt. Auf einem die Wellen durchschneidenden Schiffe steht ein schönes Weib, die Personifikation der Herrschermacht, das stolze Haupt gekrönt, den Körper von flatternder Gewandung umwallt. Ein Ungeheuer will von der Klippe aus den Bug des Schiffes erklimmen, und ein Triton kommt in der Bestürzung zu Fall. Ruhig abwehrend, im Vollbewußtsein ihrer Herrschergewalt aber steht die Austria auf dem Schiffe, den Arm gebieterisch erhoben. Verwundert sieht Neptun auf das Treiben neben sich. — Eine zweite Gruppe, deren Ausführung an Professor Helmer vergeben ist, soll die „Herrschermacht zu Land" darstellen und ebenfalls am inneren Thorbau der Hofburg aufgestellt werden.



Rob. Weyr. Brunnengruppe für die Hofburg in Wien.

Japanische Zündhölzchen.

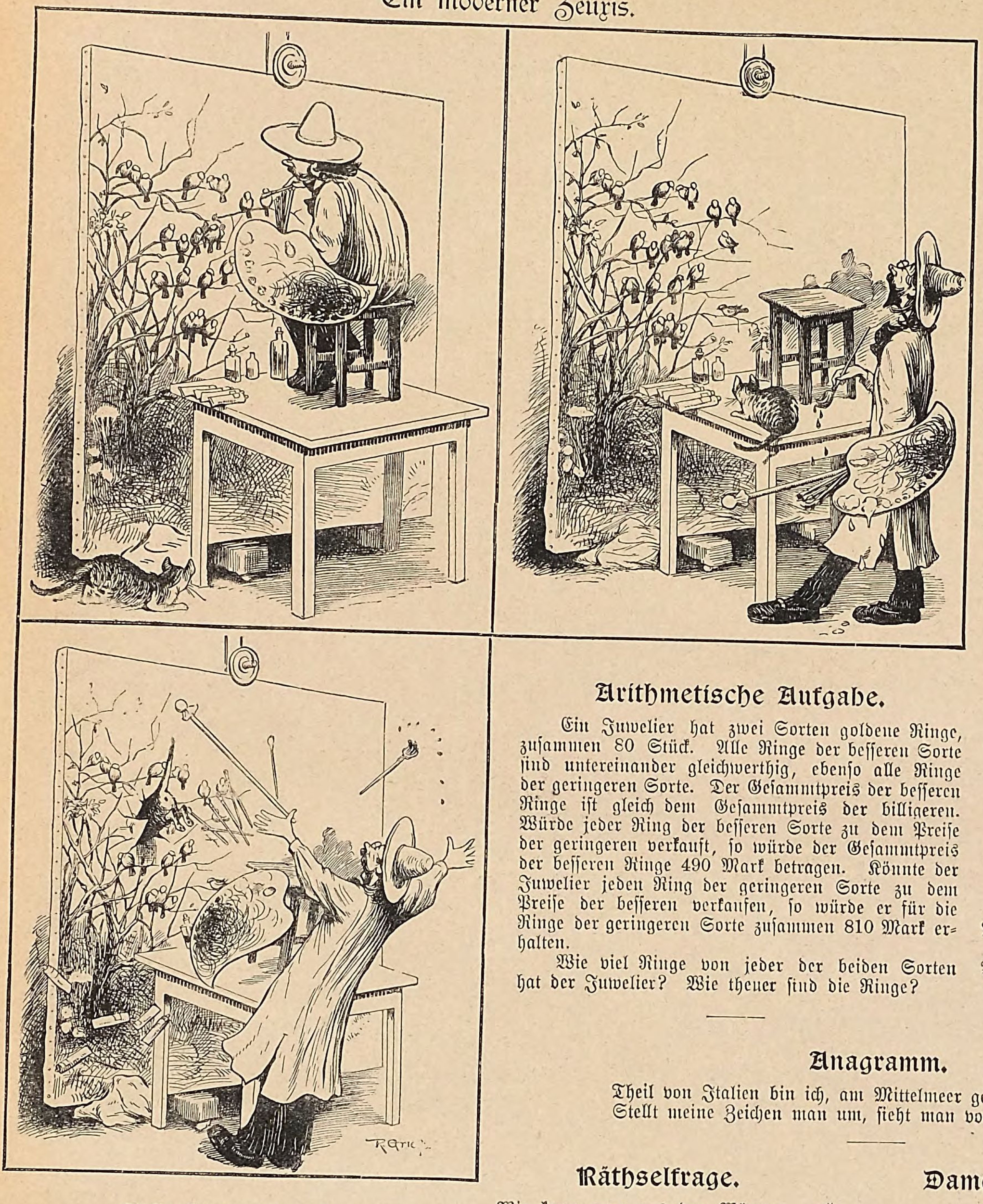
Von der japanischen Zündwaarenindustrie wurde uns zum ersten Mal auf der Ausstellung in Chicago ein deutliches Bild entrollt. Bei der Schnelligkeit, mit welcher diese Industrie entstanden war, und auch weil sie zunächst sich damit beschäftigt, den einheimischen Konsum zu decken, war sie bis zum Jahre 1893 der allgemeinen Aufmerksamkeit entgangen. Inzwischen ist sie aber enorm emporgeblüht. Die Japaner fabriziren ausschließlich die sogenannten schwedischen Zündhölzchen. Es ist ihnen gelungen, in dem großen Holzreichthum ihres Landes Holzarten aufzufinden, welche sich für die Herstellung von Zündhölzchen ebenso gut, wenn nicht besser eignen, wie das Holz der in Europa immer seltener werdenden Espe. Die japanischen Zündwaaren, welche auf der Columbischen Ausstellung vertreten waren, zeichneten sich durch vorzügliche Arbeit, tadellose Sicherheit des Zündens und reizend zierliche Verpackung aus. Sie waren nicht nur den amerikanischen Zündhölzern, welche bekanntlich die schlechtesten der Welt sind, sondern selbst den besseren europäischen Fabrikaten weitaus überlegen. Die Zentren der japanischen Zündwaarenindustrie sind Kobe und Osaka. Heute beherrscht Japan mit seinen Zündwaaren schon die Märkte von Hongkong, China und Korea, während in Indien und Australien der Import der japanischen Zündhölzchen so rasch zunimmt, daß in allernächster Zeit die europäische Industrie in diesen Ländern vollkommen verdrängt sein wird.

Wintergewitter.

Ein Wintergewitter gehört im deutschen Binnenlande zu den selteneren atmosphärischen Erscheinungen. Die Gewitter werden im Allgemeinen in Wärmegewitter und Wirbelgewitter eingetheilt. Nicht immer läßt es sich entscheiden, ob man es mit einem Wärmegewitter oder mit einem Wirbelgewitter zu thun hat, da beide Ursachen, die für sich allein die Bildung der einen oder der anderen Art von Gewittern im Gefolge haben, auch zusammen wirken können. Die Wärmegewitter sind Folgeerscheinungen von Ueberhitzung der untersten Luftschicht. Sie entstehen dementsprechend unter Verhältnissen, die eine solche Ueberhitzung besonders begünstigen, bei wasserdampfhaltiger, ruhiger Luft und ungehinderter, kräftiger Sonnenbestrahlung. Wirbelgewitter dagegen sind die Begleiter der zentralen Theile tiefer barometrischer Depressionen. Sie sind Erscheinungen eines lebhaft aufsteigenden Luftstromes, wie er bei starken Störungen des atmosphärischen Gleichgewichts, in den Cyklonen, zu Stande kommt.

Das Wintergewitter in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember war ein ausgezeichnetes Wirbelgewitter, ein partieller Ausdruck der gewaltigen Wirbelbewegung der Luft, die fast ganz Mittel- und Nordeuropa in Mitleidenschaft gezogen hatte. Solche Wintergewitter im Innern des Kontinentes sind äußerst selten, besonders in Süddeutschland und Oesterreich häufig dagegen an den Küsten Frankreichs und Norddeutschlands, sehr häufig im Norden der baltischen Inseln und Norwegens. Schon in Schweden, noch vielmehr aber im deutschen Binnenlande fallen die Gewitter vorzugsweise auf den Sommer, sowie auf die Stunden der höchsten Tagestemperatur. In den Jahren 1871 bis 1880 standen in Norwegen 235 Aufzeichnungen über Januar-Gewitter 1811 über Juli-Gewitter gegenüber, ja, im eigentlichen norwegischen Küstengebiete kamen auf 198 Gewitter im Januar nur 646 im Juli, in Schweden dagegen fielen nur 14 Gewitter auf den Januar, 4419 auf den Juli. Noch seltener sind die Wintergewitter bei uns in Deutschland. Beispielsweise wurden im Jahre 1882 in Deutschland im Januar, Februar und Dezember gar keine Gewitter, im März 2, im April 36, im Mai 625, im Juni 471, im Juli 746, im August 307, im September 213, im Oktober 49, im November 9 Gewitter beobachtet. In Oesterreich und der Schweiz gehören die Wintergewitter zu den größten Seltenheiten. In ihrem Auftreten und Verlauf stimmen fast alle Wintergewitter überein. Sie sind häufiger als Sommer-Gewitter von Hagel- und Graupenfall begleitet, vermuthlich weil im Sommer der Hagel, ehe er den Boden erreicht, schmilzt, so daß er nur als Platzregen zur Erde gelangt. So war nach den Beobachtungen über Gewitter in Bayern, Württemberg und Baden in den zehn Jahren von 1880 bis 1890 im August von 25 Gewittern nur ein einziges von Hagelschlag begleitet, dagegen im Januar schon jedes vierte Gewitter. Das Nachtgewitter, das am 16. November 1891 die Südalpen durchzog, ein typisches Wirbelgewitter, war auf eine 170 Kilometer lange Strecke im Zentrum von Hagel begleitet. Der Hagel, dem ein starkes Brausen voranging, fiel in haselnußgroßen Schloßen auf einen schmalen, völlig geradlinig verlaufenden Streifen. Auch dichtes Schneegestöber wie vom 6. zum 7. Dezember ist eine häufige Begleiterscheinung der Winter-Gewitter.

Ein moderner Zeuxis.



Aufgabe.

a	b	c	d
e	f	g	h
i	k	l	m
n	o	p	q

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind durch die Zahlen 286. 311. 336. 361. 386. 411. 436. 461. 486. 511. 536. 561. 586. 611. 636. 661 so zu ersetzen, daß die Summe der vier Zahlen in jeder wagerechten, in jeder senkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen **1894** beträgt; ebenso die Summe von:

a + b + e + f
c + d + g + h
i + k + n + o
l + m + p + q
f + g + k + l
b + c + o + p
e + i + h + m
a + d + n + q
b + e + m + p
c + h + i + o
b + h + p + i
c + m + o + e
d + f + l + n
a + g + q + k
d + c + n + o
a + b + p + q
a + e + m + q
d + h + i + n

Arithmetische Aufgabe.

Ein Juwelier hat zwei Sorten goldene Ringe, zusammen 80 Stück. Alle Ringe der besseren Sorte sind untereinander gleichwerthig, ebenso alle Ringe der geringeren Sorte. Der Gesammtpreis der besseren Ringe ist gleich dem Gesammtpreis der billigeren. Würde jeder Ring der besseren Sorte zu dem Preise der geringeren verkauft, so würde der Gesammtpreis der besseren Ringe 490 Mark betragen. Könnte der Juwelier jeden Ring der geringeren Sorte zu dem Preise der besseren verkaufen, so würde er für die Ringe der geringeren Sorte zusammen 810 Mark erhalten.

Wie viel Ringe von jeder der beiden Sorten hat der Juwelier? Wie theuer sind die Ringe?

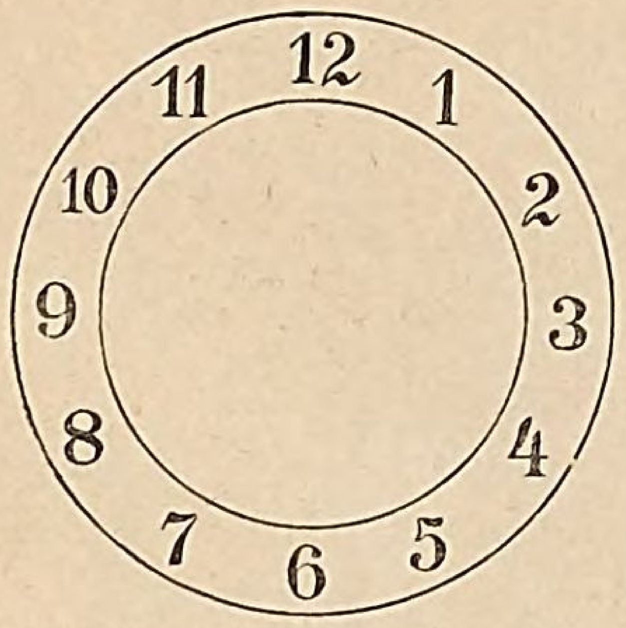
Räthsel-Distichon.

Mancher regierende Fürst hat
meinen Namen getragen;
Aendert man Kopf mir und Fuß,
werd' ich ein glänzender Stern.

Anagramm.

Theil von Italien bin ich, am Mittelmeer gelegen.
Stellt meine Zeichen man um, sieht man vor Lucca mich steh'n.

Zifferblatträthsel.



Werden die Zahlen durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so bezeichnet:

1 2 3 4	eine Stadt,
4 5 6 7	eine Oper,
5 6 7	einen Vornamen,
6 7 8 9	einen Dichter,
9 10 11 12 1	einen Afrikaner,
10 11 12 1	eine Stadt,
11 12 1	eine Waffe.

Räthselfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „er", „mischen", „reizen" einen Scherzreim erhalten?

Silbenräthsel.

ca de di na
on sy tol u

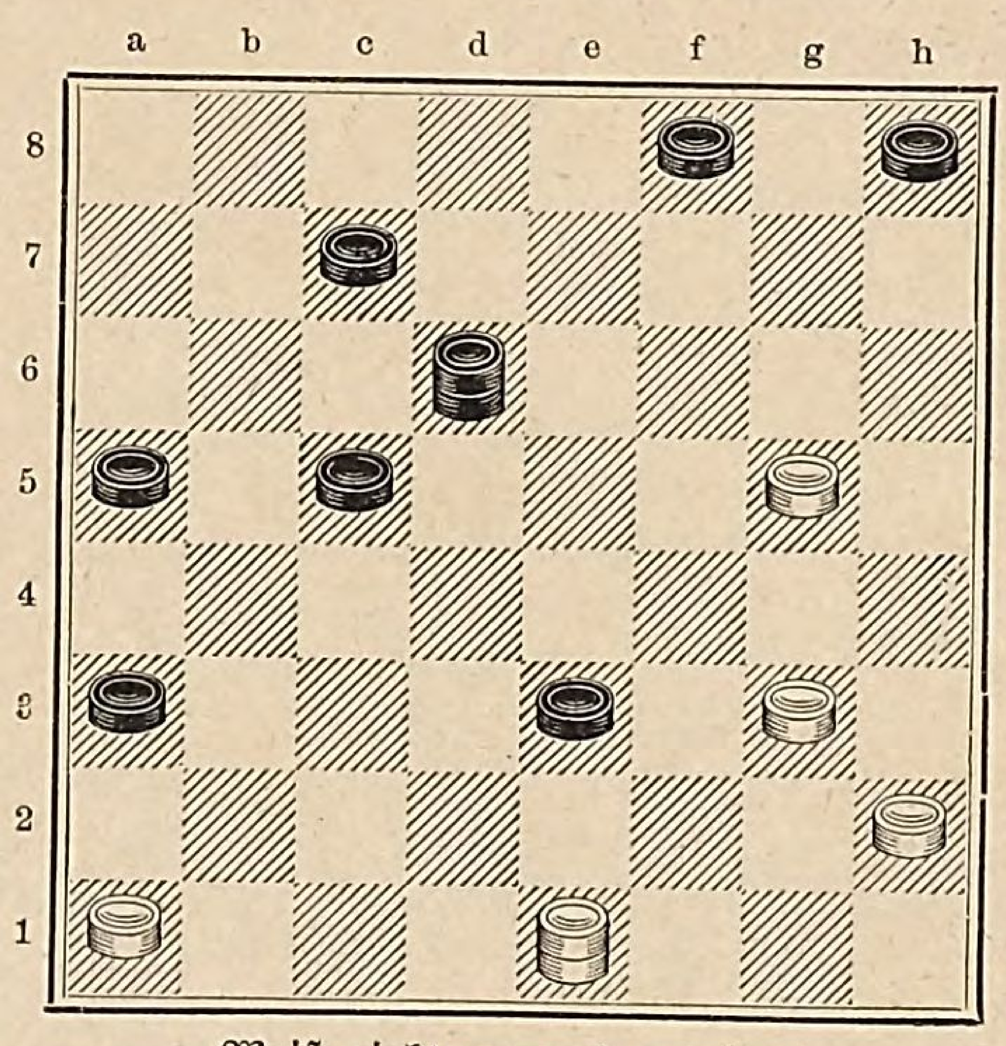
Zu suchen sind vier dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind.

Hat man die richtigen Wörter gefunden, so kann man sie so ordnen, daß ihre Mittelsilben ein Instrument nennen.

Viersilbige Charade.

Die ersten Beiden schleichen,
Wie Alle ihres Gleichen,
Ihr Opfer zu erreichen.
Die andern Beiden schmerzen
Im tief betrübten Herzen,
Vorbei ist Lust und Scherzen.
Des Ganzen schwere Plagen
Sind gar nicht auszusagen.
O weh, mein Kopf und Magen.

Damespiel-Aufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

Dieser Theil sei dem Interesse unserer Leserinnen bestens empfohlen. — **Sämmtliche Anfragen** finden sachgemäße Erledigung und sind zu richten: **An die Redaktion von „Zur Guten Stunde“** (Abtheilung „Für unsere Frauen“), Berlin W. 57, Potsdamerstraße 88.

Für unsere Frauen.

Frauen als Erfinderinnen.

Das Patentamt in Washington hat eine Liste der an Frauen verliehenen Patente zusammengestellt, welche bis zum 1. März 1895 komplet ist. Das Patentamt wurde durch das Gesetz vom 10. April 1790 gegründet. Neunzehn Jahre später wurde das erste Patent an eine Frau verliehen, Mary Kies, welche ein Verfahren, Stroh mit Seide oder Zwirn zu weben, erfunden hatte. Dann folgte, sechs Jahre später, 1815, ein zweites an Mary Brush, die sich ein Korsett patentiren ließ. Erst von 1828 an wurden mehr Patente an Frauen verliehen, und 1862 war die Zahl auf 14 gestiegen, die höchste bis dahin erreichte Zahl für ein einzelnes Jahr. Von da an scheint sich das Erfindungstalent der Frauen rascher entwickelt zu haben. Während des Krieges wurden viele Verbandapparate 2c. von Frauen patentirt, und 1870 stieg die Zahl auf 60, 1880 auf 92, 1890 auf mehr als 200 und 1893 mehr als 300. Von 1809 bis 1888 stellt sich der Jahresdurchschnitt auf 30 Patente, von 1888 bis 1892 auf 230 und seit 1892 auf 280. Die größte Anzahl dieser Patente bezieht sich auf Kleidungsgegenstände, Kochgeräthe, dann Möbel-, Heiz-, Wasch- und Reinigungsapparate. Bemerkenswerth ist indeß, daß die größte Mehrzahl der an Frauen verliehenen Patente sich auf Verbesserungen vorhandener Geräthe 2c. beziehen; nur wenige repräsentiren ganz neue Erfindungen.

Was in einem großen Hotel „verloren geht“.

Interessant war eine Verhandlung, die jüngst vor der Berufungs-Strafkammer des Berliner Landgerichts I stattfand. Der Handelsmann Karl Barsekow hatte von der Verwaltung eines großen Hotels in Berlin die Küchenabfälle gepachtet, welche täglich etwa zwei Tonnen betrugen. Es war ihm zur Bedingung gemacht worden, alle noch brauchbaren Gegenstände, welche etwa aus Nachlässigkeit oder Bosheit in die Tonnen gerathen waren, dem Hotel zurückzugeben. In diesem Frühjahr gerieth Barsekow in den Verdacht, daß er die ihm gestellte Bedingung nicht erfülle. Es wurde bei ihm eine Haussuchung vorgenommen und hierbei wurden folgende, dem Hotel gehörige Sachen gefunden: 358 Stück Wischtücher, 62 Servietten, 17 Handtücher, 51 Porzellanteller, 2 Fruchtschalen, 7 Gläser und 3 Alsenide-Löffel. Barsekow behauptete, daß er alle diese Gegenstände, die insgesammt einen Werth von über 200 Mark hatten, im Laufe der Jahre aus den Küchenabfällen herausgesucht habe. Er habe geglaubt, daß sie weggeworfen seien. Die Wäsche war zum Theil noch neu oder wenig gebraucht. Barsekow wurde vom Schöffengericht wegen Unterschlagung zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt. Er legte wegen der Höhe des Strafmaßes Berufung ein. Der Direktor des Hotels bekundete im Termine, daß es wohl möglich sei, daß der Angeklagte alle die genannten Gegenstände in den Abfalltonnen gefunden habe. Trotz der strengen Beaufsichtigung, die im Hotel herrsche, biete sich, zumal an verkehrsreichen Tagen, dem gewissenlosen Personal Gelegenheit genug, Wäsche und Geschirr in der bezeichneten Weise zu beseitigen. Der Gerichtshof ermäßigte die Strafe auf 14 Tage Gefängniß.

Die Frauen in China.

In dem interessanten Buch des Herrn von Brandt über die Frauen in China behandelt ein Kapitel Chinas Schwiegermütter und erwähnt, daß sich Mädchenvereine gebildet haben zum Schutz gegen die Ehe. Neuerdings hat der Präfekt des Regierungsbezirks Kwang Chau fu (Kanton) folgendes Edikt gegen diese Vereinigungen erlassen: „Die Frauen-Klubs werden hiermit untersagt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in den Kreisen Nanhai, Panyü und Shun te ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung Abschen vor der Ehe hat; es kommt in Folge dessen vor, daß verheirathete Frauen Jahre lang sich von ihren Ehemännern fernhalten und ihr Leben im Hause der Eltern, bei Freundinnen oder in den Klubs zubringen; reklamirt der Mann seine Frau mit Gewalt, so tödtet sie sich, was ihm dann eine Klage seitens der Eltern und der Verwandten der Verstorbenen zuzieht, so daß ein Mann häufig lieber auf seine Frau verzichtet. Der Yamen wird mit solchen Klagen und Beschwerden überlaufen. Ich verordnete daher, daß die Klubs aufgelöst werden und die verheiratheten Frauen innerhalb eines Monats sich zu ihren Männern begeben. Zuwiderhandlungen werde ich strenge bestrafen, Widerspenstige durch Amtsdiener zu ihren Gatten bringen lassen, Klagen in solchen Sachen seitens der gedachten Eltern oder Verwandten werden abgewiesen werden.“

Eine gute Hausseife

wünscht wohl manche Hausfrau herstellen zu können, die Gelegenheit hat, im Haushalte Fett und Talg zu sammeln. Ein Rezept für eine solche mag deshalb hier mit Angabe des Verfahrens Platz finden. Die Ingredienzien, die zur Verarbeitung kommen, sind: 7 Kilogramm Fett und 7 Kilogramm Talg, 5 Kilogramm gut gebrannter Kalk, 10 Kilogramm kalzinirte Soda und $1^1/_2$ Kilogramm Kochsalz. Zuvörderst wird der Kalk mit so viel Wasser übergossen, daß er sich völlig auflöst; dann giebt man die Soda und hierauf unter stetem Umrühren heißes Wasser hinzu. Diese Lösung bleibt 24 Stunden unberührt stehen. Am nächsten Tage gießt man die klare Aetz-Natronlauge ab und übergießt unter stetem Umrühren den Rückstand nochmals mit heißem Wasser, läßt dies wiederum 24 Stunden stehen und gießt auch diese schwache Lauge ab. Nunmehr werden das Fett und der Talg mit der ersten scharfen Lauge in einem geräumigen Kessel unter öfterem Zugießen der schwächeren Lauge 6 Stunden lang gekocht. Zuletzt kommt das Kochsalz hinzu, das man noch 1 Stunde mitkochen läßt, worauf man die abgesonderte Seife abschöpft und in einen mit einem Tuch belegten, hölzernen, durchlöcherten Abtropfkasten thut. Wenn die Lauge genügend abgetropft ist, schneidet man die Seife in Riegel und stellt sie an einem luftigen Orte zum guten Austrocknen auf.

Die bemalten Capes.

Wissen Sie, Herr Redakteur, was die — pièce de résistance auf dem Gebiete des Allerneuesten, die zu erwartende Sensation auf dem Gebiete der Mode ist, die aber in den Auslagefenstern noch nicht zu sehen ist, weil ein geschickter Regisseur seine „Schlager“ ja bis zu einem geeigneten Zeitpunkte verbirgt? Nun denn, die Mode nimmt für ihre Zwecke die Hülfe des Malers in Anspruch und denkt an von Künstlerhand bemalte Capes! Man kannte bisher bemalte Fächer, bemalte Paravents, bemalte Bilderrahmen und letzthin tauchten auch bemalte Bandeaux und bemalte Echarpes auf; nun werden wir aber auch mit bemalten Damenmänteln zu rechnen haben, die die Erfindung eines Pariser Malers sind ... In Paris und in London ist zur Zeit ein förmlicher Kampf um diese bemalten Capes entbrannt. Der Maler hat alle Hände voll zu thun und kann unmöglich allen an ihn gestellten Forderungen gerecht werden. Eine dieser bemalten Capes ist auch in Wien eingetroffen, und einer jungen Malerin, der Gattin eines höheren Hofbeamten, ist es gelungen, nach dem vorgelegten Muster ebenfalls eine Wintercape zu bemalen, und zwar in der gleich effektvollen Weise, wie das Original. Der erste Eindruck ist, als ob die großen, goldig schimmernden, etwas exotischen Blätter und Blüthen, die auf der Cape zu sehen sind, Applikationsarbeit seien. Erst bei genauerer Besichtigung bemerkt man die Pinselarbeit. Und noch Eins, was eigentlich die Hauptsache: die Damen wird es interessiren zu erfahren, wie viel eine solche bemalte Cape kostet. Nun, die „Nouveauté“ kommt je nach der künstlerischen Herstellung des betreffenden Exemplars auf 140 bis 160 Mark zu stehen, also eine Bagatelle für Leute, die — Geld haben ...

Leberküchlein.

1 Pfund Kalbsleber wird mit $1/_8$ Pfund Mark, etwas Citronenschale und Zwiebel feingewiegt; zwei eingeweichte und wieder gut ausgedrückte Semmeln, eine Hand voll Semmelmehl, zwei ganze Eier, Salz und Pfeffer werden dazu gerührt, zwei Kalbsnetze gewaschen, etwas gesalzen, gleichmäßige Stückchen geschnitten, und in jedes derselben ein großer Eßlöffel Fülle gebracht. Nun schlägt man den freien Theil des Netzes um die Fülle, formt runde Plätzchen daraus, giebt Butter in die Bratpfanne, brät sie rasch schön gelb auf beiden Seiten und würzt sie auf beiden Seiten mit etwas Citronensaft.

Schwammklößchen

$1/_4$ Liter Milch kocht man mit einem Stückchen Butter (walnußgroß) auf, giebt unter tüchtigem Rühren $1/_4$ Liter Mehl hinein und trocknet dies auf gelindem Feuer unter Rühren ab, bis sich die Masse von der Kasserole los löst. Erkaltet rührt man nach und nach drei Eier, das nöthige Salz, etwas geriebene Muskatnuß, Citronenschale und eine Prise Zucker dazu. Mit einem in kochendes Wasser getauchten Theelöffel sticht man Klößchen aus und kocht sie in Salzwasser fertig, doch darf man dabei die Kasserole nicht schließen.

Kesselstein

in emaillirten Wasserkesseln beseitigt man am besten mittelst verdünnter Salzsäure (gleiche Theile rohe käufliche Salzsäure und Wasser). Es muß nur sofort nach dem Anwenden der Säure gut mit klarem Wasser nachgespült werden, damit keine das Email beschädigenden Säurereste zurückbleiben.

Statt der gehackten Zwiebeln

zu Kartoffelsalat giebt Zwiebelsaft mit dem Essig gequirlt die feinste Würze; man darf jedoch nicht zu viel Zwiebelsaft hierzu nehmen, denn er soll nicht vorschmecken, sondern nur leise zu ahnen sein.

Lampen-Cylinder

sind haltbarer, wenn man sie erst in kaltem Wasser auf dem Herde aufsetzt und langsam heiß bis zum Kochen werden, dann verkühlen läßt und beim Gebrauch stets nur auf trockenem Wege reinigt.

Eine gute Linoleumwichse

bereitet man, indem man einen Theil Palmöl mit sechzehn Theilen Paraffin zusammenschmilzt und dann noch dieser Mischung vier Theile Paraffinöl hinzufügt.

Verlag: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W., Potsdamerstraße 88.
Druck: C. Grumbach, Leipzig, Querstraße 14.

11. Heft.

Jahrg. 1896.

Für Alle Welt.

Illustrirte Familien-Zeitschrift

Herausgegeben von Rich. Bong.



Jährlich erscheinen 28 Hefte. Preis pro Heft 40 Pf.



Heft 11. Illustrirte Familien-Zeitschrift. 1896.

Die tolle Gräfin.

Roman von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Edelmann war in ernster Haltung eingetreten. Er behielt, aller Sitte zuwider, Hut und Stock in der Hand — nahm auch nicht Platz, als ihn die Gräfin sich zu setzen bat.

„Frau Gräfin,“ sagte er gemessen, mit einem fast feindseligen Blick, „in Ihrem Hause je wieder Platz zu nehmen, ist mir leider versagt.“

„Mein Himmel!“ rief die Tarnowska, „Sie erschrecken mich! Was habe ich Ihnen gethan? . . . Ja, seh' ich denn recht, hör' ich denn recht? . . . Das ist doch Znosko — Pan Boleslav Znosko? Und ich bin die Jadwiga Tarnowska — ist's nicht so? Und wir Beide, die wir durch lange Jahre Freundschaft gehalten haben, wir stehen einander in diesem Augenblick so — feindselig gegenüber? . . . Panie Znosko, bei der heiligen Jungfrau, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was haben Sie gegen mich?“

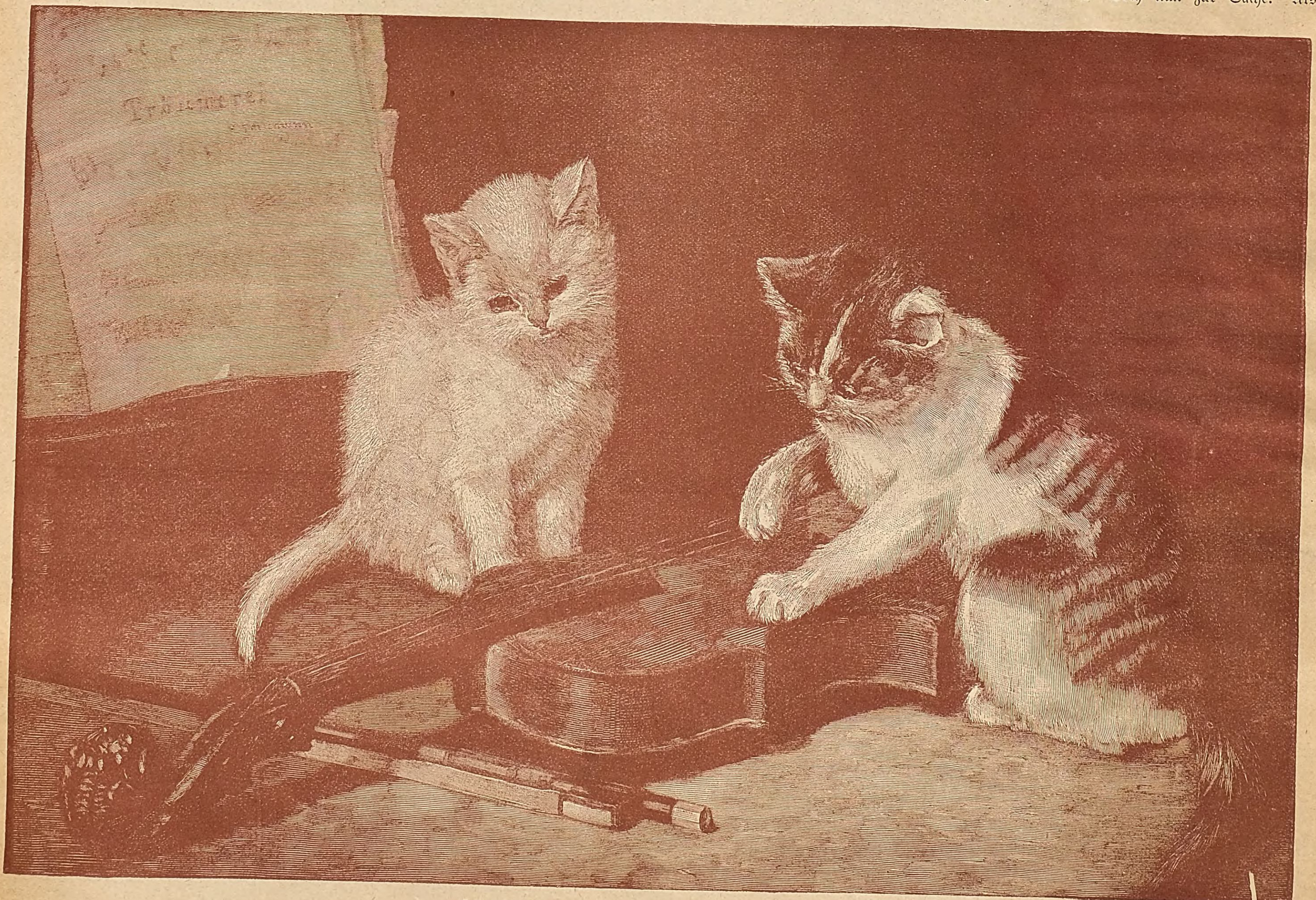
„Ich werde Ihnen nichts verschweigen, Frau Gräfin. Um mich mit Ihnen auseinanderzusetzen, stehe ich hier!“

Die Tarnowska musterte ihn mit weit aufgerissenen Augen. Der unheimlich strenge Blick des alten Kavaliers schüchterte sie jedoch bald ein. Das Lächeln, das ihre Lippen umschwebt hatte, erlosch. Sie blieb am Tische stehen, noch immer hochaufgerichtet, aber ihre Blicke wichen scheu der zornig forschenden Miene Znoskos aus.

„Panie Znosko,“ sagte sie endlich mit heiserer, vor Erregung fast kreischender Stimme, „meine Geduld ist bald erschöpft. Diesen Ton ertrage ich nicht. Entweder Sie sprechen mit Ihrer alten Freundin, wie Sie es als Edelmann gelernt haben, oder ich versage Ihnen eine Unterredung.“

Pan Znosko runzelte die Stirn. Ein hochmüthiges, ja verächtliches Lächeln, das sein sonst so joviales Antlitz von Grund aus veränderte, zuckte über seine Lippen.

„Pani Tarnowska — nur unserer Jahre langen Freundschaft verdanken Sie's, daß ich noch einmal persönlich hergekommen bin. Doch nun zur Sache. Als



Katzenmusik. Nach dem Gemälde von Minna Stocks.

Photographie-Verlag von R. Weihrauch in München.

ich gestern Ihr Haus verließ, verfügte ich mich nach Czenstowitz, um die Bahn nach jener preußischen Garnison zu benutzen, in der Herrn von Schmolls Regiment steht. Ich hatte dem Offizier eine Herausforderung des Grafen Korsak zu überbringen."

„Ich weiß es. Und Wladimir Korsak, der meine Ehre mit der Pistole gegen Feinde vertheidigt, wird mich auch vor — falschen Freunden zu schützen wissen!" sagte die Tarnowska zähneknirschend.

„Sie irren, Frau Gräfin; mein Freund Korsak wird sich nicht mit jenen Offizieren schlagen können, denn deren Ehrenrath hat den Zweikampf untersagt."

„Wie? Das ist also der Muth jener preußischen Helden? Frauen in unritterlicher Weise beleidigen — und die Genugthuung versagen?"

„Der Ehrenrath jenes Offizierkorps hat Folgendes entschieden: Wenn Graf Korsak sich persönlich durch das Auftreten des Lieutenants von Schmoll beleidigt fühle, so dürfe der letztere keinen Augenblick zögern, dem Grafen jede gewünschte Genugthuung zu geben. Seine Aeußerung über die Frau Gräfin Jadwiga von Tarnowska müsse er aber bis zum kleinsten Punkt nach wie vor aufrecht halten."

„Panie Znosko, und Sie haben geduldet, daß man fortfährt, mich zu beschimpfen? Sie — ein polnischer Edelmann — Sie dulden, daß diese Barbaren Lügen und Verleumdungen über mich verbreiten?"

„Es waren keine Lügen und Verleumdungen, die über Sie ausgebreitet worden sind," rief nun Pan Znosko zornfunkelnden Auges. „Man hat Sie des Falschspiels bezichtigt, Frau Gräfin Tarnowska ... und man hat mir den Wahrheitsbeweis geliefert!"

„Elender — das wagen Sie ..."

„Ruhe!" donnerte der alte Pole, indem er sich hoch aufreckte. Seinen Kopf weit vorbeugend, zischelte er der über die ganze Gestalt Zitternden zu: „Pani Tarnowska, man hat Sie im vorigen Herbst, am siebzehnten September Nachts um zwölf Uhr aus dem Spielsaal von Monaco ausweisen müssen!... Stimmt das? Und soll ich Ihnen die Gründe angeben, weshalb man Ihnen die Rückkehr in das Fürstenthum untersagte?"

„Panie Znosko ... man wird diese schurkischen Verleumder Lügen strafen ... wer war der Erbärmliche, der es gewagt hat — —"

„Ein preußischer Offizier, der sich aus Gesundheitsrücksichten im vorigen Herbst in Nizza aufhielt, war Zeuge des Vorgangs. Er ist vor acht Tagen in das Regiment versetzt worden, in dem Herr von Schmoll steht. Da wegen der Unruhen in Ursinow und Konarschewo, an denen indirekt auch das Militär betheiligt war, eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet worden war, erbat man sich nähere Mittheilungen über den Vorgang, über den jener Preuße, als er Ihren Namen vernahm, zu berichten wußte. Das Schriftstück, das Sie vor Ihrer Abreise von Monaco unterzeichnet haben, Pani Tarnowska, lag mir im Wortlaut vor!"

Kreideweiß war das Antlitz der polnischen Gräfin geworden. Ihre Lippen zuckten — ihre Augen starrten ausdruckslos den Sprecher an.

„Es ist — nicht wahr ... nicht wahr!" stammelte sie.

Eine Weile herrschte darauf tiefes Schweigen. Man vernahm nur das erregte, hastige Athmen der beiden feindlich einander Gegenüberstehenden. Endlich rang es sich von Znoskos Lippen:

„Sie haben nicht allein Jene dort unten ... Sie haben auch uns betrogen, Pani Tarnowska. Jawohl, betrogen — denn Sie hatten kein Recht mehr, sich unter uns zu drängen. Wir waren nicht Ihresgleichen. Der einzige Schimpf, den uns Herr von Schmoll angethan, war daher der, daß er uns für ... Ihre Kumpane hielt — aber leider Gottes halten mußte!"

„Panie Znosko — kein Wort weiter ... es könnte Sie gereuen!"

„Ah, es ist vorbei — Ihr Komödienspiel, Frau Gräfin Tarnowska. Wir haben mit Ihnen abgerechnet — wir Alle ... auch Korsak!"

„Korsak ...?!" schrie die Gräfin wutherfüllt auf, „Sie haben ihm diese schmachwürdige Verleumdung — mitzutheilen gewagt?"

„Allerdings. Und Pan Korsak hat alle meine Maßnahmen gebilligt; wie es nicht anders zu erwarten war. Seinen eigenen Spielgewinn hat er Ihnen ja bereits wieder zugestellt. Und auch die anderen Herren mußten die Gelder, die sie in einem ... solchen Hause verloren hatten, wieder zurücknehmen."

„So, so? Hahaha! Und wer war es denn, der an jenem Abend reichlich beladen von dannen zog?"

„Ausnahmsweise — Korsak und ich. Auch die Offiziere haben das Geld nach Entscheidung ihres Ehrenrathes zurücknehmen und einer wohlthätigen Stiftung — als Buße — zuwenden müssen; außerdem haben sie einen Verweis wegen ihres mit ihrer Stellung nicht zu vereinbarenden leichtsinnigen Verkehrs auf Niniew erhalten."

„Hahaha!" kreischte die Tarnowska erbost auf. „Und wer wird denn Ihnen einen Verweis deshalb ertheilen — Ihnen und Korsak?"

„Die Beschämung — ist unsere Strafe!" sagte Pan Znosko mit bitterem Groll.

„Das also ist der Lohn für meine Freundschaft und mein Vertrauen!" preßte die Gräfin wuthbebend hervor. „Oh, Schmach und Schande! ... Mich hat man betrogen, ja, mich! Um mein Glück und meine Ruhe ...! Oh, über mich Thörin, die ich noch vor wenigen Stunden so felsenfest an jenen Mann geglaubt habe ... hahahahaha!"

Znosko sah sie mit unverhohlener Verachtung an. „Frau Gräfin Tarnowska, wenn Sie vor wenigen Stunden — wie Sie sagen — etwa daran geglaubt haben, daß mein Freund Korsak mit dem Ankauf Niniews ein anderes Ziel verfolgte, als etwa das: sein junges eheliches Glück ohne lästige Nachbarschaft genießen zu dürfen, so haben Sie sich allerdings getäuscht."

„Sein eheliches — Glück ...?! Graf Korsak hätte sich mit jener Maja von Sadorska ... ausgesöhnt?!" kam es entsetzt von ihren fahlen Lippen.

„Gottlob!" sagte Znosko voller Genugthuung. „Doch da Ihnen der Nießnutz Niniews nur noch bis zum ersten Oktober zusteht, so werden Sie ja nicht Zeugin dieses Glückes sein brauchen!"

„Glauben Sie? Glauben Sie? ... Oh, ich werde den Verkauf rückgängig machen. Ich werde hier bleiben, um Euch Alle zu züchtigen, Euch Alle, die Ihr so hinterlistig, so erbärmlich an mir gehandelt habt! — Oh, auch ich habe noch meine Waffen! — Hütet Euch! Hütet Euch!"

In diesem Augenblick ward an die Thür gepocht. Der Haushofmeister, der den erregten Wortwechsel unbedingt belauscht hatte, steckte gleich darauf seinen Kopf herein.

„Pan Felicyan von Sadorski!" meldete der Franzose, der die beiden im Zimmer anwesenden Personen mit einem listigen Lächeln anblickte.

„Felicyan von Sadorski?!" entfuhr es Znosko wie der Tarnowska.

Der Gräfin fiel sofort die abenteuerliche Meldung Patriks wieder ein. Nur einen Augenblick brauchte sie zu überlegen — dann stand ihr Entschluß fest: Felicyan, der unglückliche Verfolgte, durfte von ihrer Schuld noch nichts erfahren; um jeden Preis mußte sie daher eine Aussprache zwischen dem jungen Manne und Pann Znosko zu hintertreiben suchen. Sie warf dem Edelmann einen scharf lauernden Blick zu. „Panie Znosko," zischelte sie, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich mich in meinem eigenen Hause — — — Warten Sie draußen!" unterbrach sie sich fast rauh mit einer hastigen Wendung gegen den Franzosen, der geräuschlos verschwand. „Panie Znosko, ich habe mir viel von Ihnen bieten lassen — aber vor einem Fremden — gerade vor dem Bruder jener Maja von Sadorska, dürfen Sie mich nicht beschimpfen. Ich dulde es nicht — ich dulde es nicht! Sie werden gehen — ohne ihn gesprochen zu haben."

„Nein, Pani. Er wird gehen, — ohne Sie gesprochen zu haben. Denn ich werde ihn warnen, noch bevor er Ihr Zimmer betreten hat. Das bin ich seinem armen Vater — meinem alten Freunde, schuldig!"

„Znosko, ich — ich verbiete es Ihnen!"

„Sie haben mir nichts mehr zu verbieten, Frau Gräfin. Wir sind fertig miteinander."

„Panie Znosko — — wenn ich Sie aber anflehe ...!" Sie kam mit gefalteten Händen auf den alten Herrn zu; ihre Augen funkelten seltsam, ihre Lippen zitterten.

Doch sie erzielte nicht die beabsichtigte Wirkung mit ihrer rührenden Verzweiflung. Znosko sagte rauh: „Er kommt mir wie gerufen; ich habe mich gegen ihn eines Auftrages zu entledigen. Auch er ist durch die Verluste jenes Abends geschädigt. Korsak hat mir das Geld übergeben, um es ihm unter Darlegung der Verhältnisse zurück zu erstatten."

„Und Sie werden ihm Alles sagen — Alles? Panie Znosko, kann Sie denn nicht die Verzweiflung eines unglücklichen Weibes erweichen? Ich ertrage die Scham nicht — der Gedanke allein schon tödtet mich! Gerade Felicyan von Sadorski —"

„Was verlangen Sie von mir, Frau Gräfin? Meine Zeit ist gemessen!"

„Nun denn, Panie Znosko, ich bitte Sie — zeigen Sie sich nicht vor Felicyan von Sadorski — gehen Sie, verlassen Sie mein Haus, noch bevor er Sie gesehen hat! Er kann noch nichts von Ihrer Anwesenheit wissen .. Ihr Wagen steht nicht unten — der Kutscher hat ihn, wie ich sehe, in den Park geführt ..."

„Und mein Auftrag? Was soll mit dem Gelde geschehen, das man mir anvertraut hat?" Er hatte ein versiegeltes Kouvert mit der von Korsak eigenhändig geschriebenen Adresse aus der Brusttasche gezogen.

„Geben Sie — — mir das Packet, Znosko! — Ich selbst will es ihm abliefern!"

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Znosko, der beinahe laut aufgelacht hätte, der Gräfin zuwarf.

„Ah, Panie Znosko — ich habe mich in der Leidenschaft einmal hinreißen lassen ... mein Himmel, es ist wahr — aber für eine Diebin werden Sie mich doch nicht halten?! ... Geben Sie mir das Kouvert — verfügen Sie sich dort hinein in mein Boudoir. Sie sollen Augen- und Ohrenzeuge der Begegnung und Unterredung sein. Ich werde die Rückgabe in jeder von Ihnen gewünschten Form begründen — hören Sie, ich selbst! — Aber ersparen Sie mir die Beschämung ...!"

„Ich darf das nicht, Gräfin. Und zögern darf ich ebensowenig. Es geht gegen meine Abmachungen mit Pann Korsak."

„Znosko — — was Sie auch von mir verlangen mögen ..."

Flehend, mit dem wohleingeübten unschuldigen, thränenvollen Kindesblick stand Jadwiga vor dem alten Edelmann. Pan Znosko zuckte unlustig die Achsel. Doch dann sagte er plötzlich mit einer scharfen Wendung: „Nun gut, Pani Tarnowska, ich will Ihnen die Demüthigung ersparen. Felicyan selbst ist mir ja gleichgültig — ich habe nie viel von ihm gehalten, trotzdem man seine Fähigkeiten nun aufbauscht und verhimmelt ... ich muß aber darauf halten, daß Korsaks Handlungsweise richtig von ihm beurtheilt wird."

„Oh, Sie werden sehen — ich will es ja an nichts fehlen lassen, Panie Znosko. Und Sie können jeder Zeit dazwischen treten, wenn Sie glauben, daß ich nicht grundehrlich handle."

„Aber eine Bedingung knüpfe ich daran ..."

„Verfügen Sie, Panie Znosko."

„Sie müssen sich verpflichten, von Ihrem Rechte, noch länger auf Niniew zu verweilen, keinen Gebrauch zu machen ... Sie müssen binnen vierundzwanzig Stunden Niniew und die polnischen Lande verlassen haben!"

„Ah, das ist ... infam, Panie Znosko, das ist grausam — das ist ..."

„Nun gut — so erfährt Felicyan von Sadorski in der nächsten Minute von mir, was ich zu sagen ihm verpflichtet bin."

Er schritt entschlossen zur Thür.

„Bleiben Sie!" kreischte die Tarnowska, indem sie ihm nacheilte und seine Hand umklammerte.

Pan Znosko sah sie kühl fragend an. „Was haben Sie nur für ein seltsames Interesse daran, den Moment, in dem der junge Sadorski Ihre Vergangenheit erfährt, hinauszuschieben? Hört er's heute nicht von mir — so gewiß morgen von Anderen!"

„Das ist meine Sache — Panie Znosko!" sagte die Gräfin rauh. „Von Ihnen fordere ich nur Schweigen für diesen Tag — für diese Stunde!"

Pan Znosko war argwöhnisch geworden. Doch die Aussicht durch einen Vergleich die kompromittirende Person der Gräfin aus der Gegend ein für alle Mal zu entfernen, war ihm werthvoller, als die Sorge um das Wohl des leichtsinnigen, jungen Sadorski.

„Und verpflichten Sie sich — durch einen Schwur bei Allem, was Ihnen noch heilig ist — noch am heutigen Tage Niniew zu verlassen?"

Jadwiga begann leise vor sich hin zu weinen; sie spielte sich in eine künstliche Rührung, um den alten Edelmann zu erweichen. Die Zukunft Niniews gehe sie ja nichts mehr an, sagte sie unter Thränen, auch das Schicksal der trotzigen Arbeiter, die von dem neuen Herrn mit übernommen würden, lasse sie kalt — aber ihr Hauspersonal sei ihr in den langen Jahren ans Herz gewachsen — der Haushofmeister z. B. (sie ahnte, daß er horchte) verdiene keine so rücksichtslose Behandlung ...

„Ah, Ihr getreuer Haushofmeister!" sagte Znosko mit bitterer Ironie. „Nun, Frau Gräfin, ich habe zu-



Die Fortführung der Rebellen. Nach dem Gemälde von Emil Holarek.

fällig Kenntniß, daß dieser wackere Beamte Sie in unverschämtester Weise betrogen hat . . . Wie mir erzählt wurde, hat er nämlich jenen fremden Offizieren, die einige Tage lang Ihre Gäste waren, Rechnungen für die Bewirthung vorgelegt . . .“

„Unmöglich!“ sagte die Tarnowska, der das Blut wieder in die Schläfen schoß.

Pan Znosko blinzelte ihr spöttisch zu. „Das hat doch nur hinter Ihrem Rücken stattfinden können, nicht wahr, Frau Gräfin? . . . . Verdient also ein solcher Halunke, der unsere vielgerühmte Gastlichkeit einfach lächerlich gemacht hat, besondere Schonung?“

Jadwiga machte noch einmal eine flehende Bewegung. Pan Znosko blieb ungerührt.

Nun drückte die Gräfin entschlossen auf den Klingelknopf und rief dem eintretenden Franzosen, der grün vor Gift und Galle geworden war und dem Gaste seiner Herrin drohende Blicke zuwarf, mit heiserer Stimme zu:

„Rufen Sie — Herrn von Sadorski!“

Nachdem sich die Thür hinter dem Haushofmeister wieder geschlossen hatte, nahm die Gräfin Pann Znosko das Kouvert aus der Hand, deutete nach dem nur durch eine Portiere abgeschlossenen Nebenzimmer und raunte dem alten Edelmann zu: „Sie werden Zeuge sein! . . . Verrathen Sie sich nicht — und mich nicht!“

„Und es bleibt dabei: am heutigen Abend . . .?“

„Habe ich Niniew verlassen!“

Pan Znosko ließ das kleine Packet in den Händen der Gräfin zurück und trat ins Boudoir.

Gleich darauf öffnete ein Diener die Thür, die vom Vorzimmer hereinführte, und Felicyan von Sadorski erschien — bleich, verstört, noch immer im bestaubten Reiseanzug.

16.

Sofort hatte Jadwiga ein anderes Wesen angenommen. Sie setzte ihr bestrickendstes, liebenswürdigstes Lächeln auf und eilte dem jungen Sadorski mit gut gespielter Freude entgegen.

Felicyan war sichtlich überrascht über den Empfang. Ihn hatten heute nicht die Gefühle der Freundschaft hergeführt. Den ehemaligen eifersüchtigen Bewunderer der Gräfin hatten die Gerüchte über ihren Verkehr mit dem Grafen Korsak bedeutend abgekühlt; dazu kam noch die Verzweiflung über die peinvolle Lage, in die ihn der kindische, trotzige Ehrgeiz jenes Spielabends und die Aneiferung der ihn damals so ganz beherrschenden Frau gebracht hatte.

Jadwiga überschüttete ihn mit einem Schwall von Fragen nach Paris, nach Freunden und Bekannten — sie fand allmählich wieder einen ganz ungezwungenen leichten Plauderton. Felicyan vermochte nicht darauf einzugehen. Er war elend, erschöpft, ermattet. Seine Siegessicherheit hatte er im Verlauf seiner ergebnißlosen Fahrten längst wieder verloren. Der Schlag, den Pana Znosko nicht auf Ujast anzutreffen, hatte ihn fast zermalmend getroffen. In Złochnowo war ihm darauf noch das Mißgeschick widerfahren, daß beide Rappen zu lahmen begannen; er hatte den Wagen nach Hause schicken und den Weitermarsch zu Fuß antreten müssen.

„Man sagte mir,“ begann Felicyan stockend, „daß Pan Znosko vor kaum einer halben Stunde Złochnowo passirt und den Weg nach Niniew eingeschlagen habe. Ich folgte ihm athemlos — habe ihn aber, wie mir scheint, abermals verfehlt . . .“

„Oh, Panie Felicyan, es thut mir aufrichtig leid . . .



Die Opferkerze. Nach dem Gemälde von P. Gabrini.

Also nur Znoskos wegen haben Sie sich nach Niniew bemüht? Sie kommen heute also schon aus Ujast?“

Felicyan bejahte. „Und ich bin in einer solchen Aufregung — die Zeit verfliegt — jede Minute ist mir kostbar . . . . heute Nachmittag die Versammlungen . . .!“

„Ja, ich weiß,“ sagte die Tarnowska mit einem eigenthümlichen Lächeln, „in Roschki — im ‚König von Polen‘!“

Der junge Mann mußte um eine Erfrischung bitten, da ihm die Zunge am Gaumen klebte und er kaum zu sprechen vermochte.

Während er sich an dem von Jadwiga eigenhändig kredenzten Trunk Wein labte, fuhr die Gräfin fort: „Und Pan Znosko befindet sich seit einer Reihe von Stunden in der Lage, Sie gleichfalls zu verfehlen.“

„Pan Znosko — sucht mich?“

„Ja; er hat sich eines diskreten Auftrags an Sie von Pann Korsak zu entledigen. — Vor kaum zehn Minuten hat er mich verlassen.“

Hastig sprang Felicyan wieder auf. „So treffe ich ihn also auf Ujast, wenn ich unverzüglich dahin eile . . . Gräfin, Sie müssen mir einen Wagen geben — gute Pferde, hören Sie, denn größte Eile ist geboten!“

„Sie würden ihn auch in Ujast nicht mehr antreffen. Pan Znosko hat eine Besuchsfahrt angetreten, von der er erst in mehreren Tagen zurückkehren wird.“

„Allmächtiger Himmel!“

„Aber er wollte Ihnen schreiben, Felicyan, denn der Auftrag Korsaks war sehr dringlich . . .“

„Ich weiß — ich weiß!“ sagte Felicyan athemlos.

„Sie — wissen?“

„Ja; Zimorowicz sprach mir davon, daß Korsak und Znosko sich entschlossen haben, die Ergebnisse jenes unseligen Spielabends . . . ach mein Gott, warum war ich nur so thöricht, so thöricht . . .“

„So lassen Sie doch ruhig mit sich reden, Felicyan, ich bitte Sie. Es macht mich nervös, Sie so aufgeregt zu sehen. Vertrauen Sie mir — wir sind doch keine Kinder mehr!“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ stöhnte Felicyan. „Ach, Gräfin, Sie können mich ja nicht verstehen. Es ist mit mir zu Ende — zu Ende!“

Es blitzte in Jadwigas Augen. Sie näherte sich mit forschender Miene dem jungen Manne. Doch mit einem lauernden Blick auf die Portiere, die das Nebenzimmer abschloß, sagte sie, einen bekümmerten Ton annehmend: „Aufrichtig, Felicyan, Sie machen sich Vorwürfe wegen der leichtsinnigen Schuld, die Sie an jenem Abend auf sich genommen haben. Ist's nicht so? Glauben Sie aber, wir haben nicht Alle unter den Folgen jener ausgelassenen Stunden zu leiden gehabt? . . . Wissen Sie, wie es mir ergangen ist? Wie es Korsak ergangen ist? . . . Nun, beruhigen Sie sich, Felicyan, die beiden Kavaliere, die die glücklichen Gewinner waren, haben sich entschlossen, Alles wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Schon der Leute wegen — und der Kirche wegen — muß das geschehen! Nicht wahr, und es erfährt auch Ihre Billigung?“

„Wenn alle Anderen, wie Sie sagen, damit einverstanden waren — warum sollte ich allein . . .“

Lächelnd erhob sich die Gräfin, zum Kamin schreitend, auf dessen Sims sie das Banknotenpacket niedergelegt hatte.

„Wissen Sie, Felicyan, daß vor kaum einer Viertelstunde Pan Znosko und ich uns die Köpfe zerbrochen haben, wie wir uns der Aufgabe, Sie in den Wiederbesitz der verlorenen Summe gelangen zu lassen, entledigen könnten?“

Starr sah Felicyan die Gräfin an. „Pani Tarnowska — man hat Ihnen das Geld — —?“

„Graf Korsak ist leidend; er vermag Ihnen die Summe nicht selbst auszuhändigen. Zudem fürchtet er, Sie zu verletzen. So wurde denn Pan Znosko damit betraut. Hätte er gewußt, daß er Sie so bald schon auf Niniew treffen könnte, so würde er Sie sicher erwartet haben. Er hat mich gebeten, Ihnen dieses Kouvert, das Graf Korsak selbst adressirt und mit seinem Siegel versehen hat, zu übergeben, Ihnen die Verhältnisse klar darzulegen und Sie zu bitten, sich den Grund und die Art der Rückgabe nicht zu mißdeuten.“

Pan Sadorski nahm das Packet mit zitternden Fingern aus den Händen der Gräfin. Er war nicht fähig, ein einziges Wort hervorzubringen.

„Und was darf ich Pann Znosko mittheilen? Denn ich habe mich verpflichtet, ihm sofort Nachricht zu geben.“

„Schreiben Sie ihm,“ kam es unsicher und tonlos aus dem Mund des erschöpften, jungen Mannes, „daß ich die Gründe der beiden Kavaliere respektire — und eine Verletzung auch nicht in der Form der Rückgabe erkenne.“

Jadwiga athmete tief auf. „Dann ist dieser peinliche Handel also endgültig erledigt und wird mit keinem Wort mehr erwähnt — weder zwischen uns, — noch zwischen uns und Anderen?“

„Mit keiner Silbe!“

„Ihr Ehrenwort?“ fragte die Tarnowska, die sich an die Portiere begeben hatte, die zu ihrem Boudoir führte, indem sie den jungen Mann gespannt anblickte.

„Wenn es gewünscht wird — nun ja denn: mein Ehrenwort!“

Felicyan befand sich in großer Unruhe. Es drängte ihn wieder fortzukommen. Die durch seine Fahrten versäumte Zeit galt es wieder einzubringen. In spätestens drei Stunden mußte er in der Versammlung sein — er sollte reden, und er hatte sich doch noch nicht sammeln, sich nicht vorbereiten können ... Bis zu diesem Augenblicke hatte ihn die furchtbare Sorge gemartert!

Doch die Tarnowska gab ihn nicht so schnell frei. Oh, sie hatte ihre besonderen Pläne, die schöne Gräfin!

„Jetzt — mich verlassen? Oh, das dulde ich nicht — das dulde ich nicht!“ sagte sie hastig. „Ein paar Zeilen an Znosko, dann komme ich zurück ... nicht wahr, Felicyan, so lange können Sie noch bleiben? Sie erwarten mich hier, Felicyan!“

Pan Sadorski gab keine Antwort. Er wartete nur auf den Augenblick, in dem die Portiere hinter Jadwiga wieder zusammenschlug, um ans Fenster zu stürzen, das Kouvert aufzureißen und die Banknoten zu durchwühlen.

... Dem lauschenden Znosko war keine Silbe der Unterredung entgangen. Er hatte Mitleid mit dem armen Jungen, den er da in den Netzen der intriguanten Frau zurücklassen mußte; in dem Augenblick aber, in dem das Gespräch der Beiden sein Ende erreichte, wandte er sich, auf dem teppichbelegten Parkett unhörbar, der Ausgangsthür zu.

Die ins Boudoir tretende Gräfin würdigte er keines Blickes mehr.

Als er die breite Treppe hinabstieg, um in den verwilderten Alleen des Parkes sein Gefährt aufzusuchen, mit dem er so schnell als möglich das Niniewer Gebiet zu verlassen gedachte, murmelte er vor sich hin:

„Schade um sie. Es ist eine prächtige Komödiantin an ihr verloren gegangen!“

... Jadwiga zernagte ihre Lippen vor Wuth, als sie ihren ehemaligen Freund in so verletzender Weise Abschied von Niniew nehmen sah. Sie krümmte ihre Finger zur Faust, die sie hinter dem Entschwindenden drohend erhob.

Dann stand sie eine Weile starr da — überlegend, sinnend, Pläne schmiedend.

Als sie ins Balkonzimmer zurückkehrte, fand sie den wankelmüthigen, schwankenden, sanguinischen Felicyan schon in bedeutend besserer Stimmung vor. Er hatte, nachdem er das Geld überzählt, noch ein Glas Wein hinuntergestürzt. Seine Wangen hatten wieder Farbe bekommen, seine Augen den starren, ängstlichen Ausdruck verloren. Aber noch energischer drängte er jetzt zum Aufbruch.

Die Tarnowska stellte sich dicht vor ihm auf, hielt seine beiden Hände fest, sah ihm tief und durchdringend ins Auge und sagte in bebendem Tone: „Ich wollte Ihnen nur sagen, Felicyan, daß ich Niniew mit dem heutigen Tage — verlasse!“

Ueberrascht sah der junge Mann auf. Der eigenthümliche Blick der Gräfin verwirrte ihn.

„Auf — — immer, Felicyan!“ fuhr Jadwiga fort.

„Sie haben Niniew verkauft? ... An wen?“

Die Gräfin nannte Korsaks Namen. Sofort verfinsterte sich Felicyans Antlitz wieder. „Es gab eine Zeit, Jadwiga, wo mich diese Nachricht schmerzlich überrascht hätte. Damals — als ich noch mein Glück mit der schönen Herrin von Niniew so innig verbunden wähnte.“

„Und diese Zeit ist vorbei, mein Freund? — Jetzt, wo sie mich Alle verlassen — jetzt verläßt mich auch Felicyan, der Einzige, dessen Gefühle wahr und aufrichtig waren?“

Bitter erwiderte Felicyan: „Jadwiga Tarnowska — meine Gefühle für Sie waren mehr als aufrichtig und ehrlich; sie waren glühend und leidenschaftlich ... so daß ich im Stande gewesen wäre ... ach, wozu noch davon sprechen. Vorbei — vorbei!“ Trotzig fügte er hinzu: „Ich verließ Sie doch in so schöner Harmonie mit dem Herrn Grafen Wladimir von Korsak. Hahaha, für mich hatten Sie damals nicht einmal einen Blick, einen einzigen Blick! ... Ja, damals — hätte ich in meiner ohnmächtigen Wuth eine Thorheit begehen können!“

Jadwiga sah ihn mit großen, brennenden Augen an und zischelte: „Oh, hättest Du sie doch begangen, Felicyan — ihn getödtet ... den Elenden, den Ungetreuen!“

Felicyan stieg das Blut in die Schläfe, als er die heißathmende Frau in ihrer augenscheinlichen Verzweiflung so dicht vor sich sah. Doch noch immer mit Trotz in der Stimme sagte er: „Dich hätte ich strafen müssen, Jadwiga Tarnowska, Dich allein! Denn Du hast mich verachtet, verhöhnt!“

„Die Vergeltung hat mich schwer dafür getroffen. Jener Elende hat mich nicht nur verlassen — er hat mich betrogen, um mein Heim betrogen! ... Weißt Du's etwa noch nicht, daß er sich mit Deiner Schwester wieder großmüthig ausgesöhnt hat? Ah — und während die Beiden längst schon wieder einig waren — denke Dir, Felicyan — hat er mich in schlauer Berechnung umgarnen, mir den Boden unter den Füßen wegziehen lassen.“

„Maja hat sich mit Korsak — versöhnt? Ist das wahr — ist das wahr?“

„Znosko hat mir die Nachricht gebracht. Roh, brutal, schonungslos hat mir der Graf die Beleidigung ins Antlitz geschleudert. Oh — nicht etwa, als ob ich ihn so heiß geliebt hätte, daß seine Treulosigkeit mir Schmerz zugefügt hätte — aber die brennende Scham, die ungeheuerliche Demüthigung ...!“

Als Felicyan den haßerfüllten Ausdruck in Jadwigas Zügen wahrnahm, schwanden alle Zweifel. „Und Sie verlassen Niniew, Jadwiga, um nie — nie mehr hierher zurückzukehren?“

Die Gräfin hauchte ein leises: „Nie!“

Felicyan senkte, mehr und mehr erglühend, das Antlitz.

„Wenn Du mich also in dieser Stunde verlässest, Felicyan, so siehst Du Deine arme, verlassene Freundin — nie wieder!“

„Oh, Pani Tarnowska, die Welt ist nicht so groß, daß ich Sie nicht auffinden würde, wenn ich mir's in den Kopf setzte!“

„So, Felicyan, Du würdest mich suchen — wirklich?“

„Wenn ich glauben könnte, Ihnen vielleicht doch noch nicht ganz gleichgültig geworden zu sein ...“

Sein Athem stockte. Er befand sich unter den heißen Blicken der Tarnowska wie in einem Bann.

„Und was sollte Dich abhalten, Felicyan, gleich mit mir zu gehen — jetzt auf der Stelle?“

„Jetzt, auf der Stelle — fort, außer Landes?“

„Nun, Freund, was hält Dich denn hier zurück? Du Kleinmüthiger! ... Oder ist's etwa der Durst nach Ruhm?“ sagte sie, während sie spöttisch den Mund verzog. „Drängt's Dich zu Deinen Bauern nach Roschki? Hahahaha, wie Du Dich täuschen wirst!“

„Kleinmüthig nennst Du mich, Jadwiga,“ rief er feuriger, „ja, das war ich bis zum heutigen Tage. Ich habe zittern und mich beugen müssen. Es saß die bleiche Furcht in meinem Nacken, die mich niederzwang. Aber jetzt ist die Sorge vorbei, vorbei, ich darf wieder aufathmen, ich fühle mich so frei und so stark — und ich will mich an den Huldigungen, die sie mir darbringen werden, berauschen! Ah, es soll ein Sieg werden — ein voller, jubelnder Sieg! Haha, und dann werden sie schon zu mir aufblicken lernen — Maja und die Anderen alle. Oho, ich bin nicht mehr der zaghafte, kleinmüthige Bursche der letzten Tage!“

Sein Antlitz war heiß, seine Stimme laut und erregt geworden. Er ging hastig im Zimmer auf und nieder, wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann sah er wieder geängstigt nach der Uhr.

Die Tarnowska warf ihm einen lauernden Blick zu. „Und dieser klägliche Ruhm, von einer handvoll Bauern auf den Schild gehoben zu werden, würde Dir mehr gelten als die Liebe Deiner alten Freundin?“

Flammend sah er sie an. „Jadwiga — Du kannst als Frau nicht ermessen, welche Qual mir der Gedanke bereitet, auf solche Pläne, Hoffnungen und Träume verzichten zu sollen.“

„Aber es sind doch nur ... Hoffnungen und Träume!“

„Mein Himmel — aber Zimorowicz, die Vertrauensmänner — das ganze Polenthum steht hinter ihnen .... man würde mich zertreten, zerfleischen ... nein, nein, nein, ich darf jetzt nicht fahnenflüchtig werden!“

„Und doch werde ich Dich zwingen, Felicyan!“

Er sah sie verwirrt an. Ein heftiger Kampf tobte in ihm. Aber endlich schüttelte er den Kopf, strich sich das Haar aus der Stirn, athmete tief auf und hielt ihr entschlossen die Hand hin.

„Du gehst, Felicyan, Du gehst?“ sagte die Tarnowska bebend.

„Wir werden uns wiedersehen, Jadwiga, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe. In wenigen Jahren — wenn ich etwas erreicht habe — wenn sie meinen Namen begeistert durchs Land tragen — ja, dann werde ich Dir folgen, Jadwiga, und ich werde Dich finden — und sollte ich bis ans Ende der Welt stürmen müssen!“

Er preßte leidenschaftliche Küsse auf ihre Hände, ihre Arme — dann umschlang er sie und küßte ihre heißen Augen. Endlich gab er sie frei und eilte zur Thüre.

„Felicyan!“ schrie die Gräfin heißathmend hinter ihm her. „Du darfst nicht fort — ich lasse Dich nicht von mir ... denn es wäre Dein Verderben!“

Noch einmal hielt er schwankend inne. Scheu sah er ihr ins Auge. Sie hielt ihre streng forschenden Blicke starr auf ihn gerichtet und raunte ihm zu:

„Du wirst verfolgt, Felicyan! Dein eigener Vater läßt Dich verfolgen. Man will Dich ... verhaften!“

„Allmächtiger Herrgott!“ Felicyan hielt sich am Thürpfosten fest; seine Knie brachen ein; Leichenblässe überzog sein Antlitz.

Die Tarnowska eilte auf ihn zu, erfaßte seine Hände und zog ihn von der Thür zurück.

„Du wolltest Deine hochfliegenden Pläne nicht um der Liebe willen aufgeben, Felicyan — jetzt mußt Du ihnen um Deiner Schuld willen entsagen!“

Felicyan war auf den Divan gesunken. Er vermochte kein Wort hervorzubringen. Scheu, angstvoll sah er die Gräfin an. Jadwiga stand bei ihm und sprach, die Stimme dämpfend, aber eindringlich und scharf auf ihn ein.

„Wenn ich zugegeben hätte, daß Du dieses Zimmer verließest, Felicyan, so würdest Du erbarmungslos in die Hände Deiner Feinde gerathen sein. Der Distriktskommissarius von Roschki hat Befehl, Dich in dem Augenblick festzunehmen, in dem Du das Versammlungslokal betrittst!“

„Ah, also nur — — eine politische Intrigue?!“ rief Felicyan aufathmend. „Oho, will man mir das Recht der freien Rede rauben?“ Furchtsamer setzte er hinzu: „Aber mein Vater — mein Vater, was hätte er damit ...?“

„Es ist ein Verhaftsbefehl der Staatsanwaltschaft!“ unterbrach ihn die Tarnowska rauh. „Man verfolgt Dich wegen einer Fälschung — eines Betrugs!“

„Jadwiga!“ schrie Felicyan auf, emporfahrend und die Hände weit von sich streckend.

Die Gräfin sagte in zornigem Spott: „Nun, armer Freund, hast Du noch immer Lust, Dich in Roschki von Deinen Genossen feiern zu lassen?“

„Ah, Du bist grausam — Du bist unbarmherzig! ... Es kann nur ein Irrthum sein, hahahaha, es ist ja Wahnwitz!“

Jadwiga zog finster die Augenbrauen zusammen. „Ja, Wahnwitz war es — — von Dir, Felicyan!“ sagte sie in grollendem Tone.

„Auch Du glaubst an meine Schuld — auch Du, Jadwiga?“

Es trat athemlose Stille ein. Endlich kam es tiefbekümmert von den Lippen der Gräfin: „Ja, mein Freund — mein armer, unglücklicher Freund!“ Sie hatte ihre Hände auf seine Schultern gelegt, und so — Aug' in Auge — wiederholte sie ihm, was sie erfahren hatte — den Verdacht, der auf ihm lastete.

Nun wagte Felicyan nicht länger zu leugnen. Er riß sich von ihr los, wandte sich ab, warf sich mit dem Antlitz auf den Divan und rief unter Schluchzen: „Ja, ja — ich hab's gethan, ich hab's gethan! Ich Un- seliger! ... Jetzt stoße auch Du mich von Dir — wie die Eltern, wie sie Alle, Alle ... oder schicke Deine Diener nach dem Amt und hetze diese ganze Meute auf den Unglücklichen, Erbärmlichen ...!" In lautem Schluchzen verlor sich seine Rede.

Die Gräfin ließ ihn sich ausweinen. Nach einer Weile begann sie in ruhigem Tone: „Wie Du mich mißverstehst, Felicyan. Wer ist denn so frei von Schuld, daß er Dich verdammen dürfte? — Glaubst Du, ich würde es wagen, mich zur Richterin über Dich aufzuwerfen? — Glaubst Du, ich hätte nicht längst schon bereut, daß ich — ja gerade ich — es war, die Dich zu dem waghalsigen Spiel verleitete? ... Aber warum hattest Du nicht das Vertrauen, zu mir zu kommen? Konntest Du mich nicht anderen Tages aufsuchen und mir Deine Lage erklären? Glaubst Du, ich hätte Dich vor Deinem Gegner kompromittirt? Oder ich hätte geduldet, daß Du Dich zu einem so verzweifelten Schritt hinreißen ließest?"

„Ja, ja, ja, Du hast Recht," klagte Felicyan, „es war thöricht, thöricht, aber frage einen Wahnsinnigen nach Gründen für sein Thun!"

Die Tarnowska ging, den Kopf vorbeugend, mit zu Boden gesenkten Blicken auf und nieder. „Laß uns überlegen, Felicyan. Vorläufig bist Du hier vor Nachstellungen sicher. Aber wie lange? Werden Deine Eltern nicht selbst die Beamten auf die Spur hierher lenken? Lieber Himmel, die Armen werden von Sorgen gequält ... kannst Du's ihnen verargen, daß sie sich um den Besitz ihres letzten bischen Geldes bangen?"

„Da, da, da — — es brennt ja in meinen Händen!" schrie Felicyan verzweifelt. „Wollt' ich's etwa behalten? Warum mußten sie mir das Gericht über den Hals schicken? Meine Stellung — der Name — mein Lebensglück vernichtet, zerstört! ... Ach, welch unglücklicher Zufall mag mich verrathen haben! ... Es bleibt mir also nur noch die Flucht! Aus dem Ausland werde ich ihnen dieses tausendmal verfluchte Geld zurückschicken. — Aber was soll dann aus mir werden? Soll ich in Elend und Schande verkommen?"

Jadwiga wandte ihm voll ihr Antlitz wieder zu. „Was aus Dir werden soll, Felicyan? Du kannst noch fragen? Hast Du denn nicht — mich?"

„Oh, Du wirst den Unglücklichen verachten — gleich den Anderen. Du mußt ihn verachten."

„Nein, Felicyan, denn ... denn ich liebe Dich noch immer, heißer denn je! Und bin ich nicht auch unglücklich, elend, verzweifelt — wie Du?!"

Schluchzend sank Felicyan zu ihren Füßen nieder.

... Jadwiga entwarf einen Plan zu der gemeinsamen Flucht. Sie selbst wollte zuerst und allein von Niniew fortfahren. Felicyan sollte bis zur Nacht hier bleiben. Nicht in Graboschewo, wo die Sadorskis bekannt waren, sondern in Czenstowitz wollte man sich treffen, um über Breslau nach Wien und von dort nach Triest zu reisen. Ueber alles Weitere ließ sich später verhandeln. Vorläufig mußte nur darauf geachtet werden, daß Felicyan nicht auf der Fahrt über Land gesehen und erkannt werde. Die Gräfin versprach, ihm eine geschlossene Reisekutsche zur Verfügung zu stellen. Felicyan mußte sich aber verpflichten, das Haus nicht vor dem Abend zu verlassen. Zum Glück hatten ihn die Niniewer Bauern nicht gesehen, da er heute nicht wie sonst vierspännig vorgefahren, sondern zu Fuß nach Niniew gekommen war.

Immer wieder erging sich Felicyan in selbstquälerischen Vorwürfen. Ueber die Zukunft machte er sich mehr Skrupel als Jadwiga. Diese suchte ihn damit zu trösten, daß jede Schuld verjähre; und durch den immerhin glänzenden Verkauf von Niniew sei ja für Beider Zukunft gesorgt!

„Du, die Gräfin Tarnowska — die reiche, schöne, glänzende Tarnowska — als das Weib eines elenden, mit Schimpf beladenen Flüchtlings!"

„Und wenn es nun mein höchster Ehrgeiz wäre, diesen verhaßten Grafentitel ablegen und Deinen Namen tragen zu dürfen? Gerade Deinen Namen!"

Felicyan mußte trotz seiner Trauer lächeln. „Ehrgeiz?!" seufzte er.

Sie bejahte mit einem listigen Ausdruck, den Felicyan nicht verstand, und er war auch viel zu verwirrt, um sie um nähere Erklärung zu bitten.

Es wurde in aller Eile gepackt. Auch viele Werthsachen und Alles, was sie an Schmuck besaß, raffte die Tarnowska zusammen. Sie machte im übrigen vor dem Hauspersonal wenig Aufhebens von ihrer plötzlichen Abreise. Es hieß, daß sie nur für zwei bis drei Wochen verreisen werde. Der Einzige, der Verdacht schöpfte — der Haushofmeister — wurde durch eine größere Geldsumme zum Schweigen gebracht. Er sorgte dann dafür, daß keiner der Bedienten ahnte, was die Herrin vorhatte: nämlich Niniew zu verlassen, um nie wieder zurückzukehren! Ihn selbst kümmerte das Schicksal der Leute nicht; er hatte für sich wenigstens sein Schäfchen ins Trockene gebracht; das Personal mochte sich mit seinen Ansprüchen an den kommenden Herrn wenden.

In vorgerückter Dämmerstunde verabschiedete sich Jadwiga von ihrem Geliebten, der pochenden Herzens in ihrem Boudoir saß und kaum wagte, sich am Fenster zu zeigen. Er hatte mit der Uhr in der Hand in Gedanken die Vorgänge in Roschki verfolgt. Es war gerade die Stunde, in der man sein Erscheinen in der Versammlung erwartete. Eine verzweiflungsvolle Wuth erfaßte ihn. Er zürnte seinen Eltern — er verwünschte sich selbst und seinen Leichtsinn — nur die Schadenfreude, an der Seite der lang begehrten Jadwiga den Armen der Häscher zu entrinnen, war ihm eine Genugthuung für die Unsumme der Qualen, die ihm die letzten Tage gebracht hatten.

Felicyan hörte den Wagen der Tarnowska über den Hof rollen; der Hufschlag entfernte sich. Grübelnd blieb der Unglückliche, Einsame auf Niniew zurück. Die Stille und Leere beunruhigte, ängstigte ihn. Warum mußte ihn die Gräfin so früh schon verlassen? Hätte sie nicht später fortfahren können? Und warum nicht mit ihm zusammen?

Er ahnte nicht, welchen Umweg die schöne Frau machte, ehe sie sich nach Czenstowitz begab. Er ahnte nicht, daß ihr nächstes Reiseziel ... Kobotka war! Die Tarnowska hatte geschworen, sich an ihren Feinden zu rächen. Und sie gedachte, sie an der verwundbarsten, empfindlichsten Stelle zu treffen!

Laut schluchzend warf sich Felicyan auf den Divan, sein Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

... Flucht! Schimpfliche Flucht! — Das war das Ende! Und in dem Augenblick mußte er fliehen, in dem ihn sein Vaterland rief, in dem er hoher Ehren theilhaftig werden sollte, in dem ein sicherer, glänzender Sieg ihm winkte!

Lange blieb Felicyan regungslos liegen — zermartert, elend.

Dann wieder erfaßte ihn die quälende Unruhe, daß man ihn vielleicht doch noch ausfindig machen und ergreifen würde. Wenn die Zlochnowoer zum Beispiel von seiner Verfolgung erführen! Und war denn Verlaß auf die Dienerschaft Niniews?

Das leiseste Geräusch auf dem Hof erschreckte ihn.

Er setzte sich endlich an den Schreibtisch, um an seine Eltern zu schreiben — reuevoll, zerknirscht. Nicht eher vermochte er die zur Flucht so nothwendige Fassung wiederzufinden, als bis er sein Herz in dieser Weise entlastet hatte. Er verschloß das Sündengeld mit sammt dem Schreiben in ein Kouvert, versiegelte und adressirte es. Von der nächsten ausländischen Bahnstation aus gedachte er die Sendung nach Hause abgehen zu lassen.

Er hatte nicht die Kraft, über die fernere Zukunft nachzudenken. Wenn er nur erst fort — außer Landes war! Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Träge schlichen die Stunden dahin. Mit Freuden begrüßte er die Dämmerung. Immer wieder lauschte er. Der Haushofmeister, der allein über seine Anwesenheit unterrichtet zu sein schien, hielt die übrige Dienerschaft von dem Boudoir der Herrin fern. Der Gedanke, dieser erbärmlichen Bedientenseele in letzter Reihe mit seine Rettung zu verdanken, empörte ihn; aber was nützte es, sich aufzulehnen?

Es schlug im Dorfe acht Uhr. Felicyan vernahm von drüben aus dem Park Räderrollen und Scharren; das von Jadwiga versprochene Gefährt traf ein. Er hatte kein Gepäck mitzunehmen — nichts, als den inhaltsschweren Brief mit seinem verzweifelten Schuldbekenntniß.

Der Haushofmeister trat mit der Meldung ein, daß der Wagen hinter dem Hause am oberen Parkthor bereit stehe. Auch Felicyan beschenkte den Franzosen reichlich, an dessen vertraulicher Art zu erkennen war, daß er der Sache mit Verständniß gegenüber stand.

Tiefaufathmend wollte sich Felicyan dann auf den Weg machen.

Da gab's unten im Hausflur eine plötzliche Unruhe. Der Haushofmeister eilte an die Thür und horchte hinaus.

„Es ist Patrik, Panie Sadorski!" zischelte er gleich darauf. „Der Bursche, den die Frau Gräfin nach Blisanow geschickt hatte."

„Nach Blisanow? Was sollte er dort?"

Man hörte Schritte auf der Treppe. Der Franzose eilte hinaus. Ein lebhafter Wortwechsel.

Patrik wollte es nicht glauben, daß die Gräfin fortgefahren sei; er glaubte es auch dem Haushofmeister nicht. Er habe eine wichtige Kunde zu bringen aus Blisanow; er solle und müsse zur Gräfin.

Das Pferd, auf dem er nach Niniew zurückgelangt war, stand noch schweißbedeckt vor dem Stall. Der Knecht hatte sich um das Thier nicht weiter bekümmert.

Er drang hastig ins Zimmer, den Haushofmeister, der ihn zurückhalten wollte, zornig von sich abwehrend. Mit schreckverzerrter Miene hielt der Bursche an der Schwelle still — als er Felicyan, den verfolgten Felicyan von Sadorski, erkannte!

„Jesus Maria ... Panie Sadorski!" schrie er entsetzt auf.

Athemlos — in fliegender Eile — erstattete er dann dem unglücklichen Flüchtling einen Bericht — ungeschlacht, unzusammenhängend.

Was Felicyan von Sadorski da erfuhr, machte sein Blut erstarren — ließ ihn bis ins Mark erschauern!

Halka von Sadorska war wegen des Verdachts einer Fälschung verhaftet worden; und die Kunde hiervon hatte den armen Vater Cajetan um den Verstand gebracht ...

(Schluß folgt.)

Die Fortführung der Rebellen.

(Zu dem Bilde auf Seite 245.)

Durch das kaiserliche Patent vom Jahre 1775 wurden die Frohndienste („Robota") des Bauernvolkes im Königreiche Böhmen festgesetzt und wesentlich gemildert. Aber einige unruhige Geister redeten den Bauern ein, daß Maria Theresia und Kaiser Joseph überhaupt alle Frohnden aufgehoben haben, daß jedoch die Herrschaften das eigentliche Patent dem Volke verheimlichten und es nicht ausfolgen wollten. Dadurch entstand in vielen Gegenden Böhmens Aufruhr gegen Herrschaften und Aemter. So namentlich unter Anderem in der Umgebung von Náchod. Die aufständischen Bauern zogen von Ort zu Ort mit einer Fahne an der Spitze, auf welcher die Worte: „Freiheit oder Tod" standen. Sie zwangen die Landwirthe, entweder sich ihrer Schaar in Person anzureihen oder, wenn sie das nicht konnten, für sich einen Substituten aus der Familie oder den Knechten zu stellen. Was das vermeinte Patent, durch welches alle Frohnden aufgehoben werden sollten, betrifft, so wurde den Aufständischen von den Beamten überall der Bescheid gegeben, daß ein solches nicht existire. Durch den Aufstand und die ersten Erfolge verblendet, verübte jedoch das Volk an vielen Herrschaftsbeamten und auch an Geistlichen an vielen Orten blutige Gewaltthaten. Eine viele Tausend zählende Schaar Landvolkes zog auch gegen Prag, um beim königlichen Landesgubernium nach dem Patente nachzufragen. Viele andere kleinere Haufen zogen von Dorf zu Dorf, um den Befreiungskampf zu predigen. Bald jedoch wurde der Aufstand mit Zuhülfenahme der Heeresmacht unterdrückt. Die Anstifter wurden gefangen genommen, einige von ihnen zum Tode, andere zu größeren oder kleineren Kerkerstrafen verurtheilt. Alle anderen männlichen Betheiligten wurden größtentheils durch Einreihung ins Heer bestraft. Unser Bild schildert eine herzergreifende Episode aus dieser Unterdrückung. Die kaiserlichen Truppen, Husaren und Grenadiere, sind in ein aufständisches Dorf gedrungen, verhaften die um ihre Befreiung kämpfenden Bauern und führen sie mit Gewalt aus den Armen ihrer Lieben nach der fernen Hauptstadt. Erst die selbständige Regierung Kaiser Josephs brachte neue wesentliche Milderungen des Frohndienstes. Gänzlich jedoch wurde die Frohne („Robota") erst im Jahre 1848 aufgehoben.

Fischauktion.

(Zu dem Bilde auf Seite 250—251.)

Eines der jüngsten Seebäder an der Nordseeküste ist das unweit Scheveningen belegene Blankenberghe in der belgischen Provinz Westflandern, das, trotzdem sich moderne Häuser und elegante Gasthöfe darin jährlich mehren, immerhin noch die Eigenart eines Strandfleckens bewahrt hat. In allen Seitenstraßen sind die altmodischen niederen Häuschen noch stehen geblieben, die Mehrzahl der Einwohner hält noch an ihrer althergebrachten Tracht fest und die Lebensführung ist noch die einfache von früher. Fische und wiederum Fische bilden das Hauptnahrungsmittel, und zwar Fische, welche der Binnenländer selten oder gar nicht zu sehen bekommt. Die Blankenbergher Fischer sind an gute Fänge gewöhnt und haben für einen Theil derselben auch wohl bestimmte Abnehmer an den Hotelwirthen. Der Verschleiß an die Einwohner selbst und an die Händler im Orte geschieht aber auf dem Wege der Auktion. — Auf einem bestimmten Platze werden die Fische auf dem Pilaster ausgelegt und alle diejenigen, die Bedarf haben, versammeln sich dort, natürlich, um so wohlfeil als möglich einzukaufen, und das Bieten und Ueberbieten, das Feilschen und Markten dauert, bis alle Fische ihren Käufer oder ihre Käuferin gefunden haben. Gewöhnlich geht auch alle Waare bei der Auktion drauf, es bleibt nichts zurück, denn eine andere Hauptspeise als den billigen Fisch kann der ärmere Blankenbergher zur Mittagstafel kaum anschaffen. Er ist aber trotzdem glücklich, denn es lebt dort ein zufriedener Menschenschlag.

Katzenmusik.

(Zu dem Bilde auf Seite 243.)

Katzenmusik! Ein Wort, bei dem es uns kalt überrieselt, denn man versteht darunter nichts mehr, als alles das, was den Ohren widerwärtig ist. Doch ist die Sache auf unserem Bilde nicht ganz so schlimm. Murr und Mieze, zwei allerliebste, kleine, blutjunge Katzenkinder, sind bei ihren Turnübungen auf den großen Tisch gelangt und sehen dort ein ganz sonderbares Ding, einen Kasten mit einem langen Hals daran und darüber einige Fäden gespannt. Erst ducken sie sich vorsichtig, dann schnuppern sie, schnuppern! Ja, das Ding riecht gar nicht gefährlich — aber auch nicht einladend. Was mag's nur sein? Murr zeigt sich am muthigsten. Er schleicht näher, geht um den kuriosen Kasten herum, hebt endlich sein Sammetpfötchen und schlägt zu! — — Kling=bumm! singt der Kasten und aufs Aeußerste erschreckt springen die Kätzchen zurück und machen einen Buckel. Ja, der Mieze sträubt sich das Haar so, daß sie noch einmal so dick aussieht. — Endlich getraut sich Murr aber doch wieder heran, jetzt aber noch vorsichtiger als vorhin. Langsam, ganz langsam streckt er die Pfote vor und streicht über die Fäden. — Sjjjs=summmm! macht's jetzt. Ei das ist lustig! Dabei bleibt der Kasten ganz ruhig liegen, man braucht sich durchaus nicht zu fürchten, und nun kommt Miez, als neugieriges Kätzchen, auch näher, Murr streicht wieder mit der Pfote und immer wieder und Mieze spitzt die kleinen Dreieckohren und lauscht, — bis Jemand ins Zimmer tritt und der Katzenmusik ein Ende macht.

Taubstumm.

Von **W. L. Alden.**

Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Otto Pupke.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen alles müßige Geschwätz, und es widerstrebt mir, mich auf der Reise mit zufälligen Mitpassagieren in unnütze Unterhaltungen einzulassen. Unter solchen Umständen begrüßte ich es mit Freuden, als ich vor mehreren Jahren in einer amerikanischen Reiseschilderung — wenn ich nicht irre von Mark Twain, von einem in Amerika vielfach angewendeten Auskunftsmittel las, sich unliebsame oder zudringliche Gesellschafter vom Halse zu schaffen. Es besteht einfach darin, daß man sich als taubstumm gerirt, und zu diesem Zwecke ein mit der betreffenden Inschrift versehenes Messing= oder Kartonschild bei sich führt.

Dieser zarte Wink habe dann unfehlbar die Folge, daß der Träger des ominösen Kartons in Ruhe gelassen werde.

„Donnerwetter, das ist eine Idee," bemerkte ich zu einem Bekannten, mit dem ich über die Sache gesprochen hatte; „ich gehe morgen aufs Land, auf einen achttägigen Urlaub, den ich bei meinem Freunde Nübler, der in der Nähe von Halle ein hübsches Rittergut hat, angenehm zu verbringen hoffe. Ich werde den Rath befolgen und mich mit einer derartigen Karte versehen. Es passirt mir gar zu häufig, daß ich von geschwätzigen Mitpassagieren mehr als mir lieb ist, molestirt werde, und diese Ferienreise giebt mir eine gute Gelegenheit, die Wirksamkeit der genannten Methode zu erproben. Prachtkerle, diese Amerikaner — immer praktisch. Eine in der That ganz großartige Idee, und dabei so einfach. Sonderbar, daß auf den Gedanken hier noch Niemand verfallen ist."

Am folgenden Mittag langte ich gerade noch rechtzeitig auf dem Anhaltischen Bahnhofe an, um den Schnellzug zu benutzen. „Ein Koupee zweiter Klasse, Nichtraucher!" schrie ich dem Schaffner zu, und eine Minute später dampfte ich mit dem Ein=Uhr=Zug vom Anhaltischen Bahnhofe ab.

Glücklicher Weise war das Koupee leer. Von dankbaren Empfindungen über diesen günstigen Umstand erfüllt, mache ich es mir eben in einer Ecke bequem, während der Zug sich langsam in Bewegung setzt, da, o Schrecker, öffnet sich noch einmal die Thür und es steigt — ja, was sage ich — fliegt noch im letzten Augenblick eine beleibte weibliche Figur athemlos zu mir herein. Ich verbarg meinen Unwillen hinter der Zeitung, in deren Lektüre ich mir den Anschein gab, vertieft zu sein.

Meine unwillkommene Reisegefährtin war eine korpulente Dame von ziemlich gutem Aussehen, etwa in den Vierzigern. Die glühende Sonnenhitze und die Aufregung, den Zug nicht zu versäumen, hatten ihrem Antlitz eine blühende Farbe verliehen und ich las ihr den Wunsch aus den Augen, ihren Gefühlen über die unerträgliche Hitze und die Schläfrigkeit der Droschkenkutscher in irgend einer Weise Luft zu machen.

Das ist nun einmal Weiberart. Eine Frau verträgt die Zufälligkeiten, Unbequemlichkeiten und Enttäuschungen des Reisens nicht mit demselben stoischen Gleichmuth wie der abgehärtete Reisende des anderen, minder zarten, minder schönen, und — minder geschwätzigen Geschlechts. Sie fühlt sofort das Bedürfniß, dem Nächstbesten ihren Unmuth mitzutheilen.

Ich sah bald, was sich zu ereignen im Begriffe stand, und ich fühlte mich ob der sich mir eröffnenden Aussicht auf die unmittelbar bevorstehende Katastrophe einigermaßen unbehaglich. Ich bin mir einer eigenthümlichen Nervosität bewußt, welche mich stets beschleicht, wenn ich mich mit einem weiblichen Wesen allein in einem Raume befinde. Ich will durchaus nicht behaupten, daß das eine rühmliche Eigenschaft ist; ich konstatire einfach die nackte Thatsache. Ich stehe mit diesem Mangel übrigens nicht allein. Die Eisenbahndirektionen sollten deshalb von Rechtswegen besondere, mit der Aufschrift „Herrenkoupee" bezeichnete Wagen=Abtheile in den Personenzügen führen oder im anderen Falle zuverlässige Begleiter für unbeschützte oder unerfahrene Reisende männlichen Geschlechts beigesellen. Diese und ähnliche Ideen erfüllten mich, als ich in meinem Gedankengange durch die Frage meines Vis-à-vis unterbrochen wurde:

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, können Sie mir genau sagen, wie viel Uhr es ist. Der Esel von Droschkenkutscher muß wohl eine ganze Stunde zur Fahrt vom Nollendorfplatze gebraucht haben. Der Kerl muß rein betrunken gewesen sein oder absichtlich einen Umweg gemacht haben. Nein, was einem diese Menschen doch für Aerger machen, und man erreicht dabei nicht einmal etwas mit einer Beschwerde. Dazu die Unannehmlichkeiten auf dem Polizeiamt! Eine ewige Scheererei, wenn man mit solchen Dingen zu thun hat, und gewöhnlich kommt nichts dabei heraus. Erst gestern — —"

Doch hier langte ich nach meinem Beschützer in Gestalt eines bedruckten Papierblattes.

Meine Reisegefährtin warf einen Blick auf den Karton und sagte dann, nachdem sie sich den Inhalt desselben genügend eingeprägt, bedauernd: „Oh, wirklich, wie schade! Bitte entschuldigen Sie mich." Und dann verfiel sie in Stillschweigen, während ich mich von Neuem in mein Zeitungsblatt vertiefte, den glücklichen Einfall des ingeniösen Amerikaners preisend, dessen Entdeckung sich mir als ein so wirksamer Schutz gegen die gefürchtete Belästigung erwies.

Allerdings war ich nicht frei von Gewissensbissen, denn der Unterschied zwischen dem Aussprechen einer Unwahrheit und dem Ueberreichen einer gedruckten Lüge schien mir nicht besonders plausibel. Jedoch überwog das Gefühl meiner Freude darüber, daß ich eine unbequeme Belästigung so leicht los geworden war, schließlich alle Bedenken.

Auf Station Jüterbogk stieg noch eine zweite Dame ein — ein junges Mädchen, welches augenscheinlich von meiner behäbigen Begleiterin Nummer Eins erwartet wurde, denn kaum war die Station in Sicht gekommen, so hatte sie mit einem Taschentuche so lange am Fenster gefuchtelt, bis sie die Aufmerksamkeit des etwa zwanzigjährigen frischen Kindes erregt hatte.

Die beiden Damen küßten sich gegenseitig und vertieften sich darauf in eine eifrige Unterhaltung. Das junge Mädchen sprach anfangs in halblautem Flüstertone, um von dem unbekannten Mitpassagier nicht verstanden zu werden, aber die ältere Dame beruhigte sie über diesen Punkt. „O, auf den brauchst Du keine Rücksicht zu nehmen, Elsa," sagte sie, „der ist taub, wie ein Stein, und zudem auch noch stumm. Wir können also ganz thun, als ob wir zu Hause wären."

Das junge Mädchen sah mich etwas zweifelhaft an, und dann wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

Die nächste Haltestelle war Wittenberg. Die beiden Frauen hatten bereits über Dinge gesprochen, welche sie sicherlich nicht erörtert haben würden in Gegenwart eines Fremden, der fähig war, sie zu verstehen. Welche Enthüllungen zunächst folgen würden, wer konnte das wissen. Ich befand mich in der unangenehmen Situation eines unfreiwilligen Lauschers, ohne die Möglichkeit, mich von der Bildfläche zurückzuziehen. Wenn ich den Damen begreiflich machen wollte, daß ich jedes Wort von dem was sie sagten verstände, was sollten sie dann von mir denken und dem betrügerischen Plakat, daß ich taubstumm sei? Da waren doch nur zwei Dinge möglich: man würde mich entweder für einen harmlosen Verrückten oder für eine neue Art von Verbrecher halten, und keine der beiden Situationen erschien mir besonders schmeichelhaft oder wünschenswerth. Und überdies war das junge Mädchen von so tadellosen Manieren und so frischem, reizendem Aussehen, daß ich schon aus dem Grunde es nicht fertig gebracht hätte, zu sagen: „Meine Damen, ich bin nicht taubstumm, es war das nur eine Komödie von mir, und ich habe jedes Wort gehört, welches Sie gesprochen haben." Nein, nein, das ging auf keinen Fall; so, wie die Sache nun einmal lag, blieb mir nichts weiter übrig, als mich in meine Zeitung zu vertiefen, um so wenig als möglich von der Konversation zu verstehen.

Mit diesem Entschlusse drückte ich mich in meine Ecke. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß die ältere der beiden Damen meinen Namen nannte.

„Du siehst," sagte sie, „ich mußte nach Hause reisen, weil mein Mann den einfältigen, alten Pinsel, den Doktor Jürgens, eingeladen hat, eine Woche auf unserem Gute zu verbringen, und selbstverständlich geht es doch nicht an, daß ich, wenn Besuch kommt, abwesend bin."

„Aber Tante, wie kannst Du wissen, daß der Herr einfältig ist, da Du ihn doch nie gesehen hast?"

„Oh, ich kenne den Schlag; ich verstehe mich auf den Geschmack meines Mannes. Wenn er es absichtlich sich zur Aufgabe machte, die langweiligsten Menschen aufzustöbern, um mir das Leben zur Last zu machen, so könnte er es nicht anders anfangen. Na, die Bücher von dem abscheulichen Jürgens — seine Vorschläge zur Verbesserung der Butterfabrikation zum Beispiel! Etwas Unsinnigeres und Langweiligeres kannst Du Dir unmöglich vorstellen."

„Ist er jung oder alt?"

„Weiß ich wirklich nicht. Nur das eine hörte ich, er ist unverheirathet. Was könnte auch wohl eine Frau mit so einem vertrockneten Bücherwurm anfangen?"

„Wer weiß, ob ich ihn nicht selbst heirathe. Ich liebe langweilige Menschen und interessire mich stets für solche, die Niemand mag. Was giebst Du mir, Tante, wenn ich ihn Dir ganz vom Halse nehme, während er sich in Grünhof aufhält?"

„Na, ich kann Dir nur sagen, daß Du mir damit einen außerordentlichen Gefallen erweisen würdest, Kind," erwiderte die Tante. „Eine ungelegenere Zeit hätte er sich kaum wählen können. Ich hatte vor, bis Montag früh in Halle zu bleiben und dann mit dem großen Reinemachen zu beginnen. Statt dessen muß ich Hals über Kopf heute zurück, und mit dem Aufräumen wird's nun selbstverständlich nichts bis der Mensch fort ist. Gott weiß, wie lange er sich aufhalten wird. Ich bin überzeugt, er ist einer von der Sorte Menschen, die sich überall wie Kletten festsetzen und nie wissen, wenn sie im Wege sind. Möglicher Weise ist er in diesem Zuge, obgleich ich es für wahrscheinlicher halte, daß er den Zehn=Uhr=Zug benutzt hat."

Also ich befand mich wirklich mit der würdigen besseren Hälfte meines Freundes Nübler und seiner Nichte in ein und demselben Koupee, und die Erstere sah meiner Ankunft mit Schrecken entgegen und hielt mich für einen lästigen, aufdringlichen Menschen. Was würde sie dann erst sagen, wenn sie, in Grünhof angekommen, die Entdeckung machen würde, daß der stille Passagier — der Mann, den sie für taubstumm halten mußte, der unerwünschte Jürgens selbst war und daß er alle über ihn gemachten Bemerkungen gehört hatte?

Natürlich war es jetzt ganz unmöglich, daß ich nach dem Gute ginge oder mein Inkognito lüftete. Was anfangen? Halt, ja, das geht. Ich wollte in Bitterfeld aussteigen, und meinem Freunde Nübler telegraphiren, daß mich wichtige Geschäfte telegraphisch nach Berlin zurückgerufen hätten und daß ich mir das Vergnügen, ihn und seine Frau auf seinem Gute zu besuchen, für einen späteren Zeitpunkt aufsparen müsse. Aber nein, das ging doch nicht, denn vorn im Gepäckwagen befand sich mein Reisekoffer, der ein werthvolles Manuskript enthielt, welches ich innerhalb einer Woche an meinen Verleger abzuliefern verpflichtet war. Also nach Halle mußte ich nun schon auf alle Fälle reisen und meinen Koffer in Empfang nehmen, auf die Gefahr hin, mit meinem Freunde Nübler auf dem Bahnhofe zusammenzutreffen.

Vor der würdigen Frau Nübler und ihrer Begleiterin konnte ich mich indessen wenigstens dadurch retten, daß ich in Bitterfeld in einen anderen Wagen stieg. In einer Stunde würden wir Bitterfeld erreicht haben, und bis dahin blieb mir eben nichts Anderes übrig, als die fatale Situation mit Humor und Würde zu ertragen.

Die beiden Damen setzten ihre Unterhaltung fort — glücklicher Weise ohne sich weiter um meine Wenigkeit zu kümmern. Einmal näherte sich Frau Nübler dem Fenster, an dem ich saß, um ihre Nichte auf irgend etwas aufmerksam zu machen, und das Schaukeln des Zuges warf sie mir beinahe auf den Schooß.

„Der arme Teufel war ganz erschrocken," sagte die Nichte. „Er schien zu fürchten, Du würdest Dich auf ihn setzen."

„Scheint ein recht furchtsames Häschen zu sein. Ich kann nicht gerade sagen, daß mir sein Gesicht besonders gefällt. Leute, die mit seinem Gebrechen behaftet sind, sind in der Regel ungewöhnlich jähzornig. Jedenfalls ist er geradezu bedauernswerth häßlich, findest Du das nicht auch, Elsa?"

Die Antwort der Nichte auf dieses Kompliment konnte ich nicht verstehen. Nach einem weiteren hastigen Seitenblick auf mich fuhr die würdige Dame mit der größten Offenheit fort:

„Sein Gesichtsausdruck hat etwas Verschmitztes, ein echtes Gaunergesicht. Fürchten könnte ich mich vor ihm nicht, dagegen halte ich ihn für einen von der Sorte Menschen, die ihren Mitpassagieren mit der größten Nonchalance die Reisetasche oder den Schirm konfisziren und dann, sofern man sie auf der That ertappt, sich höflich entschuldigen und vorgeben, ein Versehen gemacht zu haben."

Die Dinge nahmen in der That eine immer bessere Wendung. Daß der Jürgens, den Frau Nübler nicht gesehen hatte, ein Pinsel, ein unausstehlicher, langweiliger Mensch war, das wußte ich ja schon, und nun sollte ich mir eben darüber klar werden, daß sie den Jürgens, den sie gesehen hat, für einen hinterlistigen, verschlagenen Gauner und einen gemeinen Dieb hielt. Nun, glücklicher Weise näherten wir uns ja der Station Bitterfeld, und dann wollte ich mich von meinen ahnungslosen Quälgeistern schleunigst entfernen.

Nach einer kleinen Weile begann die ältere Dame eine von jenen nervösen und hastigen Durchwühlungen ihrer Garderobe nach ihrer Börse, wie sie reisenden Damen so eigenthümlich sind. Ich bin weit entfernt, sie deshalb zu tadeln. Wenn ich in gleicher Lage wäre — wenn ich nicht



Fischauktion in Blankenberghe.



Nach dem Gemälde von Franz Skarbina.

wüßte, wo sich meine Tasche befände, oder ob, falls es mir gelänge, den Weg zu derselben zu entdecken, ich etwas darin finden würde, so würde ich vermuthlich ebenfalls eine halbstündige Recherche deswegen anstellen und im Verlaufe dieser Prozedur vermuthlich auch ein gewisses Maß von Aufregung zur Schau tragen.

Endlich, nach langem, erregtem Suchen, hatte Frau Rübler den Eingang zu ihrer Tasche gefunden. Der ängstliche Ausdruck auf ihrem Gesichte wich dem der Bestürzung. Ich sollte über den Grund dieser Verwandlung nicht lange im Unklaren bleiben.

„Oh, mein Gott, meine Börse fehlt mir!" rief sie wehklagend aus. „Es waren dreihundert Mark darin, mein liebes Kind, und außerdem die Fahrkarte. Ich bin ganz sicher, ich hatte sie in meiner Tasche, als ich hier einstieg."

„Vielleicht hast Du sie in Dein Reisekörbchen gethan, oder aber Du hast sie in Deinen Busen gesteckt," proponirte die Nichte.

Die aufgeregte alte Dame bestritt beide Möglichkeiten aufs Entschiedenste. Nichtsdestoweniger durchsuchte sie alle möglichen Theile ihrer Garderobe, wo eine weibliche Börse sich nur immer hin verirren konnte, jedoch alles ohne Erfolg!

„Sie ist fort!" rief sie endlich aus, „und ich bin sicher, dieser Mensch dort hat seine langen Finger in meine Tasche gesteckt, während ich aus dem Fenster sah."

„Das kann er doch unmöglich gethan haben, Tante. Ich habe ihn während der ganzen Zeit beobachtet, und er hat weder die Hände noch die Augen von seiner Zeitung weggewandt."

„Mein liebes Kind! Glaubst Du wirklich, Du seist gewitzt und erfahren genug, um die Manipulationen eines gewerbsmäßigen Taschendiebes zu verfolgen? Der Mann hat meine Geldbörse, das steht fest, und ich werde ihn arretiren lassen, sobald wir in Bitterfeld ankommen."

Es war klar, daß ich schleunigst den Waggon verlassen mußte, ehe Aufruhr entstehen oder ein Bahnpolizist herbeigerufen werden konnte. Das Keuchen des Zuges nahm bereits ein langsameres Tempo an, und ich ergriff daher hastig meine Reisetasche und meinen Schirm und machte einen Schritt nach der Thür.

„O ja, das möchten Sie wohl!" rief Madame Rübler, mir wirksam den Weg versperrend, indem sie die ganze obere Hälfte ihres behäbigen Korpus zum Fenster hinauslehnte. Ich sah sofort, daß meine Absicht vereitelt war, und gab mein Spiel verloren. Selbstverständlich konnte ich doch eine Dame nicht mit Gewalt bei Seite drängen, und sie würde mich auf keinen Fall anders entschlüpfen lassen als in die Arme eines Polizisten. So ließ ich mich denn mit der Ruhe der Verzweiflung wieder auf meinen Sitz nieder und erwartete den Diener des Gesetzes, den Madame Rübler durch heftige Gestikulationen und lautes Schreien herbeizitirt hatte.

„Dieser Mann hat meine Geldbörse gestohlen," sagte die Dame, mit dem Finger auf mich deutend, als der Polizist die Wagenthür geöffnet. „Durchsuchen Sie ihn, und Sie werden sie in seinem Besitze finden. Sie ist mit den Buchstaben E. R. gezeichnet und enthält zwei Hundertmarkscheine, vier Zwanzigmarkstücke, zwanzig Mark in Silber und außerdem meine Fahrkarte."

„Was haben Sie dazu zu sagen?" fuhr mich der Gendarm barsch an, offenbar von der Gewißheit meiner Schuld im Voraus vollkommen durchdrungen.

„Einfach, daß es nicht wahr ist," erwiderte ich. „Ich weiß nichts von der Geldbörse dieser Dame, und ich kann Sie leicht überzeugen, daß ich ein anständiger Mensch bin."

„Allmächtiger!" rief die alte Dame erstaunt aus, „der Mensch ist ja gar nicht taubstumm! Herr Wachtmeister, der Mann hat sich uns gegenüber als taubstumm aufgespielt. Das beweist, welch ein geriebener Schwindler er ist."

„Ich muß Sie ersuchen, sofort mit auf die Wache zu kommen," sagte der Polizeibeamte. „Ich rathe Ihnen, mir gutwillig zu folgen. Es ist besser für Sie, als wenn Sie Umstände machen. Auch Sie, gnädige Frau, muß ich bitten, uns zu begleiten, damit Sie den Sachverhalt zu Protokoll geben."

Ich stand auf, um der Aufforderung des Polizisten Folge zu leisten. In der Nähe der Thür stieß mein Fuß auf etwas Hartes. Ich bückte mich und hob es auf. Es war die vermißte Börse. „Ist das Ihre Geldtasche, gnädige Frau?" fragte ich, den Fund emporhaltend. „Sie müssen sie fallen gelassen haben, als Sie zum Fenster hinaus sahen."

„O, natürlich, selbstverständlich," höhnte der Gendarm. „Wer wollte auch annehmen, daß Sie das selbst gethan hätten, als Sie Ihr Spiel verloren sahen. Geben Sie sich weiter keine Mühe, Verehrtester, derartige Manöver verfangen bei mir nicht."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte die Nichte. „Tante, ich bin überzeugt, Du hast das Täschchen fallen lassen. Ich erinnere mich jetzt, Du hattest es in der Hand, als Du zum Fenster gingst, und es war Deine linke Hand; der Mann konnte sie unmöglich berührt haben."

„Sind Sie dessen sicher, Fräulein?" fragte der Polizist.

„Vollständig sicher. Der Herr ist vollkommen unschuldig, und selbstverständlich denken Sie jetzt nicht daran, ihn zu arretiren. Tante, sage doch dem Polizisten, daß es ein Irrthum ist. Denke doch nur, wie grausam es ist, solch eine Anschuldigung zu erheben, wenn sie sich hinterher als grundlos erweist."

Frau Rübler öffnete ihre Börse und fand den Inhalt derselben unberührt. „Ich fürchte nun selbst," begann sie, „daß hier ein Irrthum vorliegt und daß der Mann in der That die Börse nicht gestohlen hatte. Dennoch denke ich —"

„Sie ziehen also Ihren Arrestantrag zurück?" fragte der Beamte kurz.

„Vollständig," erwiderte die Nichte. „Es thut uns sehr leid, Sie bemüht zu haben." Dann, sich zu mir wendend, fügte sie hinzu: „Und wir bedauern unendlich, mein Herr, Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet zu haben."

Unannehmlichkeiten schien mir den Begriff dessen, was ich empfand, nicht vollständig zu decken, wenn ich alle Umstände in Betracht zog. Ich war jedoch so glücklich über mein Entrinnen und über die Art und Weise, wie die tapfere kleine Nichte für mich eingetreten war, daß ich glaubte vollständig im Ernst zu sein, als ich erwiderte, daß die Sache durchaus nichts zu bedeuten habe.

„Weshalb gab er vor, taubstumm zu sein," sagte die noch immer unversöhnliche Frau Rübler.

„Ich möchte ihm nicht rathen, das Spiel zu wiederholen," sagte der Polizist. „Lassen Sie sich diesen guten Rath geben," wandte sich der Diener des Gesetzes, einen freundlicheren Ton anschlagend, an mich, „wenn Sie unter falschen Vorspiegelungen reisen, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Ihnen daraus Unannehmlichkeiten erwachsen. Sie müssen mir schon Ihren Namen und Ihre Adresse geben, für den Fall, daß die Geschichte noch weitere Folgen haben sollte."

Ich gab ihm meine Karte und drückte ihm gleichzeitig einen Fünfmarkschein in die Hand, wofür ich mir die Gefälligkeit erbat, auf keinen Fall meinen Namen der gnädigen Frau von Rübler zu verrathen. Dann verfügte ich mich in eine Wagenabtheilung dritter Klasse ganz vorne an der Spitze des Zuges und machte mich auf die Eventualität gefaßt, meinem Freunde Rübler auf der Endstation zu begegnen. Das Eine wußte ich: falls er mich erspähte, gab es kein Entrinnen. Er würde mich entweder mit Gewalt mit sich schleppen, oder aber mich veranlassen, ihm den ganzen Vorfall haarklein zu erzählen. Er war einer von jenen hartnäckigen Menschen, welche sich mit halben Erklärungen nicht zufrieden geben und nicht ruhen, bis sie einen zweifelhaften Fall mit allen Einzelheiten auf den Grund erforscht haben, und ich wußte im Voraus, daß er sich mit meiner Versicherung, ich sei dringender Geschäfte halber schleunigst nach Berlin zurückberufen worden, nicht zufrieden geben würde. Und nach seinem Hause konnte ich auf keinen Fall gehen. Nein, lieber Spießruthen laufen als das. Seiner besseren Hälfte entgegenzutreten, nachdem sie mich einen langweiligen Menschen, einen Pinsel, einen hinterlistigen Schurken geheißen hatte, wäre an sich schon schlimm genug gewesen, aber ihr zu begegnen, nachdem sie mich eben erst wegen Taschendiebstahls hatte wollen arretiren lassen, das war mehr als selbst der Tapferste würde unternehmen wollen. Wenn ich nur der Aufmerksamkeit Rüblers entrinnen und ungesehen von ihm den Zug verlassen konnte, dann würde noch Alles gut sein. Ich würde dann nur das eine Bedauern empfinden, daß es mir nicht vergönnt gewesen war, dem allerliebsten Mädchen gebührend zu danken, welches die Arretirung verhindert und so tapfer und muthig für mich in die Schranken getreten war.

Als wir in Halle einfuhren, erblickte ich Rübler, noch ehe der Zug zum Stehen gebracht war, auf dem Bahnsteig; er jedoch gewahrte mich nicht, da ich mein Gesicht vorsichtig hinter dem Fenstervorhang verborgen hatte. Ich verfolgte ihn mit den Augen und wartete, bis er mir den Rücken zugekehrt hatte, und dann sprang ich behende aus dem Wagen und rannte nach der Gepäckstation. Ich hatte gehofft, dort verweilen zu können, bis er den Bahnhof verlassen hatte, darin hatte ich mich jedoch getäuscht. Der dienstthuende Portier fertigte mich mit einer Geschwindigkeit ab, die mir ebenso unerwünscht war als sie mir außergewöhnlich erschien, und als ich noch zögerte, schien er mir zu mißtrauen und gab mir in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß mein ferneres Verweilen am Gepäckschalter nicht erforderlich sei.

Noch gab es einen letzten Ausweg. Sollte Rübler mich nicht erspähen, wenn ich die Gepäckstelle verließ, dann konnte ich möglicher Weise in den Wartesaal dritter und vierter Klasse gelangen, wo selbstverständlich Niemand nach mir suchen würde.

Als ich die Platform wieder betrat, war von Rübler keine Spur zu entdecken, da er soeben seine Frau und seine Nichte nach dem Wagen geleitet hatte, welcher draußen vor der Station ihrer wartete. Ich machte einen kühnen Sprung nach dem Restaurationszimmer und, meinen Mantelkragen emporschlagend und den Kalabreser tief in die Stirn drückend, stellte ich mich, dem Eingange den Rücken zugekehrt, an das Buffet und fing mit einer wahren Todesverachtung an, heiße Würsteln zu essen, überzeugt, daß ich in dieser Rolle für Jedermann vollständlich unkenntlich sein würde. In diesem sicheren Hafen verbarg ich mich während einer vollen Viertelstunde und konsumirte genug von den antediluvianischen Delikatessen, um mir meine Verdauung auf eine halbe Lebenszeit zu ruiniren. Dann, überzeugt, daß die Luft jetzt rein sein müsse, trat ich auf den Perron, und lief — meinem Freunde Rübler gerade in die Arme, welcher auf den nächsten Zug wartete, in der Annahme, daß ich den Anschluß für diesen verfehlt habe.

„Aber liebster Junge, hier bist Du ja endlich doch! Wo in aller Welt hast Du denn gesteckt?"

Ich murmelte etwas von einem Telegramm, welches ich soeben erhalten und welches mich sofort nach Berlin zurückberufe, und dann, als ich sah, daß Rübler ganz sprachlos vor Erstaunen über diese Mittheilung war, raffte ich mich zusammen und erklärte entschieden, die Sache sei ungemein wichtig und ich müsse sofort zurück.

„Es handelt sich um Leben und Tod. Ich habe soeben telegraphirt, daß ich mit dem nächsten Zuge zurückreisen würde."

„Wer ist denn krank? Was ist denn geschehen?" rief Rübler. „Laß mich das Telegramm sehen."

Ich fingirte eine Durchsuchung meiner Taschen und erklärte dann, daß ich das Telegramm verloren habe. Es sei von meinem Onkel, welcher plötzlich gestorben wäre.

„Er starb plötzlich, und dann telegraphirte er Dir?" fragte der bestürzte Rübler . . . „Ich muß die Depesche sehen. Komm nach dem Telegraphenamt. Der Beamte wird uns eine Abschrift derselben verabfolgen."

Und kaum hatte er diese Absicht ausgesprochen, so zog er mich schon mit sich fort und klopfte an das Schalter des Telegraphen-Büreaus.

„Der Herr hat ein Telegramm verloren, welches er heute erhalten. Können Sie uns eine Abschrift desselben geben?"

„Welchen Namen, mein Herr?" fragte der Beamte.

Rübler sagte ihm, daß mein Name Jürgens sei, Doktor Jürgens aus Berlin.

„Ein Telegramm unter diesem Namen ist heute hier nicht eingegangen."

„Aber hier ist doch Doktor Jürgens selber!" rief Rübler. „Er hat die Depesche vor kaum einer Viertelstunde erhalten und hat eine Antwort telegraphirt."

„Ich habe den Herrn nie gesehen und habe ihm weder ein Telegramm eingehändigt, noch ein solches von ihm angenommen."

„Jürgens!" rief mein Freund, „was heißt das Alles? Bist Du toll und verrückt geworden?"

„Ich werde Dir schreiben und Alles erklären, sobald ich nach Berlin zurück komme. Ich kann es jetzt nicht thun. Der Schlag ist zu plötzlich für mich. Mache Dir über mich keine Sorgen. Dergleichen Zufälle muß man zu ertragen wissen."

„Was, solche Zufälle, daß Dein Onkel plötzlich stirbt und Dir dann telegraphirt?" rief mein Freund, alle Mächte des Himmels und der Hölle anrufend, ihm das Unverständliche fassen zu helfen. „Jürgens, Dir fehlt etwas! Komm sofort mit mir, ich werde nach dem Doktor schicken."

Was ich ferner noch gesagt haben würde weiß ich nicht, denn ein neues Mißgeschick befiel mich. Die Nichte war zurückgekommen und sah voller Verwunderung erst auf mich und dann auf ihren Onkel. Dann plötzlich die Situation begreifend, brach sie in ein unaufhaltsames Gelächter aus.

Niemals seit dem Bestehen der Welt hat wohl ein Lachen so ansteckend und so unwiderstehlich gewirkt, und das Zwinkern aus den schalkhaften Augen des allerliebsten Mädchens hätte wohl dem bissigsten Misanthropen einen Heiterkeitsausbruch entlockt. Ich konnte mir nicht helfen, im nächsten Augenblicke stimmte ich aus vollem Halse in das Gelächter des Mädchens ein, während Rübler uns Beide anstarrte, wobei sein Gesicht einen geradezu ängstlichen Ausdruck annahm.

Die Nichte gewann zuerst ihre Sprache wieder. „Onkel," sagte sie, „da ist ein Irrthum vorgekommen, welcher schrecklich hätte werden können, wenn Herr Doktor Jürgens nicht ein so gutmüthiger Charakter wäre und sofort die heitere Seite an der Sache herausgefunden hätte. Tante ist nach Hause gefahren; sie konnte nicht länger warten. Ich schlage vor, wir folgen ihr zu Fuß und Du sollst unterwegs die ganze Geschichte erfahren."

Ich zögerte einen Augenblick, und dann sagte ich zu mir selber, ich wolle lieber fünfzig Tanten entgegentreten, als mich von dem liebenswürdigen Mädchen verabschieden, ehe ich sie davon überzeugt, daß ich nicht immer einfältig und schwerfällig bin, und daß ich zuweilen etwas Anderes sein kann als ein langweiliger Einfaltspinsel. Ich ging nicht nur mit aufs Gut und begrüßte die bestürzte und bereuende Tante, sondern verbrachte eine volle ausbedungene Woche auf G. Ja, noch mehr, ich überzeugte die Tante, daß ich mit meiner Einfältigkeit doch auch einigen Muth verband. Eine Woche später fand sich nämlich in den Spalten des Grünhofer Kreisblattes ein Inserat folgenden Inhalts:

Elsa Wohlmann
P. Jürgens, Dr. phil.
Verlobte.

Grünhof bei Halle

Villenkolonie Grunewald bei Berlin.

Die Opferkerze.

(Zu dem Bilde auf Seite 246.)

Obwohl schon seit Karl dem Großen verschiedentlich gegen die Anrufung neuer Heiligen Front gemacht wurde, hat sich doch im Laufe der Zeit die Sitte ausgebildet, daß jedes Land, jeder Ort, ja jeder Stand seinen besonderen Schutzheiligen hatte. Die Franzosen erhoben den heiligen Dyonisius von Paris zu ihrem Schutzpatron, die Ungarn den heiligen Stephanus, die Oesterreicher den heiligen Leopold und die Engländer den heiligen Georg. Der Schutzpatron der Schuhmacher war der heilige Krispinus, der der Fischer der heilige Petrus. Und wie man in allen Städten auf allen Wegen den Opferstöcken der verschiedenen Heiligen begegnet, so findet man auf der See in der Nähe der Küste auf eingerammten Pfählen noch vielfach Opferstöcke und Opferhäuschen, welche dem heiligen Petrus geweiht sind, und in welche die Fischer ihre Opferkerze stellen, wenn sie sich zu einem großen Fang oder zu weiter Fahrt rüsten, damit ihr Schutzpatron sie vor Sturmesnöthen bewahre und ihren Zug gewinnbringend gestalte.

Unglückliche Botschaft.

(Zu dem Bilde auf Seite 255.)

„So glücklich wie Gianettino Geroni!" sagte man in Genua, wenn man Jemand bezeichnen wollte, den das Schicksal mit seinen besten Gaben überschüttet. Dabei vergaß man aber die Vastati und den Zwist, welcher die beiden benachbarten Patrizierhäuser voneinander trennte. Der Zwist war ja auch schon so alt, wie die Mauern der beiden Palazzi, und wenn er auch früher Blut gekostet, Blut und Leben auf beiden Seiten, seit vielen Jahren war es vergessen. Der alte Graf Geroni war ein Greis, der seinen Palazzo nie verließ, und sein Sohn Gianettino in seiner jungen Familie viel zu glücklich, als daß er mit dem sittenlosen Marco, dem letzten Vastati, Händel gesucht, um den alten Zwist zu erneuern. Auch Marco Vastati dachte nie daran, bis Gianettino sein Weib heimholte, die Blume von Genua, deren Duft damals alle jungen Nobili bezaubert hatte. Wohl neidete ihm Mancher sein Glück, aber Niemand grollte ihm — Niemand, außer Marco Vastati, und hätte Gianettino nicht so sehr seinem jungen, schönen Weibe, nicht so sehr häuslich eingezogen gelebt, dann wäre er schon längst mit dem händelsüchtigen, gewissenlosen Nachbar zusammengerathen. Er stand zwar an Tapferkeit und Muth keinem italienischen Edelmanne nach, doch ging er Marco aus dem Wege, weil sein Edelsinn es für verwerflich hielt, einen Streit geradezu aufzusuchen. So hatte er schon fünf Jahre köstlichsten Eheglücks genossen, als er Marco einmal in einer engen Gasse begegnete und dieser ihn geradezu beschimpfte. Nun ließ sich einem Zweikampfe nicht mehr ausweichen, die Vorbereitungen dazu wurden aber so geheim gehalten, daß seine Familie nichts davon erfuhr, bis man Gianettino verwundet heimbrachte, verwundet, jedoch als Sieger, denn Marco war auf dem Platze geblieben, der letzte Vastati war ein Opfer seiner blinden, eifersüchtigen Wuth geworden. Gianettinos Gemahlin schien anfangs unter dem Schreck zusammenbrechen zu wollen, als ihr die unglückliche Botschaft gebracht wurde, doch erholte sie sich bald und widmete sich der Pflege des geliebten Verwundeten mit solcher Hingebung, daß derselbe sehr schnell genas. Nach dem Tode Marcos hatten die Genueser nun vollkommen Recht, wenn sie sagten: „So glücklich wie Gianettino Geroni!"

Der König der amerikanischen Goldräuber.

(Nachdruck verboten.)

Jeder Fremde, der Paris besucht hat, kennt ein elegantes Café in der Nähe des Opernhauses, das als Rendezvous der Lebemänner gilt, denen es auf ein paar Hundert Franks nicht ankommt. Eines Abends gegen Ende März 1895 hatte sich hier eine Gesellschaft von Amerikanern zusammengefunden. Der Champagner floß in Strömen, man merkte den Herren an, daß sie aus dem Lande des Dollars kamen.

Plötzlich entstand ohne ersichtlichen Grund ein Streit, der damit endete, daß ein kleiner unansehnlicher Gentleman einem Mitgliede der Gesellschaft eine Champagnerflasche an den Kopf warf. Man trennte die Gegner, ehe es zum Handgemenge kam. Die Anwesenden waren zu sehr an ähnliche Szenen gewöhnt, um sich besonders über den Vorgang aufzuregen.

Am 27. März herrschte auf dem Nordbahnhof das gewöhnliche lärmende Getriebe. Eine Gruppe von Amerikanern betrat eben den Perron, da näherte sich ein von der entgegengesetzten Seite kommender hochgewachsener Mann, zog einen Revolver aus der Brusttasche und jagte einem der Herren, sämmtliche Läufe blitzschnell entladend, nicht weniger als sechs Kugeln in den Leib. Die schnell herbeieilenden Polizisten bemächtigten sich des Attentäters, der tödtlich Verwundete wurde in das Hospital St. Louis gebracht.

Hier konnte er deponiren, daß er ein amerikanischer Bürger mit Namen Adam Reed Waddell sei, und daß sich sein Mörder Thomas O'Brien in den Vereinigten Staaten als „Banco-King" eines weniger rühmlichen, als wohlverdienten Verbrecherrufes erfreue. Als Grund zu dem Attentat gab er den oben erwähnten Streit im Café an.

Vor seinem Tode ließ Waddell eine junge Pariser Konfektionsdame an sein Lager rufen, die bis zu seinem Ende bei ihm blieb. Auf Befragen des Untersuchungsrichters gab sie an, sie habe den Verstorbenen auf einer Reise nach Amerika kennen gelernt und niemals in intimeren Beziehungen, als den durch Dankbarkeit für ihr gelegentlich geleistete Dienste begründeten zu ihm gestanden.

Waddell hatte keine Erklärung über die ursprünglichen Ursachen seines Streites mit O'Brien gegeben und fand vor seinem Ende nicht einmal Zeit, über eine Summe von 35000 Dollars zu verfügen, die er in seinem Gepäck, das im Hotel Scribe lagerte, verborgen hielt. Die Recherchen der Polizei ergaben, daß auch Waddell zu der edlen Verbrecherzunft gehörte und zwar zu den sogenannten „Goldräubern", mit denen wir uns im Verlaufe unseres Berichtes eingehender zu beschäftigen haben werden. Die amerikanischen Gerichte kannten und suchten ihn als „Kid" Waddell.

O'Brien war in die Conciergerie überführt worden und behauptete bei seiner Vernehmung, er habe seinen Gegner ganz zufällig auf dem Bahnhofe getroffen und ihn unter dem Einfluß der plötzlich in ihm aufsteigenden Wuth niedergeschossen. Uebrigens sei sein Zorn durchaus gerechtfertigt, denn Waddell habe sich nicht nur geweigert, ihm eine beträchtliche Summe, die er ihm schuldete zurückzuzahlen, sondern ihn auch thätlich angegriffen. Die zwischen ihnen bestehende Feindschaft habe schon einmal zu einem Duell geführt, und ein Vorfall mit tödtlichen Ausgang, wie der auf dem Nordbahnhof, gehöre in Amerika zu den täglichen Vorgängen. Bei seiner Konfrontirung mit der Leiche des Erschossenen bewahrte O'Brien seine volle Kaltblütigkeit und erklärte: „Er hat drei- oder viermal versucht mich zu erschießen, jetzt bin ich ihm zuvorgekommen."

Ein vorsätzlicher Mord ließ sich nicht nachweisen, da die Amerikaner, die der Szene beigewohnt hatten, nach England geflüchtet waren, wo sich keine Zeugenaussage von ihnen erlangen ließ. Nur so viel schien festzustehen, daß auch sie zu einer Verbrecherbande gehörten, die mit Waddell und O'Brien gemeinschaftlich auf dem Kontinent zu „arbeiten" pflegte.

Eine neue Komplikation trat durch das Erscheinen einer eleganten, auffallend schönen Dame ein, die im Grand Hotel abstieg, sich als Mrs. Huntington aus New-York in die Fremdenliste eintrug und erzählte, sie sei die legitime Gattin O'Briens. Sie stellte sich im Gefängniß vor und verlangte eine Unterredung mit ihrem Gatten, die ihr verweigert werden mußte, da sie keine Legitimationspapiere bei sich führte. Um diese zu holen, reiste sie dann nach Havre und von dort nach New-York, ließ aber nichts mehr von sich hören.

Die inzwischen benachrichtigte amerikanische Polizei stellte mit Leichtigkeit fest, daß Mrs. Huntington mit einer gewissen Annie Gray identisch sei, die in der 46. Avenue in New-York einen Salon hielt, in dem es O'Brien unter anderem einmal gelungen war, einen bekannten Eisenbahndirektor um 1000 Dollars im Spiel zu erleichtern. So erklärte sich der Eifer, mit dem Mrs. Huntington dem Mörder zu Hülfe zu kommen suchte. Dieser selbst verweigerte auch fernerhin jede Aussage, wenn man ihm nicht eine Zusammenkunft mit der Dame gestatte.

Die amerikanische Polizei fuhr mit ihren Recherchen fort und lieferte die interessantesten Einzelheiten über O'Brien. Er war 1853 in Cambridge (Washington) geboren und hatte den größten Theil seines Lebens mit verbrecherischen Unternehmungen in Amerika und Europa ausgefüllt, die ihm allein in den letzten zehn Jahren einen Reingewinn von einer viertel Million Dollars eingebracht. Waddell war einer seiner geschicktesten Komplizen.

Einer seiner mit Vorliebe ausgeübten Triks bestand in der Dupirung von Farmern, die über Ersparnisse in der Bank verfügten. Er suchte sie auf und schlug ihnen irgend ein Geschäft, etwa den Verkauf eines Theils ihres Viehbestandes oder der Ernte vor. O'Brien schloß das Geschäft ab, zahlte den größeren Theil der Kaufsumme, ließ aber das erworbene Gut auf einige Zeit im Besitze des ursprünglichen Eigenthümers mit dem Bemerken, er werde es in einigen Wochen übernehmen. Inzwischen erschien ein Komplize auf der Farm, entdeckte in der Waare ganz besonders hervorragende Eigenschaften und bot eine bei weitem höhere Summe. Der Verkäufer hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den ersten Handel unter Herauszahlung einer beträchtlichen Differenz rückgängig zu machen, und hatte natürlich das Nachsehen, während die beiden Gauner einen beträchtlichen Gewinn einstrichen. Bei einem solchen Geschäft ließen sich ohne jedes Risiko 400—500 Dollars verdienen.

Eine andere betrügerische Operation hatte der erschossene Kid Waddell erfunden. Auch hier waren die Geschädigten meist harmlose Farmer, die in abgeschiedenen Gegenden wohnten. Man legte ihnen einen massiven Goldbarren vor, den die Eigenthümer aus irgend einem Grunde beträchtlich unter dem Marktwerth verkaufen mußten, weil es damit, wie sie verschämt eingestanden, nicht so ganz mit rechten Dingen zugegangen sei. Natürlich verlangte der Farmer, dessen Habgier erwachte, die Untersuchung des Metalls durch einen Sachverständigen. Dieser Fall war von den Gaunern längst vorgesehen. Der Barren bestand aus vergoldeter Bronze. In die Masse waren zehn bis zwölf mit wirklichem Gold gefüllte Löcher gebohrt. Aus diesen wurden die Proben in Gegenwart des Farmers entnommen, der Sachverständige beseitigte jeden Zweifel an der Echtheit, und der Käufer war um zwei bis dreitausend Dollars betrogen. Diese Operation wurde mit großem Erfolge in vielen Fällen vorgenommen und trug der Bande, an deren Spitze O'Brien und Waddell standen, den Ehrennamen „Goldräuber" ein.

Durch ihre bisherige Straflosigkeit sicher gemacht, scheuten die Herren auch vor einem gelegentlichen, gewaltsamen Raube nicht zurück. Im Oktober 1891 hatten sie einen größeren Schlag vorbereitet. Er galt einem reichen Farmer in Albany Rufus W. Peck. Ein Komplize hatte für einen Tag ein Büreau gemiethet als angeblicher Agent einer Hypothekenbank. Hierher führte O'Brien sein Opfer, in dessen Vertrauen er sich eingeschlichen hatte, und vermittelt ihm den vorläufigen Abschluß einer außerordentlich rentablen Kapitals-Anlage. Dann wurde in einem Nebenzimmer ein kleines Jeu entrirt, bei dem der Farmer natürlich verlor. Da er mehr eingebüßt hatte, als er augenblicklich bei sich führte, wurde ein Streit über seine Zahlungsfähigkeit provozirt, der damit endete, daß Mr. Peck, um jeden Verdacht zu beseitigen, auf die Bank eilte, sich sofort die verlorene geringere und die für das Geschäft nöthige große Summe besorgte und triumphirend zu den Gaunern zurückkehrte. Hier überfiel man ihn, nahm ihm das Geld im Betrage von 10000 Dollars ab und überließ ihn hülflos gebunden seinem Schicksal.

Die Frechheit dieses Anschlages führte zur Entdeckung. O'Brien wurde festgenommen und im April 1892 zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilt. Auf dem Transport entwischte er mit Hülfe Kid Waddels, der sich die Befreiung seines Genossen viel Geld kosten ließ. Beide haben sich dann eine Zeit lang in Frankreich herumgetrieben, da ihnen der Boden in Amerika zu heiß geworden war. Schließlich ging O'Brien nach der Argentinischen Republik und soll dort eine Zeit lang den Rang eines Offiziers in der Armee bekleidet haben. Er muß ziemlich mittellos nach Europa zurückgekehrt sein, denn nun beginnt eine dauernde Ausbeutung Kid Waddells, der inzwischen auf dem Kontinent mit viel Glück als Buchmacher, Falschspieler „gearbeitet" hatte. Als dieser nicht mehr Geld hergeben wollte, kam es zu Streitigkeiten, die schließlich mit dem Mord auf dem Perron des Nordbahnhofes endeten.

O'Brien sieht in Mazas seiner Verurtheilung entgegen, die ihn voraussichtlich der Guillotine überliefern wird. Eine Prämie von 2500 Dollars, die vom Gouverneur Flower in Utika auf seine Ergreifung ausgesetzt ist, wird voraussichtlich verfallen, da „Monsieur de Paris", der Henker, ihn kaum unbeschädigt ausliefern wird.

Normal-Meter und Normal-Kilogramm.

Von E. Parisius.

(Nachdruck verboten.)

Die „Internationale Meter-Konferenz" (Conférence internationale du mètre), auch „Internationale General-Konferenz für Maß und Gewicht" genannt, die mindestens einmal im Laufe von sechs Jahren zusammen zutreten pflegt, hat vor einigen Wochen wieder in Paris getagt.

Der Meter-Konvention gehören heute bereits nicht weniger als einundzwanzig Staaten an, von denen die meisten das Metermaß bereits bei sich eingeführt haben, während andere, wie Rußland und England, der Idee eines internationalen Einheitsmaßes und Einheitsgewichtes günstig gestimmt sind und ihre Beiträge für die Unterhaltung des Internationalen Büreaus für Maß und Gewicht (Bureau international des poids et mesures) zu Paris regelmäßig zahlen.

Die Konvention wurde im Jahre 1875 in Paris von folgenden Staaten abgeschlossen: Argentinien, Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Peru, Portugal, Rußland, Spanien, Schweden, Norwegen, Schweiz, Türkei, Venezuela, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Von 1879 bis 1891 traten noch Großbritannien, Japan, Mexiko, Rumänien und Serbien hinzu. Die einzelnen Raten werden nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer der betr. Länder erhoben. Die Türkei blieb lange mit ihren Beiträgen im Rückstande, endlich beglich sie ihr Konto, erklärte aber gleichzeitig, daß sie von der internationalen Konvention zurückträte. Der schlaffe Geldbeutel des „Kranken Mannes" gestattete solche außergewöhnliche Aufwendungen nicht auf die Dauer! Venezuela hat noch keinen Groschen bezahlt und da ein Austritt aus der Konvention vor Begleichung der Rückstände nicht statthaft ist, so wächst seine Schuldenlast ins Ungemesse an.

Aufgabe des Büreaus — das von der französischen Regierung im Pavillon de Breteuil, St. Cloud, untergebracht worden ist — war es in erster Linie, Typen des Meters und des Kilogramms herzustellen, die als Normalmaß und Normalgewicht an die Signatarstaaten der Kon-

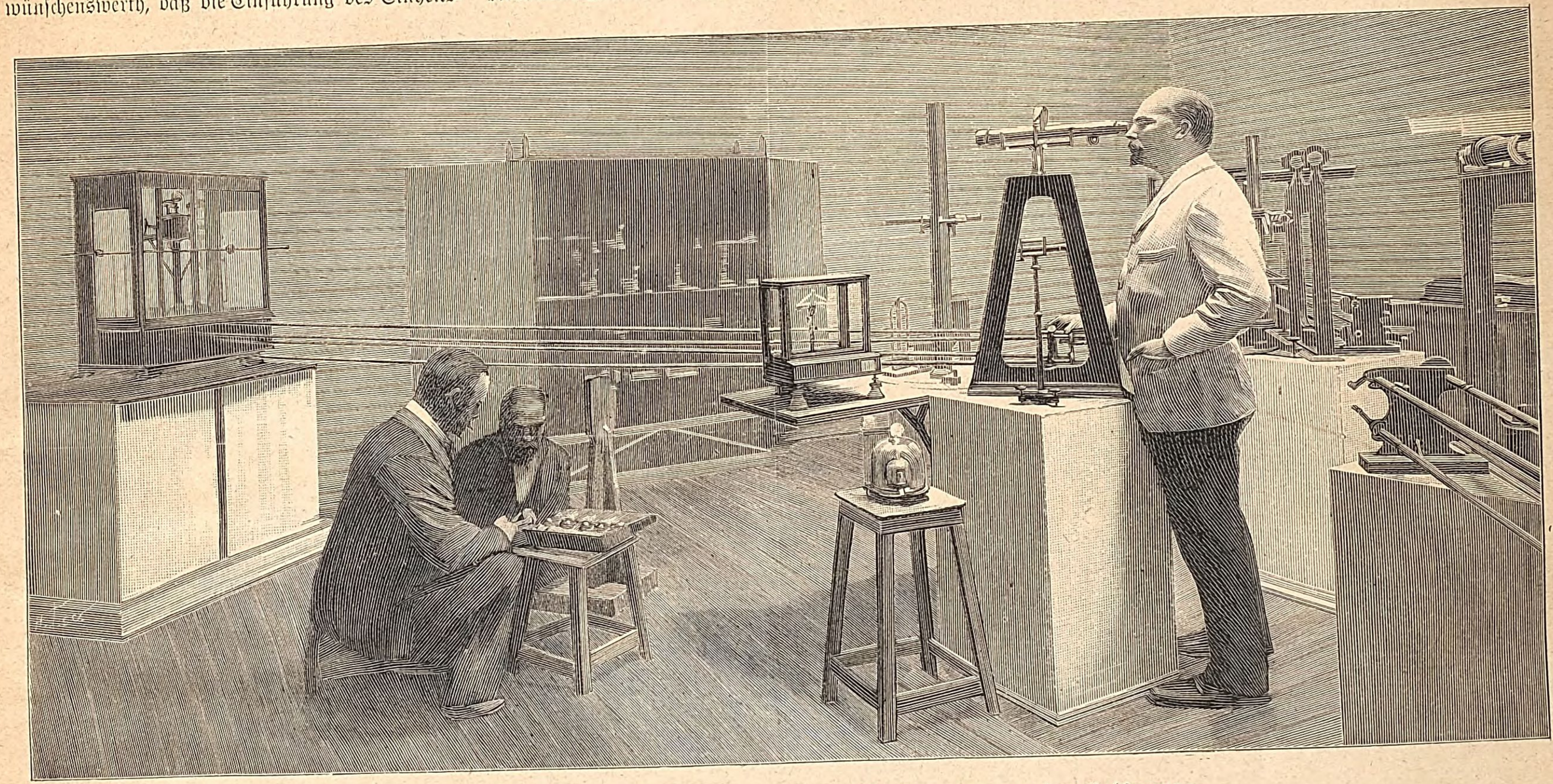
vention vertheilt werden konnten. Da warf sich nun die Frage auf, ob man das metrische System in der Gestalt, wie es seit annährend einem Jahrhundert besteht und durch die seit dem Jahr VII der französischen Republik im Pariser National-Archiv aufbewahrten Exemplare eines Meters und eines Kilogramms dargestellt wird, einfach übernehmen oder mit den verbesserten Hülfsmitteln der Neuzeit neue Messungen und Wägungen veranstalten sollte? Der Meter soll eigentlich genau der zehnmillionste Teil des Viertels eines Erdmeridians und zwar des Meridianquadranten zwischen Aequator und Nordpol, sein, das Kilogramm das Gewicht eines Kubikdecimeters Wasser im Maximum seiner Dichtigkeit. Die alten, noch nicht völlig genauen Berechnungen wären durch die Nachprüfung und Richtigstellung in recht erheblichem Grade modifizirt worden.

In sehr verständiger Weise kam man überein, an den alten, überlieferten Platina-Typen des National-Archivs festzuhalten. Es ist in der That durchaus unwichtig und nebensächlich, daß die einmal festgestellten Einheiten von ihrer idealen Korrektheit um ein paar Millionstel abweichen. Das Wesentlichste ist nicht, daß der Normalmeter einige Mikrons mehr oder weniger („Mikron“ heißt der tausendste Teil eines Millimeters) aufzuweisen hat, sondern daß alle Völker das nämliche Maß benutzen und daß die Kopien, welche sich im Besitz der verschiedenen Regierungen befinden, möglichst genau mit der Norm übereinstimmen. Auch war es wünschenswerth, daß die Einführung des Einheits-

Stücke fand im „Conservatoire des Arts et Métiers“ statt. Man legte den Normalmeter des Archivs und eins der Stücke aus Iridium-Platina, das dazu bestimmt war, als provisorischer Normalmeter zu dienen, zusammen in einen Vergleichungsapparat (Comparateur). Unter zwei mächtigen, außerordentlich scharfen Mikroskopen wurde auf einer Rollmaschinerie der Normalmeter behutsam an die Seite des Stückes aus Iridium-Platina geschoben. Sobald das vordere Ende des Normalmeters sich zeigte, wurde auf der entsprechenden Stelle des provisorischen ein Strich eingravirt. Langsam wurde nun die Maschinerie wieder in Bewegung gesetzt, bis das hintere Ende des Meters erschien, das in gleicher Weise auf die Kopie übertragen wurde. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Strichen ergab das genaue Metermaß, d. h. das genaue Maß in Berücksichtigung der unvermeidlichen Unvollkommenheit aller Nachahmungen und Vergleichungen. Wiederholte Nachmessungen und Berechnungen durch verschiedene Prüfungsbeamte ergaben, daß die Kopie etwa um 6 Mikrons (1 Mikron ist, wie bereits bemerkt, ein Tausendstel Millimeter, also ein Millionstel Meter) länger war, als das Original. Man befand sich hier auf einem Gebiet, auf dem eine vollständige Genauigkeit nicht mehr zu erzielen war. Dieser provisorische Normalmeter wurde nun in gleicher Weise wie der Meter des Archivs als Vorbild für die Herrichtung von etwa vierzig weiteren Stücken zu Normalmaßstäben benutzt, und zwar kam das festgestellte

nalen Meters“ in Paris sei, dessen Länge durch die in österreichisch-ungarischem Besitz befindliche Kopie, vermindert um 2 Mikrons, wiedergegeben werde. In Deutschland wurde der alte, aus einem Platinstabe bestehende Urmeter, dessen genaue Messung im J. 1863 ein Zuviel von etwa 301 Mikrons ergeben hatte, durch Gesetz vom 26. April 1893 durch den neuen Meter aus Iridium-Platina ersetzt (in gleicher Weise wurde das bisherige Urgewicht erneuert). Eine Anzahl unmittelbar nach dem neuen Normalmeter angefertigter Nachahmungen, der sogen. „beglaubigten Kopien“, gab die Vorbilder für die Hauptnormale“ ab, welche ihrerseits wieder zur Prüfung und Richtigerhaltung der im Besitz der Aich-Aemter befindlichen „Aichungsnormale“ dienen. Eine größere Zahl von Normalmetern für die Staaten der Konvention in Paris anfertigen zu lassen, wurde schon durch die Kostspieligkeit des Materials untersagt. Jeder Staat hatte für seinen Normalmeter nur den Metallwerth zu bezahlen (die Herstellungskosten entfielen auf das Budget des Internationalen Büreaus) und doch stellte sich der Preis — bei einem Gewicht von von etwa 3 Kilogramm Iridium-Platina — auf nicht weniger als rund 10,000 Franks.

Zur Herstellung der Normal-Kilogramme waren nicht weniger komplizirte Manipulationen erforderlich. Ein Kilogramm wurde aus Iridium-Platina angefertigt, in der nämlichen cylindrischen Form wie das des Archivs. Die beiden Blöcke verglich man nun vermittelst eines außer-



Die Ruprechtsche Waage. Abwägen eines Normal-Kilogramms aus der Entfernung.

maßes nicht allzulange auf sich warten ließ, während die erneute subtile Bestimmung der Länge eines Erdmeridians immerhin mehrere Jahre erfordert hätte.

Es handelte sich also jetzt darum, ein internationales Metermaß herzustellen, das die genaue Wiedergabe des Normalmeters im Pariser Archiv war.

Der Meter des Archivs ist aus Platina, also nicht von hervorragender Härte. Ferner besteht er aus einem gegossenen Vollbarren oder Balken, einer Form, die verhältnißmäßig biegsam und äußeren Einflüssen unterworfen ist. Endlich sind seine beiden Enden ganz leicht abgerundet und das Maß geht von einem Endpunkt zum andern, schneidet also auf beiden Seiten mit 0 ab. Diese drei Mängel waren bei der Anfertigung des neuen Typus zu vermeiden.

Zunächst wurde als Material eine Mischung von ganz besonderer Härte und Widerstandsfähigkeit gewählt, eine Legirung von 90 Prozent Platina und 10 Prozent Iridium. Elf Analysen waren erforderlich, um die gesuchte Komposition zu finden, und drei Jahre vergingen, bis sie tadellos dargestellt war. Der Barren erhielt im Querschnitt die Form eines X, bestand demnach eigentlich aus vier, gleichsam zu einem vierkantigen Bündel gruppirten, in der Mitte zusammenhängenden Einzelleisten. Der ursprünglich in bedeutender Länge hergestellte Barren wurde nun in eine größere Anzahl von Stücken — die Normalmaße für die einzelnen Staaten — zertheilt. Jedes dieser Stücke hatte eine Länge von 1,02 Meter, das Maß ging also nicht wie bei dem Vorbild von einem Endpunkt zum andern, sondern wurde durch eingravirte Striche bezeichnet, die rundum liefen, jede Einzelleiste von der Außenfläche bis zur Basis treffend. Jede Deformation, jede Krümmung mußte sofort im gegenseitigen Verhältniß der vier Flügel sichtbar werden.

Die genaue Abmessung und Vergleichung der einzelnen Zuviel von 6 Mikrons hierbei in Anrechnung. Die Verifikation der Stücke zeigte, daß sie fast durchweg um eine Kleinigkeit (bis 3 Mikrons + oder —) von dem Originalmeter des Archivs abwichen. Dann wurden sie untereinander verglichen, was, beiläufig bemerkt, nicht weniger als siebzigtausend Beobachtungen erforderte, da hiermit auch Studien über die Ausdehnungserscheinungen verbunden waren. Dabei haben diese Meter nicht mehr als zehn Unterabtheilungen. Man kann sich danach eine ungefähre Vorstellung davon machen, wieviel Operationen erforderlich gewesen wären, wenn die Maßstäbe eine vollständige Eintheilung in Millimeter trügen. Ein ganzes Jahr angestrengter Arbeit war erforderlich, um alle neuen Normalmeter vollständig zu verifiziren. Zu diesem Zweck mußte ein neuer Apparat, der „Comparateur universel“, konstruirt werden, in welchem alle Stücke gleichzeitig Platz hatten und durch verschiebbare Mikroskope beobachtet werden konnten.

Bei diesen Vergleichungen stellte es sich heraus, daß einer der vierzig Normalmeter auf das Strengste mit dem Meter des Archivs übereinstimmte. Man nannte ihn „Internationaler Meter“ (Mètre international) und verglich mit ihm aufs Neue alle übrigen Kopien. Im Jahre 1889 wurde der „Internationale Meter“ feierlich in einen feuerfesten Geldschrank in feuersicherem Gewölbe verschlossen. Die Thür zu diesem Gewölbe hat drei Schlösser, deren Schlüssel sich in den Händen des Direktors des Bureaus, des Präsidenten des Internationalen Komitees und des Generaldirektors der französischen Archive befinden.

Aus der Zahl der vierzig neuen Normalmeter wurden den einzelnen Staaten ihre Exemplare durch das Loos zugetheilt. Österreich-Ungarn erhielt beispielsweise einen Normalmaßstab, der um zwei Mikrons zu lang war. Ein vom Jahre 1890 datirtes Gesetz bestimmte, daß das neue Maß für die Doppel-Monarchie dasjenige des „Internatio-

ordentlich vollkommenen Wäge-Apparates, der Ruprechtschen Wage. Diese Wage wird vermittelst großer Hebel, deren langer Arm 4 Meter mißt, aus der Entfernung gehandhabt, damit die Körperwärme des Beobachters, seine Athmung, die Anziehungskraft seiner Körpermasse u. s. w. die Operation nicht beeinflussen können. Durch ein scharfes Fernglas folgt der Beobachter den Bewegungen des Züngleins der Wage, indem er vermittelst der Hebel alle für den Wägeprozeß nothwendigen Verrichtungen ausführt.

Mit Hülfe dieses Apparats konnte man die beiden Kilogramme mit einer Exaktheit vergleichen, die sich bis auf ein Hundertstel Milligramm, also auf ein Hundertmillionstel ihres tausend Gramm betragendes Gewichtes erstreckte. Die Komposition aus Iridium-Platina war die gleiche, wie beim Normalmeter, doch wurde sie einem besonders starken Druck unterworfen, um alle inneren Bläschen und Höhlungen, wie sie in jeder Metallmasse vorkommen, zu entfernen.

Unter den verschiedenen Kilogrammen, die mit dem Normalgewicht des Archivs verglichen wurden, fand sich eins, das haargenau mit diesem übereinstimmte. Das neue Normalkilogramm wurde als „Internationales Kilogramm“ in das dreifach verschlossene Gewölbe gethan, in welchem bereits der Internationale Meter ruhte.

Gleich den Normalmaßstäben wurden die neu angefertigten Normalgewichte in sorgfältigster Verpackung und unter unendlichen Vorsichtsmaßregeln durch Delegationen an die einzelnen Staaten übermittelt. Sie befinden sich in Glocken, welche jede Feuchtigkeit, jeden Staub fernhalten. Wenn man genötigt ist, sich ihrer zu bedienen, so hütet man sich wohl, sie mit der Hand anzufassen. Eine Pincette, deren Spitzen mit Sammet gefüttert sind, ist allein würdig, den kostbarer Cylinder zu berühren.



Unglückliche Botschaft. Nach dem Gemälde von G. Mantegazza.

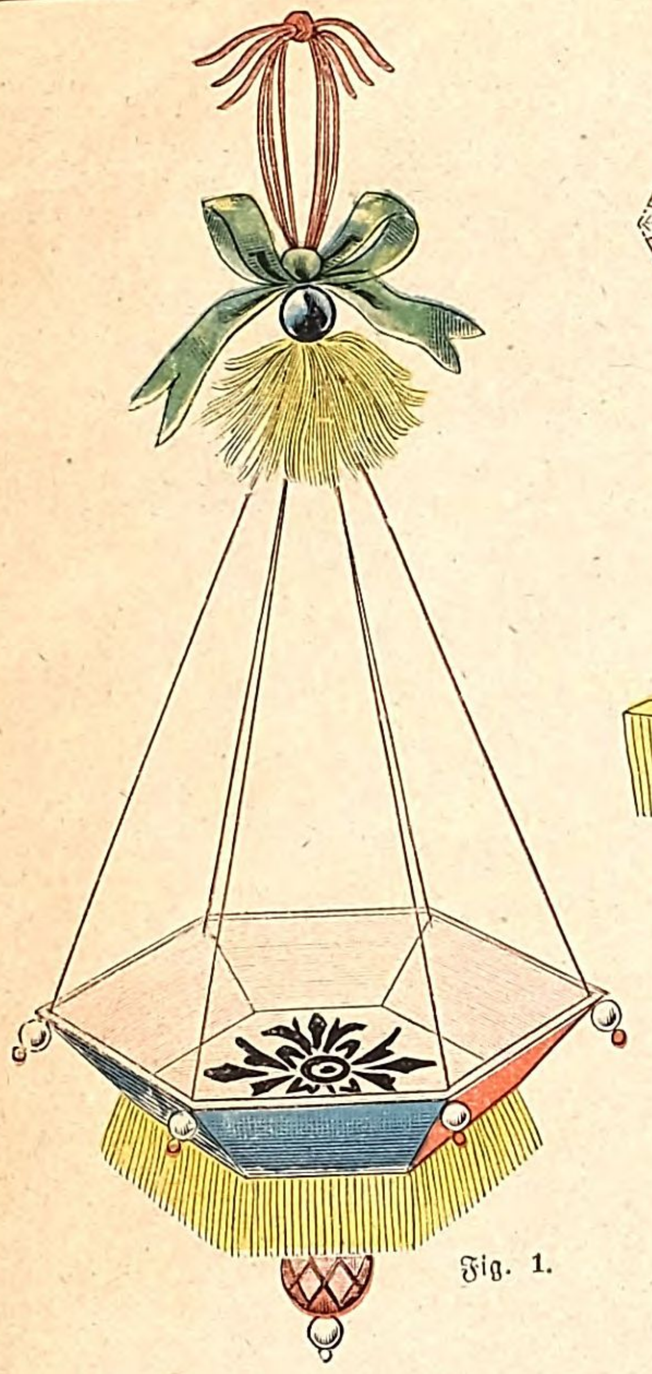


Fig. 1.

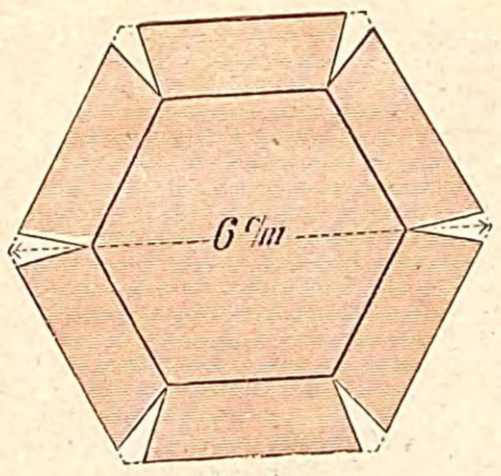


Fig. 1a.



Fig. 1b.

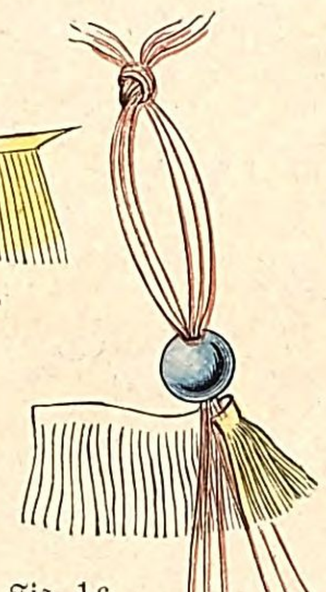


Fig. 1c.

Christbaumschmuck.

Arbeiten am Familientisch.

(Nachdruck verboten.)

Die Poesie des reichgeschmückten, im Lichterglanze strahlenden Weihnachtsbaumes giebt den mehr oder minder reichen Gaben, mit denen Alt und Jung einander beschenken, erst die richtige Weihe. Was wäre ein noch so bepackter Tisch, wenn auf ihm die stolz aufragende Tanne fehlte, wenn die Lichtlein nicht ihren Duft und ihre Helligkeit mit der lauten Freude der Kinder und dem stillen Glück der Eltern mischten! Wie haben schon viele Stunden vorher die Kleinen sich auf den Augenblick gefreut, da die Thür aufgehen wird und der Weihnachtsbaum in vollem Schmuck und Glanz erscheint — und mit welcher Schlauheit und Unermüdlichkeit sind die ungeduldigen Buben und Mädchen bemüht gewesen, schon vorher durch ein Thürspältchen oder Schlüsselloch einen Blick in das Märchenreich des Weihnachtsbaumes zu thun! Da heißt es für die Eltern aufpassen, daß die Ueberraschung gewahrt bleibe, erst wenn das letzte Packetchen seinen Platz erhalten und das oberste Lichtlein mit heller Flamme zur Decke emporleuchtet, darf das sehnsüchtig erwartete Klingelzeichen ertönen, das die ganze Familie, alle Angehörigen und Dienstboten zum frohen Genießen des Festes einladet. Unsere realistisch gesinnte Zeit hat freilich manches sinnige Symbol früherer Weihnachtsfeierlichkeit entfernt; die Jugend glaubt nicht mehr an den Weihnachtsmann, an seine unermüdliche Arbeit, die sich selbst bis auf die Ausschmückung des Baumes erstreckt. Vielfach stellen sogar die Kinderhände den Schmuck des Weihnachtsbaumes her, und die Mutter hat nur die Sorge um das Aufhängen und die richtige Vertheilung der Anhängsel, damit der Schwerpunkt nicht verrückt werde und das flüssig werdende Wachs der brennenden Lichter nicht auf die Geschenke tropfe.

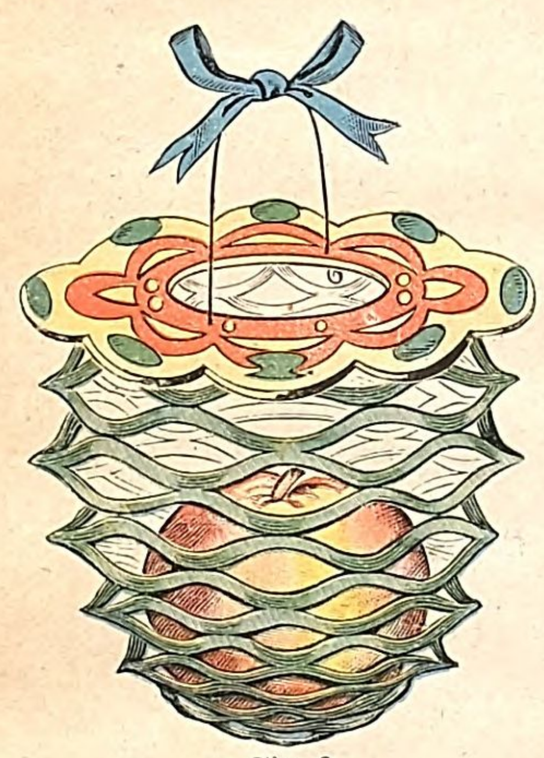


Fig. 2.

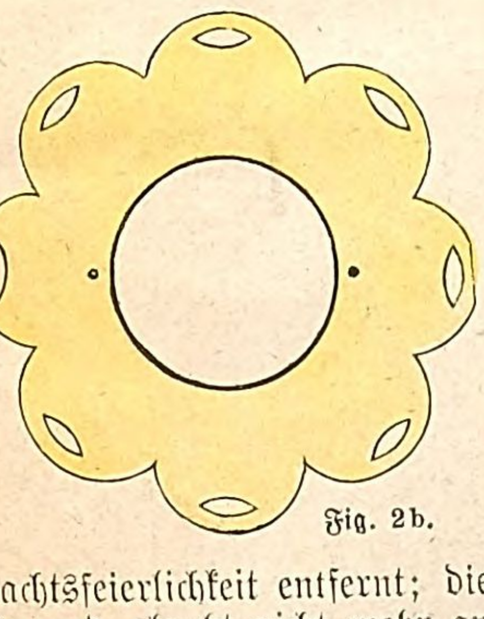
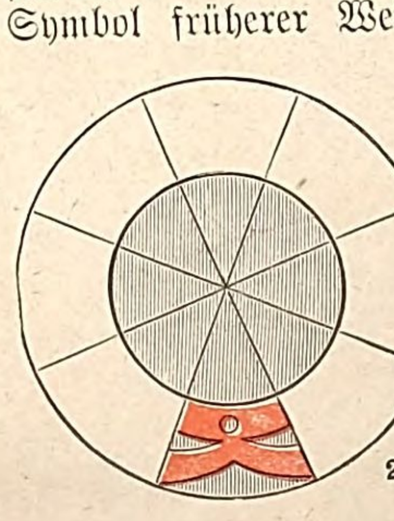


Fig. 2b.



2c.



Fig. 2a.

Allen Arbeitern an der Ausschmückung des Baumes, mögen sie nun groß oder klein sein, sei nun in Nachfolgendem eine Anleitung gegeben, wie sie den Schmuck selbst herstellen können; wird den Kindern auf solche Weise auch die Ueberraschung durch den Anblick des geschmückten Baumes, wenigstens zum Theil, genommen, so gewinnen sie andererseits durch die eigene Thätigkeit neue Liebe zu dem leuchtenden Symbole des Festes: es ist „ihr" Baum, der mit seinem hellen Glanze das ganze frohe Bild bestrahlt.

Ein wunderschöner Schmuck ist die Ampel, Fig. 1. Man zeichne auf farbigen Karton ein Sechseck, im Durchmesser 6 cm und schneide es, wie Fig. 1a zeigt, aus, die Bruchlinien werden leicht eingeschnitten und die sechs Theile nach innen umgebogen, mittelst schmaler Papierstreifen zusammengeklebt und mit buntem Papier beliebig überzogen. Sodann nehme man sechs bunte Fäden, befestige an den unteren Enden derselben je eine Perle und ziehe durch jede Ecke des Untertheiles der Ampel einen solchen Faden, die oberen sechs Enden werden zusammengefaßt, durch eine größere Perle gezogen und zusammen geknüpft. Unterhalb der Perle befestige man die aus Papier geschnittene Franze Fig. 1b in der Art wie Fig. 1c zeigt. Unter den Boden der Ampel kann man noch einige Perlen befestigen und am Rande gleichfalls Papierfranze ankleben. Den Grund schmücke man beliebig aus, ebenso kann man das obere Ende der Fäden oberhalb der Perle noch durch eine Schleife ausschmücken.

Wie man ein gefälliges Netz herstellt, zeigt uns Fig. 2. Ein quadratisches Stück buntes Papier wird dreimal gefaltet und die obere Seite beschnitten, wie Fig. 2a zeigt, alsdann werden von rechts und links abwechselnd die weiter unten in Fig. 10 beschriebenen Einschnitte gemacht. Man entfaltet das Papier sorgfältig, legt einen Apfel in die Mitte desselben und zieht es zum Netz auseinander. Für die Netzdecke wird ein farbiger oder mit farbigem Papier überklebter Karton nach Fig. 2b ausgeschnitten, um die Verzierung zu erhalten, falte man ein kreisrundes Stück farbiges Papier dreifach zusammen, schneide die schraffirten Theile wie Fig. 2c zeigt aus und klebe die dadurch erhaltene Verzierung auf die Kartonscheibe Fig. 2b. Die am oberen Ende des Netzes befindlichen, bei Fig. 2a mit A bezeichneten Knöpfe werden nunmehr durch die Oesen der Kartonscheibe Fig. 2b gezogen und das Netz dadurch befestigt. Man befestige noch einen Draht als Henkel und schmücke denselben mit einer Bandschleife wie Fig. 2 zeigt.



Fig. 3a.

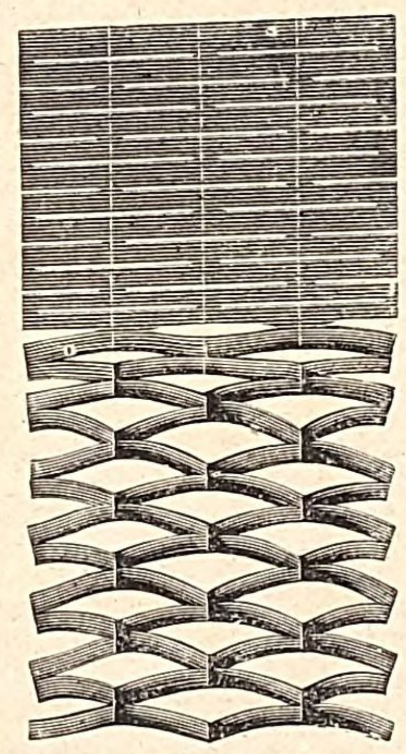


Fig. 3.

Fig. 3 erläutert die Anfertigung einer Kette. Man faltet farbiges Glanzpapier nach Fig. 3a viermal zusammen, hierauf werden abwechselnd von rechts und links parallele Schnitte gemacht wie ebenfalls an Fig. 3a ersichtlich. Man entfaltet nunmehr das Papier, zieht es vorsichtig auseinander und erhält Fig. 3.

Auch das Körbchen ist ein praktischer Schmuckgegenstand. Man falte einen Streifen buntes Glanzpapier von 11 cm Breite und 8 cm Länge und mache die Einschnitte wie Fig. 4a angiebt, entfalte das Papier, klebe beide Enden zusammen und drücke es in die Form der Fig. 4. Der obere und untere Rand des Körbchens wird mit buntem Papier beklebt wie an Fig. 4b ersichtlich, zuletzt klebt man den Henkel an und erhält die Fig. 4, welcher man dadurch einen größeren Halt und eine weitere Zierde verleihen kann, daß man das Körbchen mit einem andersfarbigen Papierstreifen von $6^1/_2$ cm Höhe füttert, welcher leicht gerollt, lose eingeführt und an den Innenseiten des oberen und unteren Randes festgeklebt wird. Man versehe das Körbchen mit einem Boden und fülle es beliebig mit Zuckerwerk ꝛc.

In den Fig. 5 und 6 sehen wir weitere Kettenformen. Die in Fig. 6 dargestellte Kette wird aus zwei beliebig langen, bunten, gleich breiten Glanzpapierstreifen in der Weise hergestellt, daß man die beiden unteren Enden rechtwinklig aufeinanderklebt, wie Fig. 6b zeigt, dann beide Streifen abwechselnd im rechten Winkel übereinander schlägt wie bei Fig. 6a. Die Fig. 5 stellt den einfachsten Schmuck des Weihnachtsbaumes dar, man braucht hierzu nur gleich breite Streifen von buntem Papier, die ineinander geschoben und dann zusammengeklebt werden.

Wie man Tannenzapfen malerisch verziert, lehrt uns Fig. 7. Man befestige oben einen Draht als Schlinge an denselben, nachdem man vorher die kreisrunden Papierscheiben A, B, C, D wie nachfolgend beschrieben gefaltet und ausgeschnitten, und sie der Reihe nach auf den Draht gezogen und Lametta oder aus Papier geschnittene Franze darum gewunden hat. Die weiße Scheibe B wird viermal gefaltet wie die Bruchlinien der Fig 7b zeigen, und dann die schwarz vorgezeichneten Figuren ausgeschnitten. Die blaue Scheibe A wird nur dreimal gefaltet und die Spitzen wie in Fig. 7a angegeben ausgeschnitten. Die rothe und gelbe Scheibe C und D werden viermal gefaltet und nach Zeichnung Fig. 7c und 7d ausgeschnitten. Das Falten selbst geschieht in der gleichen Weise wie bei den Figuren 2 oder 10.

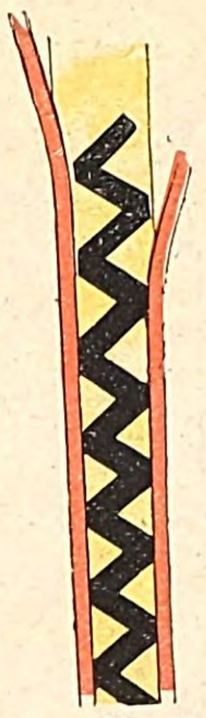


Fig. 4b.

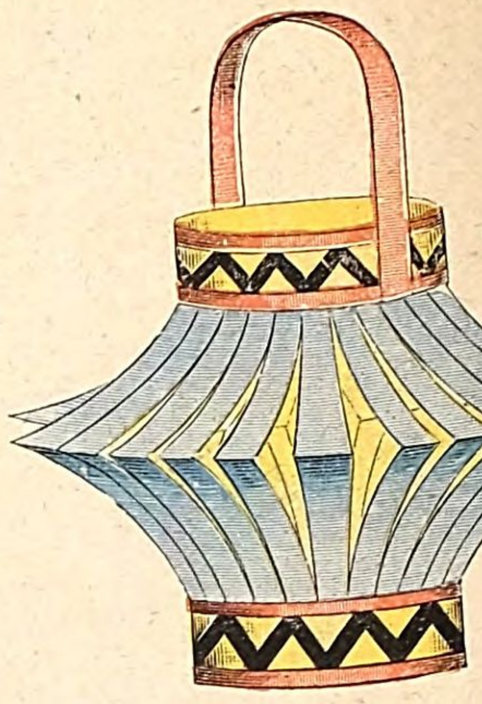


Fig. 4.

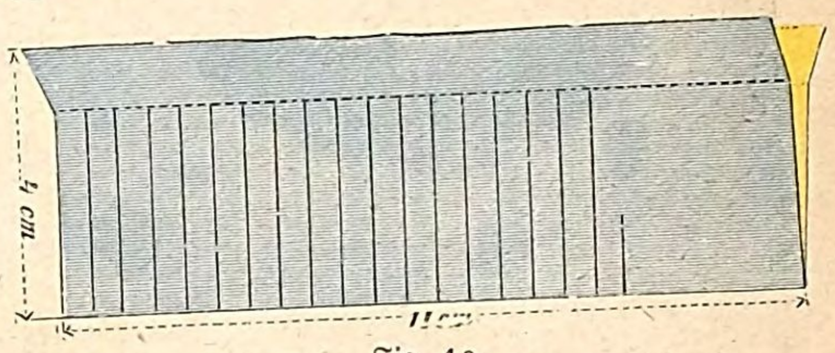


Fig. 4a.

Sehr lustig ist eine Kette aus Figuren, wie Fig. 8 sie darstellt. Aus Karton oder alten Postkarten geschnittene, bemalte oder mit buntem Papier überklebte Figuren werden durch bunte Fäden von Lametta aneinander gereiht. Bei Herstellung dieser Kette kann sich die Phantasie frei entfalten.

Kleine Pyramidenspitzen erhält man in der in Fig. 9 dargestellten Weise. Vier Streifen nicht zu starken Kartons werden übereinander gelegt, dann lege man die Vorzeichnung Fig. 9a darauf und schneide dieselben darnach aus, die auf der Zeichnung Fig. 9a mit × bezeichneten punktirten Bruchlinien werden auf der Vorderseite, die mit × × bezeichneten Bruchlinien auf der Rückseite des Kartons leicht eingeschnitten, alsdann breche man dieselben um wie Fig. 9b zeigt, füge die einzelnen Theile aneinander und klebe sie zusammen. Die auf Fig. 9a weiß gelassenen Theile sind zum Zusammenkleben der Spitze bestimmt. Zuletzt beklebe man die ganze Spitze beliebig mit buntem Papier wie Fig. 9.

Sehr beliebt sind die Netze deren Herstellung die Figuren 10a—10d lehren. Ein quadratischer viertel Bogen farbiges Glanzpapier wird, wie Fig. 10a zeigt, einmal gefaltet, dann nochmals so daß × auf × zu liegen kommt wie bei Fig. 10b, sodann faltet man die Spitze a nach vorn auf b, und die zweite Spitze a nach hinten gleichfalls auf b. Dadurch wird Fig. 10c gebildet; hierauf faltet man wieder • auf • nach vorn und hinten und erhält Fig. 10d. Nun legt man Fig. 10d fest zusammen und schneidet die punktirte Spitze wie auf Fig. 10e ersichtlich ab, sodann werden abwechselnd von rechts nach links die Einschnitte gemacht. Entfaltet man nun das achtfach übereinander liegende Blatt, so zeigt es ein regelmäßiges Achteck, welches sich, wenn man in die Mitte desselben einen etwas schweren Gegenstand z. B. eine Nuß hineinlegt, zum Netz wie Fig. 10 ausdehnt.

Durch ein buntes Bändchen wird das Netz, in das man Nüsse, Aepfel, Zuckersachen u s. w. thut, oben zusammen gehalten und an den Christbaum aufgehängt.

Ein schöner Christbaumschmuck sind auch die Sterne, deren Herstel=

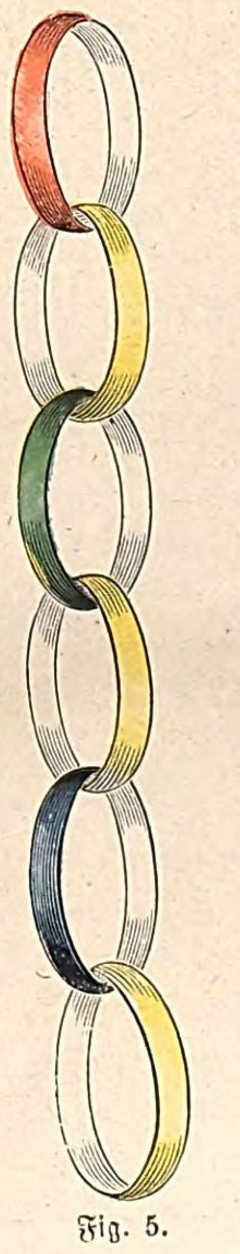


Fig. 5.

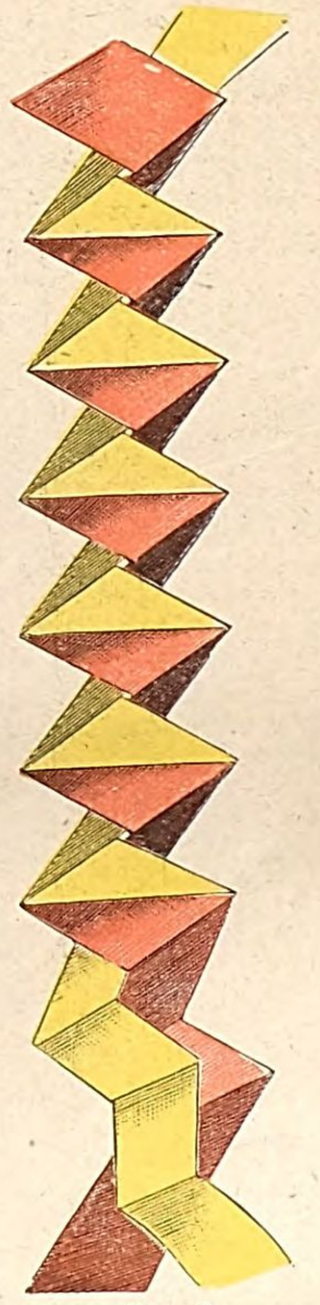


Fig. 6.

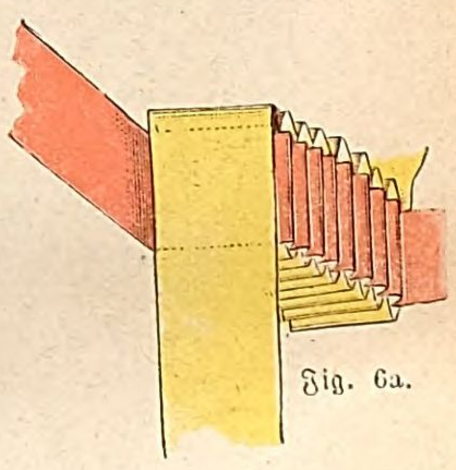


Fig. 6a.



Fig. 6b.

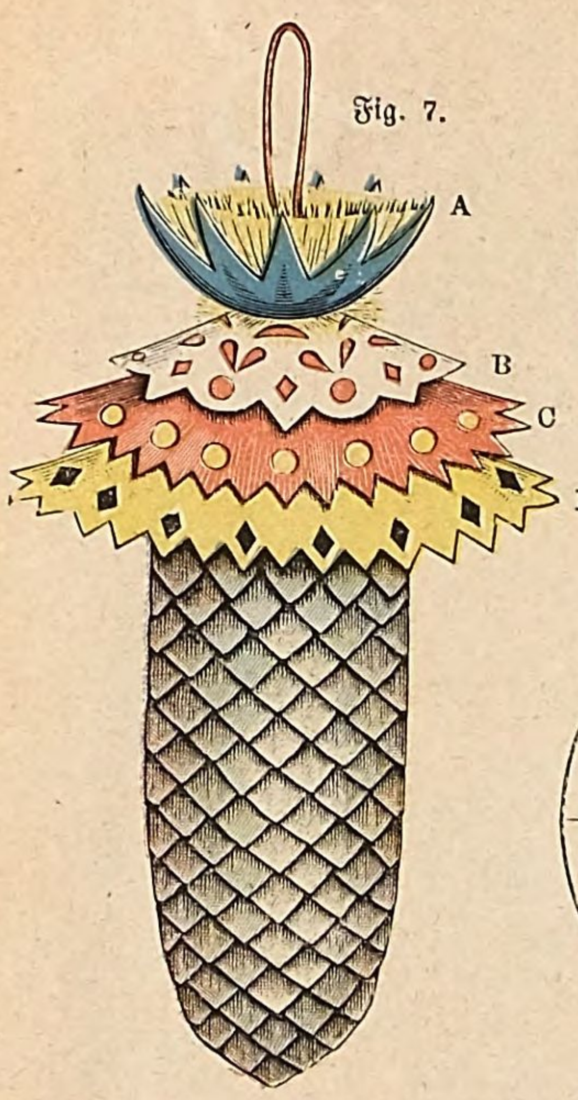


Fig. 7.

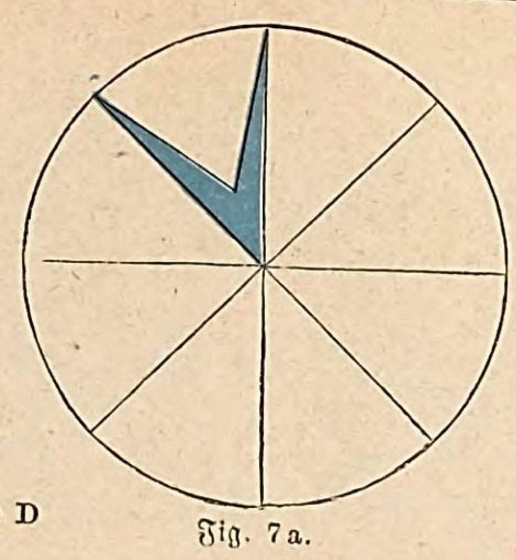


Fig. 7a.

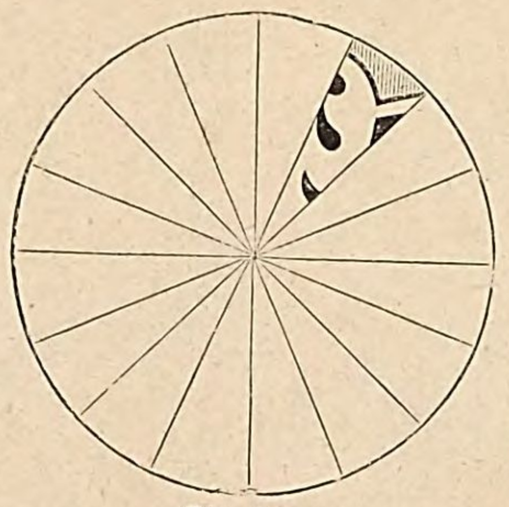


Fig. 7b.

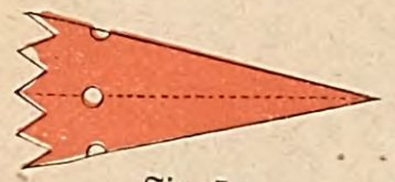


Fig. 7c.

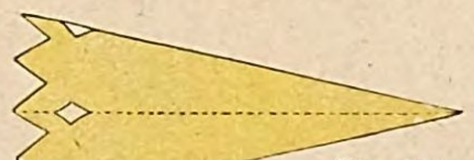


Fig. 7d.

lung Fig. 11 zeigt. Fig. 11a bis 11d stellen deutlich das Falten der kreisrunden Scheibe dar; hat man Fig. 11d genau zusammen gelegt, so zeichnet man das Muster darauf wie auf Fig. 11e ersichtlich. Mit Hülfe der Scheere und des Federmessers schneidet man die schwarzen Felder heraus und legt den Stern vorsichtig auseinander, Fig. 11f veranschaulicht den vierten Theil des fertigen Sternes.

„Es waren zwei Königskinder —“

Roman von **Herbert von Osten.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was nützen drei Hundert, wenn man drei Tausend schuldet! Gestern hätte es ihm helfen können, heute nicht mehr. Jetzt war's doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und das alte Fräulein machte es glücklich.

Für sie reichte es, um ihr über Jahre hinaus Alles zu verschaffen, was ihrem anspruchslosen Gemüth als der Höhepunkt von Genüssen vorschwebte: Theater- und Konzertbillete, Besuche bei Josty, Bücher ihrer Lieblingsschriftsteller.

Er konnte sich mit den dreihundert Mark doch nicht den Frieden seiner Seele wiederkaufen.

Ja, wenn Tante Grethchen reich gewesen! Sie hätte ihm gern und freudig geholfen, aber er wußte ja nur zu gut, daß es nicht in ihrer Macht lag. Ihre schmale Rente reichte gerade für ihren Lebensunterhalt aus und das kleine Kapital selbst verfiel nach ihrem Tode dem Stifte — weshalb sollte er ihr da erst ihre Ruhe stören? Sie erfuhr es ja noch immer früh genug.

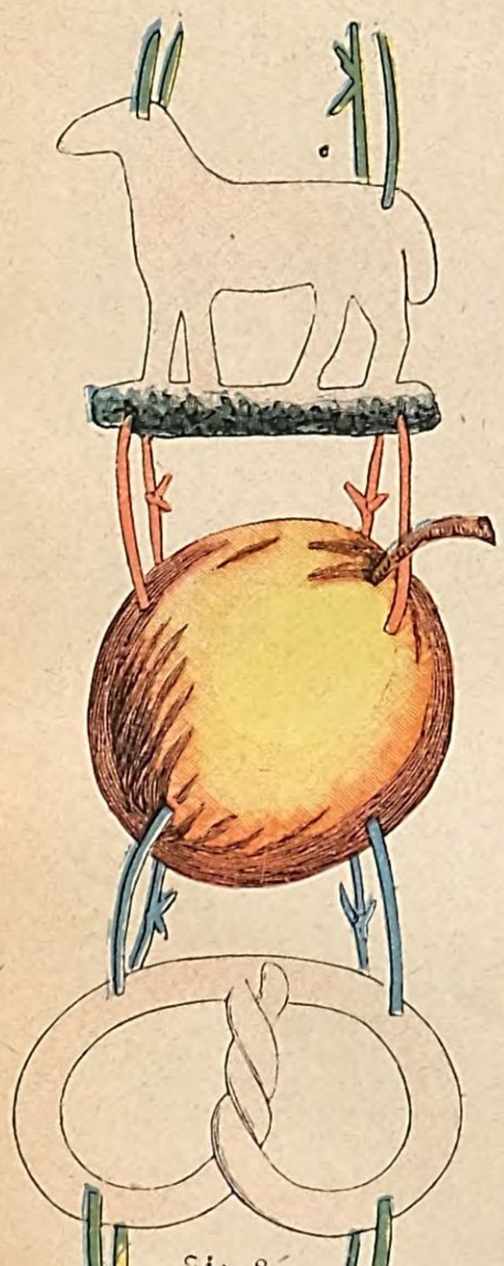


Fig. 8.

„Weißt Du, daß ich Dir's geradezu übelnehme, wenn Du dieses kleine Geschenk nicht von mir haben willst,“ erklärte sie bitterböse. „Denkst Du, ich wüßte es nicht, daß Deine Börse mal wieder in den letzten Stadien der Schwindsucht liegt? Hätten es mir gar nicht erst zu schreiben brauchen . . .“

„So haben sie mich also schon wieder bei Dir verketzert?“

„Na und ob!“ gab Grethchen belustigt zu, „gebeten haben sie mich, nur ja die Taschen zuzuknöpfen, falls Du die Absicht haben solltest, bei mir ein kleines Darlehen zu riskiren. ‚Der Junge soll endlich einmal die Kandarre fühlen‘,“ zitirte das alte Fräulein mit komischem Pathos.

„Sie könnten beruhigt sein, das Schicksal läßt sie mich wahrlich scharf genug empfinden,“ lachte Harry bitter auf. Er sprang empor und ging mit stürmischen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Wie mich dieses ewige Genörgel ärgert,“ sagte er. „Wahrhaftig, das ist mit Schuld an dem ganzen Elend; denn so ist es immer gewesen, von jeher. Wenn ich mit dem Einsatz meines ganzen Willens gegen meine unseligen Charakterfehler angekämpft, so bekam ich doch kein einziges aufmunterndes, anerkennendes Wort zu hören, immer nur Strafen und Schelte, weil ich ja allerdings, trotz all meines guten Willens, das Ideal des vollkommenen Bruders doch nicht erreichen konnte. Was Wunder, wenn ich da schließlich die Lust verlor, an mir zu arbeiten, und die Flinte ins Korn warf. Und jetzt war's genau so; ich habe mich, weiß Gott, diese ganzen Monate bis zum Aeußersten eingeschränkt, mir jedes Vergnügen versagt . . .“ Er brach jäh ab. „Welche Starrköpfigkeit ist es doch, alle Menschen in eine Form zwängen zu wollen. Was kann ich dafür, daß ich das Fischblut meines tugendsamen Bruders nicht geerbt habe, daß mir die Lebenslust so heiß, so glühend durch die Adern zuckt? Wie wollte Fritz in Hohenau wohl auch viel Geld verbrauchen? Der fühlt sich äußerst behaglich zwischen seinen Raps- und Rübenfeldern. Wie das Urbild der Behäbigkeit sitzt er Sonntags, die Pfeife im Mund, mit Vater und dem Pastor beim Whist — er verlangt gar nichts Anderes!“

„Weißt Du das so bestimmt?“ fragte Margarethe zweifelnd. „Mir hat es oft sehr geschienen, als ob seine Neigungen ihn zu einem ganz anderen Berufe hindrängten, er ist eine verschlossene Natur und hat mich jedenfalls nicht zu seiner Vertrauten gemacht. Mag dem auch sein, wie es will. Sicher haben Dein Vater und Dein Bruder mit ernsten Sorgen zu kämpfen.“

„Es sieht zu Hause gerade nicht danach aus,“ warf Harry trotzig dazwischen.

„Sei nicht ungerecht, Harry,“ sagte das alte Fräulein vorwurfsvoll, „und glaube mir, es ist heute wahrhaftig keine Freude mehr, Landwirth zu sein; mit Abgaben überbürdet, wie ein gequältes Lastthier, gehemmt überall, abhängig von Gunst und Ungunst eines trügerischen Wetters — ringen sie in schwerer Arbeit dem Boden die Mittel zu Euer Aller Existenz ab, und wenn sie da auch manchmal ein bischen gallig und übellaunig werden, darf Dich das nicht so leidenschaftlich erbittern.“

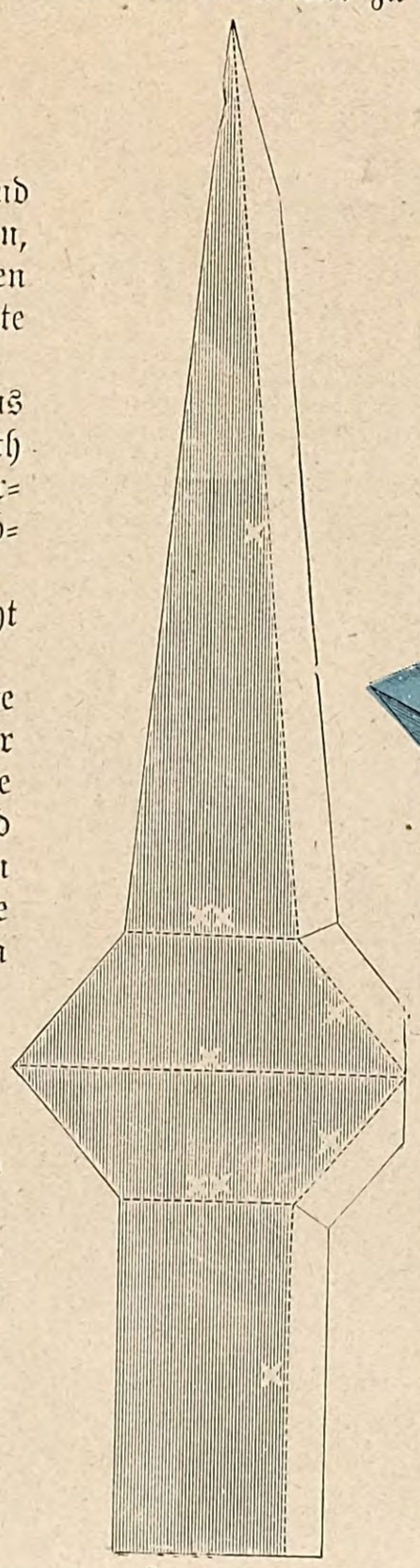


Fig. 9a.

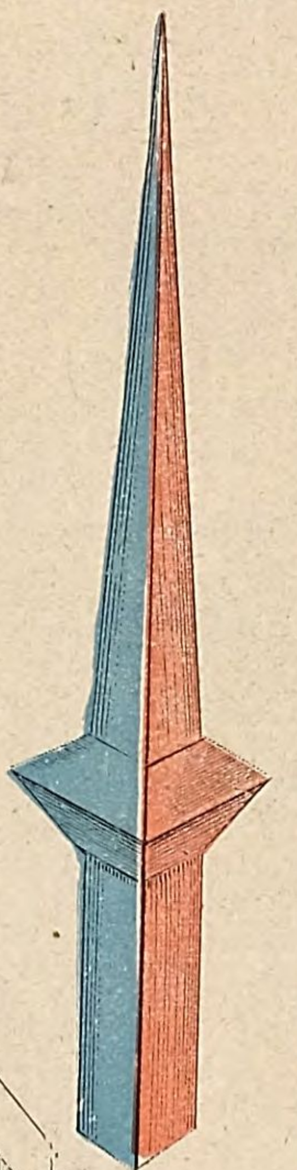


Fig. 9.



Fig. 9b.

„Du liebes Friedensapostelchen, Du,“ sagte Harry und legte zärtlich den Arm um die schmächtige Gestalt seiner Tante, „ich glaube, wenn Du nicht immer zum Guten geredet hättest, es wäre längst Alles aus zwischen uns.“

„Das wolle Gott verhüten,“ entgegnete Margarethe ernst. „Dein Vater liebt Dich trotz aller seiner Strenge. Das Leben hat ihn eben schroff und rauh gemacht. Jedenfalls denke ich, Du wirst es nie vergessen, daß es der innigste Wunsch Deiner sterbenden Mutter war, Ihr möchtet Euch besser verstehen lernen.“

Ueber Harrys bewegliche Züge glitt ein weicher Ausdruck. Er ließ sich wieder auf den Sessel zu den Füßen der alten Dame gleiten und drückte ihre Hand an seine Augen.

„Dir jedenfalls werde ich es nie vergessen, daß Du uns damals wieder zusammengeführt, damals, als der Bruch fast schon unheilbar — übrigens, weißt Du, daß sie jetzt wieder hier ist?“

„Die Ilka?“ rief das alte Fräulein und aus jeder Falte ihres freundlichen, guten Gesichts blitzte die Feindseligkeit — „Du hast sie wieder gesehen?“

„Ja,“ antwortete Harry kurz und wandte den Kopf zur Seite.

„Harry,“ rief Margarethe von Lanken, rief es, so angstvoll besorgt, daß der junge Offizier lächeln mußte, trotzdem ihm wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe war.

„Bange Dich nicht, kleines Tantchen,“ sagte er, „zum zweiten Male fliege ich nicht blind und dumm in das goldene Netz der Lurle.“

„Sie ist gefährlich schön,“ seufzte Fräulein von Lanken, noch immer nicht recht überzeugt.

„Sie aber hat mich die schönen Weiber hassen gelehrt,“ flammte Harry auf. „O, wenn Du wüßtest, wie ich sie verachte, diese glatten Schönheiten, deren einziges Studium das eigene hübsche Gesicht ist und die, weil sie selbst kein Herz haben, dem Anderen schonungslos das Herz zertreten, wie werthlosen Jahrmarktsplunder; als ob sich das nachher mit ein paar süßen Blicken und ein paar girrenden Worten wieder heilen ließe. Kein Mensch und kein Gott kann mir das wieder geben, was sie mir genommen, mein arglos fröhliches Vertrauen zu den Menschen, meine Jugend, die sie mir vergiftet. Nein, wer einmal den moralischen Jammer durchgemacht, der diesem kurzen Rausche folgt, der berauscht sich nicht wieder an dem giftig süßen Zaubertrank ihrer rothen Lippen. Was ist denn auch

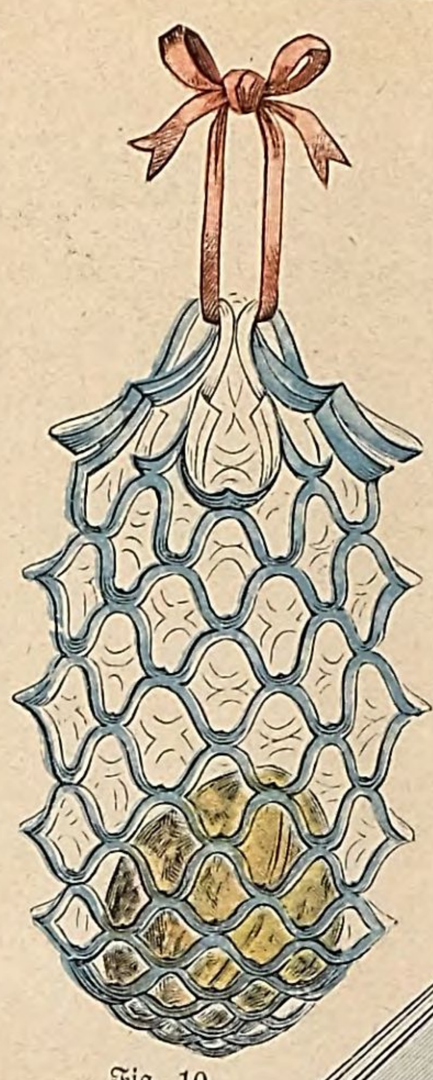


Fig. 10.

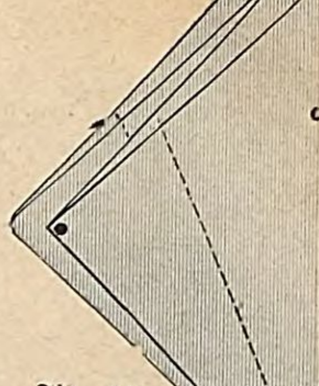


Fig. 10c.

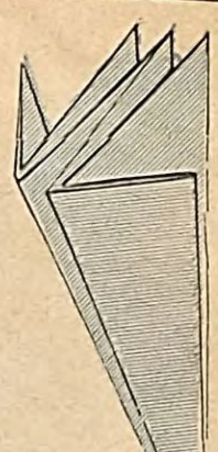


Fig. 10d.

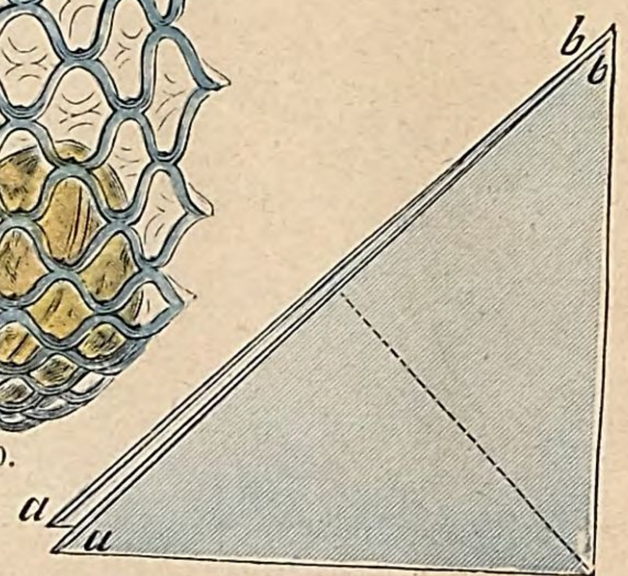


Fig. 10b.



Fig. 10e.

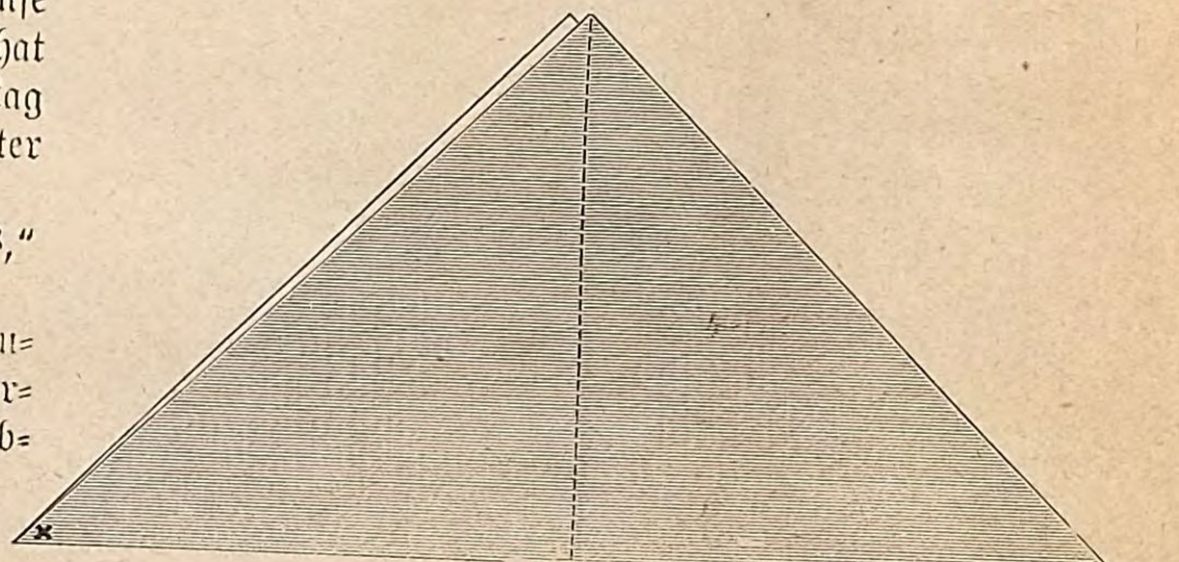


Fig. 10a.

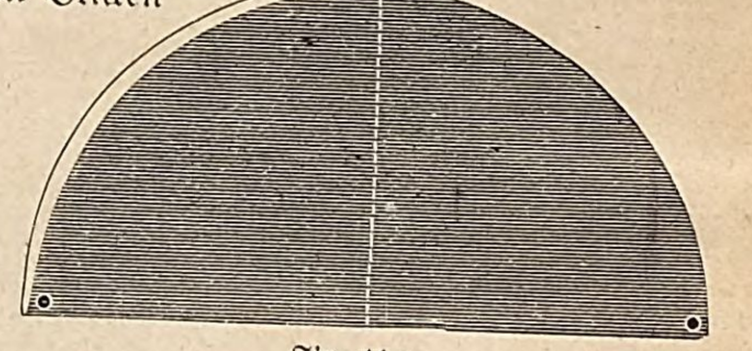


Fig. 11a.

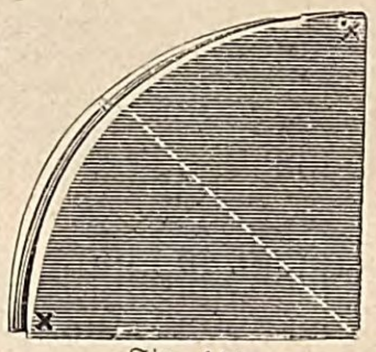


Fig. 11b.

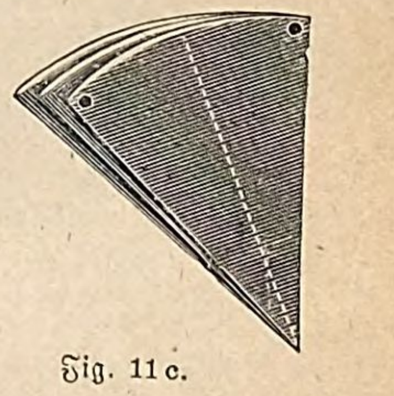


Fig. 11c.



Fig. 11e.



Fig. 11f.

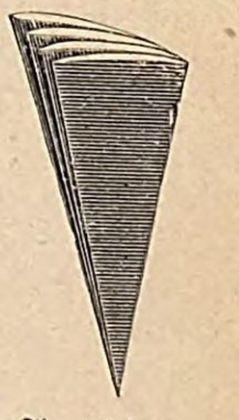


Fig. 11d.



Auf dem Wege zur Madonna.
Prozession.
Trachten aus dem Verasca- und Maggiathal.

Ansicht von Locarno.

Vor der Kapelle.
Fliegende Händler am Eingang zur Loggia.

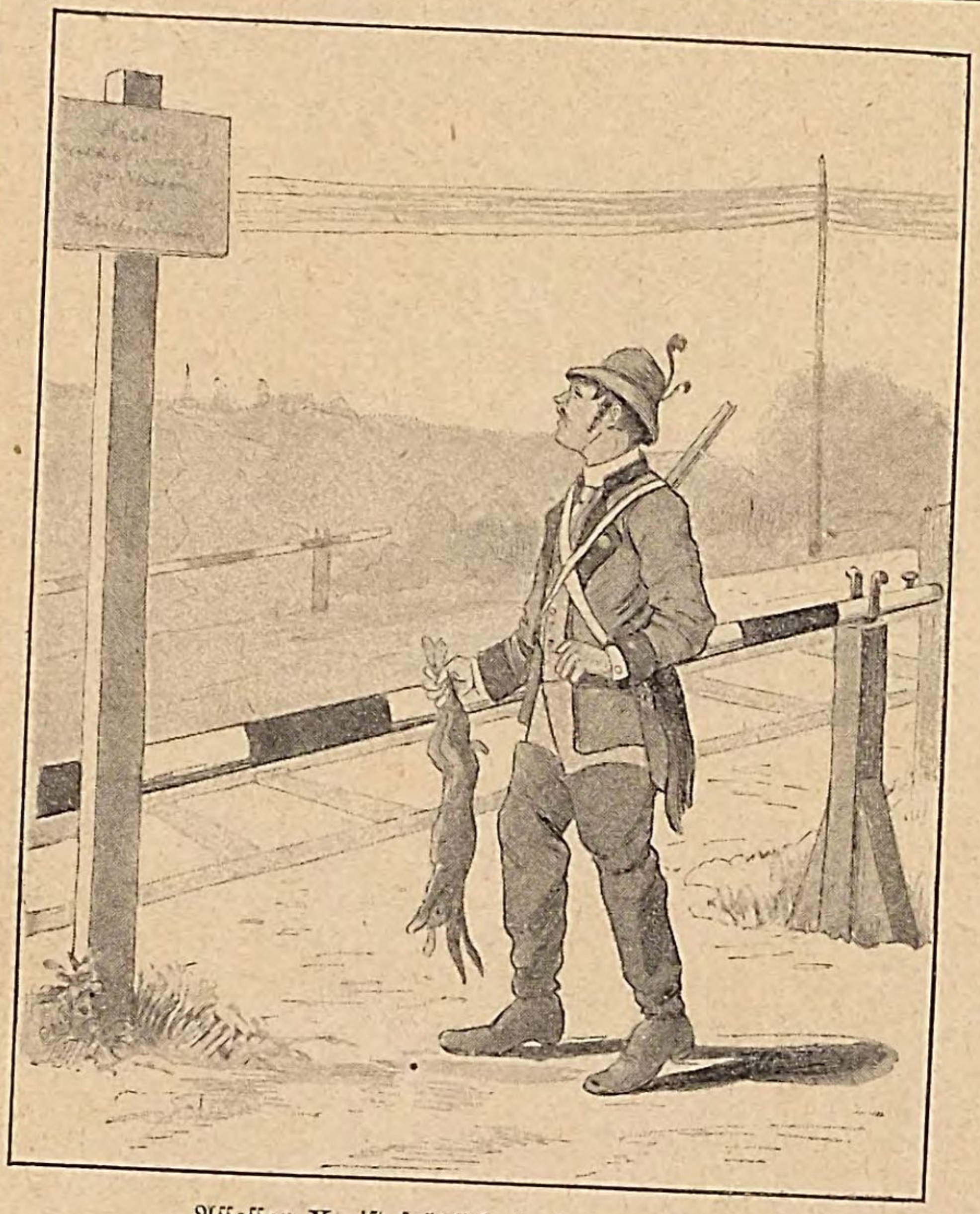
Mariafest in Locarno (Madonna del Sasso). Originalzeichnung von J. Scotti.

Humoristisches.

„Verplefft!“ oder: Der automatische Schlagbaum.

Original-Humoreske von M. Deicke.

(Nachdruck verboten.)



Assessor X. ist fröhlich, daß
Er endlich einmal traf etwas.
Am Schlagbaum harrt er bis vorbei
Der Zug, die Straße wieder frei.



Das dauert lang — er hängt am Lauf
Den Hasen an den Schlagbaum auf.
Streckt sich ins Gras und malt sich aus,
Wie man bewundert ihn zu Haus.



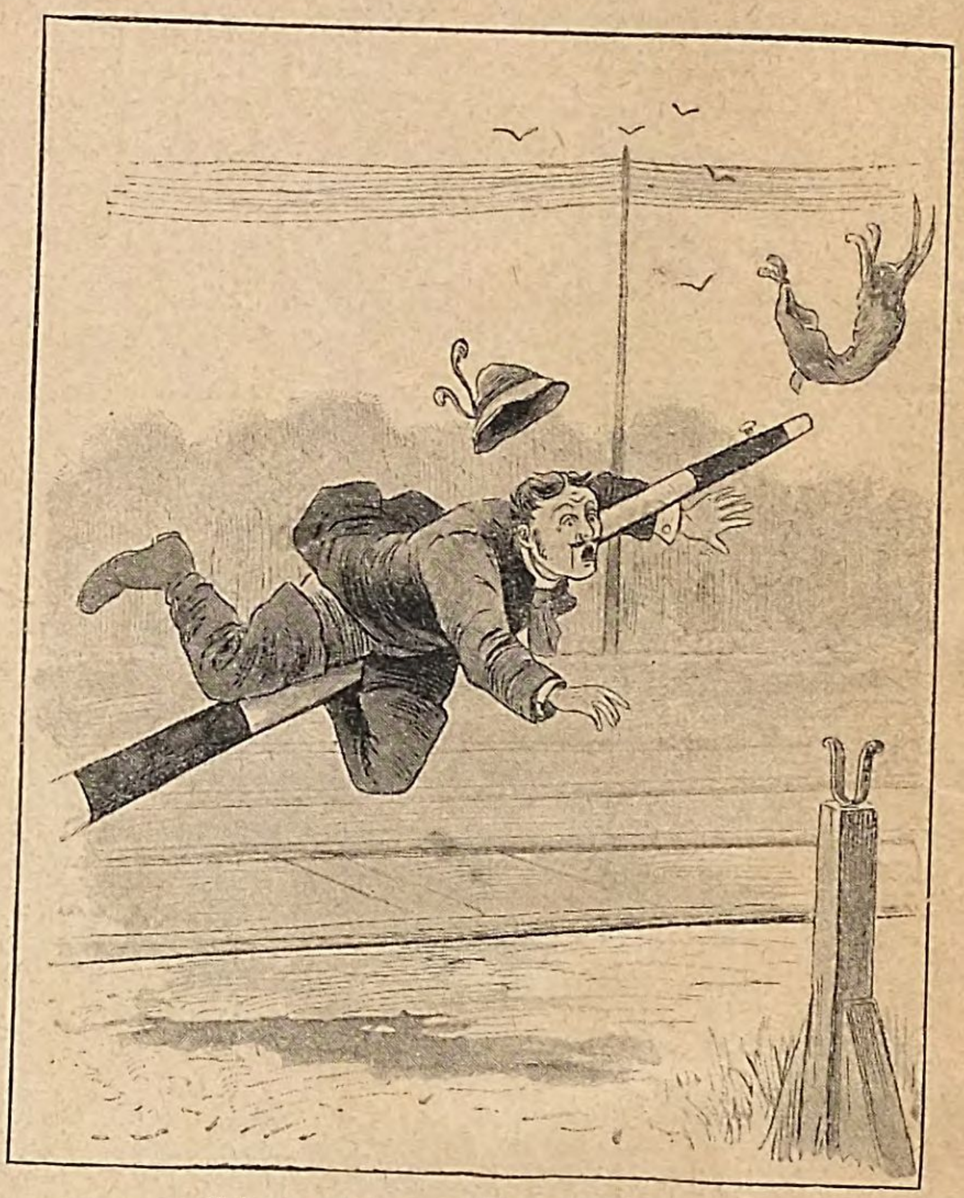
Indeß er träumt, geht peu à peu
Barrier' und Hase in die Höh'.
Zu spät wird der Assessor wach
Und schaut erschreckt dem Hasen nach.



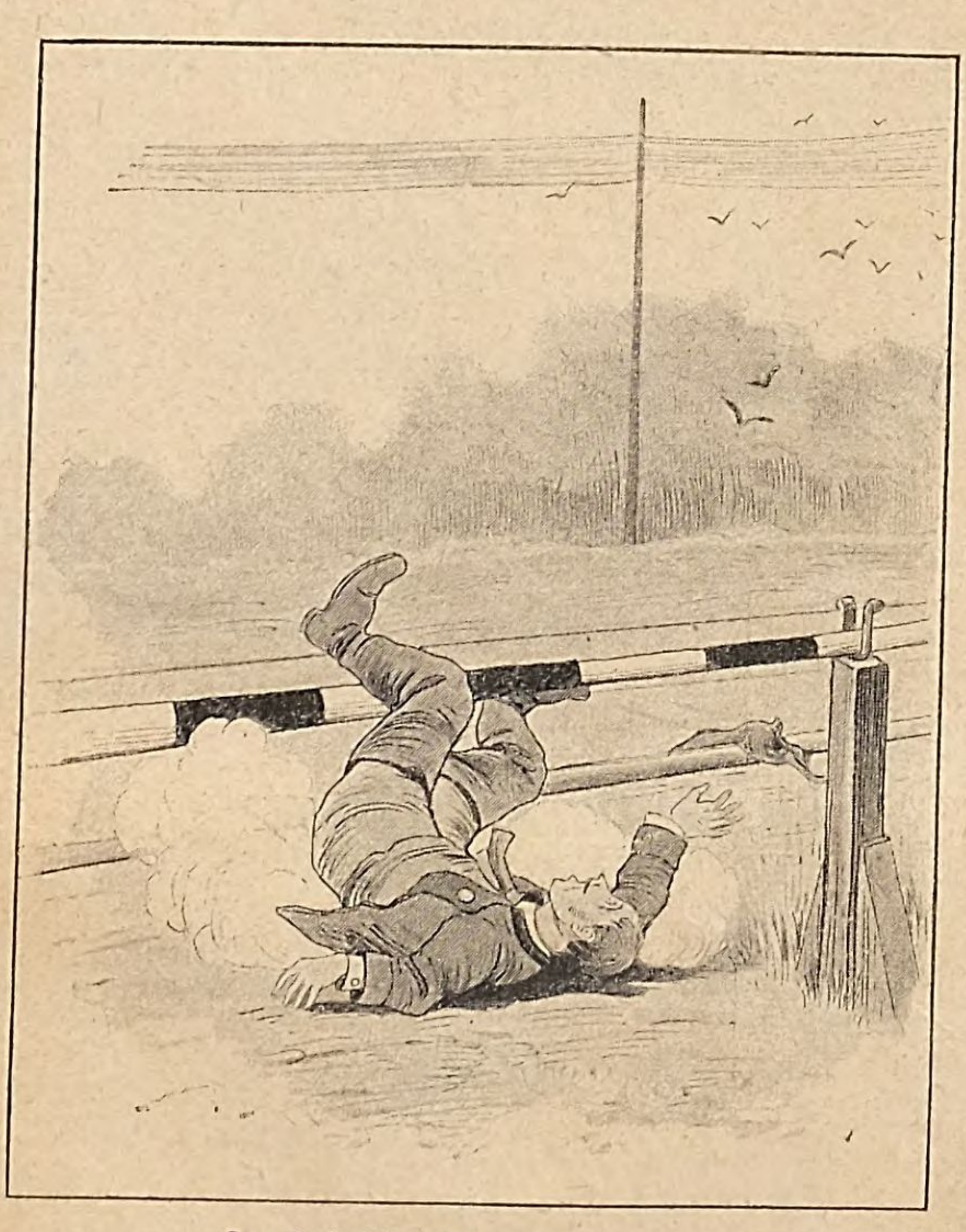
Da naht sich eine Vogelschaar.
Sofort erkennt er die Gefahr.
„Herrgott! Wenn in dem luft'gen Heer
Ein Geier oder Habicht wär!! —



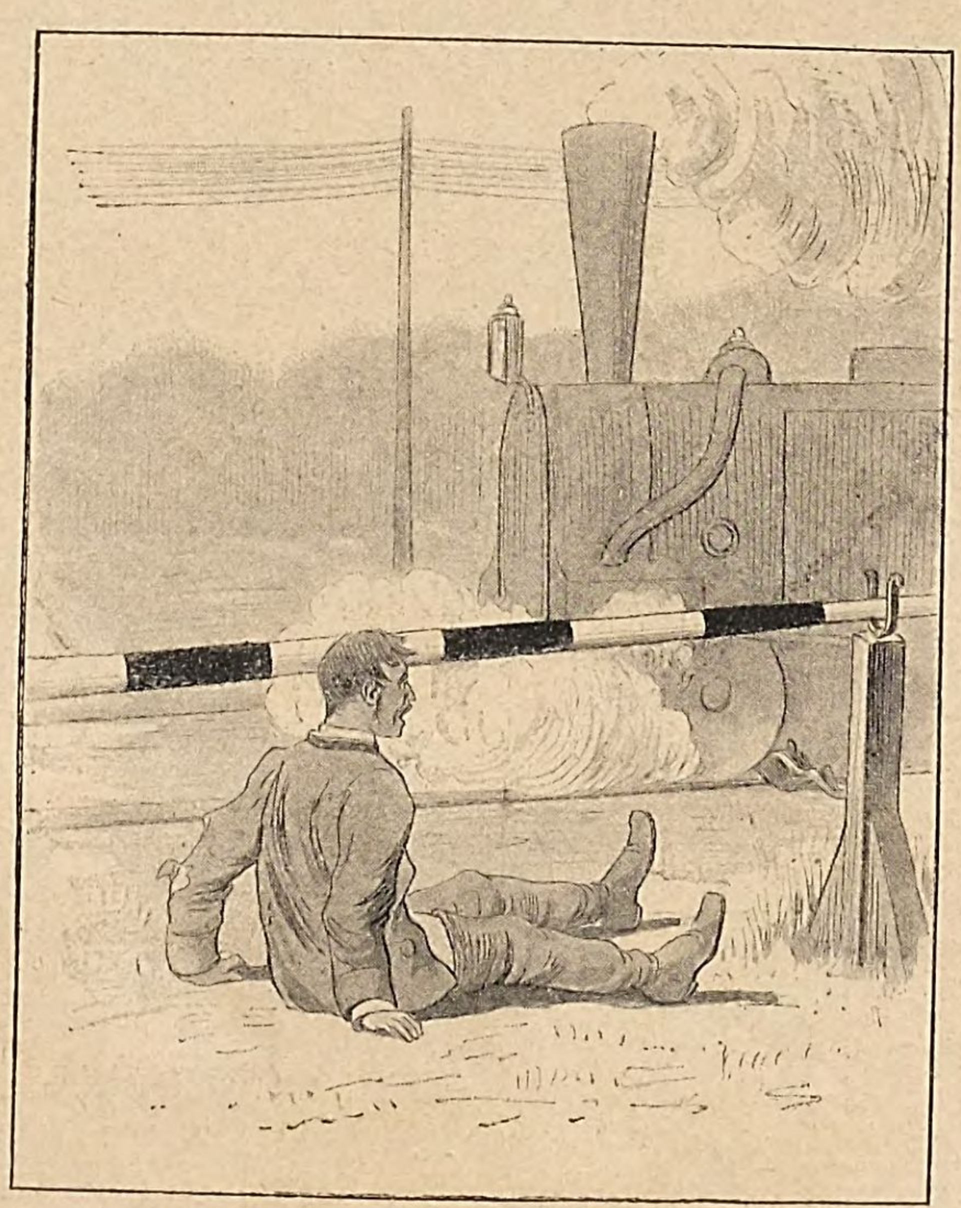
Wenn der den Hasen mir entführt,
Wär' ich zu Hause schön blamirt! —
Das darf nicht sein! — Was thun? — Du hast
Hier keine Wahl; — erklimm den Mast!“ —



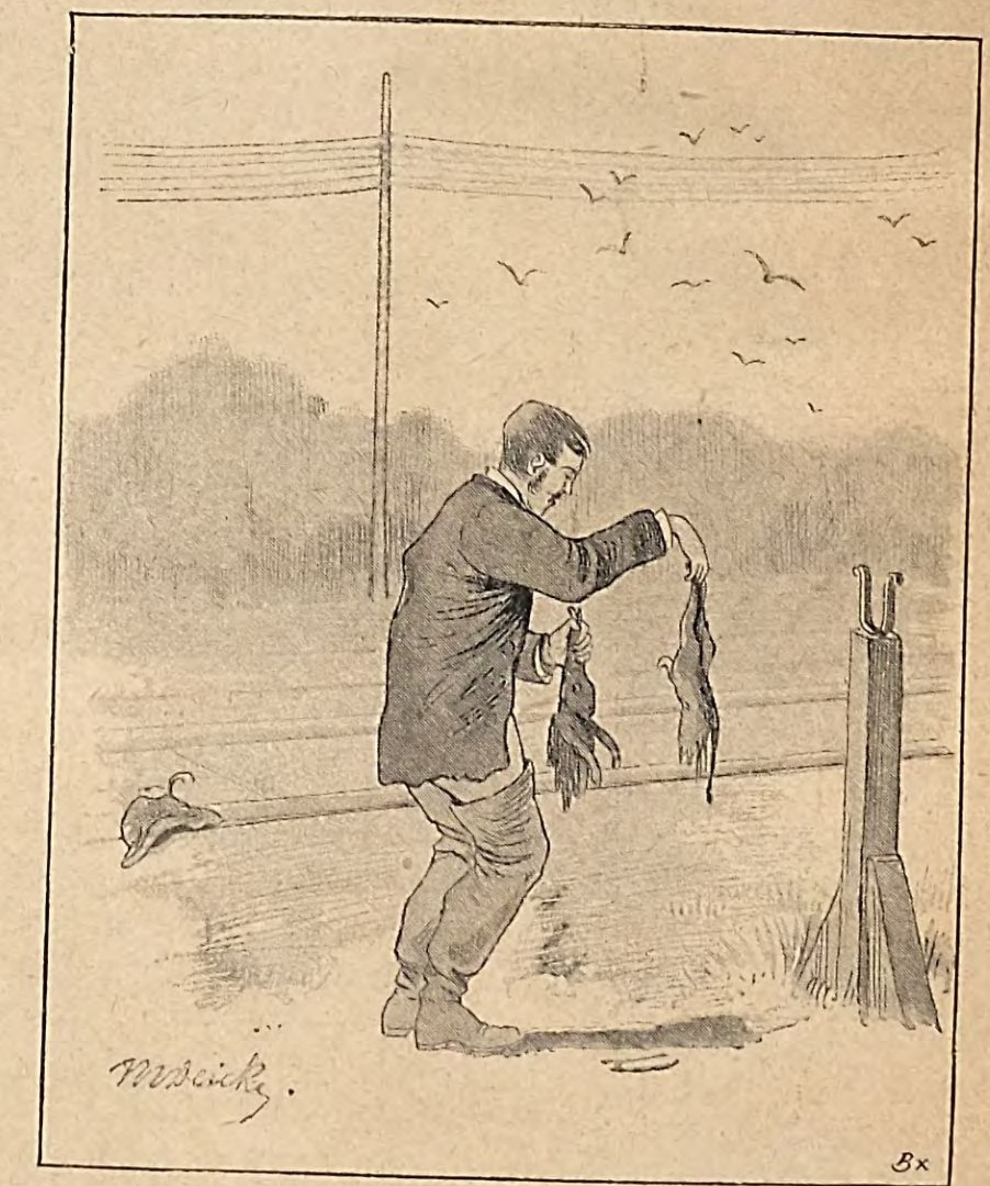
Gesagt, gethan! — Kaum aber ist
Im besten Klettern der Jurist,
Da senkt der Schlagbaum sich aufs Neu
Und wirft den Turner ab dabei.



Der Hase überschlägt sich kühn
Und purzelt auf die Schienen hin.
Um zu vollenden das Malheur
Braust der Kourirzug jetzt daher.



Dem Jäger geht's durch Mark und Bein.
Der Hase wird zu — Hasenklein.
Das Haar sträubt sich dem armen Mann;
Er hebt zu lamentiren an:



„Mein Ruhm ist hin! — Kein Mensch glaubt mir,
Daß ich erlegt den Hasen hier.
Fortuna! Du hast mich geäfft!
Waidmännisch nennt man das: — verplefft!“

dieses armselige Bischen Schönheit, vergänglich wie der duftige Hauch auf den Flügeln des Schmetterlings? Nein das, was in dem Menschen ist, bleibt doch einzig und allein die Hauptsache; das Andere kommt zu schnell in das Gerümpel, welches die Zeit nur zu bald mit dem Staub ‚Vergänglichkeit‘ belegt. Wenn ich noch einmal liebe, so ist es die Seele, nicht der Körper."

Fräulein von Lanken beugte sich tief über das erregte Gesicht des jungen Offiziers. „Und liebst Du jetzt eine Seele?" fragte sie mit dem schelmischen Lächeln, welches ihrem lieben, alten Gesicht so gut stand.

Harry sah wortlos zu Boden, auf seinen beweglichen Zügen spiegelte sich der ganze leidenschaftliche Sturm seines Herzens und Grethe von Lanken verstand in diesen Zügen zu lesen.

Sie nahm den Kopf ihres Neffen in ihre beiden Hände und wandte ihn so, daß das helle Licht des klaren Wintertages ihm voll auf das Antlitz fiel: „Kennst Du vielleicht Charlotte . . ."

Harry hatte sich heftig von der Tante freigemacht und war mit einem Ruck emporgeschnellt. „Was weißt Du von Karla, kennst Du sie denn?"

Die alte Dame lehnte sich lachend in ihren Stuhl zurück. „Gott sei Dank, daß Du nicht Kameralia studirst, als Diplomat würdest Du entschieden kein Glück machen," amüsirte sie sich. „Wir wissen ja noch gar nicht, ob wir überhaupt von ein und derselben Person sprechen, oder giebt es nur eine Charlotte auf der ganzen Welt?"

Harry wandte sich dem Fenster zu, um seine Verlegenheit zu verbergen und sah angelegentlich dem zärtlichen Gethue zweier Spatzen zu, welche sich in einem Staarhäuschen schnäbelten, dessen rechtmäßige Bewohner den Winter an der Riviera verlebten.

Die alte Dame weidete sich ein Weilchen an seiner Befangenheit — ihr kecker Neffe gerieth nicht oft in Verlegenheit — schließlich kam sie ihm aber doch gutmüthig zu Hülfe. „Nun also, ich kenne Deine Karla und finde, daß sie ein süßes, herziges, liebes Mädchen ist, das wohl verdiente, Gräfin Prebentow zu werden."

„Aber Tante, wie in aller Welt kommst Du darauf?" murmelte Harry, noch immer ganz in die Betrachtung seines Spatzenpaares vertieft.

„Darauf zu kommen, denke ich, wäre gerade nicht schwer," lächelte Margarethe. „Meine Verleger werfen mir zwar immer Mangel an Lebens- und Menschenkenntniß vor, so viel weiß ich aber doch noch in der Welt Bescheid, daß, wenn ein schönes, gefeiertes Mädchen den ganzen Schwarm ihrer Verehrer im Stiche läßt, um sich voll bezaubernder Liebenswürdigkeit einer alten Tante zu widmen, die Frage sehr nahe liegt: Hat diese Tante etwa einen Neffen? Wenn nun zum Ueberfluß besagte junge Dame wie ein Purpurröschen erglüht, sobald nur der Name dieses Neffen genannt wird, na, da merkt sogar eine weltunkundige alte Jungfer, was die Glocke geschlagen hat."

Die alte Dame stand auf und ging zu Harry hinüber. „Hast Du dieses anmuthige, süße, junge Geschöpf denn nicht lieb?"

„Ob ich sie lieb habe!" wiederholte Harry träumerisch. „Frage den Verschmachtenden, ob er den Quell frischen Wassers liebt, den Blinden, ob er sich nach der Sonne sehnt."

Er verstummte, als bereue er, so viel verrathen zu haben und begann wieder mit seinen stürmischen Schritten das Zimmer zu durchmessen.

Fräulein von Lanken folgte ihrem jungen Gast lächelnd mit den Augen, dann fragte sie gelassen: „Und weshalb heiratheteſt Du sie nicht?"

Harry gab keine Antwort.

„Ist Dein Adelsstolz denn so viel größer, als Deine Liebe?" fragte die alte Dame vorwurfsvoll.

Harry blieb vor seiner Tante stehen.

„Kennst Du ihre Eltern?" fragte er rauh.

„Ja, ich sah sie bei der Wohlthätigkeitsvorstellung für das Paul Gerhard-Stift."

„Nun?" forschte Harry weiter.

„Was soll das ‚nun‘?" gab das Stiftsfräulein ungeduldig zur Antwort. „Ich denke, Du heirathest das Mädchen, nicht ihre Eltern, und Karla selbst kann sich neben jeder Prinzessin sehen lassen, mit diesem süßen Blumengesichtchen, dieser Figur, zart wie eine Elfe und fein wie eine Marquise."

Harrys Augen leuchteten auf. Er drückte seiner Tante warm die Hand.

„Glaubst Du wirklich, daß sie mich lieb hat?"

„Glaubst Du's etwa nicht?"

Harrys Augenbrauen zogen sich finster zusammen. „Ich bin mißtrauisch gegen die Frauen und dann — der Millionär hat schon manchen meiner Kameraden in geradezu empörender Weise abgewiesen. Er soll es offen ausgesprochen haben, daß er nicht daran dächte, seine Tochter einem ‚vornehmen Schuldenmacher‘ zu geben. Von den Garde-Dragonern tanzt Keiner mehr einen Schritt mit ihr, so taktlos hat sich ihr Vater gegen einen aus dem Regiment benommen."

„Der Vater, immer der Vater," brummte die alte Dame mißlaunig, „sprechen wir doch lieber von dem Mädchen. Wenn sie Dich liebt, wird der Vater schon Ja sagen."

„Wer weiß aber, ob ihre Liebe stark genug ist, um den Kampf mit den Ihren aufzunehmen — und vor Allem, um mir später in ihrer Familie die rechte Stellung zu geben — ich bin nicht der Charakter, der sich von einem Herrn Schulze Taktlosigkeiten gefallen ließe!"

Margarethe von Lanken sah sorgend in die sprühenden Augen, welche aus dem umwölkten Gesicht so herrisch und stolz hervorblitzten. Sie seufzte leise. Nein, er war nicht der Charakter dazu, um sich irgend etwas gefallen zu lassen; er konnte sich eben niemals beugen, ihr wilder, trotziger Heißsporn.

„Und dann diese Frau Schulze," nahm Harry noch einmal das Wort, „das Prototyp des verbildeten, häßlichen Protzenthums, ich bisse mir die Zunge ab, ehe ich ihr den Namen gebe, der meinem süßen Mütterchen gehörte. Und wenn ich denke, daß ich diese Frau meinen Kameraden als ‚Mama‘ präsentiren sollte. Du glaubst nicht, wie im Kasino über diese Leute gelacht wird."

„Aber man ladet sie doch ein," vertheidigte Fräulein von Lanken Schulzes.

„Die gutmüthige Exzellenz hat Karla allerdings zum Theaterspielen aufgefordert," gab Harry zu, „weil sie mit ihrer Tochter zusammen konfirmirt ist, und das haben nun die Eltern benutzt, um bei Jedem Visite zu machen, der irgendwie mal aus Versehen das Wort an sie richtete."

„Deine Kameraden schienen sich daran nicht zu stoßen, sie machten dem jungen Mädchen in geradezu alberner Weise die Kour," meinte das Stiftsfräulein mit unerschütterlicher Ruhe. „Uebrigens, wenn Dir die Eltern nicht genehm sind, kannst Du Dich ja versetzen lassen, irgend wohin, ans Ende der Welt."

„Gerade jetzt, wo ich das Examen zur Kriegsakademie bestanden, wo man mir Hoffnung auf den großen Generalstab gemacht," flammte Harry auf. „Nein, meinen Ehrgeiz opfere ich nimmermehr, auch dem geliebtesten Mädchen nicht."

Fräulein von Lanken ließ den Kopf an die Schulter ihres Neffen sinken.

„Ueberleg' Dir's noch, Heißsporn," sagte sie leise, „und denke auch an das arme Mädchen. Sie hat Dich wahrhaftig lieb. Trau meiner Erfahrung; denn mag ich mich auf die Männerwelt des fin de siècle auch nicht auskennen, das weibliche Herz glaube ich zu verstehen." — —

„Sie hat dich wahrhaft lieb." Das Wort verfolgte Harry den ganzen langen Tag.

Es tönte in seinem Herzen nach, während er einsam durch die menschenbelebten Straßen seiner Wohnung entgegen schritt.

Ja, es mußte schön sein, das Leben an der Seite dieses holden, süßen Geschöpfs. Sie würde ihn nie verwunden, würde ihn verstehen, wie ihn sein Mütterchen verstand — und Tante Grethchen. Aber täuschte sich die gute Tante auch nicht in ihrer blinden Voreingenommenheit für seine Person? — Liebte Karla ihn wirklich, mit jener festen, treuen, ewig dauernden Liebe, welche allen Stürmen des Lebens Trotz bietet?

Daheim wurde Harry von seinem Burschen mit wahrhaft kläglicher Miene empfangen.

„Der Herr Lieutenant wollen gnädigst verzeihen," stotterte der biedere Pommeraner, während er, die Hände an der Hosennaht, wie eine Mauer vor der Thüre stehen blieb.

„Laß mich nur wenigstens herein," sagte Harry, ungeduldig den Burschen zur Seite schiebend, „was ist denn los?"

„Eine grenzenlose Eselei," platzte Karlos in richtiger Selbsterkenntniß heraus.

Harry mußte unwillkürlich lachen und diesen günstigen Moment benutzte Karl, welcher, immer noch in dienstlicher Haltung, hinter seinem Herrn her in das Zimmer gestapft war, um das Bekenntniß seiner Schuld abzulegen.

„War da neulich solche Karte angekommen, wie der Herr Lieutenant zum Dienst gegangen und ich gerade den Teppich im Hof ausklopfte. Und da legte ich die Karte aus der Hand auf den Mauervorsprung, wo ich immer den Ausklopfer hinlege. Und dann nachher kam die Line von Steuerraths und bat mich, oben beim Möbelrücken zu helfen" — ein seliges Grinsen verklärte Karlos Züge beim Nennen des theuren Namens — „und darüber hatt' ich die Karte vergessen — und nu schicken die Herrschaften am Mittag her und lassen fragen, ob der Herr Lieutenant heute Abend kommen würden."

„Du hast natürlich Deine Dummheit eingestanden?"

„Ich habe gesagt, der Herr Lieutenant würden erscheinen."

Die wasserblauen Ochsenaugen glotzten in so rührender Dummheit und mit so gräßlicher Angst zu dem Herrn und Gebieter auf, daß dieser einen Stein statt Harrys gutmüthigem Herzen hätte in der Brust tragen müssen, wenn er dem Sünder nicht Pardon gewährte.

Das gefürchtete Donnerwetter wurde also für die nächste „Eselei" aufgeschoben und Harry machte sich halb Neun nolens volens auf, um den Stengelthee des Geheimrath Enken mit seiner Gegenwart zu beglücken. Vielleicht hätte er sich indessen minder nachsichtig gegen den Knaben Karl gezeigt, wäre ihm nicht jede Gesellschaft lieber gewesen, als die seiner eigenen dumpfen Gedanken, und hätte er nicht so gern in dem Enke'schen Hause verkehrt.

Es ging dort immer zwanglos und fröhlich zu. Das alte, kinderlose Ehepaar liebte es, die Jugend um sich zu versammeln und auch heute fand Harry, außer der weißlockigen Hausfrau, nur eine Blüthenlese frischer, lieblicher Mädchengesichter. Harry aber sah nur zwei bei seinem Kommen hell aufleuchtende blaue Augen. Karla! Wie süß sie aussah in dem eng anschließenden weißen Tuchkleide und den Goldspangen in dem welligen Haar — und wie elend! War es wirklich die Sehnsucht nach ihm, welche diese dunklen Schatten um die geliebten Augen gezeichnet, die Wangen so bleich, so schmal gemacht?

Der Gedanke beschäftigte Harry unablässig, während er an seiner Theetasse nippte und einen gelehrten, eben der Pension entsprungenen Backfisch nimmermüde auf sich einsprechen ließ. Von Sudermanns neuestem Werk, im Besonderen der beklagenswerth realistischen Richtung der Poesie und Kunst im Allgemeinen, von der traurigen Entnervung der Menschen des fin de siècle, vom Hypnotismus und Spiritismus unterhielt ihn das superkluge, bleichsüchtige Dämchen. Harry wunderte sich im Stillen, wie sie das Alles auf ihren Schulbänken hatte aufschnappen können.

Karla war kühl und schweigsam, wie immer in einem größeren Kreise. Sie lag in ihren Schaukelstuhl zurückgelehnt und spielte gedankenverloren mit der seidenen Quaste ihres Fächers. Ein junger Attachée bemühte sich eifrig um ihre Gunst, aber er hatte mit seinen glänzenden Schilderungen des Athener, des Pariser Lebens genau so wenig Glück, wie weiland der kleine Lieutenant Kaiser mit seinen lustigen Soldatenschnurren. Kaiserchen wagte sich heute nicht wieder an sie heran. Er hatte sich ein fideles Geheimrathstöchterlein zur Dame erkoren, strahlend vergnügt und rund und appetitlich, wie ein Borsdorfer Apfel — und o! wie dankbar für alle seine Witze.

„So, nun wollen wir ein bischen singen," bestimmte Geheimräthin Enke, nachdem sie die absolute Unmöglichkeit erkannt, noch einen ihrer lockeren, selbstgebackenen Theeküchelchen anzubringen.

„Fräulein Karla, heute dürfen Sie mir nicht wieder entwischen."

Das junge Mädchen warf einen hülflosen Blick auf die energische Hausfrau. Sie sang so ungern vor vielen Menschen, aber sie wußte, hier half kein Widerstreben.

„Und kommst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Also lautete der Wahlspruch der resoluten, kleinen Dame, und was sie sich vorgenommen, das führte sie auch durch.

Nach fünf Minuten saß Karla wirklich auf dem Sessel vor dem Klavier. Leise, wie in scheuer Liebkosung, glitten ihre Hände über die Tasten. Sie hatte einen unendlich weichen, melodischen Anschlag, der sich unwillkürlich in Ohr und Herz einschmeichelte, und süß, wie Vogelgesang, klang das uralte, traurige Volkslied von ihren Lippen:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Es klang so wehmüthig, so unsagbar traurig. „Das Wasser war viel zu tief“ wiederholte sie noch einmal. Wie leises Schluchzen, wie ein Seufzer, eine tief schwermüthige Klage zitterten die Worte von den blassen Mädchenlippen und ihre Augen trafen Harry, mit ach! so sehnsüchtig banger Frage, daß er gerührt war bis ins tiefste Herz. Er war besiegt. Sein Stolz schmolz vor dem warmen, tief zärtlichen Gefühl, das seine Brust durchfluthete. Nein, das Wasser sollte ihm nicht zu tief sein, er wollte es kühn durchschreiten und dieses holde, junge Geschöpf in seine Arme nehmen, um es nie, nie mehr zu lassen.

Als das Lied beendet, ging er zu dem Pianino hinüber.

„Darf ich Sie heute Abend nach Hause begleiten, gnädiges Fräulein?“ fragte er leise.

Karla senkte die Stirn tief über die Notenhefte, welche ihre zitternden Hände gedankenlos durchblätterten. Ein heißes Roth glühte purpurn in dem zarten Gesichtchen auf. „Ja,“ klang es leise wie ein Hauch an Harrys Ohr. —

Es war halb Zwölf, die Gesellschaft begann sich zu zerstreuen. Nach allen Himmelsrichtungen flatterte sie auseinander. Auch Karla und Graf Prebentow verabschiedeten sich von der liebenswürdigen Hausfrau. Die Sterne flimmerten am dunklen Himmel, ein paar vereinzelte Schneeflocken tanzten durch die Luft. Karla hatte den Kutscher mit dem Wagen vorausgeschickt, schweigend ging sie an Harrys Seite durch die nächtlich einsame Straße. Ein paar Minuten schwieg auch er, dann aber drängte es sich in stürmischen Worten über seine Lippen, was er eigentlich nie, nie hatte sagen wollen, wie er sie geliebt vom ersten Augenblicke an, wie er gegen diese Liebe gekämpft, mit seinem Stolz gerungen, weil es ihm so demüthigend schien, Alles aus der Hand ihres Vaters annehmen zu müssen.

Ihre Augen hingen an seinem Munde, athemlos vor Glück: „Und an mich dachtest Du nicht?“ flüsterte sie mit zärtlichem Vorwurf, „ich bin fast gestorben aus Sehnsucht nach Dir — aber nun ist ja Alles, Alles gut.“

„Mein süßes Lieb — hast Du mich wilden, ungestümen Gesell denn wirklich so gern?“

Sie antwortete nicht, nur ihre Augen sprachen, ihre seligen, glückverklärten Augen.

„Nun soll uns nichts mehr trennen,“ sagte er gerührt.

Sie standen vor dem Portal ihrer Villa. „Morgen komme ich zu Deinem Vater.“

Noch einmal zog er ihre Hand an seine heißen Lippen, noch einmal senkten sich ihre Blicke ineinander, dann schlug die schwere Pforte hinter Karlas zierlicher Gestalt zu — Harry war allein.

Karla stieg, wie im Traum, die Treppenstufen empor. Einen Moment schwankte sie, ob sie noch zu ihren Eltern hinübergehen sollte, aber eine ungewisse Scheu hielt sie zurück. Sie konnte noch nicht darüber sprechen, das Herz war ihr zu voll. Sie schickte die Jungfer fort, welche ihr beim Ausziehen helfen sollte. Sie brauchte keine Hülfe, sie wollte nur allein sein, allein mit ihrem Glück. Noch vermochte sie es ja selbst kaum zu fassen: „Mein, mein,“ flüsterte sie immer wieder, „wirklich mein!“ und mit einem halb erstickten Jubellaut breitete sie die Arme aus. „O Gott, wie soll ich Dir danken, daß Du mich so reich, so überreich gemacht.“

Freudenthränen drängten von dem jubelnden Herzen zu den Augen empor. Die Hände um das Fensterkreuz geschlungen, stand sie lange, lange und sah zu dem flimmernden, leuchtenden Winterhimmel auf. Ob dieselben Sterne auch in sein Zimmer blickten und seine Stirne küßten? Die Glücklichen! Aber bald, bald würde ja auch für sie die Zeit kommen, wo sie immer in seine geliebten Augen blicken konnte, wo es keine Trennung mehr für sie gab, wo sie immer neben ihm leben konnte, durch ihn und nur für ihn allein.

Wie schön die Welt doch war und wie unendliches Glück sie barg! Nein, jetzt verlangte sie nicht mehr zurück nach ihrer stillen, meerumrauschten Heimath, jetzt gehörte sie zu ihm, dem jeder Schlag ihres Herzens galt, all ihr Denken, all ihr Sehnen. Wie stolz sie doch auf ihn war, wie sie sich durch seine Liebe gehoben fühlte!

Es war schon Morgen, als sie sich endlich auf ihr Lager warf, aber sie fand keine Ruhe. Wüste Traumbilder jagten durch ihr Hirn. Ihr war's, als stiege sie an Harrys Seite empor zu der alten, stolzen Ritterburg seiner Ahnen, die sich auf schwindelnd steilem Fels erhob. Plötzlich gähnte eine dunkle Schlucht vor ihnen auf und versperrte ihnen den Weg. Sie wollte sich an Harry klammern, aber ihm waren Adlerschwingen gewachsen, und mit denen schwebte er hoch empor, höher, immer höher. Sie allein konnte nicht weiter, ihre Füße wurzelten an dem Boden, wie Gewichte lastete es in allen ihren Gliedern. Es war ihr Gold, das sie in schweren Barren mit sich trug und das sie immer wieder zur Erde hinabzog. In Angstschweiß gebadet, wachte sie endlich auf. Es war schon heller Tag.

Hastig kleidete sie sich an und eilte in das Eßzimmer hinüber. Wenn sie es den Eltern nur erst gesagt hätte! Die Eltern aber schliefen noch immer, trotzdem die Uhr schon auf halb Elf zeigte. Sie hatten diese vornehme Lebensgewohnheit sich in der Residenz angeeignet. Karla irrte, von Unruhe getrieben, durch die weite Flucht der Zimmer. Mit ängstlichem Blick musterte sie die ganze Einrichtung. Ob es ihm wohl gefallen würde, ob er es auch nicht überladen und protzenhaft finden konnte? Schnell räumte sie noch einige besonders in die Augen fallende, großprahlerisch aussehende Schaustücke fort, steckte die Draperien graziöser, ließ Vasen und Krystallschalen mit frischen Blumen füllen. Er sollte doch merken, daß hier im Hause ein Festtag gefeiert wurde, und dann wischte sie selbst von dem Marmor des Kaminmantels noch ein Restchen Staub fort, welches das aufräumende Stubenmädchen nachlässiger Weise dort gelassen.

„Na, Töchterchen, seit wann sind wir denn zur Kammerkatze avancirt?“ klang es plötzlich laut und lachend von der Thüre her.

„Vater, bist Du endlich auf?“ Karla flog auf den alten Herren zu, welcher in seinem großgeblümten Schlafrock, die Arme in die Seiten gestemmt, zwischen der Portiere auftauchte.

Zärtlich schmiegte sie sich an ihn: „O Väterchen, Du weißt ja noch gar nicht, wie glücklich ich bin.“

„Hast Du Dich endlich 'mal amüsirt, so recht von Herzen, wie andere junge Mädels?“ freute sich der alte Herr. „Das ist Recht, so was hört man gern,“ und mit einem zufriedenen Lächeln ließ sich der Rentier auf seinen Stuhl vor dem zierlich gedeckten Kaffeetisch gleiten.

„Hast ja auch über Nacht ganz rothe Backen bekommen; bist wahrhaftig noch hübscher geworden,“ meinte er vergnügt, während er mit selbstgefälligem Schmunzeln seinen Liebling betrachtete. „Verdenk's den Herren gar nicht, wenn sie sich wie toll in Dich vernarren.“

Mit wohligem Behagen schlürfte er den Mokka, welchen ihm Karla in die zierliche Sèvrestasse gefüllt. Dann zog er die Tochter näher heran: „Na, nun erzähle mir mal ein bissel von dem Zauberfest, Maus; aber was seh' ich? Deine Tasse ist ja noch gar nicht benutzt, hast Du denn nicht gefrühstückt?“

„Ich weiß wirklich nicht, ich — ich —“ stotterte Karla, während eine scheue Befangenheit sich auf ihren Zügen malte, „ich weiß überhaupt nichts mehr, außer dem einen, daß er mich liebt, daß er heute kommen wird . . .“

Der kleine, behagliche Rentier ließ vor Schreck das Appetitsschnittchen, welches er eben zum Munde führen wollte, auf seinen Schlafrock fallen — mit der Butterseite nach unten!

„Wie immer!“ würde seine Frau strafend bemerken, aber sie war zum Glück noch nicht anwesend und er und Karla waren viel zu aufgeregt, um solch' kleinliche Dinge überhaupt zu bemerken.

„Wer? was sagst Du?“ sprudelte er fassungslos hervor — „wer wird heute kommen?“

„Graf Prebentow.“ Man hörte den jubelnden Stolz, der ihre ganze Seele erfüllte, schon aus dem Ton, mit welchem sie den geliebten Namen nannte.

Der kleine Rentier seufzte: „Den Graf mit den schwarzen Blitzaugen und dem hochmüthigen Gesicht, den hast Du gern?“ fragte er. „Ach Mädelchen, Du sagtest doch immer, Du wolltest keinen von den eleganten Schuldenmachern heirathen?“ fügte er kleinlaut hinzu.

In seinen guten grauen Augen standen wahrhaftig Thränen. Er wischte sie hastig fort, während er einen scheuen Blick nach der Thüre warf, durch welche seine gestrenge Ehehälfte erscheinen mußte. Sie würde dieses Zeichen unmännlicher Schwäche streng gerügt haben.

Karla aber legte schmeichelnd die weichen Arme um seinen Hals. „Harry Prebentow ist auch kein Schuldenmacher,“ sagte sie, ihre Wange dicht an die seine schmiegend — „er ist der schönste, der beste, der herrlichste Mann auf der ganzen Welt, ach! und ich bin so stolz, so namenlos stolz auf seine Liebe.“

„Na, weißt Du, Töchterchen, das hast Du doch nun auch nicht nöthig,“ protestirte Herr Schulze geradezu gekränkt, „ich dächte, Deine Million wäre auch was werth. ‚Graf‘, na ja, das klingt ja ganz schön, aber weißt Du, nimm mir's nicht übel, er ist trotzdem doch man bloß so'n simpler Infanterie-Lieutenant und Du hättest doch schon Garde-Kavalleristen kriegen können. Deshalb find' ich, daß er eher stolz sein müßte, weil Du ihn nimmst, weißt Du nicht mehr, einen Fürsten hättest Du auch 'mal haben können.“

„Aber keinen Harry Prebentow,“ sagte Karla und ihre Augen leuchteten so strahlend auf, daß dem Vater ganz weich ums Herz wurde.

„Hast Du ihn denn wirklich so lieb,“ fragte er fast wehmüthig und als Karla sich, statt aller Antwort, nur noch fester an ihn schmiegte und er das stürmische Klopfen ihres Herzens hörte, da konnte er's wirklich nicht hindern, daß zwei große, schwere Tropfen auf ihr Köpfchen fielen.

„Na, wenn er Dich nur glücklich macht, dann soll ja Alles gut sein,“ seufzte er, „aber schwer, bitter wird mir's, Dich fortzugeben. Ich graule mich schon ordentlich davor, wie dunkel und öde das ganze Haus sein wird, wenn mein Vögelchen ausgeflogen ist.“

„Du mußt viel bei uns sein, alle Tage,“ tröstete Karla.

Der Rentier schüttelte traurig den Kopf. „Ach nein,“ sagte er resignirt, „das würde dem Herren Grafen nicht anstehen. Siehst Du, das ist ja eben das Traurige bei der Sache, daß ich das Gefühl habe, wenn Du erst Gräfin Prebentow bist, dann passen wir zwei nicht mehr zusammen. Er wird Dich uns entfremden.“

„Nie, Vater,“ flammte Karla auf. „Glaubst Du, ich könnte je vergessen, wer immer mein bester, mein treuester Freund gewesen?“

„Es wird schon mit der Zeit so werden,“ beharrte der Vater bekümmert, „und deshalb hätte ich lieber einen Schwiegersohn gehabt, der so wie unsereiner ist, vor dem man sich auch nicht immer zu genieren braucht, zu dem man Deutsch reden kann.“ Er seufzte wieder: „Aber das ist ja ganz ekelhaft selbstsüchtig,“ polterte er, „schilt mich nur tüchtig aus, Lotti. Nein, nein, mein Mäuschen, mach' kein solch betrübtes Gesicht. Wenn Du den Lieutenant mit den schwarzen Kohlenaugen haben willst, so sollst Du ihn kriegen und wenn er mir so viel Geld kostet . . .“

Er suchte mit einem erneuten Seufzer nach einem Wort, welches das Ungeheure des beabsichtigten Opfers genügend zur Darstellung brächte.

Er fand jedoch keines, welches gewichtig genug klang und sagte nur: „Brauchst Dich übrigens auch nicht zu ängstigen, daß ich Dir Schande machen werde. Wenn's mir auch nicht bequem ist, Dir zu Liebe werde ich schon fein sein, wenn der Herr Graf kommt, er soll nicht denken, daß unsereiner nicht weiß, was vornehme Bildung ist.“

„Ach Väterchen, bleib' doch natürlich, wie Du immer bist . . .“

Herr Schulze schüttelte heftig den Kopf. „Laß mich nur machen,“ sagte er, „und fühlen lassen muß ich es ihn auch, daß er Gott auf seinen Knien danken kann für das unverschämte Glück, Dich zu kriegen. Teufel auch,“ fuhr er polternd auf, als Karla ihm heftig widersprechen wollte, „Grafen laufen zu Dutzenden in der Welt herum, aber so'n Mädel wie Du, so hübsch, so herzig und so schwer reich . . .“

Nun hatte ihm Karla doch die Hand auf den Mund gelegt und dann rauschte die Schleppe der Gestrengen in das Zimmer.

Vater und Tochter fuhren, wie auf ein verabredetes Zeichen, auseinander.

Mit verlegenen Mienen, zwei überführten Sündern gleich, standen sie vor der Herrin des Hauses.

Ein strafender Ausdruck lag auf den Zügen der Dame, während sie Mann und Tochter ihre Hand zum Kuß reichte.

„Ich muß mich sehr über Dich wundern, Karla,“ sagte sie streng. „Johann erzählte, Graf Prebentow habe ihn mit den Wagen fortgeschickt; wie darf sich der Herr das unterstehen.“

„Er that es auf meinen Wunsch,“ antwortete Karla, während wieder das böse, verrätherische Roth ihr über Stirn und Wangen flammte.

„Das ist ja noch besser, das ist ja wirklich recht nett,“ entrüstete sich Frau Schulze, „eine schöne Frucht der theuren, vornehmen Erziehung, welche wir Dir haben zu Theil werden lassen.“

„Aber Alte, sei doch nicht immer gleich so rabiat,“ wagte der Rentier zu bemerken, welcher stets ganz kühn wurde, wenn es galt, seine Tochter zu vertheidigen. „Du weißt ja noch gar nicht was das zu bedeuten hat, unser Kind, unsere Lotti,“ — er schluckte herzhaft die

aufsteigenden Thränen der Rührung nieder — „hat sich gestern Abend mit dem Grafen verlobt.“

Die Augen der Gestrengen schossen Blitze. „Was sagst Du da für Unsinn?“ rief sie und trat dem verwegenen Sprecher so nah, daß dieser ängstlich ein paar Schritte retirirte.

„Aber Alte,“ lenkte er in seinem sanftesten Tonfall ein, „sei doch nicht so wild, es ist doch nichts Schlimmes, alle Mädels verloben sich doch oder wollen sich wenigstens verloben — Du hast Dich doch auch verlobt.“

„Allerdings, aber nicht hinter dem Rücken meiner Mutter.“

„Das ja nun freilich nicht,“ gab Schulze zu, „aber es muß doch auch nicht gerade sein, daß die Mütter für ihre Töchter anhalten.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Na, war's etwa nicht so? Ich weiß noch wie gestern, wie Deine Mutter, Gott hab' sie selig, mir auf die Bude rückte und sagte. ‚Schulze,‘ sagte sie, ‚Sie haben meine Tochter ins Gerede gebracht, heute Nachmittag erwarte ich Ihren Antrag.‘“

Auf den Wangen der Frau Rentiere glühten zwei brennend rothe Flecke. „Ich verbitte mir derartige unziemliche Scherze in Gegenwart meiner Tochter ein für alle Mal!“

„Scherze? War Deiner Mutter heiliger Ernst,“ antwortete der Rentier — „oder bin ich etwa nicht punkt vier Uhr bei Euch angetreten mit Frack, Cylinder und weißen Glacees?“

„Schulze!“ Es klang so drohend, wie Donnerrollen und Karlas Vater wußte aus den zwanzig Jahren seiner stürmischen Ehe, was es zu bedeuten hatte, wenn seine Gattin in diesem Tone seinen sonst von ihr ängstlich umgangenen Namen nennt.

Er knickte in sich zusammen, während er noch ein paar Schritte tiefer in das Zimmer hinein retirirte.

„Sei nur wieder gut, Weibchen,“ bat er demüthig. „Es handelt sich doch gar nicht um uns, sondern um das Lebensglück unserer Lotti.“

„Karla!“ verbesserte ihn Frau Schulze. „Du weißt, daß ich diese plebejische Abkürzung nicht leiden kann.“

„Also um das Glück unserer Karla,“ lenkte der Rentier gehorsam ein.

„Und mit dem, dächte ich, hätte Graf Prebentow absolut nichts zu schaffen. Das liegt doch wohl einzig in Alwins treuen Händen.“

Ein schillernder, spürender Blick flog zu der Tochter hinüber. „Ich glaubte, der Name sollte nicht mehr zwischen uns genannt werden, Mutter.“

Karlas Hand klammerte sich fester um die zierliche Lehne des vor ihr stehenden Sessels, als bedürfe sie einer Stütze.

Die alte Frau lachte schrill auf. „Wirst mir's noch einmal danken, wenn ich den Namen so oft und so lange nenne, bis Du es endlich begriffen hast, daß Du als Frau Deines Vetters besser daran bist, wie als Zugabe für Deines Vaters Beutel . . .“

„Bin ich etwa in Alwins Augen etwas Besseres?“



Das Eisenbahnunglück am Pariser Bahnhof Montparnasse.

rief Karla leidenschaftlich dazwischen. „Wenn je ein Mann mich meines Geldes halber umworben, so ist er es. Ich kenne Alwin von klein auf und weiß, daß Geld, recht viel Geld von jeher der einzige Zweck seines häßlichen Lebens war. Die Menschen bedeuten für ihn nur die Ziffern ihres Vermögens.“

„Du sprichst von dem Sohn meines Bruders!“

„Leider ja!“

„Schäme Dich, daß der Neid, mit dem Du schon als Kind die elternlose Waise verletzt, Dich auch jetzt wieder hinreißt zu so empörenden Beschuldigungen.“

„Neid?“ fragte Karla langsam. „Neid nennst Du es, wenn die Tochter sich gekränkt darüber fühlt, daß ein Fremder sich zwischen sie und die eigene Mutter drängt, sich mit falschen, erbärmlichen Schmeicheleien in dem Mutterherzen einnistet, das dem Kinde gehören sollte von Natur- und Rechtswegen und aus dem es sich verdrängt sieht durch die boshaftesten Hetzereien.“

„Du thust Alwin unrecht; er liebt Dich nur eifersüchtig und — er ist so dankbar.“

„Dankbar?“ lachte Karla herb auf. „Das Wort kennt Alwin Kirstein nicht, und ich will zu Gott wünschen, daß Du nie auf die Dankbarkeit dieses Mannes angewiesen bist.“

„Und Du nie auf die uneigennützige Liebe Deines Grafen Prebentow.“

„Darum sei unbesorgt, Mutter.“

„Solch' hübsches, unverschämtes Gesicht, solch' düstere Gewitteraugen hat der gute Alwin allerdings nicht.“

„Was ich an Harry liebe ist nicht nur seine Schönheit, nein, sein stolzer, hochfliegender Sinn, sein echt vornehmer, ritterlicher Charakter. Graf Prebentow ist ein Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung — er würde sich nie dazu herablassen, eine Frau ihres Geldes willen zu wählen.“

„Ich glaube auch gar nicht, daß er sich dazu herablassen wird,“ höhnte Frau Schulze in schneidender Schärfe. „Mit ein paar zärtlichen Worten mußte er Dich doch für Dein rührendes Entgegenkommen belohnen.“

„Mutter!“ rief Karla mit zitternden Lippen und ihre Augen flammten dunkel aus dem erblaßten Gesicht.

Frau Schulze zuckte die Achseln. „Dergleichen nehmen die Herren nicht so genau, dieselben schmachtenden Blicke und süßen Worte, welche Du Dir einfallen ließest, für einen Heirathsantrag zu halten, spendirt der noble Kavalier vielleicht heut einer Balleteuse oder Nähmamsell. Nein, mein Kind, wenn ein Mann sich ernstlich um ein Mädchen bewirbt, so nähert er sich vor Allem ihrer Familie, sucht er zunächst die Mutter für sich zu gewinnen, statt über sie hinweg zu sehen, mit einer so beleidigenden Arroganz . . .“

Das Erscheinen des Dieners unterbrach ihre Worte. Er meldete den Grafen Prebentow.

Minutenlang standen alle drei Familienmitglieder sich stumm gegenüber, als ob eine Bombe plötzlich vor ihnen in den Fußboden geschlagen wäre.

Johann lächelte diskret.

Karla bemerkte es und faßte sich schnell. „Führen Sie den Grafen in den Salon,“ befahl sie.

Es klang wie leiser Jubel aus den Worten.

Die Thür schloß sich lautlos hinter dem Diener, die Familie war wieder allein.





„Leutascher.“ (Vom bayrischen Volkstrachtenfest.

In dem Salon mit den gelben Atlasmöbeln stand Graf Prebentow in voller Gala mit Helm und Federbusch. Er sah blaß und erregt aus und immer wieder flog sein Blick ungeduldig zu der goldenen Pendule hinan, deren zirpendes Tick tack, tick tack seine Nerven peinigte.

Fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Hatten denn die Leute keinen Funken Lebensart, hatte Karla noch nicht gesprochen oder was in aller Welt sollte es bedeuten, daß man ihn so lange warten ließ. Eine zornige Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen, seine Hand schloß sich krampfhaft um den Griff seines Degens. Wollten diese Protzen ihn etwa mit Absicht beleidigen? Die Unruhe trieb ihn in dem Zimmer auf und nieder, hin und her, her und hin.

Da endlich trat Herr Schulze über die Schwelle, geschniegelt und gebiegelt, wie er soeben aus den sorgenden Händen seines Jean hervorgegangen, tadellos, als käme er in eine Gesellschaft. Er hatte seine großartigste Miene aufgesetzt, er wollte augenscheinlich dem vornehmen Schwiegersohn imponiren.

„Mein lieber Graf, Ihr Besuch ist mir eine große Ehre,“ begann er salbungsvoll. Er hatte sich die Worte schon zurechtgelegt, während Jean seine spärlichen Härlein pomadisirte und in graziösem Schleiergewebe über die rosaglänzende Glatze breitete.

Dem Grafen Prebentow kam die ganze Komödie unsäglich albern vor, und hochmüthiger, als er wohl sonst Karlas Vater gegenüber gesprochen hätte, trug er sein Anliegen vor. Die Hand leicht auf die Platte des kostbaren Bouletisches gestützt, mit der angeborenen Eleganz des vornehmen Kavaliers, stand er dem Millionär gegenüber.



Fingertanz. (Vom bayrischen Volkstrachtenfest.)

Frau Schulze biß ihre Lippen, daß sie bluteten. „Also doch,“ murmelte sie, „also doch,“ — nun Du wirst wissen, was Du dem Glück Deines Kindes schuldig bist, lieber Mann,“ wandte sie sich an ihren Gatten, welcher, in verzweifelter Hülflosigkeit, an den Troddeln seines Schlafrocks zerrte.

„Geh, Papa,“ bat auch Karla „und bring' ihm Deinen Segen.“

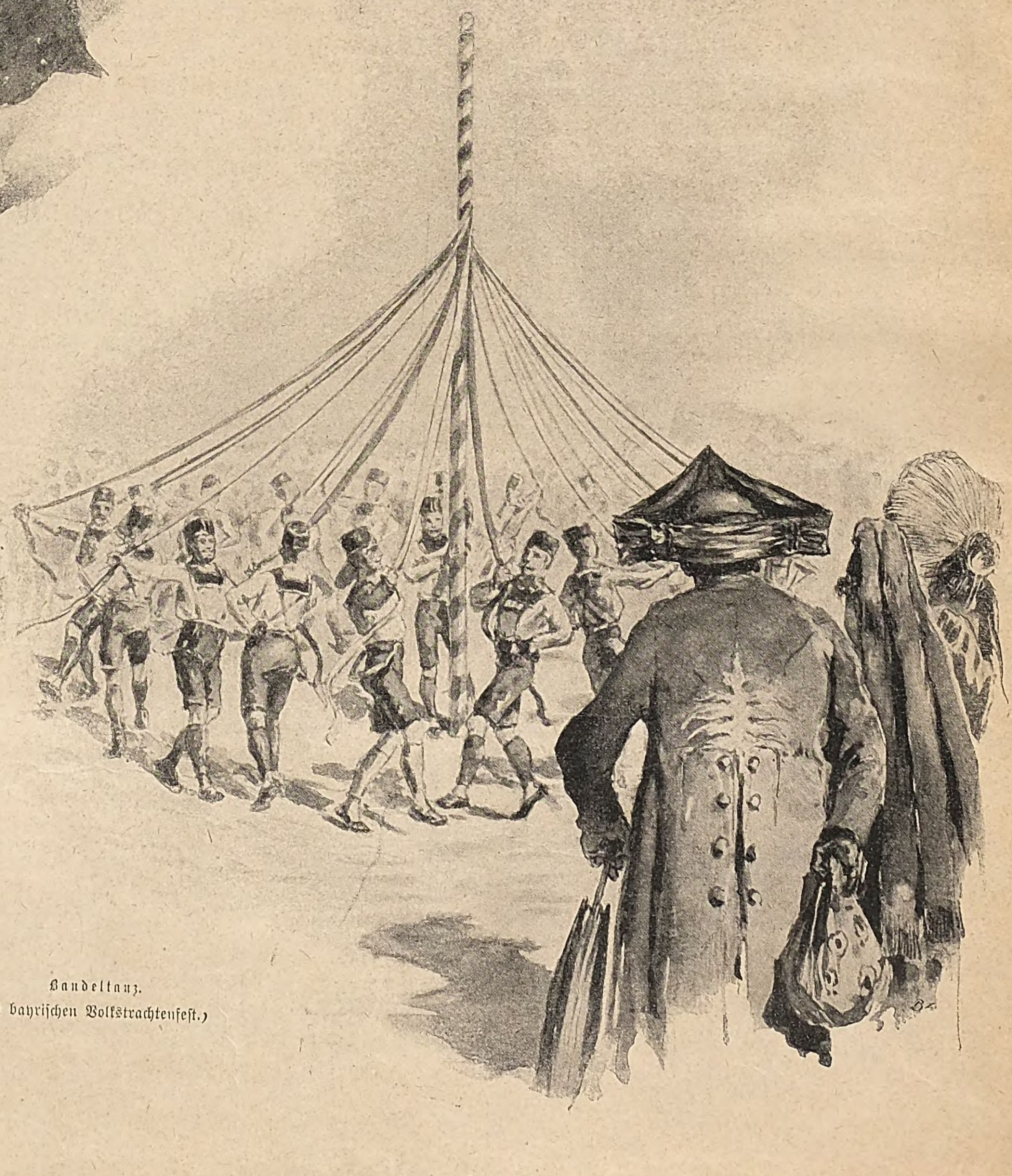
„Ich glaube wirklich, Mann, Du wärst feige genug, es zu thun.“

„Wenn das Kind ihn doch nun aber will,“ sagte der Millionär betreten.

„Alter Schwächling,“ zischte Frau Schulze, welche ihre Selbstbeherrschung verlor. Es war ja auch noch nie dagewesen, daß sie ihren Willen nicht durchgesetzt. „Natürlich, wenn das Kind will, so hieß es ja immer bei Dir,“ höhnte sie, „ich glaube, wenn sie sich verbrennen wollte, so würdest Du auch gehorsam Feuer anlegen und sagen, das Kind will es doch nun einmal.“

Karla legte zärtlich beide Arme um den Hals des rathlosen, kleinen Mannes. „Laß ihn nicht so lange warten, gutes Väterchen,“ klang es an sein Ohr, so weich, wie eine Liebkosung — — „und sag' ihm, daß ich ihn lieb habe von Grund meines Herzens und daß ich zu ihm stehen werde, der ganzen Welt zum Trotz.“

„Möchte er Dir diese Liebe lohnen,“ antwortete der Vater gerührt.



Bandeltanz.
(Vom bayrischen Volkstrachtenfest.)

Zu ärgerlich. Er hatte sich's doch vorher so schön ausgesonnen, wie er dem Grafen recht fein zu verstehen geben wollte, was er für ein Glück machte, und nun, Angesichts dieser vornehm kühlen Ueberlegenheit, war Alles wie weggeblasen.

Harry hob ungeduldig den schönen Kopf. Wie lange brauchte dieser Geldsack denn, um sein „Ja“ zu sagen?

Herr Schulze rückte unruhig auf den seidenen Polstern hin und her. „Ihr Antrag ist mir eine große Ehre, hm hm“ — er räusperte sich verlegen.

Wenn der Mensch ihn doch nicht so mit seinen schwarzen Augen anblitzen wollte, das mußte einen ja aus dem Text bringen.

Das parfümgetränkte Taschentuch rückte als Hülfstruppe vor, energisch fuhr sich der Rentier damit über das rosige Antlitz. „Hm hm! Meine Gemahlin und ich hatten uns allerdings eigentlich fest entschlossen, unsere Tochter keinem Offizier zu geben — hm hm. Sie verstehen, ein etwas kostspieliges Vergnügen, solch Herr Lieutenant für den Schwiegerpapa, wir hatten eigentlich gedacht, gewünscht, einen tüchtigen Geschäftsmann .....“

Harry fühlte, wie ihm das Blut flammend in die Stirne schoß. Er stand auf: „Ich muß also annehmen, daß Ihnen meine Werbung nicht genehm ist, Herr Schulze.“

Der kleine Rentier hielt den Offizier erschrocken am Arm fest. Himmlischer Vater, war der Mensch hitzig! Ein geladenes Pulverfaß auf zwei Beinen! — „So lassen Sie mich doch wenigstens erst ausreden, mein Herr Graf,“ erboste er sich — „wer wird denn gleich das Kind mit dem Bade ausschütten und Sie wissen's ja doch auch, daß es hier weniger auf die Wünsche der Eltern ankommt, als auf die Liebe der Tochter. Und die gehört Ihnen nun eben und ich habe meiner Lotti noch nie einen Wunsch abgeschlagen. Na und nun legen Sie mal Ihren Kriegsschmuck bei Seite, dieses Dings da von einem wehenden Federbusch sieht ja riesig ungemüthlich aus, und wir wollen doch ein paar Pullen Sekt auf die Verlobung trinken. Meine Lotti würde schön böse auf ihren alten Vater sein, wenn ich es dulden wollte, daß Sie vor Tische wieder weg gingen.“

Er stürzte an die Klingel. Jean erschien, mit unheimlicher Geschwindigkeit. Er konnte nicht sehr weit von der Thüre entfernt gewesen sein.

„Rufen Sie das gnädige Fräulein,“ gebot der Hausherr, „und dann holen Sie ein paar Veuve Cliquot aus dem Keller — aber rasch.“ Jean verschwand mit verständnißinnigem Lächeln. Herr Schulze und der junge Graf waren wieder allein. Schweigend standen sie sich gegenüber, Keinem wollte das rechte Wort über die Lippen. Und dann wurde es noch einmal hell an diesem dunklen, stürmischen Tage. Karlas lichte Gestalt glitt in das Zimmer, glückschimmernd wie ein Sonnenstrahl, und als Harry das holde Geschöpf zitternd vor Erregung in seinen Armen hielt, er zum ersten Male ihre süßen Lippen küßte, da zog es wieder in sein Herz, das alte, selige, reine Glücksgefühl, wie er es gestern Abend empfunden. Was kümmerte sie die ganze feindliche Welt, wenn nur sie sich liebten?

Der Rentier wischte sich verstohlen ein gerührtes Thränlein von den Wimpern, als er sah, wie hingebend sich sein Kind an die Brust dieses fremden Mannes schmiegte — wie es in ihren Augen flimmerte und glänzte und wie weich der Ausdruck seiner herrisch stolzen Züge plötzlich war. —

„O, daß er immer zart und gut gegen sie ist,“ betete das sorgenvolle Vaterherz,

„Hast Du mich wirklich lieb?“ flüsterte Karla immer wieder, „sag' mir's noch einmal, ich kann's nicht oft genug hören,“ und er sagte es ihr und küßte die süßen, bittenden Lippen. Sie hob das Köpfchen nicht von seiner Schulter. „Ich wollte, die Zeit stände jetzt still,“ sagte sie leise, und in den strahlenden Augen spiegelte sich der ganze Himmel ihres Glücks.

„Das wollte ich gar nicht,“ lachte Harry übermüthig auf, „ich möchte im Gegentheil ihren Flug beschleunigen, damit Du mir bald ganz gehörst, mir ganz allein.“

„Und, nicht wahr Harry, Du wirst mich nicht meinen Eltern zu entfremden suchen?“ fragte sie weich. „Mein Vater ist so gut, ich bin ihm Alles. Versprich mir, daß Du ihm ein Sohn werden willst, um meinetwillen, mir zu Liebe thu's, Harry.“

Eine so rührende Bitte sprach aus den blauen Augen, welche mit ängstlicher Frage in seinen schönen, stolzen Zügen forschten, daß er ihr Alles gelobte. Und dann rauschte der Sammt der Portiere zurück, und in knisternde, schwarze Seide gehüllt, erschien Frau Schulze auf der Schwelle. Mit der ganzen gewinnenden Anmuth seines ritterlichen Wesens trat Graf Prebentow ihr entgegen.

„Darf ich bitten, daß Sie um Karlas Willen auch mich ein wenig lieb haben?“

Frau Schulze reichte ihm kaum die Fingerspitzen und aus jeder Falte ihres spitzen, mageren Gesichts blitzte die Feindseligkeit: „Ich hoffe, daß sich das mit der Zeit finden wird,“ entgegnete sie kühl, „bis jetzt habe ich ja noch nicht einmal die Freude gehabt, den Herrn Grafen in meinem Hause begrüßen zu können.“

Harry fühlte den sanften Druck von Karlas Hand auf seinen Arm wie eine leise, unausgesprochene Bitte und deshalb zwang er seinen Unmuth über diese unfreundliche Begrüßung nieder und entgegnete verbindlich: „Es ist allerdings sehr kühn von mir, daß ich bei meinem ersten Besuch in diesem Hause es gleich wage, um seinen schönsten Schmuck zu bitten. Sie müssen es eben dem Ungestüm eines Liebenden verzeihen, wenn er nicht einen Tag umsonst auf sein Glück warten will.“

Frau Schulze lächelte spöttisch. „Ich dachte, wir hätten schon vor acht Wochen das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen, Herr Graf.“

Die Meldung des Dieners, daß angerichtet sei, unterbrach diese höchst ungemüthliche Unterhaltung.

„Sie müssen natürlich fürlieb nehmen, wir leben ganz bescheiden,“ erklärte die Hausfrau, während sie sich von Harry zu der mit den raffinirtesten Delikatessen überladenen Tafel führen ließ. Es wurde eine recht unbehagliche Mahlzeit. Wohl war das Menu auserlesen, wohl perlte der edelste Wein in den Gläsern, aber selbst der Traubensaft der famosen Wittwe Cliquot vermochte keine fröhliche Stimmung hervorzubringen. Man war so steif und ernst, wie es für eine Leichenfeier, aber nicht für ein heiteres Verlobungsmahl paßte. Vater Schulze, in dem krampfhaften Bestreben, den vornehmen Herrn zu spielen, fühlte sich mehr als verlegen. Seine Gattin präsidirte der Tafel mit der Miene einer gekränkten Königin — allerdings à la Provinzialbühne; aber doch in jedem Blick, jedem Worte markirend, wie unerwünscht ihr diese Verlobung war.

Harry war kaum im Stande, ein paar Bissen herunterzuwürgen, und wie von einer Last befreit, athmete er auf, als man sich endlich erhob und er mit Karla allein blieb. Sie führte ihn in ihr reizendes Mädchenheim und zeigte ihm alle die tausend kleinen Schätze und Niedlichkeiten ihrer Mädchenjahre.

Dort, in jener elfenbeingeschnitzten, zierlichen Truhe lagen ein paar Kotillonorden, eine welke Rosenknospe. — „Kennst Du die?“ fragte Karla schüchtern, während eine scheue Befangenheit sich in ihren Zügen malte.

„Hab' ich Dir die gegeben,“ sagte er weich und küßte sich die Antwort von ihren lächelnden Lippen.

„Du darfst Mama nicht zürnen, daß sie böse auf Dich ist, weil Du uns keinen Besuch gemacht,“ meinte sie schelmisch. „Mama ist sehr, sehr klug. Sie hatte es damals gleich gemerkt, daß Du mir nur allzu gut gefallen und sie wußte auch sofort, weshalb ich zur Visitenstunde gar nicht mehr aus dem Hause zu bringen war und weshalb ich mit jedem Tage muthloser und niedergeschlagener aussah, als — nun, als eine gewisse Visite eben nicht gemacht wurde.“

„Thatest Du das wirklich?“ fragte er, während er sie fester an sich zog und ihr zärtlich in das erglühende Gesichtchen blickte.

„Und weshalb hast Du mich eigentlich so sehr gequält?“

„Weil ich gegen die eigene Liebe kämpfte, weil ich Dich vergessen wollte,“ rief er heftig. „Kannst Du's denn nicht verstehen, wie schwer es für einen Mann ist, Alles aus der Hand seiner Frau nehmen zu müssen. Ich bin arm.“

„So stolz?“ fragte Karla vorwurfsvoll. „Gönnst Du mir das Glück nicht, Dir auch etwas geben zu können und oh, Harry, wie kannst Du nur so kühl rechnen und wägen? Sieh', das begreife ich einfach nicht. Wenn man sich selbst, das ganze Sein und Wesen einem geliebten Menschen zu eigen giebt, was fragt man da nach ein paar tausend Thalern? Alles, was mein ist, das gehört doch selbstredend nun auch Dir. Ich habe Dich so innig lieb.“

Das Wort legte sich, wie Balsam kühlend, auf seinen wunden Stolz und löste alle Disharmonien dieses ersten Tages. — —

Zu Hause setzte sich Harry an seinen Schreibtisch, um dem Vater seine Verlobung mitzutheilen. Wunderbar, wie schwer ihm dieser Brief wurde. Zwei angefangene Bogen lagen schon zerrissen in dem Papierkorb und noch immer wollte es ihm nicht gelingen, die rechten Worte zu dem Herzen seines Vaters zu finden. Er kannte die starren Ansichten des alten, eingefleischten Aristokraten von Schloß Hohenau, den fast krankhaften Adelsstolz seiner Schwester nur all zu gut und er wußte nicht recht, ob selbst die Millionen seiner Braut die daheim mit dem ominösen Worte „Schulze“ versöhnen konnten.

Endlich war er mit dem Briefe fertig. Er warf die Feder fort und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um das Geschriebene noch einmal durchzulesen. War er denn wirklich so beglückt, so überglücklich, wie er es den Seinen versicherte? Sinnend blickte er in das Licht seiner kleinen Studirlampe. Ja, er liebte Karla. Freilich nicht mit der stürmischen, wild auflodernden Gluth, wie er sie einst für die Ungarin empfunden. Ein warmes, zärtliches Empfinden zog ihn zu seiner jungen Braut, ihre sanfte Ruhe that ihm wohl, wie Frieden kam es über ihn in ihrer Nähe — aber diese Eltern! Er stützte den Kopf in beide Hände und ein bitterer, gequälter Seufzer rang sich aus seiner Brust. Ach! es war doch noch viel schwerer, als er sich's gedacht! —

Als Harry am nächsten Tage zur verabredeten Zeit bei seiner Braut erschien, fand er außer den Schwiegereltern noch einen jüngeren Herrn vor, welchen Frau Schulze mit ihrem süßesten Lächeln als „ihren treuen Alwin, unseren Neffen und Pflegesohn“ vorstellte.

Harry überlegte sich im Stillen, wo er dieses wachsgelbe, verlebte Gesicht mit den stechenden Augen schon einmal gesehen; Herr Alwin Kirstein half ihm lächelnd aus der Verlegenheit.

„Hatten Sonnabend miserables Pech beim Jeu,“ sagte er mit seiner unangenehmen Stimme, gerade als die Diener die Mokturtle-Suppe servirten — „infame Halsabschneiderin, diese holde Klara, nicht wahr? Hat Sie gehörig gerupft! Freilich, wenn ich damals schon gewußt, daß Sie mein holdes Bäschen gewinnen würden, so hätte ich mein Mitgefühl etwas gedämpft. Eigentlich hätte ich mir allerdings so was Aehnliches denken können: Unglück im Spiel bringt ja immer Glück in der Liebe.“

„Der Herr Graf spielen? Ein etwas kostspieliges Divertissement,“ ließ sich Frau Schulze mit hochgezogenen Augenbrauen vernehmen.

„Herr Graf! Höre ich recht?“ lachte Herr Alwin schallend auf, „nennt Ihr Euch noch so? Das ist ja aber höchst ungemüthlich.“

Harry biß sich auf die Lippen. Er wollte ja selbst dieser verbildeten, unangenehmen Person gar nicht den trauten Namen geben, mit dem er sein süßes, vornehmes Mütterchen genannt — aber es ärgerte ihn doch, daß Andere das unnatürlich steife Verhältniß zwischen ihm und den Eltern seiner Braut bemerkten.

„Na, wir wollen uns nicht so formell stellen,“ fuhr Kirstein in seiner dreisten Vertraulichkeit fort, ohne das unwillige Ablehnen in den Zügen des Grafen scheinbar zu bemerken. „Prost Pflegebrüderchen, nicht wahr, wir nennen uns Du, wie es sich unter so nahen Verwandten gehört.“

Harry berührte mit seinem Glase kaum den grünen Römer, welchen Alwin ihm mit zudringlicher Beflissenheit entgegen hielt. Er antwortete nicht, aber seine ganze Haltung, jeder Zug seines hochmüthigen Gesichtes drückten eine so eisige Zurückhaltung aus, daß sie wohl Jedermann verstehen mußte.

Frau Schulze wurde blaß vor Aerger. Wie durfte dieser Graf Habenichts es wagen, ihren Neffen in dieser Weise abfallen zu lassen? Das wollte sie ihm eintränken. Mit lebhaftem Hohn in der Stimme fragte sie den jungen Bankier: „Wie kamst Du denn in diesen Spielsalon, wo, so viel ich weiß, doch nur Roués und Tagediebe verkehren.“

„Ich wollte einen säumigen Schuldner abfangen,“ lachte Alwin. „Den Herrn Lieutenant Haré findet man nämlich bei Donna Klara sicherer als in seinen eigenen vier Pfählen; und, Sapristi, sie ist auch ein unheimlich schönes Geschöpf, diese Spanierin oder Französin, und man kann sich nicht wundern, wenn die jungen Gimpel sich ihretwillen ruiniren.“

„Ich dächte, wir wechselten das Thema, Herr Kirstein,“ fiel Harry dem Bankier schroff in die Rede. „Uebrigens habe ich mir die Dame nicht angesehen, und weiß daher nicht, ob sie gefährlich hübsch oder gefährlich häßlich ist, ich war lediglich aus Höflichkeit gegen einen Kameraden dort, dem ich die Bitte um Revanche nicht abschlagen konnte.“

„Hoffentlich sind Sie in Zukunft weniger höflich gegen die Herren Kameraden,“ äußerte Frau Schulze,

„diese Auffassung der Kameradschaftlichkeit möchte uns doch sonst etwas theuer zu stehen kommen.“

„Uns?“ wiederholte Harry mit scharfer Betonung, „ich dächte, es könnte doch hier lediglich von mir die Rede sein.“

Frau Schulze lächelte mit eisigem Spott. „Das wäre mir sehr lieb — mehr wie dreitausend Thaler jährliche Zulage können wir unserer Tochter nicht geben und ob diese zu derlei noblen Passionen ausreicht . . .“

Dem Grafen Prebentow drängte das Blut siedend heiß in die Schläfe. Wenn nicht Karlas weiche Hand seine Rechte bittend umschlossen, während ihre geliebten Augen in flehender Angst an seinen Lippen hingen, er hätte sich sicher zu einer heftigen Antwort hinreißen lassen. So sagte er, sich mühsam beherrschend: „Ich dächte, wir verhandelten diese Geldangelegenheiten besser, wenn wir allein sind. Mir wäre es jedenfalls das liebste, wir warteten so lange mit der Hochzeit, bis wir von meinem Gehalt ohne Zulage leben könnten.“

„Der Witz ist wirklich köstlich,“ amüsirte sich Frau Schulze, „also Karla mache Dich auf einen dreißigjährigen Brautstand gefaßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Eisenbahnunglück am Pariser Bahnhof Montparnasse.

(Zu dem Bilde auf Seite 262.)

Etwa um 4 Uhr Nachmittags hörten die Leute, welche die Rue des Rennes an der Frontseite des Bahnhofes Montparnasse passirten, ein furchtbares Krachen. Die Pferde eines unmittelbar vor dem Bahnhof stehenden Pferdebahnwagens nahmen entsetzt vom Fleck weg Reißaus und retteten dadurch die Passagiere vor dem sicheren Untergang. Unmittelbar darauf prasselte nämlich ein Hagel von Steinen und Mauerwerk auf den Platz, wo der Wagen gestanden hatte, und nachdrängend stürzte aus der durchbrochenen Mauer unterhalb des großen halbrunden Fensters eine Lokomotive herab, den Tender mit sich reißend. Zum Glück war das Ungethüm im Abstürzen durch das Mauerwerk und einen kleinen Vorbalkon soweit aufgehalten worden, daß es den eigentlichen Zug nicht nach sich zog, sondern köpflings aus der Bresche herabhängend auf der Straße stillehielt. Die Passagiere kamen mit dem bloßen Schrecken davon, Lokomotivführer und Heizer waren im letzten Augenblick abgesprungen und hatten bloß verhältnißmäßig kleine Verletzungen erlitten.

Die Ursache des Unglücks ist bis hierzu nicht recht aufgeklärt. Der von Granville kommende Kourierzug hatte in Versailles zum letzten Mal gehalten. Da er dort eine Verspätung von etwa zehn Minuten hatte, so verstärkte der Lokomotivführer die Schnelligkeit und lief mit einer Geschwindigkeit von etwa 50 Kilometer die Stunde in den Bahnhof ein. Jetzt wurde die Westinghouse-Bremse, die ein sofortiges Halten bewirkt, in Bewegung gesetzt. Unbegreiflicher Weise versagte jedoch die Bremse den Dienst und auch schleuniger Kontredampf half nichts mehr. So rannte denn die Maschine gegen das Fenster und durchbrach dasselbe mit ihrem wuchtigen Anprall.

Bei all den wunderbaren Glückszufällen, die das unerhörte Ereigniß begleiteten, ist leider doch der Verlust eines Menschenlebens zu beklagen. Eine Zeitungsverkäuferin, Frau Aiguillard, wurde unten auf der Straße von einem herabstürzenden Mauerblock getroffen und völlig zermalmt. Ihr Gatte stand, von Entsetzen gelähmt, daneben und sah unmittelbar darauf die Lokomotive als riesige schwarze Masse dicht vor seinem Haupte vorbeischießen. Mit höllischem Lärm stürzte das eiserne Ungeheuer auf die Straße und zerschmetterte das Pflaster in unzählige kleine Stücke.

Das Mariafest in Locarno.

(Zu dem Bilde auf Seite 258.)

An dem nördlichen Gestade des tiefblauen, wunderherrlichen Lago Maggiore erheben sich die hellgetünchten Mauern des kleinen Wallfahrtsorts Locarno. Das wenig über 3000 Einwohner zählende Städtchen hat, obwohl es auf schweizerischem Boden liegt, ein vollständig italienisches Gepräge. Und häufig wird es auch von italienischen Pilgersleuten aus den piemontesischen und lombardischen Thälern besucht, die den weiten und felsigen Weg nicht scheuen, um in dem altehrwürdigen Heiligthum der Madonna del Sasso ihre Andacht zu verrichten. Noch größer ist natürlich die Zahl der Wallfahrer aus der nächsten Umgebung, vor Allem aus dem Kanton Tessin selbst, dem Locarno angehört. Die vom Zeichner dargestellten Trachten aus dem Verasca- und Maggiathal gehören durchweg dem Tessiner Gebiet an. An keinem Tage, zu keiner Stunde des Jahres mangelt es an frommen Wandersleuten, die gekommen sind, um hier an geweihter Stätte zu beten. Der kirchliche Charakter des Ortes erscheint aber noch bedeutend erhöht, die seine gesammte Atmosphäre durchdringende festlich-weihevolle Stimmung um das Hundertfache gesteigert, wenn an den großen Marienfesten eine tausendköpfige Menge zu dem geheiligten Hügel emporwallt, zudrängend, abströmend die Säulenhallen vor der Kapelle erfüllt, wenn lange, prunkvolle Prozessionen feierlich die stillen, idyllischen Gäßchen durchwandeln. Das naive, lebhafte, dissonanzengewohnte südländische Temperament nimmt dabei durchaus keinen Anstoß daran, wenn mitten in das melodische Geläut der Glocken, in den sanften Rhythmus der Chorgesänge die schrillen Angebote und Lockrufe fliegender Händler hineintönen. — Das großartigste Fest der Kapelle del Sasso ist der achte September, der Tag Mariä Geburt. Bereits am Abend vorher sammeln sich die Andächtigen zur Vigilie. Hell erleuchtet sind die Fenster des Heiligthums und der Häuser des Ortes, bengalische Flammen ergießen ihre wechselnden Farbenströme über die weißen Mauern, von denen sie grell zurückgeworfen werden, Freudenfeuer leuchten auf den Bergen und an den dämmernden, zartumschleierten Ufern des Sees auf. Mit dem ersten Sonnenstrahl werden alle Thore und Pforten der Kapelle zur Frühmesse geöffnet und unabsehbare Schaaren fluthen in das reichgeschmückte Innere. Die ihrer Hüllen entkleidete Statue der heiligen Jungfrau funkelt von Gold und edlen Steinen, prächtig gleißen die Zierrathe des Altars. Weihrauchwolken durchwogen die Luft und mischen sich mit dem Aroma zahlloser Blumen an den Gewändern und in den Händen der Gläubigen. Himmelsglanz und Paradiesesdüfte scheinen sich zu vereinen, um der Gebenedeiten, der reinen Gottesmagd zu huldigen.

Bayerische Volkstänze.

Vom Volkstrachtenfest in München.

(Zu den Bildern auf Seite 263.)

Bei dem Münchener Volkstrachtenfest sind eine ganze Reihe von alten, beinahe nur im engsten Kreise noch bekannten Volkstänzen neu zur Geltung gekommen, welche die Eigenthümlichkeiten vieler Stämme im bayerischen Gebirgslande weit besser charakterisiren, als die alten Trachten, und welche auch ein viel größeres Interesse erregen, als die letzteren. Es sind dies fast ausnahmslos von unseren modernen Tanzweisen ganz verschiedene Gebärdentänze, bei denen der „Leutascher“, eine dem bäuerischen „Hauptschüttler“ und „Achselschüttler“ des 13. Jahrhunderts nahe verwandte Art, obenan steht. Aus Leutasch, einem einsamen hinter Mittenwald versteckten tyrolischen Grenzthal nach dem bayerischen Gebirg verpflanzt und von Murnauern aufgeführt, wurzelt er im ältesten germanischen Kampfspiel. Auch hier rücken, wie damals der römische Annalist schildert, „zum Gaudium der Zuschauer“ die Tänzer gegeneinander los, zwei Männer in langen Röcken und schwarzen Zipfelhauben. Mit feindselig gekrümmten Fingern belauern, beschleichen sie einander, suchen sich rücklings zu greifen und niederzuringen. Aber erst wenn die Langröcke ausgezogen und fortgeschleudert sind, vermögen sie einander zu packen und zu bewältigen. Frohlockend schwingt sich der Ueberwinder auf den Rücken des zu Boden gezwungenen Gegners und zerbläut mit beiden Fäusten weidlich dessen Breitseite, während dieser, ohne sich die Laune verderben zu lassen, aus Kräften auf die Dielen lostrommelt. Der derb parodistische Beigeschmack dieses Ringtanzes thut ihm in den Augen der belustigten, aus allen Stämmen zusammengewürfelten Bauernschaar keinen Abbruch.

So unglimpflich wie die Gebirgler, die tanzlustigsten von allen, treiben's die gesetzteren Franken nicht. Ihr „Fingerlntanz“, ein neckischer Gebärdentanz, dürfte wohl mit dem vogtländischen „Winker“ nicht nur Wesen und Inhalt, sondern auch die Weise eigen haben:

„Ich sag Dir's fein: Hüt' Dich fein!
„Laß Dich mit kei'm Andern ein!“

Der „Bandeltanz!“ Aus der Schaar der Laufener Salzschiffermiliz, die im Andenken alter Privilegia mit blinkenden Waffen und wehender Fahne zum Volkstrachtenfest aufzogen, lösten sich 18 stämmige Bursche. Flugs legen sie die Scharlachröcke und Korsikanerhüte mit dem grünrothen Federstutz ab und hemdsärmelig, im grünen oder rothen Brustlatz, das grüne Käppchen auf dem Kopfe, richten sie nach dem Kommando ihres Platzmeisters eine hohe, blauweiße Stange auf, den „Baum“, das Symbol des ursprünglichen „Mayen“, um den, wie einst germanische Jünglinge der Frühlingsgottheit zu Ehren, so im Mittelalter flinke Knaben den „Lenz zu grüßen“ ihren Reigen getanzt. Nach ältester germanischer Sitte, die den Tanz „tritt“, statt zu hüpfen oder springen, wird angetreten, jeder hascht nach einem der vom Gipfel niederflatternden schwarz-roth-weißen Bänder und nach dem Klang der Bratsche verschlingen in taktmäßigem behenden Schritt der Tänzer die Farben des Reiches sich zu einem dicht den blauweißen Stamm umfassenden Gewinde. „Gucket, wie die Bändeln jetz' all eins sin',“ belehrt der gravitätisch auf sein „Familiendächle“ gestützte Schwabe mit dem Schaufelhut und gelbgetupften Proviantbündel seine Weiberleute.

Da sind noch andere Tänze, der „Schuhplattler“, der „Barchtentanz“, der „Siebensprung“, bei welchen bald Männer allein, bald Männlein und Weiblein gegeneinander tanzen. Doch wenn's auch nur Männer sind, so dreht jeder Bursch sich doch wohl deshalb so gewandt, stampft nur deshalb so kräftig als möglich, um seiner Dirn zu gefallen, denn die Liebe, die hier den Ton angiebt, wird, wenn die Sagen und Berichte, die allen diesen Tanzgebräuchen zu Grunde liegen, längst verklungen sind, doch die Triebfeder bei allen Tänzen sein.

Kann man Pflanzen wachsen sehen?

Von superklugen Leuten behauptet man, daß sie das Gras wachsen hörten — Keiner von ihnen konnte jedoch bisher einen unumstößlichen Beweis dafür erbringen. Daß man aber das Gras wachsen *sehen* kann, ist jetzt durch wissenschaftliche Beobachtungen festgestellt. An unserem Ray- oder Timotheegras oder auch an Getreidehalmen wird man freilich mit solchen Beobachtungen kein Glück haben; man muß sich dazu schon das gewaltigste aller Gräser, das Bambusrohr, aussuchen. Längst hat das erstaunlich rasche Wachsthum der Bambushalme die Aufmerksamkeit der Botaniker erregt, und wiederholt sind von Fachleuten Messungen angestellt worden, um den Verlauf des Wachsthums zahlenmäßig zu bestimmen. Neuerdings hat Professor Gregor Kraus in Halle während eines Aufenthaltes zu Buitenzorg auf Java zwei Monate hindurch täglich an mehreren Halmen eines Bambusstockes den Zuwachs gemessen, was man sich keineswegs als ein ganz einfaches und müheloses Verfahren vorstellen muß. Nur so lange die Triebe nicht über zwei Meter hoch waren, konnte der Professor sich zum Messen eines Bandmaßes bedienen und die Arbeit allein besorgen. Als die Stöcke größer wurden, mußte er einen Malaien zu Hülfe nehmen, der sich auf eine Leiter stellte oder in die älteren Bambusrohre kletterte, um das obere Ende für die Messung festzulegen. In den letzten Wochen reichte auch das nicht mehr aus; dann mußten aneinander gesetzte Bambusstangen benutzt werden. Die von Kraus ermittelten Zahlen lehren, daß die Bambus-Halme an jedem Tage durchschnittlich etwa um 20 Centimeter zunahmen. Doch ist das Wachsthum außerordentlich unregelmäßig. Der größte Zuwachs wurde an einem der Halme am 22. Dezember 1893 beobachtet; der Halm verlängerte sich an diesem Tage um nicht weniger als 57 Centimeter, das macht auf die Stunde durchschnittlich 2,37 Centimeter und auf die Minute fast $^{3}/_{10}$ Millimeter. Man hatte also hier wirklich dem „Wachsen des Grases“ zusehen können. Am nächsten Tage wäre das bedeutend schwieriger gewesen, denn da betrug der Zuwachs während 24 Stunden nur 3 Centimeter. Ueber die Gründe dieser sonderbaren Unregelmäßigkeit im Wachsthum läßt sich noch nichts sagen, jedenfalls hängt sie nicht von der Witterung ab, da diese in Buitenzorg von wunderbarer Einförmigkeit ist. Man hat ein derartiges „stoßweises Wachsthum“ auch an anderen Pflanzen beobachtet, z. B. an Georginenstengeln und am Blatt der Victoria regia. Letzteres giebt übrigens auch ein gutes Beispiel für rasches Wachsthum ab. Der verstorbene Königsberger Botaniker Caspary hat beobachtet, daß ein Viktoriablatt in 24 Stunden um 30,8 Centimeter in die Länge und um 36,7 Centimeter in die Breite wuchs, das macht in der Minute $^{1}/_{4}$ Millimeter Breitenzuwachs. Die größte Wachsthumsgeschwindigkeit im Pflanzenreich ist von Prof. Askenasy in Heidelberg an den Staubfäden des Roggens und Weizens festgestellt worden. Diese verlängern sich nämlich nach dem Auseinanderweichen der sie eine Zeit lang einzwängenden Spelzen so schnell, daß sie in weniger als einer Stunde von 2—3 Millimeter Länge auf 12—15 Millimeter heranwachsen.

Reitende Ameisen.

Schon vor langer Zeit hatte der bekannte Asienforscher Adolf Bastian im östlichen Asien berittene Ameisen gesehen; diese erstaunliche Entdeckung erregte jedoch in den Kreisen der Fachgelehrten allgemeines Kopfschütteln. Lange Zeit blieb sie ungeglaubt, bis sie endlich vor einigen Jahren von anderer Seite ihre Bestätigung fand. Karl Meißen veröffentlichte damals die Resultate seiner Beobachtungen an der in Siam lebenden kleinen, matt grauschwarz gefärbten Ameisenart, welche sich vorzugsweise an feuchten Orten, z. B. in Baderäumen, aufhält, wo man sie häufig in breiten Kolonien von beträchtlicher Länge sich fortbewegen sieht, irgend einer Nahrungsquelle zu. Die Thiere leben von Stoffen animalischen Ursprungs. Das Arbeitervolk mißt an Körperlänge etwa die Hälfte unserer gewöhnlichen Waldameise. Inmitten der Kolonien marschiren nun in gewissen Abständen einzelne bedeutend größere Thiere, ab und zu aber erscheint, langsam und bedächtig einherschreitend, ein wahrer Ameisenkoloß, ein Elephant im Vergleich zu den übrigen. Sein dicker, glänzend schwarzer Kopf ist größer, als der ganze übrige Leib und auf seinem Körper reitet oder sitzt zeitweise eine der kleinen Arbeiterameisen. Von Zeit zu Zeit kommt plötzlich mehr Bewegung in das „Reitthier“, es durchbricht die marschirende Kolonne und rennt mit seinem Reiter außerhalb derselben eine Weile wie besessen umher, um danach wieder in Reih' und Glied zurückzukehren und sich zu beruhigen. Wie man diesen sonderbaren Vorgang zu erklären hat, ist nicht ohne Weiteres ersichtlich, es ist aber bekannt, daß die Ameisen wohldisziplinirte Heere haben und auch eine geordnete Polizei unterhalten. Demnach kann man vielleicht daran denken, daß der kleine Reiter ein „Ameisengeneral“ ist, der sich beim Inspiziren der Truppen eines Reitthieres bedient oder die berittenen Thiere neben der großen Masse der Infanterie die Vertretung der Reiterei bilden. Oder vielleicht besteht auch bei den Ameisen das anderwärts so bewährte Institut der „berittenen Schutzleute“. Jedenfalls giebt die interessante Erscheinung, die übrigens den Siamesen selbst längst bekannt ist, der Phantasie wie der nüchternen Forschung genügend Anlaß zur Thätigkeit.

Zwei neue Prachtwerke.

Die große Masse marktgängiger Waare auf litterarisch-künstlerischem Gebiete schafft für den Geschenkkaufenden zu Weihnachten eine ordentliche Verlegenheit — zumeist äußerlich schön hergerichtete Sachen, aber ohne inneren Werth! Was soll man da kaufen, um dem Beschenkten nicht nur eine momentane Freude, sondern auch einen dauernden Genuß zu bereiten? — Für diesen Zweck ist wohl nichts geeigneter, als der *Prachtband* **„Moderne Kunst in Meisterholzschnitten“** (Verlag von Rich. Bong, Berlin W), deren neunter Band eben erschienen ist, oder das nationale Prachtwerk „*Kriegserinnerungen*: **Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben**“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W). Das erstere ist ein Kompendium der hervorragendsten Kunstschöpfungen, die im Laufe des Jahres von den Künstlern aller Nationen hervorgebracht worden sind. Es ist eine stolze Reihe von Namen, deren sich das nunmehr im zehnten Jahrgange stehende Unternehmen als Mitarbeiter rühmen kann. — Dem künstlerischen Theil der „Modernen Kunst in Meisterholzschnitten“ stellt sich der belletristische und litterarische ebenbürtig zur Seite, so daß dieses Prachtwerk, bei dem billigen Preise von 18 Mark pro Band, als eins der werthvollsten Geschenke erscheint.

Die „Kriegserinnerungen“, welche zunächst lieferungsweise erschienen sind, liegen jetzt in einem glänzend ausgestatteten

Prachtbande vor und bilden mit ihren 15 farbigen Extra-
Kunstblättern, ihren 20 Voll- und doppelseitigen Bildern und
den überaus zahlreichen Text-Illustrationen und Portraits die
hervorragendste Erscheinung des an patriotischen Büchern
reichen Jubiläumsjahres. Die Söhne des Kaisers sollen jedem
Heft bei seinem Erscheinen entgegengejubelt haben, so hatte
sie schon der Anfang entzückt. Im Gegensatz zu anderen
Veröffentlichungen, die sich mit den Ereignissen des Jahres
1870/71 beschäftigen, handelt es sich hier um eine lebhafte
Darstellung der Einzelerlebnisse der Mitkämpfer durch diese
selbst. Es ist ein Ruhmes-Album der deutschen Armee, in
das jeder Krieger den bescheidenen Antheil, den er an der
Wiedererrichtung des deutschen Reiches genommen, in der ihm
eigenthümlichen schlichten Sprache selbst erzählt. Bürgt der
Name des Herausgebers, des Generalmajors z. D. Freiherrn
Friedrich von Dincklage-Campe, der sich der Redaktion des
groß angelegten Werkes unterzogen, für die militärische Korrekt-
heit, so liegt der Hauptreiz des originellen Unternehmens in
der Heranziehung der ihre eigenen Erlebnisse erzählenden Mit-
arbeiter. Jedem Erlebniß ist das Portrait des Haupthelden
beigegeben. Hervorragende Thaten sind durch zahlreiche Text-
bilder veranschaulicht, deren Reihenfolge durch große Vollseiten-
Illustrationen unterbrochen wird. Das Ganze ist ein Volks-
buch im besten Sinne des Wortes, ein nationales Prachtwerk,
das auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollte, zumal die Volks-
thümlichkeit des Unternehmens sich in dem überaus billigen
Preise von 10 Mark für den Band ausspricht.

„Glücksspiel am Hofe.“

Von **Carl Ed. Klopfer**

ist der Titel des neuesten, **eigens für „Für Alle Welt“** geschriebenen, sensationellen Romans, mit dessen Veröffentlichung wir in Heft 13 beginnen werden.

Der geistvolle, rühmlichst bekannte Verfasser schildert darin die Intriguen eines Ministers, der Zwietracht in die königliche Familie sät und die rechtmäßige Erbfolge zu zerstören trachtet; er zeichnet das Leben des Königs und sein Ringen um das eigene und das Glück seiner Unterthanen überaus packend und der Faden der Handlung verwirrt sich in den dramatischen Momenten, an denen der Roman ungemein reich ist, und löst sich immer wieder in so überraschender Weise, daß bei dem Leser bis zum Schluß eine fieberhafte Spannung erregt und erhalten wird.

Das außerordentliche Milieu und die ganz besondere Eigenart des Werkes veranlassen uns, unsere Leser schon jetzt auf den Roman aufmerksam zu machen.

Die Redaktion.

Spielecke.

Kombinations-Räthsel.

Lotte Ruhe Locke Hein Elle
Eid Acht Alter Inn Achse

Jedes der obigen zehn Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben in ein anderes Wort verwandeln. Sind die richtigen Wörter gefunden, so kann man aus ihren Anfangsbuchstaben und aus den Anfangsbuchstaben der gegebenen Wörter ein bekanntes Sprichwort bilden.

Auflösungen aus Heft 10.

Skat-Aufgabe.

Im Skat liegen Treff-9, Treff-7. B hat: Coeur-Bube, Carreau-Bube, Pique-König, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-Dame, Coeur-8, Coeur-7, Carreau-Aß. A spielt zuerst die beiden Buben, dann entweder Coeur-9 oder Carreau-8. Die Gegner machen nur zwei Stiche mit 29 Points.

Diamant-Räthsel.

			F			
		E	r	z		
	E	b	e	r	s	
F	r	e	y	t	a	g
	P	a	t	t	i	
		M	a	x		
			g			

Füll-Räthsel.

M	a	K	A	r	t
A	d	a	g	i	o
B	a	s	a	l	t
N	e	p	t	u	n
B	r	a	h	m	s
S	i	r	e	n	e

Räthsel.

Venus.

Dechiffrir-Aufgabe.

Ich glaube, noch im Grabe
Kränken mich zwei Verluste:
Die Stunden, die ich verärgert habe
Und die ich verwarten mußte.

Inhalt des elften Heftes.

Anzeigen.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. — Druck von C. Grumbach, Leipzig, Querstr. 14.

Circus Bavaria.

Direktion;

DREXLER-LOBE.

Montag, 30. September, Nachmittags 4 Uhr:

Grosse Extra-Fest-Vorstellung.

Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung:

CONCERT

von der eingenen Circus-Kapelle unter Leitung des Kapellmeisters Herrn **Staneck.**

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1. **Pas de deux gracieuse,** ausgeführt von Fräulein Elise und Herrn Napoleon.
2. **The Byrons** musikalische Excentric-Clowns.
3. **Mignon,** galizische Blauschecke, in Freiheit dressirt und vorgeführt vom Director **W. Drexler.**
4. **Mr. Charles** in seinen unübertrefflichen Flick-Flacks und Saltomartales zu Pferde.
5. **Original-August Busby** mit seinem kleinsten Elephanten der Welt Jumbo. (Parodie).
6. **Herr Romanus Drexler als Jokey zu Pferde.**

10 Minuten Pause. — Musik-Pieçe.

II. Abtheilung.

7. **(Volkstrachten-Vereine.)** Der Berchten-Tanz im Hochgebirge u. Salzburgischen im Original-Costüm getanzt. Nur noch in Zell am See üblich.
8. **Frl. Eugenie Lobe** in ihren graziösen Vor- und Rückwärtssprüngen zu Pferde.
9. **Die Modedame.** Höchst komisches Entrée von Clown **Guido** mit seinem August **Jack.**
10. **Monopol,** goldbrauner arabischer Hengst, in der hohen Schule geritten von Herrn **Richard Drexler jun.**
11. **Die beiden Pierrots Alfred** und **Oktave** mit ihren fliegenden Hüten.
12. **Signor Tanti** mit seinem vorzüglich dressirten Hund und Schwein.

Zum Schluss:

13. **(Volkstrachten-Vereine.)** Bandltanz **Verschiedene althistorische Tänze aus dem Bayrischen Gau** im Original-Costüm getanzt.

Die Direktion behält sich das Recht vor, die eine oder andere Nummer des Programmes zu ändern.

Buffet im Circus.

Der Zutritt zu dem Marstall ist nur den mit Logen- und Sperrsitz-Billets versehenen Circus-Besuchern gestattet.

Behufs Controlle ist der Billetstamm aufzubewahren, und beim Verlassen des Zuschauerraumes in der Pause ist es angezeigt, sich vom Billeteur eine Contre-Marke geben zu lassen.

Rauchen, sowie Mitbringen von Hunden ist polizeilich verboten. Billets sind nur zu der Vorstellung gültig, zu welcher sie gelöst sind.

In den Nachmittagsvorstellungen zahlen Militär vom Feldwebel abwärts halbe Preise und jeder Erwachsene hat das Recht ein Kind frei einzuführen.

Heute Abend halb 8 Uhr:

Grosse

Gala-Fest-Vorstellung.

mit neuem Programm.

Trambahn-Verbindung nach Schluss der Vorstellungen nach allen Richtungen.

Hochachtungsvoll

DREXLER-LOBE, Direktoren.

G. Schuh & Cie., München.

Norddeutsche Allgemeine

Abend-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte, Wilh. Scheller. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nootbaar, Adolf Steiner, William Wilkens. — Görlitz: C. Schoenwald. — Mainz: D. Frenz. — Minden: C. Marowski.

Wien: M. Du… England und … Etrangère, J…

Nr. 542. [36. Jahrgang.] **Berlin, Dienstag den 17. November 1896, Abends.**

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen; bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonn… ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei den betreffenden Postanstalten** … **Speditenre** und die **Expedition** dieser Zeitung, **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.** sowie die **Post-Expeditionen für 8 Mark** inkl. Bestellgebüh… die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene, Landwirthschaftliche Beilage **60 Pf.** pro viergespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" … **und wird gleichzeitig Honorarangabe erbeten.** **Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung;** unbenutzte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden.

Politischer Tagesbericht.

Die gestrigen Verhandlungen des Reichstags über das vom Abg. Grafen Hompesch gestellte Auskunftsbegehren haben das für jeden ernsthaften Patrioten erwünschte Resultat gehabt, daß bezüglich der Folgen, welche sich aus den öfter erwähnten Veröffentlichungen der „Hamb. Nachr." ergeben konnten, nunmehr eine vollkommene Klärung und Beruhigung eingetreten ist. Se. Durchlaucht der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe konnte seine knappe, aber den Anforderungen der Gelegenheit vollkommen entsprechende Erklärung mit den Sätzen schließen: „Was die Wirkung betrifft, welche die jüngsten Veröffentlichungen auf die Stellung Deutschlands im Dreibunde und sein Verhältniß zu den übrigen europäischen Mächten gehabt haben, so freue ich mich, erklären zu können, daß die Wolke des Mißtrauens, welche sich im ersten Augenblick in einzelnen Schichten der Bevölkerung jener Länder gezeigt hat, wieder verschwunden ist, und daß unser Verhältniß zu unseren Verbündeten nach wie vor getragen ist von unbedingtem gegenseitigen Vertrauen! Desgleichen haben unsere Beziehungen zu Rußland keinen Augenblick aufgehört, gute und freundschaftliche zu sein." Diese keinem Zweifel oder Mißverständniß Raum gebenden Worte wurden vom gesammten Reichstag mit lebhaftestem Beifall aufgenommen.

Nicht minder gab die nationale Vertretung ihre volle Zustimmung kund zu dem klaren und kraftvollen Resumé, mit welchem der Staatssekretair Freiherr v. Marschall seine lichtvolle Darlegung der deutschen auswärtigen Politik, die in ihren grundlegenden Prinzipien sich stets gleich geblieben ist, beschloß. „Die Linie der deutschen Politik", äußerte Freiherr von Marschall, „ist klar vorgezeichnet: treues, unentwegtes Festhalten an unseren Bündnissen mit Oesterreich-Ungarn und mit Italien, Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland auf der Grundlage, die ich vorhin angab, Erhaltung guter und freundlicher Beziehungen mit anderen Mächten in Achtung ihrer Rechte und nach Maßgabe der Achtung, die sie unseren Rechten gewähren. Bereitwilligkeit aller Zeit, unsere Machtstellung in die Waagschale des Friedens zu legen. Gestützt auf diese Politik, zuversichtlich vertrauend auf unsere Wehrkraft und alle Zeit entschlossen, nach außen hin die Einheit zu bekunden, die wir unserem großen Kaiser und seinem ersten Staatsmann verdanken, ist für den Deutschen auch heute kein Anlaß zu irgend einer Besorgniß. Wir können getrost uns der Pflege unserer realen und idealen Güter widmen und voll Zuversicht in die Zukunft schauen."

Die Reden der Reichstagsabgeordneten, worin die Stellungnahme der Parteien zu der verhandelten Angelegenheit zum Ausdruck kam, hielten sich fast durchaus im Einklang mit der patriotischen Absicht, von der die regierungsseitig gegebenen Erklärungen geleitet waren. Vorherrschend gab sich die Befriedigung kund, daß jeder Anlaß zur Beunruhigung, wenn eine solche wirklich vorhanden gewesen, nunmehr beseitigt sei.

Wie die deutsche Volksvertretung sprechen sich auch die Blätter in den mit Deutschland verbündeten Reichen sehr befriedigt über die gestrigen Erklärungen der Reichsregierung aus, indem hervorgehoben wird, daß der Dreibund dadurch eine neue Kräftigung erfahren habe. Das „Neue Wiener Tagblatt" sagt: „In Oesterreich-Ungarn und Italien wird man mit besonderer Sympathie von den über jeden Zweifel korrekten und loyalen Erklärungen der Reichsregierung Kenntniß nehmen. Die Debatte zeigte auch deutlich, welchen großen Werth die politischen Kreise Deutschlands auf das ungetrübte Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn legen. Die Hamburger Enthüllungen haben auf einem Umwege die beruhigendsten Friedenserklärungen zu Stande gebracht." Die „Neue Freie Presse" sagt, der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe habe in der Beantwortung der beiden ersten Punkte der Interpellation nicht den Rahmen der gestellten Anfragen überschritten, er habe dagegen die dritte Frage ebenso ausführlich als warm beantwortet. Die Versicherungen des Fürsten zu Hohenlohe über das Verhältniß Deutschlands zu den Verbündeten seien das Werthvollste an seiner Antwort, denn sie beziehen sich auf die Gegenwart und werden den Rest des Mißtrauens, das die Hamburger Enthüllung rege machte, beseitigen.

Soweit noch aus dem übrigen Europa Zeitungsäußerungen vorliegen, sind auch diese einmüthig in der Anerkennung, daß der Verlauf der gestrigen Reichstags-Verhandlungen die Festigkeit der Bande erweise, welche den Friedensbund der drei mitteleuropäischen Großmächte verknüpfen. Von den leitenden englischen Blättern bemerkt die „Morning Post", „die Antwort des Fürsten zu Hohenlohe auf die Interpellation des Abg. Grafen Hompesch war durch die ganze Zurückhaltung gekennzeichnet, welche die öffentliche Meinung nach den Traditionen der Diplomatie voraussetzte. Die Rede des Staatssekretairs Freiherrn v. Marschall ist der augenscheinlichste Beweis dafür, daß die Regierung sich des Vortheils bewußt ist, den ihr die Enthüllungen gegeben haben". „Standard" sagt, der Reichskanzler und Freiherr von Marschall hätten den vorsichtigen Ton niemals fallen lassen und ihre Sprache den Anforderungen der Gelegenheit entsprechend abgemessen. „Daily News" bemerkt, die Debatte habe kaum ein bestimmtes Ergebniß geliefert. Der Geheimvertrag sei kein aggressiver gewesen, es sei deshalb kein Grund, weshalb die Kenntniß desselben Unruhe erregen sollte, er sei vielmehr seiner Natur nach ein Defensivvertrag gewesen und hätte deshalb bei einem friedlichen Staate gleichzeitig keinen Anstoß erregen können. Das Blatt bemerkt weiter, Bismarck sei noch immer eine bedeutende Macht in Deutschland, besonders im Süden. „Times" führt aus: „Das Versprechen, daß die deutsche Regierung Bismarcks Enthüllungen weder bestätigen noch ableugnen würde, ist strenge eingehalten worden. Es wurde nichts gesagt, was nicht schon lange allgemein bekannt war. Nachdem nunmehr jener unsinnigen und vielleicht sogar böswilligen Erfindung von englischen Einflüssen auf die deutsche Politik so kategorisch von der deutschen Regierung widersprochen ist, können wir hoffen, daß man davon nichts wieder hört oder daß sie jedenfalls bei Leuten mit gesundem Menschenverstande nicht länger Glauben findet. Diese Debatte im Reichstage ist, was sie auch sonst beweisen oder unbewiesen lassen mag, ein bündiger Beleg für die Festigkeit der Bande, welche den Dreibund knüpfen."

Aus **Rom** werden durch den Telegraphen Meldungen der „Agenzia Stefani" übermittelt, nach denen Se. Majestät der Kaiser Wilhelm an Se. Majestät den König von Italien eine herzliche Glückwunschdepesche anläßlich des **Friedensschlusses mit Abessynien** sandte. Auch dem Ministerpräsidenten Marchese di Rudini ließ Seine Majestät Seine lebhaften Glückwünsche zu dem Friedensschlusse zwischen Italien und Abessynien telegraphisch ausdrücken. Der Staatssekretair des Auswärtigen Amtes, Staatsminister Freiherr Marschall v. Bieberstein habe sich persönlich nach der italienischen Botschaft begeben, um dem Grafen Lanza im Namen der deutschen Regierung die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Der nach § 3 des Börsengesetzes vom 22. Juni dieses Jahres zu bildende **Börsenausschuß** besteht aus 30 Mitgliedern, von denen die eine Hälfte seitens der Börsen präsentirt, die andere direkt vom Bundesrathe gewählt wird. Der Börsenausschuß hat die Aufgabe, den Bundesrath mit Gutachten in Börsenangelegenheiten zu berathen. Für jetzt ist der Ausschuß erst provisorisch gebildet, weil das Börsengesetz erst mit dem 1. Januar n. J. in Kraft tritt. Dieser provisorische Börsenausschuß wird am Donnerstag im Reichsamte des Innern zusammentreten und vom Staatssekretair dieses Reichsamtes, Staatsminister Dr. v. Boetticher, begrüßt werden, um, nach der Wahl seines Vorsitzenden, über folgende Gegenstände zu berathen:

1. Entwurf von Bestimmungen, betreffend die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel.
2. Eingabe des Bundes der Landwirthe wegen Neuordnung der Verkehrsnormen an den Produktenbörsen.

Der provisorische Börsenausschuß besteht aus den Herren: Jean Andreae, Mitglied der Handelskammer in Frankfurt a. M., Graf v. Arnim, Besitzer der Standesherrschaft Muskau auf Muskau, Wilhelm Finck, Kommerzienrath in München, Adolf Emil Frentzel, Geheimer Kommerzienrath in Berlin, Hermann Frese, Mitglied der Handelskammer in Bremen, Gamp, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath a. D., Berlin, Haker, Geheimer Kommerzienrath und Obervorsteher der Kaufmannschaft in Stettin, Theodor von Haßler, Kommerzienrath, Reichsra… Bayern in Augsburg, Herz, Geheime… rath, Präsident des Aeltestenkollegiu… mannschaft von Berlin, Siegmund … Mitglied der Handelskammer in Ham… Jaunez, Guts- und Fabrikbesitzer, … elsaß-lothringischen Landwirthschaftsra… gemünd in Elsaß-Lothringen, Kaem… erster Vizepräsident des Aeltestenkollegi… mannschaft von Berlin, Graf v. Ka… gutsbesitzer auf Podangen bei Wormd… Hermann Klein, Präsident des b… schaftsraths in Werthheim in Bad… Kolbe, Mitinhaber der chemische… Heyden in Radebeul im Königreich … Lexis, Professor in Göttingen, M. … direktor in Breslau, Fritz Mayer i… u. Co., Vorsitzender des Börsenvorsta… Ernst Felix v. Mendelssohn-Bar… heimer Kommerzienrath in B… Michaelles, Mitglied der Hand… Hamburg, A. v. Pflaum, Geheime… rath in Stuttgart, Franz Schröt… Kommerzienrath, zweiter Beisitzer … amts der Kaufmannschaft in Köni… Graf v. Schwerin-Löwitz, Rit… auf Löwitz in Pommern, Moritz … Bankier in Köln am Rhein, Freih… Soden, Reichsrath der Krone Bay… hofen in Bayern, Dr. Max Weber … Freiburg im Breisgau, Winkelman… rath auf Haus Köbbing bei Hiltrup … bezirk Münster, van der Wyngae… Vorsitzender des Verbandes deutsc… Berlin, Wilhelm Zeiler, Direktor … Kreditbank in Mannheim, Wilhelm … in Firma Zuckschwerdt u. Beuchel in…

Die heutige Sitzung des **Reich…** Allgemeinen das gleiche Bild wie d… dem Unterschiede, daß auf den Tribün… zahlreicher vertreten war. Auf der … standen die Interpellationen der A… und Genossen über das Duellwesen u… Brüsewitz. Am Bundesrathstische w… kanzler, Fürst zu Hohenlohe-Sch… sowie die Staatsminister und Staa… v. Boetticher, Frhr. v. Marsc… minister Schönstedt und Kriegsmini… anwesend. Die erste Interpellation … Wortlaut:

„Im Auftrage des Herrn Re… Herr Staatssekretair Dr. v. Bo… Reichstagssitzung vom 20. April … wortung der Interpellation Dr. … aus Anlaß des Duells Schrader … war, die Erklärung abgegeben, daß … kanzler „in ernste Erwägungen dar… ist, welche Maßregeln zu ergreifen … eine Sicherung und Achtung der S… samer als bisher zu erreichen". … dieser Erwägungen mitzutheilen, … noch nicht abgeschlossen sind, zur … lich. Am Tage darauf, am 21. … der Reichstag einstimmig den Antra… „die verbündeten Regierungen zu … allen zu Gebote stehenden Mitteln … Strafgesetzen im Widerspruch ste… wesen mit Entschiedenheit entgegen… zwischen hat das Duellunwesen … sich gegriffen, insbesondere in d… Offiziere und Beamten. Die von … verhängten Strafen sind mehrfach … digungen nahezu aufgehoben word… Ausführung des Reichstagsbeschl… nur von einem Ergebniß der oben … wägungen des Herrn Reichskanz…

Feuilleton der Norddeutschen Allg. Zeitung

Die Leonhardifahrt in Tölz.

„Bring an Leonhard guat ei'."

Diesen alten Spruch lassen sich am 6. November, dem Tage des heiligen Leonhard, im Isargelände wohl Zehntausend und mehr gesagt sein. 'S ist, von mehreren anderen kleineren Gebirgsdörfern abgesehen, heute Leonhardifahrt in Tölz, der Krone aller bäuerlichen Ortschaften Bayerns, und bei dieser frommfreudigen Wallfahrt zu Roß und Wagen darf man nicht fehlen. An St. Leonhardus, den vornehmen Liebling des fränkischen Königs Chlodwig I., den Täufling des Frankenapostels Remigius von Rheims, der dem Glanz des Hofs entsagt und die Ehren eines Bischofsstuhls ausschlägt, um in Klausnereinsamkeit durch Gebet zur Befreiung der Gefangenen und Heilung der Kranken zu wirken, bis er als Gründer des Klosters Noblac am 6. November 559 ein seliges Ende fand, denken freilich die Wenigsten. Die Feier gilt vielmehr dem „Viehpatron" des Gebirges, dem hl. Liendl, Lienhard oder Leonhard. Warum der Leibarzt der Königin von Austrasien just „guat fürs Viech" ist und der fränkische Heilige hauptsächlich Verehrung im bayerischen Oberlande genießt, bleibt noch aufzuhellen. Indeß ist die Zahl der an der oberen Isar St. Leonhard zu Ehren errichteten Kirchen so groß, daß man die Samstage im Juli als die Vorabende der betreffenden Kirchweihfeste die „Leonhardstäg" oder „goldenen Samstage" nennt. Von Alters her ward der Brauch geübt, am 6. November mit Rossen, Rindern und anderen Hausthieren feierlich dreimal um das Heiligthum des Schutzpatrons aller Thiere zu ziehen, damit diese kraft seines Segens gegen die Unbilden des Winters gefeit würden. An den Umzug schloß sich ein Fest mit Tanz und Musik, sowie ein Jahrmarkt, der für die winterlichen Bedürfnisse des weither zusammengeströmten Landvolkes sorgte.

In Tölz, das seit dem frühesten Mittelalter der Mittelpunkt des Verkehrs am Oberlauf der Isar ist, entwickelte sich die Leonhardifahrt, die oft 50 vierspännige „Truhen", wie die hohen bilderbemalten, kranzumwundenen zwölf- bis zwanzigsitzigen Kutschen heißen, mit Hunderten von Vor- und Nachreitern versammelte, besonders glänzend seit 1718 auf dem zum Kalvarienberg umgestalteten Höhenberg, der, ehe die Kelten an der Stelle des rhätischen Sulfa ihr Tollenz gegründet, in germanischer Vorzeit dem Frô heilig gewesen. Die Leonhardikapelle, die sich dort erhob, umkreisen wie zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch heute die bunten Leonhardstruhen, denn nicht nur die Gebirgler haben mit der ihnen eigenen Zähigkeit an der Vätersitte festgehalten, sondern durch das Hinzutreten von Städtern gewann die Feier eine neue allgemeine Bedeutung.

Drei Sonderzüge aus München bringen etwa ein halbes Tausend Festgäste. Die grüngraue Joppe und mehr noch die scharfgeschnittenen Köpfe auf schlankem Halse und sehnigem, geschmeidigem Körper bekunden bei Vielen die Abstammung aus dem Gebirge. Jener fährt Leonhardi nach Tölz, um alte „Gfreundt" (Angehörige) einmal wieder aufzusuchen. Viele eingeborene Städter aber treibt Schaubegier oder der Wunsch, bevor das Jahr zur Rüste geht, dem Gebirg noch einen schönen, durch kulturgeschichtliche Bedeutung verherrlichten Tag abzugewinnen. Vorläufig hüllt grauer Frühnebel noch Berg und Thal in seine feuchten Schleier, und die erwartungsvoll auslugenden Blicke der in langem Zuge zum Markt hinabwandernden Schaaren finden erst Angesichts der gastlich mit ihren blau-weißen Fahnen winkenden „Post" einige Befriedigung. „'S leid't noch a Maßl", denn erst um neun Uhr beginnt die Feier. Also flugs die Post gestürmt, hinein in Bauerstube, Nebenzimmer; Flur und Küche besetzt, um einen Krug zu erobern und ein Paar Bratwürstl, welche die Frau Posthalterin im Sonntagstaat eigenhändig aus dampfenden Riesenkesseln vertheilt. Aehnliches Treiben herrscht in den übrigen stattlichen Bräuhäusern. Doch plötzlich eilt Alles von Krug und Teller weg, drängt ins Freie und trachtet, so schnell als möglich den Gipfel des Kalvarienberges, zu dem verschiedene Pfade emporführen, zu gewinnen.

Drüben in Krankenheil, jenseits der Isar, sind die Trompeten laut geworden, und gravitätisch hat die Leonhardifahrt sich in Bewegung gesetzt. Eine feine graue Stimmung liegt über der Landschaft, die weiß-blauen und roth-goldenen Fahnen flattern im Morgenwinde, das Messingbeschläg der Zäume, die scharlachnen Decken, die das „Kummet" am Pferdehals schmücken, leuchten aus dem matten Luftton hervor, während mit wachsender Schnelligkeit der lange Zug von Wagen und Pferden sich die Bergstraße hinanschlängelt. Oben hat halb neugierig, halb andächtig die Menge Posto gefaßt vor der altersgrauen, schlichten, kleinen Leonhardikapelle, dem Zielpunkt des Festes. Ihr gegenüber erhebt sich, die Fassade der beiden barockisirenden Thürme dem Markte zugewendet, die Kreuzkirche, das fromme Werk eines einzelnen Mannes, Friedrich Nockhers, kurfürstlichen Einnehmers der wichtigen Tölzer Salz- und Zollstätte. Wer sich Zeit gönnt, kann auch in den unterirdischen Kerkerkapellen den glaubenseifrigen Sinn dieses Mannes bewundern, dem der Kalvarienberg selbst Namen und Ausgestaltung wie der mit Hülfe von Schulkindern aufgeführte Oelberg nebst der metallenen Kreuzgruppe von Christus und den Schächern seine Entstehung verdankt.

Aber draußen nahen bereits die Zugsvorreiter, lauter Tölzer Bürgersöhne, deren alteingesessene Geschlechter einst siegreich gegen die eingedrungenen Schweden gekämpft und in den Türkenkriegen dem Belgraderoberer Max Emanuel Schützen- und Flößerdienste gethan. Sie sehen schmuck aus im schwarzen städtischen Festgewand, das sie zur Unterscheidung von den Bauern tragen, den glänzenden Zylinder auf dem Kopf, die breite blauweiße Schärpe um die Schulter. Ihnen folgt ein mit grünen Buchs- und grauen Moosgewinden kunstreich gezierter, von zwei goldenen Barockengeln flankirter Wagen, dem eine Reihe von Geistlichen in Birett und spitzenbesetztem Chorrock, die brennende Wachskerze in der Hand, entsteigt. Sie stellen sich vor dem Eingange der Kirche auf; die rothröckigen kleinen Ministranten schwingen die Rauchfässer und bieten die Weihwedel dar. Ein Viergespann nach dem andern rollt, so rasch der knappe Raum es gestattet, heran, um den Segen zu empfangen. Auf ungesatteltem, nur mit einem Fuchs- oder Rehfell oder einem bunten Teppich behangenem Roß kommen die Knaben als kecke Reiter dazwischen. Dem Wagen der Geistlichkeit folgt der des Magistrats, wie alle anderen mit Laub- und Moosgeflecht, Blumen, Bändern und Fahnen reich und geschmackvoll aufgeputzt. Zu besonders stolzem Schmuck aber gereicht ihm der Löwe mit ausgestreckten Pranken auf dem Tölzer Wappenschild, das Kaiser Ludwig der Bayer dem am 1. November 1331 mit gleiche… München zum „Markt" erhoben… liehen. Der Magistratswagen w… rischen Postillonen in Gala m… prallsitzenden Knielederhose, dem … bordirten Frack, der rothen Weste u… glänzenden Lederzylinder mit den … schwankenden Federbusch gefahren un… flotte Ehrengarde in der That für di… Grauköpfe.

Der Wagen mit dem getreu… Leonhardikapelle schließt sich an. … welche guirlandengleich rings um di… Kapelle angebracht ist, die vor etwa … stiftete Weihegabe eines Bauern, d… bei der Leonhardifahrt scheute un… ohne Schaden zu nehmen oder zu … an dem winzigen Kontrefei der K… ist sie wohl wie die meisten dem… gebrachten „ex voto" aus dem … Pferde gefertigt.

Singende Kinder sitzen auf … folgenden Wagen. In ihre Stim… wie ein harmonischer Chor das … mit Glöckchen und allerlei glän… Zierrath behangenen Pferdegesch… entblößen vor dem Segen des Pr… lenker und Reiter das Haupt un… Gebet vorüber. Die berittene M… beim Strahl der endlich durch… erglänzenden Instrumenten eine alt… mit gesenkten Augen zählen die au… „Truhen" in langen Reihen gru… die Perlen ihren Rosenkranzes. … Gesichter und kernfrische Gesta… den Mädchen. Das silberver… bunten Seidenband der Schürz… hebt den kräftig elastischen … schimmert der Hals aus dem ge… dicke blonde und braune Zöpfe … grünkrempigen, mit Goldschnur … hütl hervor. Mitten unter de… sitzt auf jeder Leonharditruhe br… bewußt die „Bäurin", deren Ga… Lenker des betreffenden Gefähr… Ehre „den Leonhard' z' fahr'n". … wird mit dem Geschmack und…

x) Tulunusa

...Besserung der Reichsfinanzen das aus ...e des Reichs entnommene Moment des ...gegen die Forderung in Wegfall ge- ...arf wohl die Erwartung gehegt werden, ...stag einem allseitig anerkannten Be- ...Marine jetzt Rechnung tragen wird.

...kürzlich im Reichsamt des Innern ...treters des Reichs und der Bundes- ...enen Gebieten Börsen sich befinden, er- ...ung über die Ausführung des Börsen- ...die Gestaltung der **Preisnotirungen** ...erörtert worden. Das Börsengesetz ...Preisnotirung an den Produktenbörsen ...vor, welche bezwecken, eine der wirk- ...es Börsenverkehrs entsprechende Preis- ...herbeizuführen und einheitigen Bein- ...Notiren vorzubeugen. Zu Er- ...Börsennotizen ist die Her- ...Nachrichtenwesens beabsichtigt, wel- ...in den Produktionsgebieten des ...halb des Großverkehrs der Börse ...ebiete schnell zur Kenntniß weiterer ... Zu diesem Zweck sollen die bestehen- ...ngen der Marktpreisstatistik nutzbar ..., wie sie namentlich für den Bedarf ...rwaltung bereits Verwerthung findet. ...ausschreibungen werden auf dem ge- ...häftsgebiete etwa 30 bis 40 Ortschaften ...rden, in denen die Preisbildung, ohne ...ichen Schwankungen an den Börsen ...telbar beeinflußt zu werden, für ...Wirthschaftsbezirk als typisch ... Die Marktkommissionen bleibt ...ln angewiesen werden, die Fest- ...Markttages alsbald, nachdem sie er- ...graphisch an eine bestimmte Zentral- ...n. Als Getreidegattungen kommen ...n, Gerste und Hafer in Betracht, hin- ...soweit thunlich, die für gute, mittlere ...rte gezahlten höchsten und niedrigsten ...n sein würden. Vorausgesetzt wird, ...kommissionen in der Lage sein werden, ...ttage zusammentreten und die Fest- ...ehmen. Die Mittheilung der Preis- ...des Markttages soll vom 1. Januar ... In Preußen werden nach der Anwei- ...ung der Preise für Naturalien und ...ürfnisse vom 27. September 1893 ...nissionen durch den Gemeindevorstand ...ben ein) Mitglied des letzteren zum ... Sie sind den örtlichen Verhältnissen ...er Weise zusammenzusetzen, daß den ...onsumenten und Produzenten möglichst ...nung getragen wird. Wo kaufmän- ...ionen oder Handelskammern bestehen, ...e derselben zuzuziehen. In kleineren ...ibt es dem Ermessen des Gemeinde- ...eimgestellt, von der Bildung einer ...n abzusehen und den Obliegen- ...rzunehmen.

...M. tritt, wie schon erwähnt, hier ...reter der Aerztekammern erweiterte ...liche Deputation für das Me- ...unter Vorsitz des Ministerial- ...v. Bartsch zusammen. Die Be- ...en sich mit einem für den ärztlichen ...s wichtigen Gegenstande beschäftigen. ...dnung sieht bekanntlich die **Aerzte ...treibende** an. Mit Rücksicht hier- ...Minister der Medizinal- ꝛc. Ange- ...dem seit Emanation der Gewerbe- ...Jahre verflossen sind, durch die in ...chen Deputation für das Medizinal- ...n Sachverständigen eingehend geprüft ...er durch die Gewerbeordnung ge- ...reiheit sich bewährt hat oder nicht, ...bloß für die Aerzte selbst, sondern ...blikum. Aus der Erörterung der ...erzte vor und nach Erlaß der Ge- ...owie aus der Prüfung der Vortheile ...früher bestandenen und jetzt be- ...zustandes wird sich ergeben, ob eine ...gesetzlichen Bestimmungen rathsam ...dies der Fall sein, so wird man sich ...schlüssig machen müssen, in welcher ...Stand fortan gewerblich zu er- ...würde. Anderenfalls bliebe es er- ...eine Ergänzung der gesetzlichen Vor- ...swerth wäre.

...chau im Auslande.

...mbert von **Italien** genehmigte, ...nzia Stefani" meldet, gestern ...atifikation des Friedens ...it Abessinien. Die Regierung ...graphisch den Major Nerazzini, ...mitzutheilen. Das Parlament ...ember einberufen werden. Die ...ldet, man erwarte, daß König ...Depesche an den Negus Menelik ...Sobald diese Depesche in Schoa

angekommen sein werde, werde mit der Zusammenziehung der Gefangenen, die einem Delegirten der italienischen Regierung übergeben werden sollen, begonnen werden. Das Blatt fügt hinzu, in Anbetracht des Umstandes, daß die Gefangenen im Lande sehr zerstreut sind, glaube man, daß sie erst in einigen Monaten werden an der Küste eintreffen können.

Der **französische** Deputirte Deloncle, welcher seit langer Zeit in Beziehung zum Negus Menelik steht, erklärte einem Interviewer gegenüber, er halte es für wahrscheinlich, daß die europäischen Mächte die Neutralisirung Aethiopiens proklamiren werden.

Nach Berichten aus **Konstantinopel** sollen in Canea Plakate aufgefunden sein, welche die Muhammedaner zum heiligen Kriege gegen die Christen auffordern.

Aus **Kuba** immer dasselbe: „General Weyler verfolgt lebhaft Maceo, welcher es noch immer vermieden hat, eine Schlacht zu liefern." 482 Aufständische sollen sich den spanischen Militairbehörden gestellt haben, um sich zu unterwerfen.

Das „Reutersche Bureau" läßt sich aus **Washington** telegraphiren: „Es wird aus sicherer Quelle gemeldet, daß Spanien den General Weyler dränge, die Operationen gegen die kubanischen Aufständischen mit Nachdruck zu führen. Man glaubt hier, daß, wenn nicht General Weyler noch vor Zusammentritt des Kongresses der Vereinigten Staaten am 7. Dezember einen entscheidenden Sieg davonträgt, er wahrscheinlich abberufen werden wird. Sollten die Spanier erfolgreich sein, werde Präsident Cleveland bei der Politik, sich nicht in die Streitigkeiten zu mischen, beharren; sollte aber General Weyler geschlagen werden, werde der Präsident möglicher Weise nicht länger zögern, in der demnächst erscheinenden Botschaft an den Kongreß die Anerkennung der Aufständischen als kriegführender Macht anzurathen." Daß General Weyler innerhalb der nächsten Wochen über die Aufständischen einen „entscheidenden Sieg" erficht, ist ebenso unwahrscheinlich, wie umgekehrt, daß die Insurgenten den Spaniern den Garaus machen. Die Bedingungen der Kriegführung auf Kuba schließen eben jede rasche Entscheidung aus.

Deutsches Reich.

Hof- und Personal-Nachrichten.

* Se. Majestät der Kaiser unternahm gestern Nachmittag einen Spaziergang in die Umgebung des Neuen Palais und verblieb, von diesem zurückgekehrt, bis zur Abendtafel im Arbeitszimmer. Zu letzterer war Freifrau v. Lyncker mit einer Einladung beehrt worden.

Heute Vormittag empfing Se. Majestät den kommandirenden General des 16. Armeekorps, General der Kavallerie Grafen von Haeseler, zur Meldung und arbeitete darauf längere Zeit mit dem Chef des Militairkabinets, Generaladjutanten, General der Infanterie v. Hahnke, welcher sich gleichzeitig vor Antritt seines mehrwöchigen Urlaubs abmeldete. Von 11 Uhr Vormittags ab gewährte Se. Majestät dem Maler Koner aus Berlin wiederum eine Sitzung und empfing um 12¾ Uhr den Landrath Kögel, welcher die Ehre hatte, die Orden seines verstorbenen Vaters in die Hände Sr. Majestät zurückzulegen. Um 1 Uhr nahm Allerhöchstderselbe eine Reihe militairischer Meldungen entgegen, gewährte dem neu ernannten spanischen Militairattaché, Oberst Reinlein, eine Audienz und gedachte Abends um 6 Uhr das Diner im Kreise des Offizierskorps des 1. Garde-Ulanenregiments in Potsdam einzunehmen.

* Der Herzog und die Herzogin von Ratibor sind heute früh aus Schloß Rauden hier eingetroffen und haben im Hotel Bristol Wohnung genommen.

* Fürst Czartoryski ist gestern aus Paris hier angekommen und im Monopol-Hotel abgestiegen.

* Der Chef des Militairkabinets, Generaladjutant, General der Infanterie v. Hahnke, welcher an einem Lungenspitzenkatarrh leidet, tritt morgen früh einen mehrwöchigen Urlaub nach Meran in Tirol an und wird für die Dauer seiner Abwesenheit im Militairkabinet von dem Oberst v. Villaume vertreten.

* Der kaiserliche Gesandte in Peking, Wirkl. Geh. Rath Frhr. Schenck zu Schweinsberg, ist gestern hier eingetroffen und im Hotel Kaiserhof abgestiegen.

* Der Wirkl. Geh. Rath Graf zu Limburg-Stirum, Mitglied des Staatsraths und des Abgeordnetenhauses, ist gestern aus Groß-Peterwitz hier angekommen und im Monopol-Hotel abgestiegen. Dort hat auch der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. v. Esmarch aus Kiel Wohnung genommen.

* Der Schloßhauptmann und Kammerherr Freiherr v. Solemacher-Antweiler, Mitglied des Herrenhauses, ist gestern aus Bonn hier angekommen und im Hotel Royal abgestiegen.

* Der Kammerherr und Hoftheater-Intendant v. Lepel-Gnitz ist gestern aus Hannover hier eingetroffen und im Hotel Continental abgestiegen.

* Der General Massalsky ist aus Petersburg gestern hier eingetroffen und im Nationalhotel abgestiegen.

* Der niederländische Gesandte in Wien, van der Hoeven, hat sich nach längerem Aufenthalt hier gestern nach Holland begeben.

* Der niederländische Ministerresident Jonkheer van Eys ist gestern aus dem Haag hier eingetroffen und im Zentral-Hotel abgestiegen.

* Der englische Finanzagent in Konstantinopel, Sir Edgar Vincent, hat sich nach mehrtägigem Aufenthalt hier gestern nach London begeben.

* Generalsuperintendent Dr. Ernst hat, wie der „Rh. Kur." meldet, den Wünschen der ganzen nassauischen Geistlichkeit entsprechend, sein Abschiedsgesuch zurückgenommen und wird nach Ablauf seines Urlaubs seinen Posten wieder übernehmen.

* Der Regierungsassessor Reinecke zu Strasburg i. Westpr. ist dem Landrathe des Kreises Bersenbrück und der Regierungsassessor v. Puttkamer aus Posen dem Landrathe des Kreises Strasburg zugetheilt worden.

* Der Privatdozent Dr. Pieper zu Münster in Westf. ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der dortigen Akademie ernannt.

* Der Hausinspektor der Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde, Dr. R. v. Büttner, welcher 30 Jahre der Anstalt seine ersprießlichen Dienste gewidmet hat, ist vorgestern im 68. Lebensjahre gestorben.

Politische Nachrichten.

* Für **Württemberg** ist die Niedersetzung einer Kommission zur Mitwirkung an den anläßlich der zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches erforderlichen Arbeiten angeordnet. Zum Vorsitzenden der Kommission, die am Donnerstag ihre erste Sitzung abhält, wurde Prof. Dr. v. Mandry aus Tübingen berufen.

* In **Sachsen** hatten die Konsumvereine an das Ministerium des Innern eine Eingabe gerichtet, in welcher sie bitten, von der Einführung der geplanten Umsatzsteuer Abstand zu nehmen.

Parlamentarisches.

* Der Reichstagsabg. **Fürst zu Fürstenberg** hat an die Wähler des Wahlkreises Donaueschingen folgendes offene Schreiben gerichtet:

„In dem Augenblick, wo ich im Begriff bin, auf ärztliche Anordnung behufs Wiederherstellung meiner Gesundheit einen voraussichtlich längeren Aufenthalt in südlichem Klima zu nehmen, fühle ich es als eine Pflicht, meinen Wählern zu sagen, daß ich es schmerzlich bedauere, sie während der soeben begonnenen Wintersession des Reichstages in Berlin nicht vertreten zu können. Zwar darf ich hoffen, auch während meiner Abwesenheit in der Ferne nicht ohne Verbindung mit den parlamentarischen Arbeiten zu sein, indessen werde ich immer für jene Zeit das Bewußtsein entbehren, meine Aufgabe als Volksvertreter so erfüllen zu können, wie es bei der Annahme der Wahl erhofft werden durfte. Ich habe bisher darauf verzichtet, im Reichstage auf die größere Oeffentlichkeit wirken zu wollen, weil für jeden gewissenhaften Mann zur vollen Beherrschung des gesetzgeberischen Stoffes und der formalen Voraussetzungen aller parlamentarischen Thätigkeit eine längere Vorbereitungszeit erforderlich ist; doch bin ich seit meinem Eintritt in die Vertretung des deutschen Volkes redlich bemüht gewesen, den durch meine Abstimmung in jeder wichtigeren Frage zum Ausdruck gebrachten politischen Ueberzeugungen in allen mir zugänglichen Richtungen nach dem Maße meiner Kräfte Geltung zu verschaffen. Meinem Wahlkreis danke ich von Herzen für die vielen Zeichen freundlicher Zustimmung zu der bisher von mir eingenommenen Haltung wie für die zahlreichen Anregungen, welche aus seiner Mitte mir zugegangen sind. Manchen von den an mich herangetretenen Wünschen, die sich mit dem öffentlichen Interesse deckten, habe ich zur Erfüllung verhelfen können, allen habe ich meine eifrige Fürsorge gewidmet. Mögen deshalb meine Wähler vorerst den guten Willen für die That nehmen und sich versichert halten, daß ich die Rechtfertigung des mir durch die Wahl in den Reichstag erwiesenen Vertrauens auch nach wie vor als meine ernsteste und höchste öffentliche Pflicht ansehe."

* An den Reichstag hat der Verband der **Invaliden, Veteranen** und **Militairanwärter** von Neuem eine Eingabe gerichtet. In derselben erbitten die Militairanwärter Anrechnung der militairischen Dienstzeit auf die Dienstaltersstufen, Umwandlung der diätarischen in etatsmäßige Beamtenstellen, Eintritt der Pensionsberechtigung nach 10jähriger Dienstzeit ꝛc. — Die Veteranen bitten um Einführung eines Reichs-Veteranengesetzes (Ehrensold) und die Militairinvaliden petitioniren um ungekürzte Belassung der für „immer" gewährten Pension bis zum Tode, Erhöhung der Pensionssätze, Entschädigung für Nichtbenutzung des Zivilversorgungsscheines (12 ℳ monatlich) und angemessenere Versorgung der Wittwen und Waisen.

* Der erste Vizepräsident des Herrenhauses Frhr. v. Manteuffel hat die **erste Sitzung** auf Freitag den 20. d. M., Nachmittags 2½ Uhr, anberaumt und die Konstituirung des Hauses, sowie die Wahl der Präsidenten und Schriftführer auf die Tagesordnung gestellt.

Militairisches.

* Aus München meldet das „Süddeutsche Correspondenzbureau": Die von der „Amberger Volkszeitung" verbreitete Nachricht über die Nichtbestätigung eines **Ehrengerichtsspruches** ist nach zuverlässigen Informationen nur zum Theil richtig. Der wesentliche Sachverhalt ist, daß gegen einen Offizier, welcher eine Herausforderung zum Zweikampfe abgelehnt hatte, wegen der Ablehnung der Forderung in diesem Einzelfalle kein ehrengerichtliches Verfahren angeordnet wurde, weil die Herausforderung als grundlos anerkannt worden ist. Bei den aus diesem Anlaß gepflogenen Erhebungen hatte sich aber der betreffende Offizier auf Befragen als prinzipieller Gegner des Zweikampfes bekannt. Dem hierüber ergangenen ehrengerichtlichen Spruche wurde die Allerhöchste Bestätigung versagt, weil in der Art und Form, in welcher der beschuldigte Offizier aus prinzipiellen Gründen sich als Gegner des Zweikampfes bekannte, an sich noch keine die Standesehre berührende Handlung oder Unterlassung zu erblicken sei, welche nach der Ehrengerichtsverordnung zum Gegenstand ehrengerichtlichen Verfahrens zu machen war. Eine Aenderung der Ehrengerichtsverordnung konnte seitens des Kriegsministeriums aus dem Grunde nicht verfügt werden, weil dasselbe für solche Aenderung nicht zuständig ist. Die von dem Kriegsministerium ergangene Ergänzung der Vollzugsvorschrift zur Ehrengerichtsverordnung enthält lediglich die Bestimmung, daß bei Zweifeln über die Auslegung und Anwendung der Vorschriften über die Behandlung der ehrengerichtlichen Angelegenheit die Entscheidung des Kriegsministeriums bezw. der Allerhöchsten Stelle einzuholen ist.

* Se. Majestät der **König von Württemberg** begeht im nächsten Monat das 25jährige Jubiläum als Chef des Dragonerregiments Nr. 26 (2. Württembergischen). Zu Ehren des hohen Jubilars veranstaltet das Regiment am 18. Dezember ein Reiterfestspiel, an dem über 300 Personen mitwirken. In dem Festspiel werden drei Zeitabschnitte zur Darstellung gelangen. Die erste Periode (Mittelalter) zeigt ein Turnier am Hofe Herzog Ulrichs von Württemberg; die zweite Periode (Rokokozeit) wird durch einen Jagdzug mit anschließender Quadrille veranschaulicht; die dritte Periode betrifft die Entwicklung des Regiments vom Jahre 1805 bis auf die Gegenwart; eine Reihe glänzender Reiterspiele in den Uniformen aus den Jahren 1805, 1844, 1864 und 1896 werden diese Zeit veranschaulichen.

Marine und Schifffahrt.

* Aus Anlaß der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers von Rußland in Kiel sind folgende Orden verliehen: Der St. Annen-Orden 1. Klasse: den Vizeadmiralen Koester und Thomsen; der St. Annen-Orden 2. Klasse mit Brillanten: dem Kapitain zur See Geißler; der St. Annen-Orden 2. Klasse: den Kapitains zur See Fritze, Credner, v. Dresky und dem Kapitain zur See z. D. Langemak; der St. Annen-Orden 3. Klasse: dem Lieutenant zur See Bach, dem Hauptmann v. Oppeln-Bronikowski und dem Premierlieutenant v. Fiedler vom 1. Seebataillon; der St. Stanislaus-Orden 2. Klasse mit Stern: dem Kapitain zur See Freiherr v. Bodenhausen; der St. Stanislaus-Orden 2. Klasse: dem Oberstlieutenant v. Hoepfner, dem Korvettenkapitain Brussatis, den Kapitainlieutenants v. Levetzow und Huß; der St. Stanislaus-Orden 3. Klasse: dem Lieutenant zur See Saxer, dem Unterlieutenant zur See Feldmann (Otto), den Premierlieutenants Freiherrn v. Liliencron und Roeschke, den Sekondlieutenants v. Hassel, Toelle, Perrinet v. Thauvernay und von Müller-Schubart.

Ausland.

* Von **Wien** sind der König und die Königin von Griechenland gestern Abend über Venedig nach Athen abgereist.

* Nach einer aus **Paris** vorliegenden Meldung wird im Verlaufe der Budgetdebatte der Finanzminister befragt werden, was er behufs Eintreibung der Rückstände aus der Anwaltssteuer im Betrage von sechs Millionen Francs zu thun gedenke. — Das französische Komité für die Befreiung Kubas erließ einen Aufruf an das spanische Volk, in welchem dasselbe aufgefordert wird, vom Kampf gegen die Kubaner abzustehen und gleich den Letzteren die Republik anzunehmen.

* Bei **Toulon** stießen während eines Seemanövers zwei Torpedoboote zusammen. Ein Matrose ist dabei ertrunken.

* Wie die „Agence Balcanique" aus **Sofia** meldet, ist der bisherige Privatsekretair des Ministerpräsidenten Stoilow, Petko Taptschileschtow, zum Generalsekretair im Ministerrathe ernannt worden. — In der letzten Sitzung des Gemeinderathes rief die Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung über den Beschluß des Gemeinderathes in der Frage der Kanalisation Sofias eine heftige Debatte hervor. Der Bürgermeister Natschowitsch und sechs Gemeinderäthe verließen den Sitzungssaal und demissionirten. Wie versichert wird, beharren Alle auf ihrer Demission. In diesem Falle wäre der Gemeinderath außer Stande, seine Thätigkeit fortzusetzen.

Aus Berlin.

* Der hier zu wissenschaftlichen Zwecken in der Nacht zum Sonnabend aufgelassene **Luftballon** ist nach einer Mittheilung der „Neu-Ruppiner Ztg." Sonnabend Vormittag zwischen Rheinsberg und Schwanen gelandet.

* **Prinz Bhanurangsi** von Siam besuchte heute Vormittag das Atelier des königlichen Hof-Photographen J. C. Schaarwächter, Leipzigerstraße 130, und verweilte daselbst über eine Stunde.

* Im Amateur-Atelier Franz Kühn, Behrenstraße 27, ist eine photographische Aufnahme der **Rekrutenvereidigung** am 12. d. M. erschienen, die einen interessanten Ueberblick über diese imposante militairische Feier gestattet und trotz des ungünstigen Lichtes die Einzelnheiten klar erkennen läßt.

* Von Interesse ist eine Bemerkung, die der zn-Berichterstatter an die Mittheilung knüpft, daß die **Arbeiter-Beisitzer** der deutschen Gewerbegerichte eine Lohnorganisation sämmtlicher Beisitzer mit dem Sitz in Berlin beschlossen haben; er schreibt: Die Arbeitgeber-Beisitzer sollen während ihrer außergerichtlichen Thätigkeit beaufsichtigt werden.

* In der städtischen **Margarethen-Schule** (Ifflandstr. 9—11) wird zu Gunsten der Schülerinnen-Bücherei Dr. Jaensch am Donnerstag über „Die fünf Sinne" im Thier- und Menschenleben sprechen. Beginn 6 Uhr Abends. Karten, 60 ₰, in der Buchhandlung von August Traeger, Ifflandstr. 8.

* Die herzoglich koburg-gothaische Hof-Schauspielerin Frl. **Adele Wienrich**, Kleiststr. 9, theilt uns mit, daß sie hier mit dramatischem Unterricht beginnen werde, der sich in oratischer Beziehung auch auf Nichtkünstler erstrecken wird.

me. Die Erwartung, daß in den Nächten zum Sonnabend und zum Sonntag prachtvolle **Sternschnuppenfälle** zu beobachten sein würden, hat sich nicht erfüllt. In der ersteren Nacht wurden nur drei solcher Fälle beobachtet, von denen einer ein farbenprächtiges Bild zeigte. In der folgenden Nacht hat ein Beobachter auch nicht einen einzigen Fall beobachten können; mit dem gleichen negativen Resultat gingen zahlreiche andere Aufpasser, die sogar das Tempelhofer Feld in Gruppen mit Zähneklappern belebten, mißvergnügt nach Hause.

* Eine **studentische Kundgebung** in der Duellfrage erfolgte gestern in einer Versammlung der Studirenden der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Mit 273 gegen 176 Stimmen wurde der Antrag abgelehnt, die Einrichtung eines Ehrengerichts zu befürworten, das für alle studentischen Kreise Deutschlands maßgebend sein solle und für die Abschaffung des Duells einzutreten habe.

me. Eine **Büste** aus Karraramarmor, welche den verstorbenen Vater des Prof. Dr. Schweninger darstellen soll, steht jetzt in Mailand einer ungewissen Zukunft entgegen. Prof. Sch. hatte auf Empfehlungen hin die Büste seines Vaters nach einer Photographie bei dem Bildhauer Soldini in Mailand bestellt, die Bestellung aber mit der Begründung zurückgezogen, daß die ihm zugesandte Photographie der in Gyps modellirten Büste gar keine Aehnlichkeit mit dem photographischen Bilde seines Vaters zeige. Soldini behauptete nun, daß ihm die Zurücknahme der Bestellung erst nach Fertigstellung der Büste in Marmor zugegangen sei; er reiste mit letzterer sogar nach Berlin, mußte sie aber wieder mit sich nehmen, da die von ihm behauptete Aehnlichkeit hier durchaus nicht anerkannt wurde. Seine Klage wegen des Honorars von 1000 ℳ wurde sowohl vom Landgericht, wie gestern vom Kammergericht abgewiesen, welch letzteres

---

...ber sucht in den Bräu- und Gast- ...aft und Labung. Dies Tölzer ...n 17. Jahrhundert es selbst dem ...hat und eine blühende Ausfuhr ...Jahre 1781 allein 109 Flöße mit ...nach der Hauptstadt lieferte, be- ...Ruhm. ...**Rathhäuser** stehen noch wie einst ...Wein wird in Tölz ... ...Zustand „auf weinige Weis ...tapfer gesetzt. Tiroler „Spezial" ...Scharniz nach Mittenwald und ...nderbleibsel der in der Zeit der ...eichen Wege wandernden und per ...aus weiter verfrachteten Waaren ...is ging ein gut Theil des Vene- ...Reichsstädte durch die Hände der ...auch den Personenverkehr Jahr- ...mittelten. Tölzer Fergen führten ...hen Kaiser Johannes Paläologus ...und weiter aus Hoflager des ...nach Ungarn. Tölzer Flößer ...die Kurfürst Max Emanuel vor ...versorgten und mit ihm in die ...e.

...nur noch Holzflöße isarabwärts, ...ist der Flößer ein Typus männ- ...er Bevölkerung. Kühn und sicher ...n und Büchse zu führen. Das ...t kennt eine „ritterliche Brüder- ...ihren Herzoge, die vom Jahre ...lgenden Jahrhunderts das schön- ...Vorliebe als Sommersitz ...ten, wenn sie auf Bären und ...anden der dortigen bürgerlichen ...mäßigen „Bortl" (Ehrenpreis) ...le, namentlich bei der Er- ...er von Oesterreich verdrängten ...er Max Emanuels, die als ...nacht ein so tragisches Ende ... ...laß erhebt sich ein Ritter mit ...Graubart mit dem Ritterorden ...r Kriegsmedaillen auf der

„Joppen" buchstabirt sich, die Sockelreliefs betrachtend, eben die Inschriften. „Zum Andenken Kaspar Winzerers, des dritten Pflegers von Tölz, der in der Schlacht bei Pavia König Franz I. gefangen nahm", auf der anderen Seite: „Napoleon III. nach der Gefangennehmung bei Sedan vor dem Deutschen Kaiser Wilhelm I." Es ist das Denkmal, das Veteranen aus Tölz und dem Isarwinkel den Gefallenen des Jahres 1870/71 errichtet. Die Widmung lautet:

„Dies Denkmal ist geweiht
Bayerns alter Heldenzeit.
Laßt uns gehen in Kampf und Streit
Für des Reiches Herrlichkeit."

„So is recht", murmelt der alte Soldat, nachdem er sich den Spruch laut vorgelesen. „Soll'n nur komma, dö Feind vom Deutschen Reich, warn's eahna scho zeig'n, wir vom Isarwinkel." Und stracks geht er zum Bräu und trinkt „oans" auf des Reiches Wohl und dann noch eins St. Leonhard zu lieb. Aber lange bleibt man heut nicht sitzen. Gegen vier Uhr leert sich der Markt, in dessen malerisch ansteigender Hauptgasse zu beiden Seiten Verkaufsstände aufgeschlagen sind. Die Sonderzüge nach nah und fern entführen die Fremden; auch Prinzessin Marie, die heuer, wie fast alljährlich Jemand vom königlichen Hause, der Leonhardifahrt angewohnt, kehrt nach München zurück, unerkannt von den Meisten. Wer den Abend noch in Tölz verbleibt, geht ins Bürger-Theater, das, eine Erinnerung der einstigen im Tanzhaus aufgeführten Passionsspiele, am Leonharditag den Festbeschluß macht.

Oder setzt er sich in heiterer Gesellschaft vielleicht doch in einem feuchtfröhlichen Grunde fest und singt zu guterletzt am Leonhardstag nach alter Weise:

„Bin i a Leanl *), bist Du a Leanl,
Sind unser Leanl zwoa,
Hab' i koa Geld, hast Du koa Geld,
O mei', wie wird's uns geh'. . . ."

Alex Braun.

*) Leanl im Hinweis an den unter der Statue des Heiligen befindlichen Klotz gleich Tolpatsch, Tölpel.

nur noch einen Beweis darüber anordnete, ob sich bezüglich der Reisekosten ein Anspruch auf Ersatz für den Kläger begründen könnte. Einen Ersatz in Höhe von etwa der Hälfte des Anspruchs, der dem italienischen Künstler für den Fall angeboten wurde, wenn er die Klage unter Tragung der Prozeßkosten zurücknähme, hatte dieser zurückgewiesen.

* Das Berolina-Panorama wird von jetzt ab während der Dauer seines hiesigen Aufenthalts an Sonn- und Feiertagen den Eintrittspreis auf 50 ₰ ermäßigen, um auch den breitesten Schichten der Berliner Bevölkerung die Besichtigung dieses ergreifenden Rundgemäldes möglich zu machen. Schon am heutigen Bußtag beträgt das Eintrittsgeld 50 ₰.

* Jüngst wurde aus Süddeutschland gemeldet, daß dort „Miß Wanda", die einst als „Königin der Luft" gefeierte Trapezkünstlerin gestorben sei. Das muß auf einer Verwechselung beruhen, denn wie der „Magd. Ztg." wohnt die ehemalige Miß Wanda, jetzt Frau Schwanbitz, genannt Frankhoff, in Berlin in der Mariannenstraße und ernährt sich durch Mäntelnähen. Sie verdient bei angestrengter Tagesarbeit etwa 80 ₰ monatlich, ungefähr so viel, wie sie einst, vor noch nicht langer Zeit, täglich an Trinkgeldern herausgabt hat. Nur ein kleines Miniaturgemälde an der kahlen Wand des kleinen Stübchens in der Mariannenstraße erinnert an die Vergangenheit der jetzt etwa 40 Jahre alten Näherin. Ein bekannter Künstler hat dieses Bild gemalt, die Züge, die es wiedergiebt, sind von überraschender Schönheit. Wanda war die Gattin des Zirkusbesitzers, eines derselben gebauten Mannes, mit dem sie gemeinsam „arbeitete".

lb. Eine Lithographen-, Steindrucker-, Lichtdrucker- und Schleiferversammlung, von etwa tausend Personen besucht, beschloß gestern in der Brauerei Friedrichshain die Fortsetzung des Strikes. Doch wurde die Lohnkommission ermächtigt, auf alle annehmbaren Friedensvorschläge der Fabrikanten einzugehen. Der Referent Sillier erwähnte im Laufe der Rede Vermittelungsversuche, die von bürgerlicher Seite gemacht worden seien, doch vermied er es, Namen zu nennen. In der Debatte trat hervor, daß Pfarrer Naumann, als die National-Sozialen als unbetheiligte Dritte zu vermitteln gesucht hatten.

* Wie der y-Berichterstatter meldet, soll sich unter den Händlern der Engros-Markthalle in der Neuen Friedrichstraße das Gerücht verbreitet haben, daß von ihnen zu viel Standgelder erhoben würden, da der Berechnung der Gebühren für ihre Stände ein größerer Flächeninhalt zu Grunde gelegt wäre, als sie in Wirklichkeit besäßen. Daraufhin soll einer der Händler eine Ausmessung seines Standes vorgenommen und festgestellt haben, daß er fälschlich 60 ₰ Standgeld zuviel zahlen müsse, folglich bei seinem vierjährigen Aufenthalte in der Halle 240 ₰ vom Magistrat zurückzufordern habe. Nunmehr lassen die Standinhaber der Halle ihre Stände nachmessen.

w. In der Wohnung des Zimmermanns Jakob Galas im Keller des Hauses Flensburgerstraße 12 fand gestern Vormittag ein Brand statt, durch den in der Küche der Fußboden, die Balkenlage, die Thür und die Fensterladen, sowie einige Möbel beschädigt wurden. Es liegt offenbar Brandstiftung vor, da in der Wohnung mit Petroleum getränktes Stroh verstreut und der Strohsack eines Bettes ebenfalls mit Petroleum begossen war. Galas wurde verhaftet.

* Der wegen Mordversuchs im Eisenbahnwagen verhaftete angebliche Kohlenhändler Bohlen aus Altona ist weder Kohlen- noch Holzhändler, sondern Maurergeselle und Kohlenträger. Bohlen, der fortgesetzt mit seiner Frau in Unfrieden lebte, hat am Donnerstag der vergangenen Woche seine Wohnung in Altona verlassen, angeblich um wieder als Trimmer zur See zu gehen. Wie er, anstatt seinen Vorsatz auszuführen, dazu kam, nach Berlin zu reisen, und weshalb, wie er zu der Schießerei gekommen ist, darüber herrscht bis jetzt noch Unklarheit.

Kirchliche Nachrichten.

* Bei der Ueberfüllung der Kirchen, die am Bußtage gewöhnlich stattfindet, wird es Manchen mit Freuden begrüßen, daß an diesem Tage im großen Saal des Christlichen Vereins junger Männer, Wilhelmstr. 34, auch wieder wie in den Vorjahren um 10 Uhr Vormittags ein öffentlicher Gottesdienst mit nachfolgendem Abendmahl abgehalten werden wird. Herr Hofprediger Schaewind wird die Predigt halten und das Abendmahl austheilen.

Vermischtes.

W.T.B. Wie die „Köln. Z." aus Bonn meldet, kam es dort gestern Abend 11 Uhr zwischen drei Mitgliedern der Burschenschaft „Alemannia" und einigen 20 Mitgliedern der katholischen Studentenverbindung „Alsatia" zu Thätlichkeiten, bei welchen ein Mitglied der „Alemannia" lebensgefährlich verletzt wurde. Auf Grund einer Disziplinaruntersuchung ist die „Alsatia" durch die akademische Disziplinarbehörde suspendirt worden.

* Aus London wird uns geschrieben: Die Uhr hatte in der Sonnabendnacht kaum zwölf ausgeschlagen, als die ersten Automobilen auf den Straßen Londons erschienen. War doch in dem Augenblick das neue Gesetz über die Zulässigkeit der „Motorwagen" in Kraft getreten. Der Besitzer des „Daily Telegraph", Harry J. Lawson, der sich besonders für die neue Fahrweise interessirt, hatte eine Tour nach Brighton arrangirt, an der dreiunddreißig „Motorwagen" theilnahmen. Der Versuch mit den neuen Gefährten, welche theils durch Dampf, theils durch Petroleum, theils durch Elektrizität getrieben werden, ist im Allgemeinen befriedigend ausgefallen. Es erreichten jedoch nur zweiundzwanzig Automobilen Brighton, da den übrigen unterwegs Unfälle zugestoßen waren. Großer Verbesserungen fähig sind die neuen Vehikel gewiß noch. Die Befürchtung, daß die Pferde vor den Automobilen scheu werden möchten, hat sich nicht bestätigt. In ganz London bildete eine dichte Menschenmenge überall Spalier, um den Motorzug vorüberfahren zu sehen. Hunderte von Velozipeden begleiteten ihn. Gewährt wird an den Automobilen besonders der Umstand, daß sie im Augenblick zum Halten zu bringen sind. Die Sache befindet sich noch im Versuchsstadium, und die Droschkenkutscher und Omnibus- und Tramwaylinien brauchen einstweilen nicht zu befürchten, Roß und Wagen zum alten Eisen zu werfen.

* In London brach in der letzten Nacht ein Brand aus, welcher sechs Häuser vernichtete; zwei Personen verbrannten. Eine Dame, welche, um sich zu retten, aus dem Fenster sprang, brach beide Beine; sie ist den erlittenen Verletzungen erlegen.

W.T.B. In der vorigen Woche ging im Kurischen Haff ein Tilsiter Reisekahn unter. Wie jetzt festgestellt ist, sind dabei 7 Personen, der Schiffer, seine Frau und 5 Kinder im Alter von 17 Jahren bis 9 Monaten, ertrunken. Schiff und Ladung sind verloren.

* In Pasewalk wurde, dem „Pasew. Anz." zufolge, am 12. d. M. der Stadtsekretair Andrees wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung verhaftet.

Gerichtshalle.

rd. Aus der Begründung des Urtheils, das die Strafkammer zu Köslin gegen den der Beleidigung des Landraths v. Puttkamer angeklagten Seilermeister Stadtv. Wulff aus Kolberg fällte, heben wir Folgendes heraus: Der Gerichtshof hat nicht für erwiesen erachtet, daß der Angeklagte von „ernsten Männern" gesprochen, und ebenso wenig, daß er das Wort: „absichtlich" gebraucht hat. Objektiv liegt jedoch in den Worten des Angeklagten eine Beleidigung. Der Gerichtshof hat aber dem Angeklagten den Schutz des § 193 zugestanden und hat nicht finden können, daß aus der Form oder den Umständen die Absicht zu beleidigen hervorgeht. Die Worte: „Der Landrath habe einem Ehrenmanne angesonnen, kontraktbrüchig zu werden", waren aber nach Ansicht des Gerichtshofs ehrverletzend. Obwohl der Gerichtshof aber auch in diesem Punkte dem Angeklagten den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuchs zugestanden hat, so ist doch der Gerichtshof der Meinung, daß aus dieser Wendung die Absicht, zu beleidigen, hervorgeht. Der Gerichtshof hat daher dieser Wendung wegen den Angeklagten der Beleidigung für schuldig erachtet. Allein mit Rücksicht auf die große Erregung, in der sich der Angeklagte befand, hat der Gerichtshof auf eine Geldstrafe von 50 ℳ, der im Unvermögensfalle 5 Tage Gefängniß zu substituiren ist, erkannt. Der Gerichtshof hat außerdem, so weit Verurtheilung erfolgt ist, dem Angeklagten die Kosten des Verfahrens auferlegt und dem Beleidigten, Herrn Landrath v. Puttkamer, die Publikationsbefugniß in der in Kolberg erscheinenden „Zeitung für Pommern" und in der „Kolberger Volkszeitung" zugesprochen.

Nach Schluß der Redaktion eingetroffene Depeschen.

(Wolffs Bureau.)

München, Dienstag 17. November. Se. königl. Hoheit der Prinzregent empfing heute den von hier abberufenen päpstlichen Nuntius Monsignore Ajuti in Abschiedsaudienz und überreichte demselben das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. Dem gleichfalls von hier abberufenen Sekretair der Nuntiatur Dr. Baron Leoni wurde der Verdienstorden vom heiligen Michael dritter Klasse verliehen.

Rom, Dienstag 17. November. Wie die „Agenzia Stefani" meldet, wurde die Ratifikation des Friedensvertrages mit Abessynien von dem Könige dem Negus Menelik in einem Telegramme mitgetheilt, welches von den Ministern di Rudini, Visconti Venosta und Pelloux gegengezeichnet ist.

New-York, Dienstag 17. November. Nach einer Depesche des „New-York Herald" aus Rio de Janeiro wären die Differenzen zwischen Italien und Brasilien beigelegt. Brasilien werde für die stattgehabten Ausschreitungen eine Entschädigung zahlen, außer für diejenigen in Rio Grande do Sul und Santa Catarina, über die ein Schiedsgericht entscheiden solle. Der italienische Konsul in Sao Paulo werde, weil er die Kundgebungen geleitet habe, abberufen werden.

Marktberichte.

Marktpreise von Berlin am 16. November. Richtstroh —,— ℳ, Heu —,— ℳ, Erbsen, gelbe zum Kochen 23,00—40,00 ℳ, Speisebohnen weiße 25,00—50,00 ℳ, Linsen 20,00—60,00 ℳ, Kartoffeln 4,00—6,00 ℳ. Rindfleisch von der Keule 1,10—1,60 ℳ, Rindfleisch, Bauchfleisch 0,90 bis 1,20 ℳ, Schweinefleisch 1,00—1,50 ℳ, Kalbfleisch 0,80—1,60 ℳ, Hammelfleisch 0,90—1,50 ℳ, Butter 2,20—2,80 ℳ, Eier per 60 Stück 2,40—4,50 ℳ, Karpfen 1,20—2,20 ℳ, Aale 1,20—2,40 ℳ, Zander 1,00—2,40 ℳ, Hechte 1,00—1,80 ℳ, Barsche 0,80 bis 1,60 ℳ, Schleie 1,20—2,40 ℳ, Bleie 0,60 bis 1,20 ℳ, Krebse per 60 Stück 2,00—16,00 ℳ

Berlin, 17. November. Amtliche Preisfeststellung. Weizen. Gek. 150 To. Kündigungspreis 177,50 Mark. Loco geringer Verkehr. Termine fest und höher. Loco 160 bis 185 ℳ n. Q. Lieferungsqual. 178 bez., mittel gelb. havell. 174—175 ℳ ab Bahn bez., per diesen Monat — ℳ bez., per Dezember 177,25—179 ℳ bez.

Roggen. Gekündigt — To. Kündigungspreis — ℳ Loco still. Termine fest. Loco 122 bis 136 ℳ n. Qual. bez. Lieferungsqual. 130 ℳ bez., inländischer 132 ℳ ab Bahn bez., per diesen Monat — ℳ bez., per Dezember 131,25 bis 132 ℳ bez.

Gerste feine Waare beachtet. Futtergerste große 116—135 ℳ n. Qual. bez., kleine 116 bis 135 ℳ n. Qual. bez., Braugerste 136—185 ℳ bezahlt.

Hafer. Gek. — To. Kündigungspr. — ℳ bez. Loco gut behauptet, Termine fest. Loco 125—153 ℳ nach Qual. bez. Lieferungsqualität 135 ℳ, pomm. mittel bis guter 130—140 ℳ bez., do. feiner 141—145 ℳ bez., preußischer mittel bis guter 132—140 ℳ bez., feiner 141 bis 146 ℳ bez., schlesischer mittel bis guter 132—140 Mark bez., feiner 141—145 ℳ bez., russischer mittel 132—135 ℳ bez., feiner do. 136—142 ℳ bez., per diesen Monat 133 ℳ bez., per Dezember — ℳ bez.

Erbsen. Kochwaare 150—175 ℳ n. Q. bez. Futterwaare 114—127 ℳ n. Q. bez., Victoria-Erbsen 155—185 ℳ bez.

Mais. Gek. 50 To. Kündigungspr. 97,75 ℳ. Durchschnittspreis — ℳ Loco gut behauptet, Termine höher. Loco 100—110 ℳ nach Qualität bez., runder — ℳ bez., amerikanischer 101—104 ℳ frei Wagen bez., per diesen Monat und per Dezember 98,50—98,75 ℳ bez.

Weizenmehl Nr. 00 24,25—22,25 ℳ, Nr. 0 22,00 bis 20,00 ℳ Feine Marken über Notiz bez. Roggenmehl Nr. 0 u. 1 18,00—17,25 ℳ, do. Nr. 0 u. 1 19,25—18,00 ℳ — Roggenmehl Nr. 0 1,25 ℳ höher als Nr. 0 u. 1. Roggenkleie 8,60—8,80 ℳ bez., Weizenkleie 8,60—8,80 ℳ bez.

Roggenmehl Nr. 0 und 1 inkl. Sack. Gekündigt — Sack. Kündigungspreis — ℳ Termine geschäftslos. Per diesen Monat — ℳ bez., per Dezember 17,75 ℳ bez.

Rüböl. Gekündigt — Ztr. Kündigungspreis — ℳ bez. Termine niedriger. Per diesen Monat 58,30 ℳ bez., per Dezember 58,3 ℳ bez., per Januar 1897 58,3 ℳ bez., per Februar 58,3 ℳ bez., per Mai 58,3—58,1 ℳ bez.

Petroleum. Gek. — Kilogramm. Kündigungspreis — ℳ bez. Termine unverändert. Loco — ℳ bez., per diesen Monat 22,4 ℳ bez., per Dezember 22,6 ℳ bez.

Spiritus mit 50 ℳ Verbrauchsabgabe. Loco ohne Faß 57,6 ℳ bez.

Spiritus mit 70 ℳ Verbrauchsabgabe. Ohne Faß. Gekündigt — ℳ Kündigungspreis — ℳ Loco 38,00 ℳ bez. Per diesen Monat — ℳ bez. Mit Faß. Gekündigt — Liter. Kündigungspreis — ℳ Termine Anfangs matt, schließt etwas fester. Per diesen Monat 42,4—42,3—42,5 ℳ bez., per Dezember 42,4—42,3—42,5 ℳ bez., per Mai 43,5—43,4—43,6 ℳ bez.

Städtischer Zentral-Viehhof. Berlin, 17. November. (Amtlicher Bericht der Direktion.) Es standen zum Verkauf: 331 Rinder, 7707 Schweine, 1207 Kälber, 1611 Hammel. Vom Rinderauftrieb blieben circa 60 Stück unverkauft, III. 44—49, IV. 37—42 ℳ für 100 Pfd. Fleischgewicht. Der Schweinemarkt verlief ruhig und wurde ziemlich geräumt. I. 51—52 ℳ, ausgesuchte Posten darüber, II. 49—50, III. 46—48 ℳ für 100 Pfd. mit 20 pCt. Tara. Der Kälberhandel gestaltete sich langsam, obgleich das Angebot nicht stark war. I. 62—65, ausgesuchte Waare darüber, II. 57—61, III. 50—56 ₰ für 1 Pfd. Fleischgewicht. Am Hammelmarkt fanden nur circa 300 Stück Käufer. I. 47—50, Lämmer bis 55, II. 42—45 ₰ für 1 Pfd. Fleischgewicht.

Stettin, 17. November. Weizen ruhig, loco 170—171, per November —,—, per November-Dezember —,—. — Roggen ruhig, loco 129 bis 130, per November —,—, per November-Dezember —,—. — Pommerscher Hafer loco 128 bis 134. — Spiritus matter, loco 36,90. — Petroleum loco —,—.

Breslau, 17. November. Spiritus 50 ℳ Verbrauchsabgabe per November 55,10, do. do. 70 ℳ Verbrauchsabgabe per November 35 60.

Glasgow, 16. November. Die Verschiffungen betrugen in der vorigen Woche 6190 Tons gegen 5687 Tons in derselben Woche des vorigen Jahres.

Bradford, 16. November. Im Wollgeschäft halten sich die Käufer vom Markte zurück; Mohair theurer, Garne ruhig aber fest, Stoffe ruhig.

Bergwerks-Kuxe.

Kursbericht von **Samuel Zielenziger**, Berlin
Dienstag, den 17. November 1896.

a) **Kohlen-Zechen.** Alte Haase 700 G., 740 B. Altendorf 390 G., 420 B. Berneck 400 B. Bickefeld 650 G. Blankenburg 2100 G. Bommerbänker Tiefbau 1200 B. Borussia 900 B. Carolinenglück 5800 G., 5900 B. Centrum 13 400 G., 13 500 B. Charlotte 860 G., 910 B. Constantin der Große —,—. Dahlhauser Tiefbau 1350 B. Dorstfeld 5750 G. Eiberg 3175 G., 3250 B. Eintracht Tiefbau 3900 B. Ewald 18 050 G. Franziska Tiefbau 2825 B. Freie Vogel und Unverhofft 1200 G. Friedrich der Große 9350 G., 9500 B. Fröhliche Morgensonne 7600 G. General Blumenthal 12 000 G., 12 300 B. General bei Weitmar 875 B. Glückhilf-Friedenhütte 2225 B. Gottessegen 3350 G. Graf Bismarck 36 250 B. Graf Moltke 8950 G., 9100 B. Graf Schwerin 6250 B. Hamburg 4050 G., 4150 B. Hannibal 4850 B. Helene und Amalie 11 600 G. Hercules 3000 G., 3075 B. Humboldt 2400 G. Joh. Deimelsberg 3000 G., 3075 B. Julius Philipp 2480 B. Kaiser Friedrich 4600 G. König Ludwig 8625 G., 8750 B. Königin Elisabeth 9900 G. Langenbrahm 7750 G., 7900 B. Lothringen 6850 B. Mont Cenis 5300 G. Poertingssiepen 2600 G. Ringeltaube 725 B. Roland 2400 G., 2500 B. Rosenblumendelle 780 G. Rudolf 1150 G. Schlägel u. Eisen 12 100 G., 12 300 B. Schürbank u. Charlottenburg 1400 B. Siebenplaneten 2525 B. Trappe 1925 G. Tremonia 1525 G. Unser Fritz 14 350 G. Westfalia 10 000 G., 10 200 B. Wiesche 1000 G.

b) **Kali-Zechen.** Bernhardshall 1700 B. Beyenrode 1700 B. Benthe 300 G. Bentherberg 275 B. Carlsfund 3400 B. Eime 200 G., 230 B. Einbeck 350 B. Glückauf Sondersh. 6350 G., 6500 B. Goslarer Tiefbohr-Aktien 4000 G. Gustavshall 1350 G. Vereinigte Hannover 1700 G., 1800 B. Hansa 1275 G., 1325 B. Hedwigsburg 6100 B. Hercynia 18 700 G. Kaiseroda 2100 B. Neustaßfurt 23 600 G., 24 000 B. Salzgitter 1600 G., 1700 B. Westfalia 140 B. Wilhelmshall 11 600 G., 11 750 B. Wintershall 450 B. Wunstorf 320 G., 400 B.

Verschiedene Kohlenkuxe weiterhin gut gefragt. Von Kaliwerthen sehr belebte Nachfrage für Gustavshall.

Vergnügungs-Anzeiger

vom 19. November.
(Am Bußtag bleiben die Theater geschlossen.)

Opernhaus.

Keine Vorstellung. Die Theaterkasse bleibt gegeschlossen. — **Konzert des Königlichen Opernchores.** Anfang 7½ Uhr. — Mittags 12 Uhr: **Oeffentliche Hauptprobe.** — Donnerstag, 229. Vorstellung: **Cavalleria rusticana (Bauern-Ehre),** Oper in 1 Aufzug von Pietro Mascagni. Text nach dem gleichnamigen Volksstück von G. Verga. In Szene gesetzt vom Ober-Regisseur Tetzlaff. Dirigent: Kapellmeister Dr. Muck. — **Der Waffenschmied,** komische Oper in 3 Akten von Albert Lortzing. Dirigent: Musikdirektor Wegener. Anfang 7½ Uhr. — Freitag, 230. Vorstellung: Martha. (Lyonel: Herr Emil Götze, Königl. Kammersänger, Lady Harriet Durham: Fräulein Anna Reinisch, als Gäste.)

Schauspielhaus.

Keine Vorstellung. — Donnerstag, 258. Vorstellung: **Das Wintermärchen,** Schauspiel in 5 Aufzügen von William Shakespeare, nach der Uebersetzung von Franz von Dingelstedt und Schlegel-Tieck. Musik von Friedrich von Flotow. Tanz von Emil Graeb. Regie: Ober-Regisseur Max Grube. Dekorative Einrichtung vom Ober-Inspektor Brandt. Musikalische Direktion: Musikdirektor Wegener. Anfang 7½ Uhr. — Freitag, 259. Vorstellung: Die Welt, in der man sich langweilt.

Neues Opern-Theater (Kroll.)

Keine Vorstellung.

Billet-Vorverkauf, **Mohrenstrasse 10** in **Carl Stangen's Reise-Bureau.**

Residenz-Theater.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: **Ehefesseln (Les Tenailles),** Schauspiel in 3 Akten von Paul Hervieu. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Dora Laudé. Vorher: **Ein delikater Auftrag,** Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von A. Ascher. Anfang ½8 Uhr. — Freitag: Ehefesseln. Ein delikater Auftrag.

Deutsches Theater.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: **Morituri. I. Teja. II. Fritzchen. III. Das Ewig-Männliche.** — Freitag: **Freiwild.** Anfang 7½ Uhr.

Lessing-Theater.

Donnerstag: **Die goldne Eva.** (Georg Engels als Gast.) — Freitag: Madame Sans-Gêne. (Jenny Groß.) — Sonnabend, zum ersten Male: Der Abend, Schauspiel in 4 Akten von Paul Lindau.

Berliner Theater.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: **Renaissance.** — Freitag, 11. Abon.-Vorstellung: Renaissance.

Theater des Westens.

Kantstr. 12 (Bahnhof Zoologischer Garten).
Mittwoch keine Vorstellung (Bußtag). — Donnerstag: **Der dritte Mann.** Hierauf: **Ein blauer Teufel.** Anfang 7½ Uhr. — Freitag dieselbe Vorstellung. — Sonnabend, zum ersten Male: Schiedsmann Hempel, Volksstück mit Gesang in 4 Akten von Julius Keller und Louis Herrmann. Musik von Gustav Steffens.

Neues Theater.

Mittwoch bleibt das Theater des Bußtages wegen geschlossen. — Donnerstag, zum 35. Male: **Bockspringe,** Schwank in 3 Akten von Paul Hirschberger und C. Kraatz. Vorher: **Die sittliche Forderung,** Komödie in 1 Akt von Otto Erich Hartleben. Anfang 7½ Uhr. — Freitag und Sonnabend: Bocksprünge. Vorher: Die sittliche Forderung.

Schiller-Theater. (Wallner-Theater.)

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag, Abends 8 Uhr: Zum ersten Male: **Der Pfarrer von Kirchfeld.**

Theater Unter den Linden.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: **Der Ehemann vor der Thür,** Operette in 1 Akt. Musik von Jacob Offenbach. Hierauf: Mit neuer Ausstattung von Kostümen, Dekorationen und Requisiten: **Unter den Linden,** Balletphantasie in 3 Akten von Benno Jacobson. Musik von Paul Lincke. Anfang ½8 Uhr. — Freitag: Der Ehemann vor der Thür. Hierauf: Unter den Linden.

Belle-Alliance-Theater.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: Erneutes Gastspiel Josefine Dora und Georg Worlitzsch: **Mamsell Vielliebchen.** Anfang 8 Uhr. Vorzugsbillets haben Gültigkeit.

Thalia-Theater.

(Vormals: Adolf Ernst-Theater.)
Dresdenerstraße 72/73.
Mittwoch geschlossen. — Donnerstag, zum 1. Male: **Das Wetterhäuschen (Weather or no),** musikalisches Genrebild von Roß. Deutsch von Hermann Hirschel. Musik von Bertram Luard Selby. Darauf zum 1. Male: **Zwei Schwiegersöhne,** Schwank in 4 Akten von M. Boucheron. Deutsch von Max Schoenau. — Freitag: Das Wetterhäuschen. Zwei Schwiegersöhne.

Central-Theater.

Mittwoch geschlossen. — Donnerstag: Zum 61. Male (Emil Thomas als Gast): **Eine wilde Sache,** große Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz in 6 Bildern von W. Mannstädt und Julius Freund. Musik von Julius Einödshofer. Anfang ½8 Uhr.

Apollo-Theater.

Mittwoch **geschlossen.** — Donnerstag:
Mlle. Fougère, N. E. Kaufmann,
Signor Bernardi u. sämmtl. engagirten **Kunstkräfte.**
Cassenöffnung **7** Uhr. Anfang **8** Uhr.

Familien-Nachrichten.

Verlobungen.

Franziska Hallé,
Dr. Paul Wulf,
Verlobte. 14475
Frankfurt a./M., Obermain-Anlage 15. — Köln a./Rh., Hohenzollernring 70.
(November.)

Verbindungen.

Ihre am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung beehren sich hierdurch ergebenst anzuzeigen
Max von Hüllesheim,
Premier-Lieutenant im Infanterie-Regiment Freiherr von Sparr,
Anna-Lina von Hüllesheim,
geb. **Waldau.**
Berlin, den 16. November 1896. 14479

Entbindungen.

Die glückliche Geburt eines prächtigen Mädchens zeigen hocherfreut an
Albert Klicks und Frau,
Emmy, geb. **Jürges.**
Berlin, 16. November 1896. 14485

Todesfälle.

Heute früh 6½ Uhr entschlief sanft nach kurzem Krankenlager mein innigstgeliebter Gatte, unser theurer, fürsorglicher Vater, der
Kaiserliche Bankdirector
Herr Emil Eckert,
Ritter zc.,
im 58. Jahre seines thätigen Lebens, was wir allen lieben Verwandten und Freunden tiefbetrübt hiermit anzeigen.
Magdeburg, den 16. November 1896. 14481
Die trauernden Hinterbliebenen.

Fernere Familien-Nachrichten.

Verlobt: Frl. Lucinde Voß mit Hrn. Wilhelm Lange (Rostock). — Frl. Margarethe Rohde mit Hrn. Direktor Alfred Groebler (Möllenbeck—Sondershausen). — Frl. Emma Küstermann mit Hrn. Dr. med. Alfons Ott (Lübeck—Trier). — Frl. Margarethe Gräfin von Keyserling zu Rautenburg mit Hrn. Grafen Alexander von Keyserling-Ponewesch (Rautenburg O.-Pr.). — Frl. Meta Frost mit Hrn. Gutsbesitzer Max Eichholtz (Danzig—Pommeyerhöhe). — Frl. Klara Brockmüller mit Hrn. Kaufmann Gustav Engel (Berlin—Bremen).

Verehelicht: Hr. Regierungsbaumeister Ernst Bornemann mit Frl. Käthe Oeser (Dresden—Freiberg). — Hr. Sekondlieutenant Gustav von Suchten mit Frl. Martha Fleischhammer (Berlin). — Hr. Amtmann Arthur Brandt mit Frl. Helene Sieg (Dresden). — Hr. Lieutenant Willy Knudson mit Frl. Anna Oberhoffer (Berlin).

Geboren: Ein Sohn: Hrn. Pfarrer Kleefeld (Ohra). — Hrn. Dr. med. A. Hartge (Hamburg). — Hrn. Dr. med. Hornkohl (Bremen). — Eine Tochter: Hrn. Alfred Boettcher (Magdeburg). — Hrn. Landrath Joachim von Lattorff (Bergen a. R.). — Hrn. Dr. Naetebus (Halle a. S.). — Hrn. Friedrich Karl von Zitzewitz (Muttrin in Pommern). — Hrn. Amtsrichter von Weber (Schwarzenberg). — Hrn. königl. Regierungsbaumeister Burgund (Kiel). — Hrn. Lehrer Rosenberger (Kieselkehmen). — Hrn. Anton Bertling (Danzig).

Gestorben: Hr. Amtsrichter a. D. Otto Ludwig von Haugk (Dresden). — Verw. Frau Rentiere Wilhelmine Paalzow, geb. Glendenberg (Berlin). — Frau Klara Friedrich, geb. Lehmann (Berlin). — Verw. Frau Rechnungsrath Louise Zakrzecki, geb. Drabitius (Posen). — Hr. Gustav Moßdorf, Premierlieutenant (Stendal). — Frau Margarethe von Zitzewitz-Puestow, geb. von Krause (Berlin).

Barometer- und Thermometerstand

bei Petitpierre in Berlin.

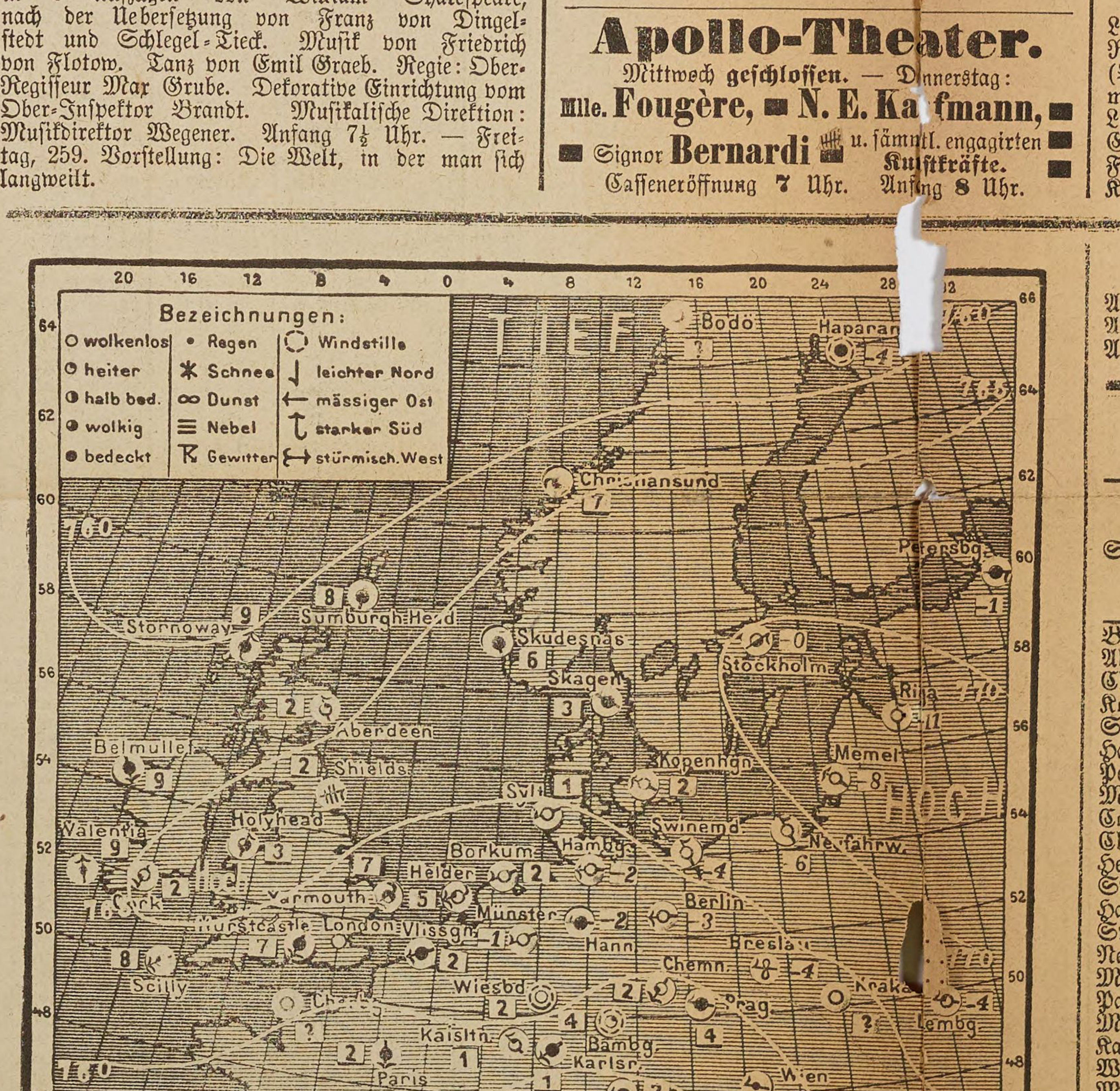
Am 16. Abds. 9 Uhr	28 Z. 1 u. 0 Zehnt.-L.	+ 1,0 G
Am 17. Mgs. 7 Uhr	28 Z. 1 u. 4 Zehnt.-L.	— 2,0 G
Am 17. Mitt. ½2 Uhr	28 Z. 1 u. 3 Zehnt.-L.	+ 1,0 G

Witterungs-Bericht

von der Seewarte in Hamburg.
Vom 17. November, Morgens 8 Uhr.

Stationen.	Bar. auf Null u. d. Meeresp. red. in Millim.	Wind.	Wetter.	Temperatur in ° Celsius 5° C. = 4° R.
Belmullet	763	NNW schwach	bedeckt	9
Aberdeen	764	SSO leicht	heiter	2
Christiansd.	763	WSW frisch	wolkig	7
Kopenhagen	766	OSO schwach	wolkenlos	2
Stockholm	769	SW leicht	halb bedeckt	0
Haparanda	759	still	bedeckt	— 4
Petersburg	768	W leicht	bedeckt	— 1
Moskau	770	W leicht	bedeckt	— 6
Cork Queen.	766	NNO leis. Zug	heiter	2
Cherbourg	—	—	—	—
Helder	762	ONO frisch	heiter	5
Sylt	765	NO leiser Zug	wolkenlos	1
Hamburg	764	O schwach	wolkenlos	— 2
Swinemde.	766	SO leicht	wolkenlos	— 4
Neufahrw.	769	SO leiser Zug	wolkenlos	— 6
Memel	771	OSO schwach	wolkenlos	— 8
Paris	759	N mäßig	bedeckt	2
Münster	759	NO leicht	wolkenlos	— 1
Karlsruhe	756	NO mäßig	bedeckt	1
Wiesbaden	758	still	wolkenlos	2
München	755	O mäßig	bedeckt	2
Chemnitz	761	NO schwach	heiter	2
Berlin	764	O mäßig	wolkenlos	— 3
Wien	760	O leicht	Regen	4
Breslau	764	O leicht	Dunst	— 5
Ile d'Aix	760	NNO mäßig	bedeckt	7
Nizza	751	NW mäßig	bedeckt	6
Triest	755	ONO stürm.	bedeckt	7

Eine breite Zone hohen Luftdrucks erstreckt sich von Irland ostwärts über das Nord- und Ostseegebiet hinaus nach dem Innern Rußlands, wobei der Luftdruck über Westrußland am höchsten ist. Ein tiefes Minimum liegt über Italien. Dementsprechend dauert über Zentraleuropa die östliche Luftströmung fort, unter deren Einfluß die Temperatur fast überall noch weiter herabgegangen ist. In Deutschland ist das Wetter kalt, heiter und trocken. Ganz Norddeutschland, das Nordseegebiet ausgenommen, hat am Morgen Frostwetter, im Osten herrscht strenge Kälte, Königsberg — 9 Grad.



Wetterkarte
vom 17. November 1896, Morgens 8 Uhr.
Entworfen nach dem meteorologischen Depeschenmaterial der Deutschen Seewarte.

Die eingeschriebenen Linien (Isobaren) verbinden die Orte mit gleichem Barometerstande; durch die Worte „Hoch" und „Tief" werden barometrische Maxima und Minima ausgedrückt. Die Zahlen neben den Stationen bedeuten die Temperatur in Celsius-Graden (5 Gr. C. = 4 Gr. R.). — Die Richtung der durch die Stationen fliegenden Pfeile giebt die Windrichtung, die Anzahl der Häkchen an ihren Spitzen und Enden die Windstärke in der sechstheiligen (halben Beaufort-) Skala an: Windstärke 1 leicht, 2 mäßig, 3 stark, 4 stürmisch, 5 voller Sturm, 6 Orkan.

Wetterprognose für den 18. November 1896.

Auf Grund der Wetterkarte und lokaler Beobachtungen privatlich aufgestellt.

Trocken und vorwiegend heiter, aber kalt, bei ziemlich frischen östlichen Winden.

Handel und Industrie.

Reichsbank-Wochenbericht v. 14. Novbr. 1896.
(Alles in Tausend Mark).

		Vorwoche d. J.	Parallelwoche 95
Metallbestand, das Pfund fein zu 1392 M berechnet	844 039	+ 11 781	+ 663
Bestand an Reichskassenscheinen	21 070	+ 225	+ 726
do. Noten and. Bank.	10 870	+ 1 328	— 1 227
do. an Wechseln	674 677	+ 3 562	+ 41 770
do. an Lombardforder.	100 529	— 8 208	— 12 796
do. an Effekten	6 364	— 90	+ 216
do. an sonst. Aktiven	51 344	— 5 526	— 5 166
Betr. d. umlauf. Not.	1 083 645	— 20 498	— 19 911
Sonstige tägl. fällige Verbindlichkeiten	452 670	+ 23 195	+ 43 371
Sonstige Passiva	22 578	+ 375	+ 726

Der Rückstrom der Baarmittel zur Reichsbank hat nach obigem Ausweis auch während der zweiten Novemberwoche fortgedauert und der Status derselben eine weitere erhebliche Kräftigung erfahren, denn die steuerfreie Notenreserve ist von rund 51,9 Millionen Mark in der Vorwoche auf 85,7 Millionen Mark in dieser Woche gestiegen, während in der Parallelzeit 1895 eine Reserve von 94,8 Millionen und 1894 eine solche von 259,7 Millionen Mark vorhanden war.

* **Gotthardbahn.** Einnahmen. (Offiziell). Oktober cr. 1 675 000 (1895 1 515 000) Fr., Ausgaben 780 000 (700 000) Fr. Ueberschuß 895 000 (815 000) Fr.

* **Kronstadt-Háromszéker Lokal-Eisenbahnen-Akt.-Ges.** Betriebsergebnisse pro Juli 1896 35 019 fl.; Ueberschuß 18 563 (1896 + 969) fl. Ueberschuß seit 1. Januar 118 895 (1896 + 17 275) fl.

* **Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahn.** Einnahmen Oktober cr. prov. 3 308 400 (1896 + 1 454 400) fl.; seit 1. Januar 29 112 240 (1896 + 14 755 440) fl. Einnahmen per Tag und Kilometer Oktober cr. 103,79 (i. Vj. 82,12) fl.

* **Rheinschifffahrt.** Vom Niederrhein, 12. November. Mit der voranschreitenden Jahreszeit hat, wie alljährlich, der Gesammtverkehr auf dem Rhein abgenommen. Der Ausfall in den Verschiffungen der letzten Monate kann im Vergleich zu den Sommermonaten auf etwa 10 pCt. geschätzt werden. Trotzdem ist der heutige Verkehr auf dem Wasser immer noch als recht lebhaft zu bezeichnen, namentlich im Vergleich zum Vorjahr. Bis zum Schluß des laufenden Jahres wird der Gesammtumschlag in den Lade- und Löschhäfen sich voraussichtlich um reichlich 50 pCt. höher stellen als im vergangenen Jahr. Die **Kohlenanfuhr** zu den Ruhrhäfen nimmt wieder langsam zu; die Kohlenkipper sind sämmtlich sehr gut beschäftigt, dagegen leidet die Beförderung der beladenen Schiffe sehr durch starken und andauernden Nebel. Die Flaue im holländisch-oberrheinischen Verschiffungsgeschäft hat einem lebhafteren Verkehr und einer festern Marktstimmung Platz gemacht. Für Getreideladungen nach den Häfen von Mainz, Worms und Mannheim sind die Kahnfrachten mit 2,75 bis 3 fl. für die Last von 2000 Kilogr. bereits auf ihre frühere Höhe gekommen, und auch die Uebernahmefrachten ziehen jetzt, namentlich für spätere Verschiffungen, ziemlich stark an.

* **Zur Lage in Brasilien.** Aus der vor einiger Zeit aufgetretenen Nachricht, daß für Brasilien ein Moratorium festgesetzt werden solle, ergab sich trotz des alsbald erfolgten Dementis immerhin, daß die dortige Lage jedenfalls als eine schwierige anzusehen sei. Jetzt schreiben die Londoner „Fin. News" u a.: Nach Meldungen aus Rio sei die unbeschränkte Ausgabe von Papiergeld vorgeschlagen. Der Finanzminister habe aber die Gerichte um eine Vertagung der Entscheidung über die Zahlungseinstellung zahlreicher Firmen ersucht. Für den Monat September wird die Gesammtsumme der Passiven in angemeldeten Konkursen auf über 80 Millionen Dollar angegeben.

* **Die New-Yorker Montags-Börse** eröffnete träge, im weiteren Verlaufe war das Geschäft durchweg unregelmäßig. Schluß schwach und niedriger. Der Umsatz der Aktien betrug 195 000 Stück.

* **Baugesellschaft für Mittelwohnungen in Liqu.** Die seit Beginn des laufenden Geschäftsjahres von der Baugesellschaft für Mittelwohnungen verkauften Terrains umfassen nicht, wie anfänglich behauptet wurde, ca. 1450, sondern nur ca. 450 Quadratruthen.

* **Aktiengesellschaft für Kartonnagen-Industrie.** Die auf gestern einberufene außerordentliche Generalversammlung in Dresden war wegen ungenügender Kapitalvertretung nicht beschlußfähig. Es ist deshalb eine neue Generalversammlung zum 9. Dezember einberufen, welche ohne Rücksicht auf die vertretene Aktienzahl beschlußfähig sein wird.

* **Die Konkursanmeldung der Zuckerfirma Vibrans und Gerloff ist zurückgezogen worden**, da sämmtliche Gläubiger jetzt einem außergerichtlichen Arrangement zugestimmt haben.

Berliner Börse vom 17. November.

In Uebereinstimmung mit den auswärtigen Effektenmärkten eröffnete auch unsere Fondsbörse vorwiegend fest, aber die Umsätze blieben aus bekannten, schon oft an dieser Stelle hervorgehobenen Gründen auf den meisten Gebieten auch heute wieder engbegrenzt. Lokale Mittelbankaktien zeigten mäßige Preisbesserungen, leitende Werthe dieser Gattung lagen anfänglich schwächer; im Verlauf befestigte sich die Grundtendenz entschiedener, und das Geschäft belebte sich etwas, ausgehend von österreichischen Kreditaktien, welche auf die Nachricht, daß die Kreditanstalt die Finanzirung einer großen Patronenfabrik beabsichtige, 1 pCt. stiegen. Fremde Fonds konnten sich nur theilweise behaupten. Italiener Rente bewegte sich zwar auf Deckungskäufe weiter aufwärts, dagegen waren Mexikaner, Türkenwerthe und Buenos-Ayres-anleihe durch Realisationen gedrückt. Ausländische Eisenbahnaktien bewahrten der Mehrzahl nach feste Haltung; italienische und sämmtliche Schweizerbahnen, letztere in Folge der glänzenden Gotthardbahn-Einnahme (siehe oben), ferner österreichische Staatsbahn, sowie inländische östliche Transportwerthe verkehrten zu anziehenden Preisen, alle übrigen aber notirten niedriger. Schifffahrts- und Dynamit-Trustaktien zeigten sich gut behauptet, ebenso die meisten Hütteneffekten, wohingegen Kohlenwerthe bis auf einzelne Ausnahmen höhere Preise erzielten. Während der zweiten Stunde trat die frühere Geschäftsstille wieder schärfer hervor, doch schloß die Börse (2 Uhr) sehr fest und für die meisten Spekulationspapiere zu ferner erhöhten Kursen. Einheimische und ausländische Anlagepapiere notirten bei regelmäßigem Handel theilweise höher, Serbenwerthe waren reger begehrt, amerikanische Bonds auf Londoner Anregung niedriger angeboten. Es gewannen beide 4proz. inneren Anleihen je 0,05, 3proz. Reichsanleihe 0,10, Privatdiskont notirte 4¾ pCt.

* **Am Kassamarkt notirten höher:** Akkumulatoren 1,65, Berl. Jute Sp. ½, Brauhaus Nürnberg ½, Braunschw. Jute ½, Kartonnagen Ind. ¾, Chin. Küstenf. 1, Eckert 1, Gladbacher Spinnerei ½, Görlitzer E. B. ¾, Gr. Pferdeb. 1½, Rositzer Zucker 1, Schwabenbräu ¾, Saline Salzungen ½, Bismarckhütte ½, Königin Marienhütte 1, Oldenburg. Eisenhütte ½, Menden u. Schwerte 2, Rhein-Nassau 2, Phönix 1,35.

Niedriger: D. Effekten-Bank 0,40, Leipziger Bk. 0,40, Bröltbalbahn 1,40, Krefeld-Uerdingen ¾, Eutin-Lübeck 0,90, Anilinfab. ½, Jeserich 1¾, Alfeld-Gronau ½, Allg. Elektr. 0,90, Bockbrauerei 1, D. Metallpatronen ¾, D. Steingutfabrik 2¼, Görlitzer Maschinen 2¾, Porzellan Kahla 1, Kaufmann 1, Haller Metallw. 1, Neue Omnibus-Ges. 1½, Nienburger Eisen ¾, Rh. Metallw. ¾, Bochum Bergwerk C. ½, Concordia 1, Schalker Gruben ¾.

Schlußkurse um 3 Uhr:

3% Anleihen	98,00	Lübeck-Büch.	146,40	Dortm. Union	40,80
Kredit	229,25	Mainzer	117,30	Harpener	164,25
Brl.Hdls.G.	14[illegible],00	Marienburg	93,40	Hibernia	175,40
Deutsche Bk.	19[illegible],90	Ostpreußen	90,25	Laurahütte	157,75
Disk.-Kom.	20[illegible],80	Mittelmeer	94,50	Hmb.Packetf.	133,60
Dresd. Bank	15[illegible],75	Franzosen	150,90	Nordd.Lloyd	113,00
Nationalbank	139,00	Meridional	120,40	Italiener	89,20
Gotthardb.	16[illegible],40	Jura	95,00	Mexikaner	93,75
Lombarden	4[illegible],25	Wrsch.-Wien	265,75	Türken-Loose	99,25
Dortm.-Gron	162,80	Bochumer	159,00	Tend.:	Fest.

Zeichenerklärung: * bedeutet Abzug für Steuern 2c.
† Zinszahlung in betr. Landeswährung.

Wechsel.

Amsterdam	3½	8 Tg.	168,40 G
do.	3½	2 Mt.	167,50 G
Brüss. Antw	2½	8 Tg.	80,60 bG
do.	2½	2 Mt.	80,40 b
Skand. Pltz.	5	10 Tg.	112,10 G
Kopenhagen	3	8 Tg.	112 15 B
London	2½	8 Tg.	20,37 b
do.	2½	3 Mt.	20,19 G
Lissb.u Opor	4	14 Tg.	— —
do.	4	3 Mt.	— —
Madr.Barc.	5	14 Tg.	63,75 bG

Sächs.Ldw.Pf.u.Kr	3½	100,30 G
do. do. do.	4	101,90 B
Württ.Staats-Anl.	4	— —
Zollobl. D. ostafr.	5	107,60 G
Ansb.-Gunz. 7fl.-L.	—	41,00 G
Augsburger 7fl.-L.	—	24,10 G
Bd. Pr.-Anl. de 67	4	— —
Bair. Pr.-Anleihe	4	— —
Braunsch.20-Th.-L.	—	105,70 G
Cöln-Md. Pr.A.-S	3½	139 40 G
Dess. St.-Pr.-Anl.	3½	— —
Hmb.50-Th.-L.p.S	3	134,20 B
Lübecker pr. St.	3½	— —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilh. Laufe[r]. Für den Inseratentheil verantwortlich: A. Voigt. Beide in Berlin. Druck und Verlag der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Berlin 48 SW., Wilhelmstr. 32.

Die Kinderzeche in Dinkelsbühl.

„Der Festungsgraben grünumwallt,
Die Thürme stattlich mannigfalt'
Vierschrötig der, nach Bergfrieds Art,
Der rund und schlank und hochgeaart" —"

So stellt sich Dinkelsbühl dar, rings umschlossen von massigen, malerisch mit ihren rothbraunen Dächern, Giebeln, Helmen und Kuppeln ineinandergeschobenen Thürmen und Basteien, die aus üppigen Laubwäldern, Getreidesaaten und Wiesengründen aufragen und umspült werden von der muntern Wörnitz oder ihren reichen warmen Farben und charakteristischen Formen in stillen schilfbewachsenen schillernden Weihern spiegeln. Wie eine alte bildergeschmückte Chronik entfaltet sich's von Stelle zu Stelle und erschließt den Schatz seiner Erinnerungen. Die Zeit hat den Schmelz ihrer Patina darüber gebreitet, mildernd und versöhnend. Wo einst von den Thürmen die Feldschlangen im Kampf um die freie Selbstverwaltung der Stadt Tod und Verderben niederspien, flattern heute Bayerns und des Reichs Fahnen vereint um den alten deutschen Adler und das reichsstädtische Wappen mit den drei Dinkelähren im blauen Feld, und um die Lucken des Faulthurms, von denen die Verbrecher in den Graben gestürzt wurden, schlingen Kletterrosen und Clematis ihre duftigen Blüthennäste.

Die schönen Reste einer bedeutsamen Vergangenheit mit feinsinnigem Verständniß zu hegen und zu erhalten war Dinkelsbühl bestrebt. Zum Dank dafür stärkt und erhebt ihr Anblick das patriotische Gefühl der Bürgerschaft. Aus der Liebe zur Vaterstadt ist denn auch das Festspiel erwachsen, das eben die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem seit dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit weltentrückt in seine kleinen Alltagsinteressen ruhig eingesponnenen Städtchen an der Grenze zwischen schwäbischen und fränkischen Gauen lenkt. Kein Wunder, daß es in unsrer festspielfrohen Zeit die Dinkelsbühler in berechtigtem Stolz verlangte, weitere Kreise auf die interessanten Geschehnisse, die ihrer Stadt begegnet, auf die Thaten, die ihre Vorfahren vollbracht, hinzuweisen. Wollten sie ein Festspiel haben, so brauchten sie nichts zu erfinden, künstlich zu schaffen. Es galt einfach, einen altehrwürdigen Brauch in ein neues, schmuckreicheres Gewand zu kleiden. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wird zu Dinkelsbühl alljährlich im Juli ein großes Kinderfest gefeiert. Ob seine Spuren sich bis in die Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg, die ihm den Namen „Die Kinderzeche" und den historisch-traditionellen Inhalt leiht, verfolgen lassen, vielleicht zurück bis zu einem dem Balder geweihten Mittsommerfeste urgermanischer Jugend, sei hier nur andeutungsweise gestreift. „Kinderzeche" heißt das Fest, weil die Kinder zechen und sich „am Wasen" ergötzen dürfen auf Unkosten der Stadt zum Dank dafür, daß ihre Fürbitte einst das dem Schwedenobristen Klaus Dietrich von Sperreuth auf Gnad und Ungnad verfallene Dinkelsbühl vor dem Untergang errettet hat. Die Erinnerung an sein eigenes eben heimgegangenes Söhnlein soll den feindlichen Heerführer dem Flehen der unter dem Vortritt der Thürmerslore ihm entgegenziehenden Kinderschaar geneigt gestimmt haben, und thatsächlich ließ er bei seinem Einmarsch am 11. Mai 1632 die Stadt unversehrt und begnügte sich, die 1499 bis auf den unausgebauten Thurm vollendete herrliche St. Georgskirche, die bis zur Stunde ein architektonisches Juwel Süddeutschlands ist, nebst dem Einfluß auf das Stadtregiment der evangelischen Mehrheit zu übertragen. Die „Kinderzeche", die zu verschiedenen Zeiten beschrieben wird, bestand in einem Umzug der Kinder, die zum Theil als Schweden gekleidet waren. Der Obrist, ein Knabe mit Degen und Schärpe, sprach zu Pferd den das Herkommen begründenden Festspruch, ein Tedeum wurde von den Kindern auf dem Markte gesungen und Nachmittags erlustigten sich die mit Zuckerwerk und allerlei Tand beschenkten Kinder nebst den Eltern und zahlreichen von Nah und Fern herbeigeströmten Festgästen auf dem Wasen. Die katholischen Kinder hielten ihre Zeche am Montag nach St. Ulrich, die protestantischen acht Tage später.

Das Fest der vereinigten Kinder beider Bekenntnisse auszugestalten, machten sich nun die Bürger Dinkelsbühls zur Aufgabe. Sobald die Erweiterung der Kinderzeche zu einem eigentlichen Festspiel entschieden war, gewannen sie in dem Dramaturgen Ludwig Stark einen geeigneten Dichter desselben. Auf gewissenhaften localen und historischen Studien baute er ein wirksames Stück in schwungvollen Versen auf. In seiner Hand lagen auch Regie und Einstudirung, während der costümliche Theil der Theatercostümfirma Hellmuth in München anvertraut war. Ein ausgezeichneter Darstellungsraum stand in dem eine große Menschenmenge fassenden sehr akustischen alten Rathhaussaale zu Gebote. In die Rollen hatten Lehrer und Bürgerschaft der Stadt sich getheilt, eine entsprechende musikalische Einleitung und Begleitung der städtische Musikdirector Kreß componirt, eine sehr gediegene Festschrift Realschulprofessor Stahl verfaßt. So konnte das Comité, an dessen Spitze der rechtskundige Bürgermeister Sternecker und Apotheker Petzold standen, getrost dem 12. Juli, der die erste Aufführung bringen sollte, entgegensehen.

Der Ruf der Dinkelsbühler Kinderzeche war altbewährt, er brauchte nur neu gerechtfertigt zu werden. Das geschah in über alle Erwartung glänzender Weise. Nach vielen Hunderten zählten die das Städtchen überfallenden Gäste, die theils in eigener Equipage aus den begüterten Nachbarorten Württembergs, auf ihrem „Wägele", auf Leiterwagen aus Franken und Schwaben, per Bahn aus Würzburg, Ansbach, Nürnberg oder München herbeieilten, theils zu Fuß aus der ganzen Gegend sich einfanden. Ausverkauft bis auf den letzten Platz war der riesig lange Rathhaussaal, an dessen als Bühne eingerichteten Ende der Rathstisch stand. Alles urecht! Auf dem köstlich geschnitzten Armstuhl mit dem vergilbten geprägten hellen Lederbezug hatten die alten reichsstädtischen Bürgermeister einst den Vorsitz gehalten, der altersbraune eiserne Schrank hatte die Urkunden der Stadt geborgen und die auf demselben aufgeschichteten Schweinslederbände enthielten ihre Chronik, die auf dem Tische liegenden Pergamente mit den mächtigen Siegeln verbrieften ihre Privilegien, die Bilder an der Wand waren das Conterfei ihrer Vorfahren. Eine stimmungweckende Musik hebt an. In die fromme Kirchenweise schmettern Kriegstrommeten hinein. Die kriegerischen Klänge behalten die Oberhand, bis eine zarte Melodie wie der Widerhall von Kinderstimmen sich über sie aufschwingt. Capellmeister und Orchester sind ganz bei der Sache, was die Innigkeit des Vortrags bezeugt. Kein Vorhang, keine Coulissen, keine Schminke, noch Perrücken oder falsche Bärte! Nichts stört die Illusion, daß wir Wirkliches miterleben. Durch die Thüre treten in pelzverbrämter Amtstracht, die Kette um den Hals, der regierende Bürgermeister Leonhard Wigerlein (Lehrer Braun) und sein Genosse Georg Abelin (Lehrer Streble) und erwägen die Nothlage der von den Schweden umzingelten Stadt. Das volle, wohlmodulirte Organ beider Darsteller läßt den von sparsamer, gut angebrachter Geste unterstützten Vortrag klar und eindringlich zur Wirkung kommen. Besonders die Auffassung des Amtsbürgermeisters Wigerlein zeichnet sich durch einen einfachen großen Zug aus. Die Erwägungen der herzugekommenen Rathsherren, lauter prägnante Charakterköpfe, wie sie ins Costüm passen, werden durch die Rückkunft des als Bauern verkleideten Boten an das kaiserliche Heer unterbrochen. Er bringt barsche Abweisung, die Stadt möge sich auf sich selbst verlassen. Schon heischt der schwedische Hauptmann, in prächtiger Erscheinung von Gerichtsvollzieher Faber dargestellt, bedingungslose Ergebung. Der eigene Stadthauptmann, den Lehrer Jungmeyer energisch gibt, muß zugestehen, daß die Besatzung der Uebermacht nur sterbend Widerstand leisten könne, die Bürgerschaft drängt durch ihren Abgesandten Mathias Hechtlen zur Uebergabe, von der allein ein glimpflich Loos zu erhoffen. Da fügt sich der Rath dem Mahnen seines Amtsbürgermeisters und bereitet sich zur Capitulation. Aber in größter Bedrängniß verheißt Lore, die Tochter des Thürmers vom Rothenburger Thor, der die Noth der Vaterstadt längst zu Herzen geht, Rettung. Sie hat gehört, daß der Schwedenobrist innig trauert um das unlängst verstorbene Söhnlein. So, meint ihr schlicht Gemüth, wird er sich beim Jammer der Kinder dem Mitleid nicht verschließen. Mit allen Kindern Dinkelsbühls, den großen und kleinen, armen und reichen, will sie ihm gnadeflehend entgegenziehen und so sein Wort

„Vom Himmel müßten Engel kommen,
Für Euch zu bitten, soll's noch frommen"

bewahrheiten. Zu Schutzengeln der Stadt sollen deren Kinder werden. Vor den erstaunten Augen der Rathsherren sammelt sie ihre kleine Schaar und in einer überaus lieblichen Kindergruppe schließt das Festspiel ab. Die Kinder stimmen ihren Bittgesang an, während Bürgermeister und Rath sich zur Uebergabe der Stadt anschicken. Frl. Pickl gibt die junge Volksheldin mit warm empfundener Einfachheit, in demüthiger Einfalt und gottvertrauender Herzensstärke. Alles Theatralische ist ihr naturgemäß fremd.

Unter dem vollen Eindruck der bewegten Scenen verlassen die Zuschauer das Haus und wandern nach dem Wörnitz-Thore, wo an historischer Stätte unter freiem Himmel die Uebergabe an die Schwedischen sich vollzieht. Vor dem Feinde öffnen sich die Thore, der schwedische Trompeter verkündet einreitend den Sieg der Seinen. Der Hauptmann mit zwei Officieren folgt ihm, sodann erscheint auf stämmigem Schimmel die markige Gestalt des Obristen (Lehrer Gebhard), dessen scharfgeprägter Kopf mit dem blonden Spitzbart und schlichtem hellen Haupthaar so charakteristisch wie nur denkbar wirkt. Sein berittener Stab und das schwedische Kriegsvolk schließen sich an. Sie führen eine erbeutete Feldschlange mit, ein seit Jahrhunderten auf dem grünen Thurm verwahrtes Geschütz aus dem dreißigjährigen Krieg, mit dem die Umsicht des um die Decoration sehr verdienten Stadtbaumeisters Neeser den Zug bereicherte.

Mit Schlüsseln und Pergamenten nahen von der Stadt Bürgermeister und Rath. In strenge Hand ist das Schicksal der Stadt gegeben, doch ehe der Feind noch seine Drohung ausgesprochen, erklingt in der Ferne Kindergesang und durch die malerisch gewundenen Gassen kommt Lore mit ihrem Kinderheer. „Ach bleib mit deiner Gnade," flehen die Kleinen mit ihren zarten Stimmlein und nach dem Beispiel ihrer jungfräulichen Führerin sinken sie in die Knie und halten die gefalteten Händchen empor, ein scenisches Bild, das, vom hellen Sonnenlicht übergossen, von dem Hintergrund des bemoosten quadererbauten Thores und der altergeschwärzten Giebelhäuser sich unvergleichlich reizvoll abhebt. Der Oberst, gerührt durch Lied und Anblick, läßt einen Knaben, der ihn besonders an seinen verstorbenen Liebling gemahnt, zu sich emporreichen aufs Pferd und zeigt sich zur Milde geneigt. Er gewährt glimpfliche Behandlung. Nach einem Choral wendet sich der Zug vom Wörnitz-Thore stadtwärts. Hinter der Kinderschaar der Thürmerlore aber schiebt sich ein strammes Knaben-Regiment weißbefrackter Zopf-Soldaten ein mit weißen Gamaschen, rothen, gelbverbrämten Aufschlägen, den eichenlaubgeschmückten Dreispitz auf der gepuderten Zopfperrücke. Die Regimentsmusik marschirt voraus mit Trommelwirbel und Trompetenschall. Die Gruppe dient an Stelle der früheren, aus Knaben bestehenden „Schweden-Capelle" als Ueberleitung von der historischen Kinderabtheilung zu der aus sämmtlichen Schulkindern zusammengesetzten. Diese bilden in unabsehbarer Folge den Beschluß, die Knaben mit weiß-rothen, blau-weißen, schwarz-roth-weißen Fahnen, die Mädchen mit Blumenkörbchen. Die letzten im Zuge sind die Waisenkinder mit blau-weißen Kränzen. An dem Denkmal des Verfassers der „Ostereier", des Domherrn Chr. v. Schmid, eines geborenen Dinkelsbühlers, vorüber bewegt sich in musterhafter Ordnung und in entzückender Wirkung der von Hellmuth geschmackvoll und künstlerisch zusammengestimmten Costüme der Zug zum alten Rathhaus, wo er im Halbkreis, den Obersten der kleinen Zopfsoldaten hoch zu Roß in der Mitte, Aufstellung nimmt. Dieser ist der Sprecher. Mit heller, scharfer Stimme gibt er seine „gute Mär aus unsrer Stadtgeschichte" zum Besten. Daran reiht er ein Hoch auf Bayerns Regenten, und dreimal hebt die kleine Faust den Degen hoch und ruft begeistert, „Hoch, Prinz Luitpold, Bayerns Verweser, hoch!" Die bayerische Hymne wird nun von den Kindern gesungen und hierauf stimmen sie ein Jubellied dem patriotischen Feste an. Noch einmal läßt der tapfere kleine Oberst, das Söhnchen des Kaufmanns Rayherer, sein Hoch erschallen, das Dinkelsbühls Gedeihen gilt. Zugleich streuen die Mädchen ihre Blumen in weitem Bogen aus auf die Straßen ihrer Vaterstadt.

Hiemit ist der officielle Theil des Programms erledigt. Freude strahlt von Aller Mienen. Zwar ertönt kein conventioneller Applaus, der kaum nach dem gelungenen Festspiele im Rathhaussaale laut geworden. Aber Einer nickt vergnügt dem Anderen zu.

Und man ist zufrieden. Während die sogenannten „besseren Leute" zur Table d'hôte in die „Goldene Rose", die „Kanne" und andere Gasthöfe eilen, drängt das gute, wackere Volk nach dem „Wasen", wo ein Jahrmarkt und fliegende Buden aller Art aufgeschlagen sind. Die Männer mit der glattrasirten Oberlippe und dem die Wangen freilassenden schmalen Bartrahmen um die ernsten Gesichter wandern, die Pfeife im Mundwinkel, bedächtig umher; die Weiber, trotz der Julihitze, das dunkelcarrirte Wolltuch mit langem in die Rückenmitte fallenden Zipfel um den Kopf geschlungen, gehen selbdritt in einer Reihe und gucken kauflustig nach dem ausgelegten Kram. Es sind feine schmale Gesichter, verbrannt von der Sonne und früh vergrämt. Heute ist ein Freudentag, aber dies Volk genießt ihn nicht in überquellender Lebenslust wie das oberbayerische, sondern still vergnügt. Auch die Jugend befleißigt sich eines gesitteten bescheidenen Betragens, das den Fremden, der sich in ganz Dinkelsbühl des gastlichsten Entgegenkommens freut, besonders anmuthet. Die Stadt, die viel künstlerische, geschichtliche, poetische Anregung bietet, ist nicht nur um ihres neuen Festspiels willen des Besuchs, sondern längeren Aufenthalts werth. Der Maler wird hier außer einem Van Dyk in der Spitalkirche eine Fülle dankbarer Motive finden, der Sommerfrischler aber die Annehmlichkeiten einer behäbigen Stadt vereint mit denen einer gesunden hübschen, ländlichen Umgebung. Keinen, der anläßlich der „Kinderzeche" Dinkelsbühl kennen gelernt hat, wird es gereuen.

Alex Braun.

Bayerische Chronik.

München, 14. Juli.

* **Hofnachrichten.** Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent hat einer armen Wittwe in Breunsberg bei Aschaffenburg, deren Mann vor kurzem durch einen Sturz verunglückte, aus seiner Privatschatulle eine Unterstützung von 100 Mark überweisen lassen. — Prinzessin Adelgunde traf heute Vormittag von Leutstetten hier ein und kehrt Abends dorthin zurück. — Prinzessin Gisela ist heute früh von Wien wieder hier eingetroffen. — Erzherzogin Maria Theresia und ihre Töchter, die Erzherzoginnen Maria Annunciata und Elisabeth, sind gestern, die Prinzen Miguel und Franz Joseph von Braganza ebenfalls gestern, deren Vater, Herzog Miguel von Braganza, vorgestern zum Curgebrauch in Wörishofen eingetroffen. — Prinzessin Luise von Preußen passirt nach vollendetem Curgebrauch in Marienbad am kommenden Samstag auf der Durchreise nach Schloß Montfort bei Lindau den hiesigen Centralbahnhof.

* **Personalnachrichten.** Der Regierungspräsident von Mittelfranken, v. Zenetti, wohnte mit Gemahlin der vorgestrigen Aufführung des Festspiels in Dinkelsbühl bei. — Obersthofmarschall Graf Seinsheim weilte vorgestern in Würzburg und inspicirte die Residenz, sowie den Hofgarten in Veitshöchheim. — Erzbischof v. Thoma ist gestern, von Reichenhall kommend, zur Vornahme der Firmung in Berchtesgaden eingetroffen und daselbst feierlich empfangen worden.

* **Fremdenverkehr.** S. Gutmann mit Familie, New-York; Mrs. Hodges, Chiltenham; Dr. August Heymann, Wien; Mr. Stephen Wright, New-York; Miß Galloway, New-York; F. Hark mit Gemahlin, Seußlitz; T. Adamowski, Boston; Gräfin Florence v. Quadt, Tegernsee; Mrs. Custis, Paris; Dr. O. Hund mit Familie, San Francisco; Graf Pocci, Ammerland; Gen. d. Cav. Frhr. v. Bechtolsheim, Agram; Hauptmann Jäckel, Tilsit; Dr. C. Pope, Cleveland; Gutsbesitzer Kühlmann, Salzburg; Advocat Dr. Avlonitis, Alexandria („Hotel Continental"). Geh. Reg.-Rath Stier und Sohn, Greiz; Staatsrath Stanislas de Cserkiewicz, Kielm (Polen); Curt v. Kummerer, Baden-Baden; Frhr. v. Westenholz mit Familie, Hamburg; Officier Frhr. v. Eberstein, Halle; prakt. Arzt Dr. Valovicz, Ungarn; prakt. Arzt Dr. Moritz Spitzer, Preßburg; Gräfin de Conservano, Neapel; Advocat Grubits Tivadur, Ungarn; Abbé Bogumil de Cserkiewicz, Polen; Advocat Dr. Naeser, Ungarn; kaiserl. deutscher Gesandter in Japan Frhr. v. Gutschmid; Hauptmann v. Stosch mit Gemahlin, Berlin; Hauptmann Dahlmann mit Familie, Karlsruhe; Gräfin Potrowska, Krakau; Gräfin Puttkammer, Krakau; Frhr. v. Kiniewicz, Krakau; Comtesse de Sidorme, Savoyen; Colonel Graf Treherun, Schloß Dux; Graf Sancha, Madrid; Marquis Laguarta, Madrid; Lady Hamilton, England; Graf Bronzen, Dresden; Fabrikbesitzer Wolfers, Dresden („Hotel Bayerischer Hof"). Impresario H. Tanser, Wien; Oberstlieutenant Degener, Berlin; Reg.-Ref. Dr. Lüdike, Magdeburg; Justizrath Pfannenstiel mit Gemahlin, Colmar i. E.; Director Klemperer mit Familie, Dresden; Capitän Georges Jasimowitsch, Warschau; Premierlieutenant von der Pfordte, Chemnitz, Lieutenant Mayr, Hagenau; Graf Bergh, Sigmaringen; Gutsbesitzer A. Sponholz mit Gemahlin, Berlin; Prof. Dr. Haas, Kiel; Reg.-Assessor Rötger, Berlin; prakt. Arzt Dr. Schmidt, Berlin; Reg.-Rath Pebling, Berlin; Geh. Reg.-Rath Ad. Wendelstadt, Berlin; Verlagsbuchhändler Aug. Herbig mit Gemahlin, Berlin; Fabrikbesitzer Bercht mit Familie, Berlin; Geh. Reg.-Rath Reich, Meyken in Ostpreußen; Generalmajor Portius, Dresden; Graf von der Goltz, Berlin; Freifrau v. Minkwitz, Dresden; Rittmeister Hemmerle, Hannover; Dr. Seidel mit Gemahlin, Berlin; Fabrikbesitzer Stahmer mit Familie, Georgs-Marienhütte; Geh. Oberbaurath Müller, Darmstadt; Oberst v. Natzmer, Dresden; Seeofficier Kiß, Pola; Rechtsanwalt Dr. Neumann, Frankfurt a. M.; Premierlieutenant Brand, Konstanz (Hotel „Rheinischer Hof"). Staatsrathswittwe Alafonsoff, St. Petersburg; Rentier A. v. Petrikowsky, San Remo; v. Alvensleben, Ballerstädt; prakt. Arzt Dr. Ewer, Berlin; Ingenieur Gaston Guders, Berlin; Frhr. v. Albaing mit Gemahlin, Haag; Frau Geheimrath Oetker, Berlin; Journalist Emerich v. Pfützer mit Gemahlin, Wien; Assessor Dr. Löwenstein, Hamburg; Advocat George Faucon mit Gemahlin, Rouen; Fabricant Gosmann, Plauen; Commercienrath Dessauer, Aschaffenburg; Ingenieur Egli, Zürich; Frhr. v. Girard, Reval (Hotel „Vier Jahreszeiten").

* **Bayerischer Handwerkertag.** Das Präsidium des Bayerischen Handwerkerbundes hat den Delegirten[illegible] und den 14. bayerischen Handwerkertag auf den 6., 7. und [illegible] September nach Neumarkt in der Oberpfalz einberufen.

* **Für das v. d. Tann-Denkmal,** welches dem berühmten bayerischen Heerführer in Tann in der Rhön errichtet werden soll, sind bis jetzt schon über 22,000 M. eingegangen.

1. **Schlußfeiern.** Das kgl. Luitpold-Gymnasium beging heute Vormittag 9 Uhr in seiner Aula seine Jahresschlußfeier, zu welcher sich die Angehörigen der Schüler und das Lehrercollegium eingefunden hatten. Die gesanglichen und instrumentalen Vorträge der Schüler fanden wie die Recitation von Gedichten reichen Beifall. Der Abiturient Otto Daxenberger hielt eine bewegte und zugleich hoffnungsfreudige Abschiedsrede. Rector Prof. Dr. Markhauser, Mitglied des Obersten Schulraths, richtete eine Ansprache an die Schüler und nahm sodann die Vertheilung der Zeugnisse an die Abiturienten vor. Von den 74 Abiturienten beabsichtigen 12 katholische, 3 protestantische Theologie, 6 classische Philologie, 18 Medicin, 10 Jura, 1 Naturwissenschaften zu studiren; 8 wollen sich dem Ingenieurfach, je 3 dem Bergbau und der Industrie, je 1 dem Forst-, dem Zoll-, dem Finanzwesen, der Musik und der Malerei zuwenden; 5 wollen als Avantageure beim Militär eintreten. — Gleichzeitig hielt auch das kgl. Wilhelms-Gymnasium in seiner Aula seine Schlußfeier ab. Auch hier waren mit dem Lehrercollegium die Eltern und Angehörigen der Schüler in großer Zahl erschienen, darunter Graf v. Rechberg-Rothenlöwen, Reichsrath Frhr. v. Soden, Generalintendant Frhr. v. Perfall, Generallieutenant v. Waagen, Geh. Legationsrath Frhr. v. Hirschberg, Ministerialrath v. Bauer, Regierungsrath Fürst ꝛc. Die Musikpiecen und die Chorgesänge, welche die Schüler vortrugen, fanden in dem reichen Applaus der Anwesenden ihre Anerkennung. Nach einer Ansprache an die Schüler überreichte der Rector der Anstalt, Dr. Arnold, den Abiturienten ihre Reifezeugnisse, worauf der Abiturient Paul Bauer einige warmempfundene Abschiedsworte sprach. Von den 54 Abiturienten gedenken 4 der kath. Theologie, 12 der Jurisprudenz, je 4 der Medicin und den Naturwissenschaften, 2 der Chemie, je 1 der germanischen, der romanischen Philologie und dem Zollwesen, 8 dem technischen Studium und 17 dem Militärstand sich zu widmen.

X **Arbeiterwahlverein der Centrumspartei.** In einer gestern Abend in der Schlachthausrestauration abgehaltenen Versammlung verbreitete sich Hr. E. Bussinger über „Die Undurchführbarkeit des Socialismus". Nach einer Definition des Begriffes „Staat" und einem Capitel über Marx erklärte es Referent für unrichtig, daß die Weltgeschichte bloß durch die ökonomischen Verhältnisse ihre Richtung erhalte. Diese werde noch durch andere Factoren, vor allem durch die Religion, beeinflußt. Wenn der Socialismus sich also nur auf den materiellen Instincten der Massen aufbaue, so rechne er falsch. Dies beweise jetzt schon die Haltung eines großen Theiles der Arbeiterschaft. In demselben

Maße, wie die Socialdemokratie gegen die religiösen und philosophischen Ansichten der Anderen terroristisch vorgehe, in dem gleichen Maße wachse auch der Gegendruck. Auch nach der gewerkschaftlichen Seite hin ließen sich die socialistischen Forderungen gar nicht einführen oder wenigstens nicht lange halten, da hiezu eine internationale gleichmäßige Basis nöthig wäre, die aber in Folge der wirthschaftlichen Concurrenz bald wieder in die Brüche gehen würde. Der Communismus lasse sich nicht in der Freiheit, sondern nur durch Zwang durchführen. Dies sehe man an den Klöstern, die starke Selbstverleugnung und Verzicht auf die Freiheit erfordern. Der Socialismus werde es höchstens zur Revolution und Expropriation, aber nicht weiter bringen. An den Vortrag knüpfte sich eine rege Discussion, worauf die Versammlung geschlossen wurde.

* **Die amerikanischen Independent-Schützen**, welche zur Zeit hier weilen und in den letzten Tagen die Sehenswürdigkeiten der Stadt, Kunstausstellung und Theater besuchten, waren für gestern Abend von den Besitzern der Großbrauerei zum Pschorr zu einem Abendschoppen mit Musik in den behaglichen Kneiphof der Pschorrhallen geladen. Heute wird ein Ausflug nach dem Chiemsee unternommen. Am Freitag gedenken die Schützen nach der Schweiz weiterzureisen. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Zürich, Luzern 2c. geht die Reise über Basel nach Straßburg, von wo eine Einladung der dortigen Schützengesellschaft zur Betheiligung am Schießen ergangen ist, dann rheinabwärts nach Neustadt a. H., wo sich die fremden Gäste gleichfalls am Schützenfeste betheiligen werden. Später werden noch Bingen, das Niederwald-Denkmal und Koblenz besucht. Gegen den 6. oder 7. August wird sich dann die Schützenreisegesellschaft in Frankfurt a. M. auflösen.

X **Vortrag.** Der Reichstagsabgeordnete Gröber wird im Laufe dieses Sommers (wahrscheinlich kurz vor oder nach dem Katholikentag zu Landshut) in München einen Vortrag über ein noch zu bestimmendes politisches Thema halten.

X **Umbau.** Das Pfarrhaus von St. Peter wird zur Zeit einem Umbau unterzogen. Es werden sämmtliche Läden im Parterre vergrößert und modernisirt. Selbstverständlich werden auch die Läden nach der Auswechslung entsprechend erhöht werden.

* **Aus dem Polizeibericht.** In einem Hause an der Dachauer Straße erschoß sich gestern Abend ein 38jähriger Bildhauer. Nach einem hinterlassenen Brief war Furcht vor Irrsinn der Beweggrund der That. — Vom Schlage gerührt wurde gestern Vormittag $10\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Weg von Perlach nach Ramersdorf ein unbekannter Mann im Alter von 65—70 Jahren. Er wurde durch ein vorüberfahrendes Fuhrwerk in das Perlacher Krankenhaus verbracht, starb aber während des Transports.

---

l. **Tegernsee**, 13. Juli. Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin besuchte mit den drei ältesten Prinzen heute Nachmittag das Unterkunftshaus auf der Neureut, während die jüngeren Prinzen und Prinzessin Victoria Luise einen Ausflug nach Enterrottach machten. — Morgen, Mittwoch, den 14. Juli, begeht Prinz Adalbert seinen 13. Geburtstag.

* **Traunstein**, 13. Juli. Aus Anlaß der 25jährigen Jubelfeier der hiesigen Realschule ließ das Festcomité am Grabe des verstorbenen I. Bürgermeisters Dr. v. Erhardt in München, der bei Begründung der Schule Referent im oberbayerischen Landrath war, einen schönen Kranz von Alpenblumen mit Widmungsschleife in den Traunsteiner Stadtfarben niederlegen.

* **Aus Niederbayern**, 12. Juli. Das kgl. Bezirksamt Grafenau hat eine Bekanntmachung erlassen, nach welcher mit Rücksicht auf den Eintritt der Erntezeit und die fortdauernden Klagen über die ungünstigen allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse, insbesondere über die Nothlage der Landwirthschaft, vom 1. Juli l. J. ab Tanzmusikbewilligungen bis zur vollständigen Beendigung sämmtlicher Erntearbeiten regelmäßig nicht mehr ertheilt werden.

rg. **Nürnberg**, 13. Juli. Die Restaurirungsarbeiten der Sebalduskirche werden durch finanzielle Schwierigkeiten immer mehr gefährdet. Die Einnahmen sind bedenklich zurückgegangen, und die Ausgaben zeigen fortgesetzt steigende Tendenz, weil das Bedürfniß nach Reparaturen sich immer mehr erweitert. Der Kostenvoranschlag für die bereits besprochene Conservirung der Glasmalereien nach dem Zettler'schen Verfahren beläuft sich auf 22,000 M. — In Bezug auf das Ende der Volksschulferien ist der Magistrat von seinem früheren Beschlusse zurückgetreten, der Unterricht soll am 1. September beginnen und die Freigebung am 2. aus Anlaß des Kaiserbesuchs beantragt werden. — Mit dem Schuhmacherstrike hat sich gestern eine Versammlung beschäftigt, welche die Strikenden zur energischen Weiterführung des Strikes aufforderte und ihnen weitgehende Unterstützung zusicherte. Sollte in den nächsten Tagen nicht eine Verständigung mit den Meistern erzielt werden, so soll die Strikecommission die Arbeitseinstellung bei sämmtlichen Innungsmeistern veranlassen. — In Altdorf soll nach einer uncontrolirbaren Zeitungsmeldung ein Nürnberger Consortium eine „Thonwerkfabrik" zu gründen beabsichtigen.

cr. **Aschaffenburg**, 13. Juli. In Bezug auf das hier zu errichtende Elektricitätswerk gibt der Magistrat bekannt, daß die Vorortbahnen Aschaffenburg-Hösbach und Aschaffenburg-Schönbusch-Großostheim als elektrische Trambahnen für Personenverkehr (nicht Güterverkehr) geplant sind. Die ebenfalls projectirte Voll- und Fernbahn Aschaffenburg-Großostheim-Mömlingen-Höchst i. O. soll durch die Vorortbahn keinesfalls beeinträchtigt werden und hauptsächlich dem Güterverkehr in größerem Maßstab dienen.

Militärische Nachrichten.

i. **Kgl. Equitationsanstalt.** Mit dem Gestrigen nahmen die unter Oberleitung des Commandeurs der kgl. Equitationsanstalt, Oberstlieutenants Frhrn. v. Schacky, wie alljährlich veranstalteten Dienst-(Sommer-)Jagden und damit der Informationscurs für Stabsofficiere, zu welchem die Majore Frhr. v. Rotenhan vom 1. Ulanen-Regiment und Frhr. v. Pfetten vom 2. Ulanen-Regiment commandirt waren, ein Ende. Die Jagden, deren im ganzen acht geritten wurden, verliefen ohne nennenswerthen Unfall. Nach der dritten Jagd war der Master, Rittmeister und Reitlehrer Kimmerle, beim Rennen schwer gestürzt und waren von diesem Zeitpunkt ab die Functionen des Masters dem Adjutanten der Anstalt, Premierlieutenant Frhrn. von und zu Egloffstein, übertragen worden.

⊥ **Todesfälle in der Armee.** Das 2. Quartal 1897 hat in die Reihen der Officiere, Aerzte und Beamten der bayerischen Armee große Lücken gerissen, indem 42 zur großen Armee einberufen wurden, und zwar aus der activen Armee: je 1 Oberstlieutenant, Major, Hauptmann, Premierlieutenant, Zahlmeister und Topograph; aus dem Beurlaubtenstande: je 1 Hauptmann, Premierlieutenant, Secondlieutenant, Stabsarzt und 3 Assistenzärzte; aus dem Pensionsstande: 1 Generalmajor, 1 Oberstlieutenant, 2 Majore, 7 Hauptleute, 5 Premier-, 5 Secondlieutenants, 1 Generalarzt, 2 Oberstabsärzte, 1 Geheimer Oberbaurath, 1 Geheimer Kriegsrath, 1 Proviantmeister und 2 Zahlmeister.

Handel und Volkswirthschaft.

Ueber das Wesen der sogenannten Zillmer'schen Prämienreserve-Berechnungsmethode.[1]

In den letzten Jahren hat man sich in Fachzeitschriften wieder einmal eingehender mit der sogen. Zillmer'schen Prämien-Reserveberechnungsmethode bei Lebens-Versicherungsgesellschaften beschäftigt und als das Uebermaß des Für und Wider so reichlich floß, daß diese Zeitungen es gar nicht mehr unterbringen konnten, nahmen auch die politischen Journale die Discussion auf. Es scheint, daß man sich über das Wesen dieser Berechnungsmethode noch vielfach vollständig im Unklaren ist und weil, wir wollen nicht sagen, jeder bei einer Lebens-Versicherungsgesellschaft Versicherte, aber doch die Handels- und Finanzwelt ein lebhaftes Interesse daran hat, das Wesen dieser Methode genau kennen zu lernen, so soll in den nachfolgenden Ausführungen eine ganz populäre Darstellung des Gegenstandes gegeben werden. Wir überlassen also den Streit, in welchem Maße die Verwendung dieser Methode gerechtfertigt ist, vollständig den Fachmännern und behandeln nur die Sache an sich.

Nehmen wir den nächstbesten Tarif einer Lebensversicherungsgesellschaft, so gibt uns derselbe gewöhnlich für eine Versicherungssumme von 1000 M. für jedes Lebensalter die Prämie an, welche jemand bis an sein Lebensende oder eine gewisse Reihe von Jahren hindurch zu bezahlen hat, damit seine Relicten unmittelbar nach seinem Tod diese Summe erhalten. Wir wollen von den verschiedenen Formen, welche die Lebensversicherungsgesellschaften, den mannichfachen Verhältnissen Rechnung tragend, bieten, ganz absehen und uns nur diese einfachste, gebräuchlichste Form vor Augen halten. Ein dreißigjähriger Mann z. B. hat für die genannte Summe rund 25 M. Prämie pro Jahr zu bezahlen. Diese Prämie von 25 M. setzt sich zusammen aus einer Nettoprämie von etwa 22 M. und dem Zuschlag für Verwaltungskosten von 3 M. (Die Verhältnisse sind natürlich bei der großen Zahl der Lebensversicherungsgesellschaften verschieden. Wir wählen hier im großen und ganzen zutreffende, nur der Einfachheit wegen abgerundete Zahlen.) Diese Nettoprämie von 22 M., welche also in der zu zahlenden Prämie von 25 M. enthalten ist, jährlich mit Zins auf Zins zurückgelegt, setzt die Gesellschaft in den Stand, beim Todesfall des Versicherten genau die Summe von 1000 M. zur Verfügung zu haben, welche versichert war. Der Zuschlag von 3 M. gehört der Gesellschaft zur Deckung der Verwaltungskosten, soweit er nicht zum Theil in Form von Dividenden zurückgegeben wird. Sterben bei der Gesellschaft aus ihrem Versicherungsbestande so viel, als ihre der Prämienberechnung zu Grunde gelegte Mortalitäts- (Absterbe-) Tabelle im vorherein angibt, so hat die Gesellschaft außer diesem Zuschlag nicht den geringsten Gewinn, aber auch keinen Verlust.

Versetzen wir uns nun in das erste Jahr, in welchem sich jemand versichern läßt, so erhält die Gesellschaft unter der Annahme, daß die bei jeder Lebensversicherung auftretenden Untersuchungskosten des Vertrauensarztes durch die kleinen Nebenspesen (Policekosten) gedeckt werden, nur die Prämie von 25 M. 22 M. hat sie davon zu reserviren, 3 M. gehören ihr. Leider ist die Bedeutung der Lebensversicherung noch nicht so tief in das Bewußtsein der Familien eingedrungen, daß sich der Familienvater selbst bei einer Versicherungsgesellschaft meldet. Er muß gewonnen werden, und die Acquisiteure der Lebensversicherungs-Gesellschaften wissen zu erzählen, welche Mühe sie manchmal aufwenden müssen, um jemand im Interesse seiner Familie für eine Lebensversicherung zu gewinnen. Diese Mühe muß die Gesellschaft bezahlen. Die übliche Provision bei uns in Deutschland schwankt nun zwischen 8 und 10 M. für das Tausend der Versicherungssumme und ist nur bei höheren Summen wesentlich geringer. Der Uebersichtlichkeit der Rechnung wegen halten wir an der Provision von 10 M. fest. Die Gesellschaft bekommt für ihre Verwaltungszwecke den Zuschlag von 3 M. Dem Vermittler allein muß sie für die obige Versicherung 10 M. bezahlen. Sie hat also durch den Erwerb dieser Versicherung eine zunächst ungedeckte Ausgabe von 10 — 3 = 7 M. Um nun diese Ausgabe correct zu decken, macht man von der Zillmer'schen Methode Gebrauch. Man nimmt die 7 M. aus der ersten Prämie und legt also in die Reserve nicht 22 M., sondern 22—7 = 15 M. Im zweiten Jahre erhält man vom Versicherten wieder die vereinbarte Prämie von 25 M. 22 M. fließen wiederum in die Reserve, 3 M. gehören der Gesellschaft. Da die Letztere nun im vergangenen Jahre für den Erwerb der Versicherung den Betrag von 7 M. aus der Prämienreserve entnommen hat, so legt sie vom zweiten Jahre ab nicht 22 M. in die Reserve, sondern einen etwas höheren Betrag, etwa rund M. 22.50 und begnügt sich für ihren Theil mit dem Rest des Zuschlags von M. 2.50. Setzt sie diese Art der Prämienrücklage von Jahr zu Jahr fort, so ergibt sich ohne Berücksichtigung der Zinsen folgendes Bild:

1. Vers.-Jahr: Die Reserve soll betragen 22 M.; sie beträgt M. 15.00;
2. „ Die Reserve soll betragen 2 × 22 = 44 M.; sie beträgt 15 + 22.50 = M. 37.50;
3. „ Die Reserve soll betragen 3 × 22 = 66 M.; sie beträgt 15 + 45 = M. 60.00;

. . . .

8. „ Die Reserve soll betragen 8 × 22 = 176 M.; sie beträgt 175 M. u. s. w.,

d. h., es amortisirt sich die Entnahme von 7 M. aus der ersten Prämie ganz von selbst. Berücksichtigt man bei dieser Rechnung auch genau die Zinsen, so hat man die Zillmer'sche Methode der Prämienresere-Berechnung ihrem ganzen Umfange nach. Dieselbe stellt also eine genaue Tilgung der Erwerbsprovision in der Art dar, wie man sie bei der Tilgung der Annuitätencapitalien längst kennt.

Der Laie könnte vielleicht den Einwand machen, die natürliche Amortisation der entnommenen Erwerbskosten leuchtet zweifellos für den Fall ein, daß der Versicherte bis zur Beendigung derselben lebt. Wie steht aber die Sache, wenn der Versicherte vorher stirbt? In der oben angegebenen Nettoprämie steckt die Risicoprämie, d. i. der Betrag, welcher hinreicht, um aus einer Gruppe die alljährlich auftretenden Sterbefälle zu decken. Aus diesem Betrage sind eben die versicherten 1000 M. zu entnehmen. Der aus den 7 M. noch ungedeckte Theil kommt dabei ohne weiteres mit zum Ausgleich, spielt, wie man sieht, übrigens der Hauptsumme gegenüber gar keine Rolle.

Vorstehende Entwicklung zeigt, wie leicht die genannte Berechnungsmethode discreditirt zu werden vermag und wie es nicht schwer ist, diese Entnahme der Erwerbskosten aus der ersten Prämie als ein Deficit der Gesellschaft darzustellen, was aber, wenn die Methode in den angegebenen Grenzen angewendet wird, in Wirklichkeit mit einem eigentlichen Deficit gar nichts zu thun hat. Vielleicht tragen vorstehende Ausführungen dazu bei, daß manche sich von einer Einrichtung ein klares Bild zu machen vermögen, die eines allgemeinen Interesses nicht unwürdig ist und die unter Umständen recht unzutreffend dargestellt und aufgefaßt werden kann. In einem späteren Artikel soll in ebenso populärer Weise versucht werden, die Gründe darzulegen, weßhalb Meinungsverschiedenheiten über die Berechtigung dieser Berechnungsmethode unter den Fachleuten vorhanden sind.

[1] Durch die Aufnahme dieses von fachmännischer Seite zugesandten Artikels will die Redaction auch einer von dem Standpunkte unsrer alljährlichen Lebensversicherungsberichte abweichenden Anschauung das Wort geben; sie kann dies um so eher thun, als das in dem Artikel angeführte Beispiel die Grenzen einer maßvollen Anwendung der Zillmer'schen Methode einhält, während erst mit der Ueberschreitung dieser Grenzen die große praktische Gefahr mangelhafter Sicherheit beginnt. D. Red.

---

* **Oesterreichische Creditanstalt.** Aus Wien wird uns geschrieben: Die österreichische Creditanstalt bildet unter allen großen Banken Oesterreichs und Deutschlands eine rühmliche Ausnahme, da sie mitten im Jahre einen provisorischen Semestral-Abschluß veröffentlicht. Nur einzelne Budapester Banken sind diesem Beispiele gefolgt. Gleichwohl wäre der Vorgang der Creditanstalt entschieden nachahmenswerth, denn die Actionäre einer Bank sind doch auch während des Jahres davon interessirt, eine authentische Information über die Lage ihres Institutes zu erhalten, und auch die Oeffentlichkeit gewinnt aus solchen Ziffern einen Maßstab zur Beurtheilung der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse. Das erste Semester ist zu Ende gegangen. Die Semestralbilanz der Creditanstalt erscheint gewöhnlich in der zweiten Augusthälfte, und es wird deßhalb mit den Bilanzarbeiten, welche immerhin drei bis vier Wochen in Anspruch nehmen, in naher Zeit der Anfang gemacht werden müssen. Authentische Aufschlüsse zu erlangen, ist natürlich im gegenwärtigen Augenblicke nicht möglich und auch durchsickernde Andeutungen, wie sie gewöhnlich schon vor der Publication die Umrisse der Semestralbilanz erkennen lassen, haben bisher gefehlt. Gleichwohl läßt sich bereits aus der allgemeinen Wirthschaftslage und aus den bekannten Thatsachen, welche über die Geschäftsthätigkeit der Creditanstalt bekannt geworden sind, der Grundcharakter der Bilanz entnehmen. Die Börse hat die, auch in diesen Spalten besprochene Semestralbilanz des Giro- und Cassenvereines unangenehm empfunden und aus diesem Grunde den Curs der — Creditactien etwas herabgesetzt. Die Schlußfolgerung ist ganz logisch. Der Giro- und Cassenverein hatte im ersten Semester einen Zinsen-Ausfall von rund 29,000 fl., weil der Zinsfuß im ersten Semester sehr gedrückt war und sich tief unter dem Niveau des Vorjahres hielt. Die gleichen Umstände müssen bei der Creditanstalt eingewirkt haben, und ihre Wirkung muß sich in wesentlich stärkerem Umfange geltend machen, als bei dem erwähnten kleinen Institute. Das Zinsen-Conto bildet aber das Rückgrat der Bilanz bei der österreichischen Creditanstalt. Es umfaßte im vorigen Jahre mehr als 2 Mill. Gulden, demnach fast 50 Proc. des gesammten Brutto-Gewinnes. Schon im vorigen Jahre bot das Zinsen-Conto einen Rückgang um 180,000 fl. Heuer wird dieses Conto jedenfalls wieder eine Verminderung erfahren und unter den Betrag von 2 Millionen Gulden sinken. Einen allzugroßen Sprung darf man hier allerdings auch nicht befürchten. Die Creditanstalt hat nämlich wie alle Banken, da die Börse fast während des ganzen ersten Semesters brach lag und im Effecten-Vorschußgeschäfte nur wenig zu verdienen war, bedeutende Mittel aus dem Report herausgezogen und im Escompte verwendet. Der Umfang des Portefeuilles dürfte überhaupt größer sein als im vorausgegangenen Jahre, und die Vergrößerung der Umsätze kann den Ausfall, welchen die Depression des Zinsfußes übte, wesentlich mildern. Die Provisionen dürften im ersten Semester kaum eine ins Gewicht fallende Verminderung, vielleicht sogar eine kleine Erhöhung erfahren haben, da der Geschäftsgang derjenigen Industrien, welchen die Creditanstalt ihre bankmäßige Vermittlung zuwendet, im großen und ganzen nicht unbefriedigend war, wenn man von der chronischen Misere der Zuckerindustrie absieht. Die Gewinne an Devisen dürften eine Steigerung bieten, weil die Devisen-Transactionen im ersten Semester sehr umfassend waren. Dagegen ist es ein abträgliches Moment, daß der Gewinnvortrag, welcher bei der Creditanstalt immerhin ins Gewicht fällt, heuer um 180,000 Gulden niedriger ist, als im Vorjahre. Bleibt noch die wichtige Post der Effecten- und Consortialgewinne. Im ersten Semester wurden nur wenige große Finanzgeschäfte abgewickelt. Die Creditanstalt hat zwar heuer im ersten Semester mehrere ihrer industriellen Betheiligungen (Hinterberger Patronenfabrik, Nestomitzer Zuckerraffinerie, Galizische Naphtha-Industrie-Gesellschaft) finanzirt, allein die Gewinne aus diesen Transactionen werden kaum in die Bilanz vorrücken, weil die Creditanstalt ihren Antheil an Actien im Portefeuille behalten und noch nicht realisirt hat. Vor größeren Staatsgeschäften kommt dem ersten Semester der Gewinn aus der Begebung der österreichischen $3\frac{1}{2}$procentigen Investitionsanleihe zu gute, wie im ersten Semester des Vorjahres der Gewinn aus der Emission der österreichischen Goldrente eingestellt war. Allein der Gewinn aus dieser Emission kann nicht bedeutend sein. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Investitionsrente nicht gut gegangen ist und daß die Creditanstalt genöthigt war, große Posten, welche ihr aus dem Markte zurückströmten, wieder aufzunehmen. Außerdem war der an sich magere Gewinn mit vielen Consorten zu theilen. Einen größeren Effecten-Gewinn — man schätzt denselben auf eine Viertelmillion Gulden — brachte die bekannte Finanz-Transaction mit den Actien der Alpinen Montangesellschaft. Allein es ist nicht bekannt geworden, ob die Creditanstalt bereits ihren gesammten Besitz realisirt hat und es ist deßhalb nicht gewiß, ob dieser Gewinn thatsächlich in die Bilanz eingestellt werden wird. Daß ihn die Creditanstalt zur Aufbesserung der Ausfälle in den verschiedenen Geschäftszweigen sehr gut brauchen könnte, ist aus dem Voranstehenden klar ersichtlich. Jähe Verschiebungen sind bei der Creditanstalt kaum zu erwarten, da das Institut große versteckte Reserven besitzt und dieselben im Nothfalle heranziehen kann. Allein der Gewinn des ersten Semesters wird in seiner Gesammtziffer jedenfalls hinter dem Vorjahre zurückbleiben und auch für das zweite Halbjahr sind die geschäftlichen Auspicien keineswegs glänzend.

* **Deutsche Gußstahlkugelfabrik, vormals Fries u. Höpflinger, Schweinfurt.** In Bestätigung der kurzlich von der Allg. Ztg. gebrachten Mittheilungen erläßt nunmehr die Gesellschaft eine öffentliche Erklärung, worin sie mittheilt, wie uns aus Nürnberg, 13. Juli, geschrieben wird, daß ihre Patente in keiner Weise angegriffen sind. Nur der Antheil an einem im nächsten Jahre ablaufenden Gebrauchsmuster, das selbst von keiner Seite angefochten sei, sei Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens. Von einer Klage gegen Concurrenzfirmen, die die betreffende Vorrichtung unbefugt gebraucht haben sollten, sei man selbstverständlich zurückgetreten, als sich herausgestellt habe, daß sie das fragliche Gebrauchsmuster gar nicht benutzen.

* **Erwerbung der Weichselbahn.** Man schreibt uns: Hr. Witte hat denn doch gelernt. Bei der Verstaatlichung der

Weichselbahn ist er anders vorgegangen, als bei der der Südwestbahnen, da hat er sofort reinen Tisch gemacht. Die Weichselbahnactie hat nie eine Superdividende getragen, nicht einmal die Kosten für den Betrieb und die Verzinsung der Obligationen und Actien sind auch nur annähernd hereingebracht worden. Der Curs ist ja allerdings auf einer gewissen Höhe immer gehalten worden, und zwar durch das Haus J. G. Bloch in Warschau, welches wohl den größten Theil der Papiere im Kasten gehabt hat. Was Hr. Witte dem Actionär der Weichselbahn bietet, übersteigt den höchsten Curs, den das Papier je gesehen hat. Für je 10 5proc. Actien gibt er 11 4proc. Obligationen und dann nach außerdem auf jede Actie ungefähr 9 Rubel baar. Alles in Allem macht dies circa 119 Rubel für die Actie. Damit ist die Actie ihrem Werthe nach nicht zu hoch bezahlt, aber es ist immerhin ein entsprechender Preis. Daß Hr. Witte nur Hrn. J. G. Bloch zuliebe sich bei der Weichselbahn an die Gesetze der Billigkeit gehalten hat, ist nicht anzunehmen. Hr. Witte verschließt sich vielmehr allem Anscheine nach nicht der Ueberzeugung, daß ein Staat, der auf den europäischen Credit rechnet, auch nach den Gesetzen Europa's handeln und wohlerworbene Rechte respectiren muß. Wir sind nicht immer in der Lage gewesen, Hrn. Witte loben zu können, aber wir freuen uns, wenn er uns Gelegenheit dazu bietet, und dieses ist diesmal ganz gewiß der Fall. Vivat sequens, nämlich ein billiger und gerechter Ausgleich mit den Besitzern von Certificaten der preußischen Südwestbahn.

Productenbörsen und Märkte.

* **Berlin,** 14. Juli. Tel. Spiritus 70er 42.50, 50er —. Wetter: Trübe.

h. **Hamburg,** 14. Juli, 11 Uhr — Min. Vorm. Tel. Kaffee per Juli 35¾, per September 36½, per December 37½, per März 38¼. Zufuhren in Rio 14,000, Santos 23,000 Sack. Tendenz: Behauptet.

* **Wien,** 14. Juli. Tel. Getreidemarkt. Weizen per Herbst 8.91—8.93, per Frühjahr —. Mais per Juli-August 4.45—4.47. Hafer per Herbst 5.87—5.89.

* **Budapest,** 14. Juli. Tel. Getreidemarkt. Weizen auf Termine unverändert, per Herbst 8.78—8.79. Mais per Juli-August 4.07 bis 4.08. Hafer per Herbst 5.51—5.52. Wetter: Regen.

h. **Liverpool,** 14. Juli. Tel. Abgegangen 11 Uhr 16 Min. Vorm. Baumwolle. Umsatz 10,000 Ballen. Tendenz: Fest. Middl. Orleans 4 7/32 d, Middl. Uplands 4 7/32 d, Good fair Omra 3 5/16 d. Amerikan. Basis Middl. Lieferung per August-September 4 7/64 d, per September-October 4.00 d, November-December 3 57/64 d. Tendenz: Fest.

ss. **New-York,** 13. Juli. Tel. (Schlußnotirungen.) Kaffee: Lieferung per Juli 6.65, per September 6.80, per November 6.95, per Januar 7.05. — Baumwolle New-York per Juli 7.52, per September 7.28, per November 7.06, per Januar 7.13. — Weizen New-York per Juli 78¾, per September 72¾, per October —, per December 74½. — Mais New-York per Juli 30½, per August 31.00, per September 31¾, per October —. — Schweinefett Chicago per Juli 3.85, per September 3.92½, per October 3.95, per December 4.02½.

h. **New-York,** 13. Juli. Tel. Baumwolle. Futures Schluß 14 Points höher. Receipts in den amerikan. Häfen 1000 Ballen.

* **New-York,** 13. Juli. Tel. Baumwolle in New-York 7 15/16, in New-Orleans 7 11/16. — Petroleum. Standard white in New-York 6.95, in Philadelphia 6.90. — Pipeline Certificates per Juli 79.00. — Schmalz loco per Juli 3.85 (Durchschnittspreis der Hauptmarken). — Mehl 3.25. — Weizen per Juli 78¾, per August —, per September 72¾. — Mais in New-York per Juli 30½, do. in Chicago 25⅞. Getreidefracht 3.00.

Fondsbörsen vom 14. Juli.

.. **München.** Börse und Nachbörse. Angesichts des sehr stillen Geschäftes kann von einer ausgesprochenen Tendenz nicht die Rede sein. Im allgemeinen war Wien schwächer auf die hohen Getreidepreise, Berlin bemüht, seine guten Anschauungen aufrecht zu erhalten. An den kleineren Börsen ruht der Verkehr in Ultimopapieren zeitweise ganz und auch auf dem Cassamarkt finden nur kleinere Umsätze statt. Wir notiren: Oesterreichische Creditactien 231⅛, Disconto-Commandit-Antheile 206¼, Deutsche Bank 209⅝, Dresdner Bank 162, Handelsantheile 167¾, Staatsbahn 149¾, Lombarden 37⅛, 3proc. Reichsanleihe 97¾, Italiener 94½, Laura 159, Harpener 184⅝, Canada 62¾. — Von Localwerthen sind besser: Rückversicherungsgesellschaft-, Mathäser-, Ingolstadt-, Kohlenbergwerk-, Bunt- und Maschinenpapier-, Blaichach-, Kolbermoor-, Hotel- und Manz-Actien; niedriger: Münchener Bank- und Trambahn-Actien. — 1—3 Uhr: Still. Oesterreichische Creditactien 231⅛.

* **Berlin,** 12 Uhr — Min. Nachm. Tel. Anfangscurse. Oesterr. Credit per Mai 231.00, Disconto-Comm. 206.25, Lombarden 37.10, Ungarische Goldrente —, 4% Italienische Rente 94.50, 3% Deutsche Reichsanleihe —, Laurahütte 159.00. Tendenz: Still.

* **Berlin,** 12 Uhr 30 Min. Tel. Oesterr. Creditactien 231.00, Disconto-Commandit-Antheile 206.20, Berliner Handels-Gesellschaft 167.80, Deutsche Bank 209.60, Dresdner Bankactien 162.00, Darmstädter Bankactien 156.50, Nationalbank 145.20, Franzosen 149.70, Lombarden 37.10, Lloyd 106.10, Packetfahrt-Actien 122.80, Gotthard-Actien 155.70, Mittelmeer-Bahn 103.90, Meridionaux 133.50, Schweizer Union 83.90, Schweiz. Nordost 115.50, Schweiz. Central 140.10, Jura-Simplon 89.20, Marienburger 83.10, Ostpreußen 96.00, Lübeck-Büchener Bahn 165.70, Trust 191.10, 4% Kronenrente 100.80, 5% Italiener 94.50, Canada 62.70, 3% Reichsanleihe 97.70, Türkenloose 111.50, Northern Pacific Preferred 39.30, Laura 159.00, Dortmunder 98.70, Bochumer 165.50, Gelsenkirchner 177.60, Harpener 184.60, Hibernia 186.50, Dannenbaum 123.50. Tendenz: Lustlos.

* **Berlin,** 2 Uhr — Min. Tel. (Schlußcurse.) Creditactien p. ult. 231.00, Ungarische Goldrente p. ult. —, Disconto-Commandit p. ult. 206.40, 3½% Reichsanleihe 104.00, 3% Reichsanleihe 97.70, 4% Preuß. Markanleihe 104.00, 3½% Preuß. Markanleihe 104.10, 3% Preußen 98.20, Oesterr. Staatsbahn 149.70, Berliner Platzdisconto 2¼%, Rubelnoten p. ult. 216.20, Ungarische Kronenrente 101.00. Tendenz: Lustlos.

* **Frankfurt a. M.,** 12 Uhr — Min. Nachm. Tel. Anfangscurse. Oesterr. Creditactien 312⅞, Staatsbahn 297⅞, Lombarden 76.75, Ungar. Goldrente 104.40, Deutsche Bank 209.50, Disconto-Commandit 206.30, Dresdner Bank 161.70, Gotthardbahn 155.70, Schweizer Nordostbahn 115.30. Tendenz: Schwach.

Σ **Frankfurt a. M.,** 1 Uhr 58 Min. Tel. Die Börse war anfangs theilweise schwach, dann fester auf London. Deutsche Bank animirt auf Gerüchte, die Fusion mit der Bergisch-märkischen Bank sei perfect. La Veloce besser, alpine Montan animirt.

* **Frankfurt a. M.,** 2 Uhr — Min. Nachm. Tel. Schlußcurse. Wechsel auf London 20.36², Paris 81.06⁶, Wien 170.15, Italien 77.52⁵, Napoleons 16.23, 4proc. Bayern 102.60, 3½proc. Bayern 102.60, 3proc. Bayern 97.80, 3½proc. Reichsanleihe 104.00, 3proc. Reichsanleihe 97.60, 3½proc. preußische Consols 104.10, 3proc. preuß. Consols 98.00, Silberrente 87.40, Papierrente 86.90, Kronenrente 101.00, Reichsbank 160.80, Darmstädter Bank 156.60, Deutsche Bank 210.10, Disconto-Comm. 206.30, Dresdner Bank 161.90, Oesterr.-Ungar. Bank 810.00, Creditactien 313.00, Staatsbahn 297⅞, Lombarden 76¾, Gotthardbahn 155.70, Schweizer Nordost 115.30, Schweizer Union 84.30, Türkenloose 34.80, 1860er Loose 128.40. Tendenz: Ruhig.

* **Wien,** 10 Uhr — Min. Vorm. Tel. Vorbörse. Creditactien 368.00, Marknoten p. ult. 58.70, Ungar. Creditactien 396.00, Staatsbahn 350.50. Tendenz: Ruhig.

* **Wien,** 11 Uhr 18 Min. Tel. Creditactien 367.87, Lombarden 85.50, Napoleons 9.53, Marknoten per Cassa 58.71, do. per Ultimo 58.72, Ungarische Goldrente 122.80, Länderbank 239.50, Staatsbahn 350.50. Tendenz: Abwartend.

* **Wien,** 1 Uhr 30 Min. Nachm. Tel. Schlußcurse:

	13. Juli	14. Juli		13. Juli	14. Juli
Goldrente	123.20	123.30	Türk. Tabakactien	159.50	159.00
Silberrente	102.30	102.10	Staatsbahn	351.00	350.70
Papierrente	102.20	102.10	Lombarden	86.00	85.50
Kronenrente	101.20	101.20	Nordwestbahn	256.50	256.50
1860er Loose	146.00	146.00	Elbthalbahn	261.20	261.00
Ung. Goldrente	122.80	122.70	Buschtiehrader	547.00	547.00
Ungar. Kronenrente	100.20	100.20	Napoléons	9.52	9.53
Oesterr.-Ung. Bank	952.00	952.00	Deutsche Reichsbanknoten p. c.	58.71	58.71
Creditactien	368.75	368.20	Deutsche Reichsbanknoten p. ult.	58.71	58.72
Ungar. Creditbank	397.00	395.00	Wechsel: Frkf. a. M.	58.70	58.70
Länderbank	240.00	239.50	" London	119.55	119.50
Anglo-Austrian	159.50	159.50	" Paris	47.60	47.60
Unionbank	300.50	299.00			
Wiener Bankver.	259.00	258.75			
Alpine	122.00	123.00			

Tendenz: Ruhig.

* **London.** Anfangscurs. Tel. Consols 112 13/16.

y. **London,** 11 Uhr 20 Min. Tel.

Consols	112.81	Milwaukee	86⅝	Rio Tinto	22⅛
Aegypter	107.12	Erie	14¾	Debeers	29⅜
Spanier	62⅜	Central Pac.	9¼	Chartered	2⅞
Italiener	93⅜	Northern Pac.	41⅜	Goldfields	4⅝
Türken D	21½	Union Pacific	6⅛	Randfontein	2¼
Griech. Monop.	27¼	Ontario	15½	Eastrand	4½
Fund. Argnt.	86	Reading	11½	Ottomanbank	12½
3% Mexicaner	25¾	Louisville	51⅜	Peruaner	—
6% Mexic.	98¼	Denver	44	Cedulas E.	30¼
Rupees	63⅛	Canada	58¼	Cedulas P.	6½

Tendenz: Still.

* **New-York,** 13. Juli. Tel. Wechsel auf deutsche Plätze 95¼, Wechsel in Gold 4.86, Erie-Bahn 14⅜, Silberbullion 60.00.

Letzte Handelsnachrichten.

* **Berlin,** 2 Uhr 30 Min. Tel. Unter dem Druck von theilweisen Realisirungen setzte der Localmarkt schwächer ein, besonders lagen Eisenactien im Gegensatz zu dem behaupteten Kohlenmarkt durchweg schwächer. Die allenthalben sich geltend machende Geschäftsstille, sowohl an auswärtigen Börsen als auch hier drückte und das Geschäft bewegte sich in äußerst engen Grenzen. Der Fondsmarkt zeigte hier die gleiche Erscheinung wie an den Westbörsen, er war still, doch fest. Türkenwerthe behauptet. In Eisenbahnen waren Italiener und Schweizer fest, ebenso Canada Pacific. Heimische Bahnen lagen schwächer. Prinz Heinrich ruhig. Von Schiffahrtsactien lagen nur La Veloce fest. Dynamit-Trust trotz Schwankungen gut behauptet. In der zweiten Börsenstunde war der Localmarkt sehr still, doch behauptet. Bahnen stagnirten fast vollständig. Im weiteren Verlauf blieb die Tendenz still, Banken waren gut gehalten, die übrigen Werthe lagen unverändert. Privatdisconto 2¼ Proc.

P. **Berlin,** 3 Uhr 20 Min. Tel. Nachbörse-Schlußcurse.

	13. Juli	14. Juli		13. Juli	14. Juli
Creditactien	231⅛	231¼	Dortmunder	98⅝	98½
Disc.-Comm.	206⅝	206¼	Bochumer	165⅝	165¼
Dresdner	162⅛	161¾	Gelsenkirchner	177¼	177
Handelsantheile	168⅜	168	Harpener	184	184
Deutsche Bank	209¾	209⅞	Hibernia	186¾	186½
Staatsbahn	149¾	149⅝	Dannenbaum	123¾	123
Lombarden	37⅛	37⅛	Lloyd	106½	106⅛
Gotthard	155⅝	155¾	Packetfahrt	123	122⅛
Central	139⅝	139⅞	Canada Pacific	62⅝	62¼
Nordost	115⅜	115⅛	Dynamit Trust	191	190¼
Italienische Rente	94⅝	94⅜	Consolidation	276½	275½
Laurahütte	159⅜	158⅞			

Edison 265.75, Schuckert 264⅜, St. Petersburger Elektricität 122.00. Tendenz: Still.

* **Hamburg,** 13. Juli. Getreidemarkt. Weizen loco fest, holsteinischer loco 150—162, Roggen loco fest, mecklenburgischer loco 120—132, russischer loco fest 81—82, Mais 86.00, Hafer fest, Gerste ruhig, Rüböl fest, loco 57.00 Brief. Spiritus (unverzollt) still, per Juli-August 19¼, per August-September 19⅜, per September-October 19½, per October-November 19½ Br. Kaffee ruhig, Umsatz 2000 Sack. Petroleum matt, Standard white loco 5.10 Br.

* **Magdeburg,** 13. Juli. Zuckerbericht. Kornzucker excl. von 92% —; Kornzucker exclusive 88% Rendement —, Nachproducte exclusive 75% Rendement —. Geschäftslos. Brodraffinade I. 23.25, Brodraffinade II. 23.00. Gem. Brodraffinade mit Faß 23.25—23.50. Gemahlene Melis I. mit Faß 22.50. Ruhig. Rohzucker I. Product Transito fr. B. Hamburg per Juli 8.40 G., 8.50 Br., per August 8.50 G., 8.55 Br., per September 8.60 bez., 8.62½ Br., per October-December 8.70 G., 8.75 Br., per Januar-März 8.87½ G., 8.92½ Br. Ruhig.

* **Breslau,** 13. Juli. Getreidemarkt. Spiritus 50er per Juni 60.80, do. 70er per Juli 40.80.

Amtliches Cursblatt der Münchener Börse vom 14. Juli 1897.

Staats- und Communalpapiere.

	Z.-F.	Zins-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Deutsche:				
Deutsche Reichsanleihe	3	versch.	97.60	97.60
Deutsche Reichsanleihe	3½	versch.	103.80	103.70
Deutsche Reichsanleihe	4	1/4. 10	103.80	103.70
Bayerische Staatsanleihe	3	1/2. 8	97.90 P	—
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.70	102.75
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.60	102.60
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.50	102.50
B. Landescult.-Rentensch.	3½	1/6. 12	101.60	101.60
Bayer. Grundrenten-Oblig.	4	versch.	104.40	104.40
Eisenb.-Obl. d. k. Bayer. Bk.	4	15/3. 9	102.30	102.30
Eisenb.-Obl. d. k. Bayer. Bk.	4½	versch.	105.50	105.50
Preuss. cons. Staatsanleihe	3	1/4. 10	97.80	97.80
Preuss. cons. Staatsanleihe	3½	1/4. 10	103.70	103.80
Preuss. cons. Staatsanleihe	4	versch.	103.60	103.70
Oblig. d. Kreisgem. Oberb.	4	1/2. 8	100.50	100.50
Münchener Obligationen	3½	versch.	100.20 P	100.20bz
Münchener Oblig. von 1894	3½	1/1. 7	101.50 P	100.50
Münchener Oblig. von 1890	4	1/5. 11	103.60	103.50 P
Münchener Oblig. von 1894	4	1/2. 8	103.90 P	103.70
Augsburger Anlehen	3½	1/1. 7	100.70	100.70
Nürnberger Anlehen	3½	1/3. 9	—	—
Passauer Anlehen	3½	1/5. 11	—	99.50 P
Regensburger Anlehen	3½	1/4. 10	100.—	100.25 P
Ausländische:				
Italienische Rente	4	1/1. 7	—	94.20
Oesterreichische Goldrente	4	1/4. 10	104.60	104.60
Oesterreich. Silberrente	4⅕	1/1. 7	102.50	102.70
Oesterreich. Silberrente	4⅕	1/4. 10	102.50	102.80
Oesterreich. Papierrente	4⅕	1/2. 8	102.40	102.40 P
Oesterreich. Papierrente	4⅕	1/5. 11	—	—
Ungarische Goldrente	4	1/1. 7	104.60	104.60
Ung. St.-E.-B.-A. 1889 (Gold)	4½	1/2. 8	—	—
Ungarische Kronenrente	4	1/6. 12	100.90	100.90
Chines. Staatsanleihe v. 1896	5	1/4. 10	98.90	98.90

Bankactien.

	vorl. D.	letzte D.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Deutsche Reichsbank	5^{89}	7^{50}	3½	1/1. 7	159.—	159.10
Bayr. Handelsb. fl. 200	8^{05}	8^{05}	4	1/1	187.25bz	187.—
B. Handelsb. M. 1000	8^{05}	8^{05}	4	1/1	189.—	189.—
B. Hyp.-u. Wechs.-B.	12^{37}	12^{37}	5	1/1	313.50	313.50
B. Hyp.-u. W.-B. i. M.	12^{37}	12^{37}	5	1/1	315.—	315.—
B. Notenbank (50% E.)	5	7	4½	1/1	134.20	134.20
Bayer. Vereinsbank	8^{50}	8^{50}	4	1/1	203.—	203.—
Deutsche Bank	10	10	4	1/1	—	—
Disc.-Comm.-G. ult.	10	10	4	1/1	—	—
Münchener Bank			o.Z.		11.—bz	10.60
Pfälzische Bank	7	7^{50}	4	1/1	139.50bz	139.40
Pfälz. Hypothek.-Bk.	7	7^{50}	4	1/1	163.—	163.—
Südd. Bod.-Cr.-Bank	7	7	4	1/1	168.70bz	168.70bz
Vereinsbk. Nürnberg	9	9	4	1/1	216.50	216.50
Oesterr. Cr.-Anst. ult.	11^{67}	11^{25}	4	1/1	—	—

Pfandbriefe und Bankobligationen.

	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfdbr. d. Bayer. Handelsbk.	4	1/4. 10	100.10	100.20bz
do. d. Bayer. Handelsbank	3½	versch.	99.80	99.80
do. d. B. Handelsb., unkdb. bis 1906, 1907 u. 1908	3½	1/4. 10	100.20	100.20
Oblig. d. B. Hyp.-u. Wchs.-B.	3½	1/1. 7	100.50	100.50
Pfdbr. d. B. Hyp.-u. Wchs.-B.	4	1/1. 7	100.30	100.30
do. d. Bay. Hyp.-u. Wchs.-B.	3½	versch.	100.10bz	100.—
do., unkündbar bis 1907	3½	1/4. 10	100.30	100.30
do. d. Bayer. Vereinsbank	4	1/1. 7	100.10	100.10
do. d. Bayer. Vereinsbank	3½	versch.	100.—	100.—
do. d. B. Ver.-B., unk. b. 1907	3½	versch.	100.20	100.20
do. d. B. Landwirthsch.-B. S. I	3½	1/1. 7	100.20	100.20
Hamburger Hyp.-B.-Pfdbr., unkündbar bis 1900	4	1/1. 7	101.30	101.30
Pfdb. d. Pf. H.-B., verl. ab 1898	4	1/1. 7	100.30	100.30
do. der Pfälz. Hypoth.-Bank	3½	versch.	100.10	100.10
Preuss. Centr.-Bod.-Cred.-Com.-Oblig. v. 1887 u. 1891	3½	1/4. 10	99.—	99.—
do. Pfdbr. v. 1886 u. 1889	3½	versch.	99.—	99.—
do. v. 1894, unkündb. b. 1900	3½	1/4. 10	—	—
Pfdbr. d. Südd. Bod.-Cr.-Bk.	4	1/1. 7	100.20	100.20
do. d. Südd. Bod.-Cr.-Bank	3½	versch.	100.10	100.10
B.-Cr.-Obl. d. Nürnb. V.-Bk.	4	1/1. 7	100.20	100.10
do., unkündb. bis 1905	4	1/4. 10	104.—	104.—
do. d. Nürnberger Ver.-Bk.	3½	versch.	100.10	100.10
do., unkündb. bis 1904	3½	1/1. 7	100.20	100.20
do., unkündb. bis 1907	3½	1/1. 7	100.20	100.20
do. à 125% rückzahlbar	4½	1/4. 10	124.—	124.—

Immobilien- und Versicherungs-Actien.

	vorl. D.	letzte D.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Bayer. Immob.-Ges.	2		4	1/6	60.— P	60.— P
B. Lloyd. Tr.-V.-A.-G. 25% Einz. p. St. i. M.	4	5	o.Z.	—	510.— P	510.— P
Mannheimer Vers.-G. 25% Einz. p. St. i. M.	15		o.Z.	—	625.— P	625.— P
Münch. Rückversich.-Act. 25% E. p. St. i. M.	20		o.Z.	—	1765.—	1770.—

Industrie-Actien.

	vorl. D.	letzte D.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Br. zum Bayer. Löwen	0	4	5	1/10	120.25	121.—bz
Br. Binding Frankfurt	11	12	4	1/9	—	—
Erste Brünner A.-Br.	8	8	5	1/9	171.—	171.— bz
Bürg. Brauh. Ingolst.	5	5	4	1/9	140.—	140.—
Bürg. Brauh. Münch.	9	9	4	1/9	235.—	235.—
Eberl-Faber-Priorit.	0	0	6	1/10	124.—	124.—
Eberl-Fab.-Vorz.-A.	0	0	4	1/10	74.25	74.25
Eberl-F.-Stammact.	0	0	4	1/10	62.— P	62.— P
I. Grazer A.-Br. 500 fl.	0	0	4	1/9	70.50	70.50
Hackerbräu Act.-G.	7^{50}	8	4	1/10	—	—
Brauerei Ingolstadt	5	4	4	1/10	92.—	95.—
Löwenbräu	20	20	5	1/10	420.—	420.—
Münchener Kindl	0	0	5	1/9	—	—
Br. Gebr. Schmederer	7	7^{50}	4	1/9	244.— P	242.—
Br.-Ges. z. Storchen	7	7	4	1/10	—	—
Brauhaus Würzburg	7^{50}	7^{50}	4	1/9	169.75 P	169.75 P
Brauerei Zirndorf	0	0	4	1/10	—	—
Masch.-B.-G. Münch.	0		4	1/7	46.— P	46.— P
Maximilianshütte	25^{09}		5	1/4	675.— P	675.— P
Oberb. Kohlenbergw.	10	10	5	1/1	267.30	268.30
Buntpap. Aschaffenb.	7	7^{50}	4	1/1	172.10	172.25
Aschaff. Masch.-Pap.	8	9	4	1/1	207.—	208.10
Münch.-D. Papierfab.	15	16	5	1/1	325.—	325.—
Teisnacher Papierfab.	9	10	4	1/3	177.75	177.75
Bmw.-Sp. Blaichach		7	5	1/1	142.50 P	142.50
Spinn. u. Web. Erlang.	0	0	5	1/1	55.—	—
Neue Baumw.-Spinn. u. Weberei Hof	20	17^{50}	5	1/1	315.— P	315.— P
Bw.-Sp. Kolbermoor	6	6	5	1/1	103.—	103.50bz
Augsb. Bw. Riedinger	0	2^{50}	5	1/10	65.—	68.50
Act.-Ziegelei Münch.	8^{89}	10	5	1/1	580.—	580.—
B. Granit-A.-G. Regb.	3	3	5	1/1	—	—
Schuckert & Co.	14		4	1/4	265.—	265.—bz
Münch. Gasbel.-Ges.	20		5	30/6	306.—	306.—
Chem. Fabrik Heufeld	0	0	o.Z.		70.—	70.—
Ch. Fb. Heufeld Pr.-A.	6	6	6	1/1	114.—	114.—
Hôtel Vier Jahreszeit.	4^{50}	4^{50}	4	1/1	98.—	98.25
Lederfabrik J. Mayer	0		5	1/7	—	—
Localbahn-G. München.	5	4^{25}	4	1/1	110.—	110.—
V.-A. Manz, Regensb.	1^{50}		4	1/7	52.—	52.40
Obpacher, Lithogr.-Artist. Anstalt	4	4	4	1/1	100.— P	100.— P
Münch. Panorama-G.	0	0	o.Z.	1/1	—	—
Parket- u. Holzbearb. Fabr. Berlin-Passau	0	0	4	1/1	66.50	66.50
P.-Cem.-W. Heidelb.	2^{50}	8	4	1/12	—	—
Bayer. Ptld.-Cementwerk Marienstein	3^{56}	6	4	1/1	130.50	130.50
Solenhofer Act.-Ver.	0	2	5	1/1	85.50	85.50
Rosenh. Kunstmühle	9		5	1/7	194.70	194.70
Kunstmühle Tivoli	10^{50}		5	1/7	—	—
München. Trambahn	8		5	1/7	245.60	244.75bz
Zellstoff-Ver. Dresd.	6		4	1/7	—	—

Eisenbahn-Actien.

	vorl. D.	letzte D.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfälz. Ludw. (Bexb.) B.	9^{66}	11	4	1/1. 7	—	—
Pfälzische Max-Bahn	6^{16}	7½	4½	1/1. 7	159.—	—
Pfälzisch. Nord-Bahn	4^{66}	6	4	1/1. 7	140.—	—
Gaisberg-Bahn			4	1/1	20.— P	—

Eisenbahn-Prioritäten.

	Z.-F.	Zins. T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfälzische Eisenbahn-Prior.	3½	1/4. 10	100.50 P	—
Pfälz. Eisenbahn-Pr. conv.	3½	1/4. 10	—	100.50 P
Elisabeth-Westbahn stfr.	4	1/4. 10	103.20	103.50
Nordwestbahn Lt. B (Elbth.)	5	1/5. 11	111.40	111.30
Oesterr. Südbahn (Lomb.)	5	1/1. 7	107.30	107.50
Oesterr. Südbahn (Lomb.)	3	1/1. 7	76.70	76.90
Italien. stsg. Eisenb.-Oblig.	3	1/1. 7	57.70	58.—bz
Donau-Dampfsch.-G. v. 1886	4	1/4. 10	100.40	100.40
Rudolf-Bahn (Salzkammergut) stfr. i. G.	4	1/4. 10	103.20	103.10

Prioritäts- u. Hypothekar-Obligationen.

	Z.-F.	Zins. T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Freisinger Brauerei	4	1/3. 9	100.—	100.—
Brauerei Ingolstadt	4	1/1. 7	99.—	99.—
Gebr. Schmederer Act.-Br.	4	1/5. 11	100.50	100.50
Brauerei Zirndorf	4	1/5. 11	—	—
Maschinenbau-Gesellschaft München	4½	1/1. 7	94.—	94.—
Oberbayer. Kohlenbergwk.	4	1/1. 7	100.10	100.10
Teisnacher Papierf. (105 r.)	4½	1/3. 9	106.—	106.—

Schuldverschreibungen von Industrie-Gesellschaften.

	Z.-F.	Zins. T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Elekt.-A.-G. vor. Schuckert u. Co. (à 102% rückz.)	4½	1/1. 7	106.—	106.—
Localbahn-A.-G. München	4	1/1. 7	100.90	100.90
Localbahn-A.-G. München	4½	1/3. 9	103.60	103.60
Berlin-Passauer Parketfab.	4	1/1. 7	80.—	80.—
Münchener Trambahn-A.-G.	4	1/1. 7	104.80	104.80

Anlehens-Loose.

	Z.-F.	Zins. T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Bayer. Prämien-Anl. Thl. 100	4	1/6	161.50	161.50
Oesterreichische 1860 fl. 500	4	1/5. 11	—	—
Ansbach-Gunzenhauser fl. 7	—	—	39.50	39.50
Augsburger fl. 7	—	—	23.50	23.50
Braunschweiger Thaler 20	—	—	108.—	107.70
Pappenheimer fl. 7	—	—	24.—	24.—

Wechsel.

	Kurze Sicht.		Disc.
Amsterdam fl. 100	168.60	168.60	3%
Brüssel Frcs. 100	80.90	80.90	3%
Italienische Bankplätze Lire 100	77.50	77.50	5%
London Pfd. St. 10	203.60	203.50	2%
Paris Frcs. 100	81.—	81.—	2%
Schweiz. Concordatspl. Frcs. 100	80.60	80.60	3½%
Wien fl. 100	170.20	170.10	4%

Reichsbank Disc. f. Wechsel 3% | f. Lombarden 4%
Bayer. Notenb. Disc. f. Wechsel 3% | f. Lombarden 4%

Geldsorten.

	M.	Pf.	M.	Pf.
20 Francs-Stücke	16	25—21	16	25—21
Sovereigns	20	31—36	20	31—36
Oesterreich. Banknoten ö. W. fl. 100		170.30		170.30

4% Pfandbriefe der Pester Ungarischen Commercial-Bank.

Die am 1. August fälligen Coupons obiger Titres werden **vom 20. Juli ab** bei den

Herren Sinn & Co. in München

zu dem von diesem Bankhause festzusetzenden Course kostenfrei eingelöst.

(11297) **Pester Ungarische Commercial-Bank.**

Gust. Geber, Hamburg.

Cigarren-Import und Lager von Hamburger Cigarren.

Ich offerire als grossartige Neuheit für Raucher die seit Kurzem von mir in den Consum eingeführten

Florida-Cigarren!

Diese Cigarren, welche ich als Ersatz für die immer knapper und theurer werdenden Havana-Cigarren von dem Tabak einer der berühmtesten Plantagen Florida's, zunächst in fünf Qualitäten herstellen liess, haben vermöge ihrer hervorragenden Eigenschaften überall berechtigtes Aufsehen erregt. Sie werden hinsichtlich ihres

tadellos sichern, weissen Brandes,
ihres milden, weichen und angenehmen Geschmacks
und ihres bestechend feinen Import-Aromas

von keinem Fabrikat

in gleicher Preislage übertroffen.

Ich mache dieselben nunmehr weiteren Kreisen zugängig und offerire solche unter **dem ausdrücklichen Hinweis,** dass dieselben **echt** unter der gesetzlich geschützten Marke

Carpe diem

nur allein von mir bezogen werden können, wie folgt:

Simpaticos-A.	pro Mille M. 63,	Probekisten	à 100	St. M.	6.30
Selectos-A.	„ „ „ 72,	„	à 100	„ „	7.20
Dadores-A.	„ „ „ 85,	„	à 100	„ „	8.50
Divinos-A.	„ „ „ 95,	„	à 50	„ „	4.75
Exelentes-A.	„ „ „ 110,	„	à 50	„ „	5.50

Der Versandt erfolgt **nur in Originalkisten** à 100 bezw. 50 Stück gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages; bei Aufträgen von M. 20.— an portofrei.

Bestellungen auf einzelne Probecigarren können nicht berücksichtigt werden; für streng reelle Bedienung bürgt der langjährige Ruf meiner Firma und ein Versuchs-Auftrag ist ohne Risico, indem etwa Nichtconvenirendes bei Franco-Retournirung innerhalb acht Tagen anstandslos zurückgenommen wird.

Gefälligen Aufträgen bitte stets die Angabe der gewünschten Farbe, **hell — mittel — dunkel,** hinzuzufügen.

Gust. Geber, Hamburg,
Hamburger Hof, 29 Jungfernstieg 29.
Gegründet 1879. [10943]

Elektrische Lokalbahn Bad Aibling-Feilenbach

(Bahn zum Wendelstein)
im bayerischen Hochlande.

Die normalspurige **elektrische Lokalbahn Bad Aibling-Feilenbach** nimmt ihren Anfang am Staatsbahnhofe Bad Aibling der Linie Holzkirchen-Rosenheim und zieht sich in einer Länge von 12 km über die Stationen Willing, Berbling, Dettendorf, Au, Lippertskirchen und Feilenbach bis an den Fuß des Wendelsteins. **Von hier aus bequemster und schattigster Aufstieg zum Wendelstein.**

Die Fahrt bietet große landschaftliche Schönheiten und ein wundervolles Gebirgspanorama. Es verkehren elektrische Personenzüge in jeder Richtung im Anschluß an sämmtliche in der Station Bad Aibling eintreffenden Züge der Staatsbahn, so daß es möglich ist, in einem einzigen Tage von München aus die Tour auf den Wendelstein hin und zurück auszuführen.

Die elektrische Lokalbahn ist ferner für die Bewältigung des gesammten Güterverkehrs eingerichtet, so daß die Güterwagen der Staatsbahn auf den Geleisen der elektrischen Bahn verkehren.

Der Fahrplan befindet sich in den amtlichen Kursbüchern. (9815)

Erbauer der Bahn:
Aktiengesellschaft Elektricitätswerke vorm. O. L. Kummer & Co., Dresden.
Generalvertretung für Bayern: **Erwin Bubeck,** München.

Dresdner Bank.

Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, London, Nürnberg, Fürth.

Actiencapital 85 Millionen Mark. ✲ Ordentlicher Reservefond 19½ Millionen Mark.

Depositen-Verkehr.

Wir bringen hiemit zur Kenntniß, daß wir Gelder zur Verzinsung annehmen:
a. zur Rückzahlung ohne vorherige Kündigung z. Zt. à **2¼ Proc.,**
b. zur Rückzahlung mit dreimonatlicher Kündigung z. Zt. à **3 Proc.,**
c. zur Rückzahlung mit sechsmonatlicher Kündigung z. Zt. à **3½ Proc.**

Die detaillirten Bestimmungen sind an unserer Cassa zu erfahren.

Nürnberg, im Juli 1897. [2181]

Filiale der Dresdner Bank in Nürnberg.

Hochfeines Oliven-Oel

aus den toscanischen Domänen Sr. k. k. Hoheit des Großherzogs von Toscana. (207)

General-Dépôt für Deutschland bei **Barbarino & Kilp,** kgl. bayer. und großherzogl. toscanische Hof-Lieferanten.
München, am Marienplatz, gegenüber d. Mariensäule.

Der Versandt dieses vorzüglichen Speiseöles geschieht in Demyohns à 5, 10, 20 und 30 Liter, in Ballons à 50 Ko., in Originalfässern von 100—600 Ko. ab hier, in letzteren auch transito ab **Lager Domäne Badiola.**

In **Berlin** bei den Herren **J. F. Hetzl & Co.;** ferner in **Cassel, Cöln, Hamburg, Mannheim, Stettin, Riga** 2c. 2c.

Harmoniums

in einfacher und eleganter Ausführung für (43)
Kirche, Schule und Haus.
Große Auswahl.
— Solides Fabrikat. —
Illustr. Preisbuch grat. u. franco.

G. F. Steinmeyer & Cie.,
Orgel- und Harmonium-Fabrik,
Oettingen a. Ries, Bayern.

Donnerstag, den 15. Juli, Vormittags 11 Uhr,

findet durch den hohen Protektor **Sr. Kgl. Hoh. Prinz Ludwig Ferdinand** die **feierliche Eröffnung** der zum **XII. Congress des Deutschen Touren-Club d. A. R.-U.** veranstalteten

I. Radtouristischen Ausstellung

statt. Eingang mittlere Schrannenhalle, I. Stock. (11293)

Dauer der Ausstellung bis incl. 25. Juli.



Erste k. k. privilegirte

Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Ausweis

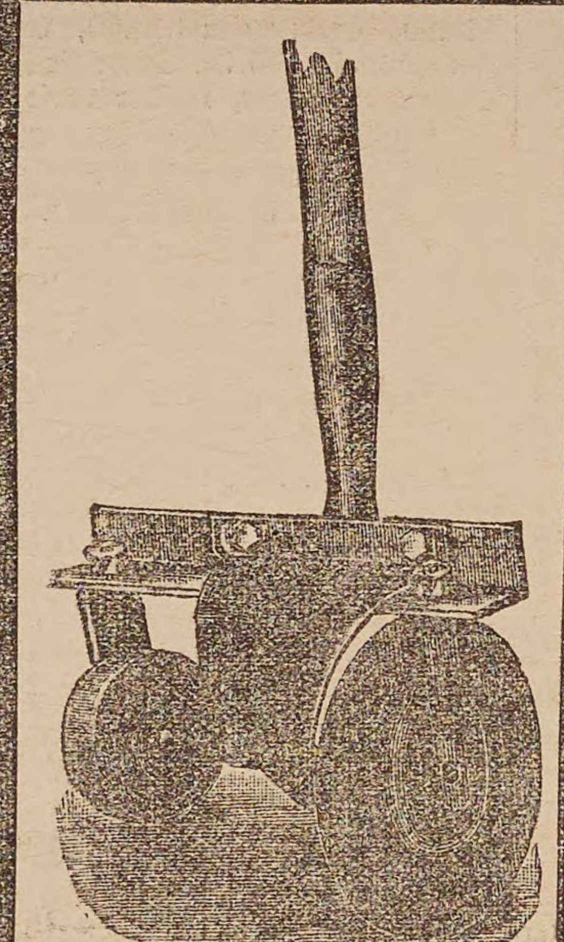
	1897:	1896:	1897:
über das Erträgnis vom 1. bis 30. Juni . . .	fl. 811,426.—	fl. 959,282.—	— fl. 147,856.—
hiezu die Einnahmen vom Schiffahrtsbeginn bis Ende Mai	fl. 2,883,647.—	fl. 3,013,757.—	— fl. 130,110.—
zusammen	fl. 3,695,073.—	fl. 3,973,039.—	— fl. 277,966.—

Mohács-Fünfkirchener Eisenbahn.

Ausweis

	1897:	1896:	1897:
über das Erträgnis vom 1. bis 30. Juni . . .	fl. 60,298.—	fl. 67,958.—	— fl. 7,660.—
hiezu die Einnahmen vom 1. Jänner bis Ende Mai	fl. 292,860.—	fl. 265,898.—	+ fl. 26,962.—
zusammen	fl. 353,158.—	fl. 333,856.—	+ fl. 19,302.—

Wien, 15. Juli 1897. (11302) **Die Administration.**



Max Müller,

München,
Herbst-Strasse Nr. 15.

Bester bis jetzt existirender

Wegkantenschneider

(Rasenabschneider) D. R. G. M. No. 64536

mit höchster bis jetzt nicht erreichter Leistungsfähigkeit, begutachtet vom Kgl. Oberinspector des botanischen Gartens in **München** Herrn **Max Kolb.** Zu beziehen um den Preis von **25 Mark** bei dem obengenannten Erfinder. (7735)

Bekanntmachung.

In der **außerordentlichen Generalversammlung** der
Actiengesellschaft für Gasbeleuchtung zu Regensburg
am 31. Mai d. J. wurde der Verkauf des gesellschaftlichen Eigenthums an die Stadtgemeinde Regensburg und die Auflösung der Gesellschaft von allen anwesenden Actionären einstimmig beschlossen.

Es werden alle Gläubiger aufgefordert, sich bei der Gesellschaft zu melden.

Die Liquidation erfolgt durch den Vorstand. (10931)

Regensburg, den 5. Juli 1897.

Actiengesellschaft für Gasbeleuchtung zu Regensburg.
Der Vorstand: **Jos. Kraisy.**

PARIS.

Eine franz. protestantische Familie, der besten Gesellschaft angehörend, hohe Referenzen d. Geistlichkeit, wünscht junge Mädchen in Pension zu nehmen. Aristokratisches Viertel, grösster Comfort. Wegen Bedingungen schreibe man an Madame **Rousseau,** 139, Boulevard Malesherbes, **Paris.** (10889)

Mannesmannrohre

ohne Naht

für **Hausanschlussleitungen,**
„ **Nieder- u. Hochdruckleitungen,**
„ **Fahrräder etc. etc.,**
Telegraphenstangen,
Stromzuführungsmaste,
Lichtmaste,
Kohlensäure- u. Ammoniak-Flaschen aus Mannesmannrohr

empfehlen (13639)

Deutsch-Oesterreichische Mannesmannröhren-Werke Düsseldorf.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher
Cacao
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Droguen- und Special-Geschäften. (10479)

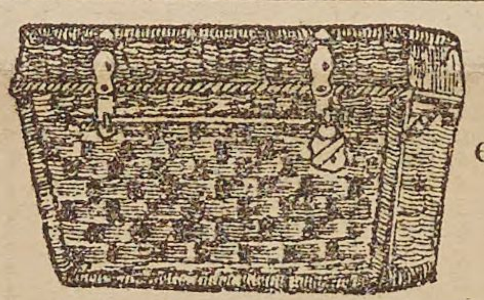
Hauptniederlage und Agentur:
Karl Fuhrhaus, München,
Maffeistr. 8, Filiale: Sonnenstr. 1.

Mund- und Zahnwasser

vom Zahnarzt [1688]
Josef Weidinger
in Linz a. d. Donau,

schmerzstill., geruchtilg. u. conservirend. Specificum geg. Zahnwurzelentzünd. Vorbeugungs- u. Mundreinigungsmittel zu tägl. Gebrauch, ist zu hab. **in München** bei d. **HH. V. Tochtermann,** Parfümerie, Maffeistr.; **J. Förg,** Haarschneide-, Frisir- u. Rasir-Salon, Residenzstr. 21; **Philipp Faulhaber's Nachfolger,** Medicinal-Droguerie, Ecke Theresien- u. Augustenstr. 85, **Josef Kiser,** Reichenbachstr. 30/11, und Apotheker **Ludwig Popp, Fritz Gerster's Nachf.,** Perusastraße.

Preis 1 Mark.



Telephon-Nr. 595.

Reisekörbe

empfiehlt in grösster Auswahl

Joh. Sauer,
München, [11246]
Neuhauserstrasse 5 & 6.



Schutz vor Unterleibsleiden

bieten uns. d. viele Anerk. ausgez. verbesserten Trocken-Closets mit Papiereinlagen, reinlich ohne Wasserspülung, Zug u. Geruch abhaltend, auf jede Anlage passend, einfach anzubringen, per Stück ab hier M. 20.—; 1 Mille Düten M. 1.80, Verp. 75 Pf. Prospecte gratis und franco.

Seyfert & Benedix, Dresden Nr. 26, Marschallstr. 40.

Herrschaften u. Geschäftsinhaber,

welche schnell und billigst gediegenes u. solides **Personal suchen,** finden solches stets in größter Auswahl (alle Branchen), wenn sie per Postkarte den **Central-Stellen-Anzeiger, Frankfurt a. M.,** bestellen. (11300)

Beilage
zur
Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Nr. 258. **Berlin, Dienstag den 20. Juli** **1897.**

21

Reich geworden.

Roman
von
Victor Cherbuliez.
Autorisirte Uebersetzung von H. Lobedan.
[Nachdruck verboten.]
(Fortsetzung.)

Auch Silvère hatte sich über die Verlaques erkundigt; sein Zögern hatte also Grund. „Stille Wasser sind tief", behauptete man von Ameline, es sei ihr nicht ganz zu trauen. Das beunruhigte ihn noch am Wenigsten, mehr schon der Gedanke, ob sie nicht gar zu schön für ihn sei. Er hätte ihr ein Schloß, einen königlichen Hofstaat bieten mögen. Allerdings waren bis jetzt ihre Ansprüche bescheiden; in der dunklen, schlecht eingerichteten Wohnung gedieh sie vielmehr frisch und fröhlich wie eine Rose. Er konnte nicht zweifeln, daß sie sich mit der bescheidenen Lage begnügen werde, die er ihr bieten werde; aber er fühlte den Stachel, daß er ihr nicht mehr geben könne. Außerdem prüfte er sich, ob sein Gefühl für sie wirklich Liebe sei. In seinen Studien der sorgfältigste, gewissenhafteste Beobachter, hatte er auch für die Lebensführung sich Grundsätze gebildet, von denen er nicht abließ. Er meinte, die wahre Liebe sei im Beginn eine friedliche, aus Achtung und Vertrauen zusammengesetzte Freundschaft, die aus der natürlichen Sympathie zweier Seelen entsteht. Aber eines Tages erwärme sich die Freundschaft, breche in Flammen aus, entzünde schließlich die Sinne, und der Bund für das Leben sei da.

„Ich finde sie entzückend", sagte er sich oft, „und bedauere sie wegen ihres Geschicks, das solcher Schönheit nicht würdig ist. Aber wenn ich sie heirathe, handelte ich unvernünftig."

Er würde wohl auf diesem Standpunkte geblieben sein, wenn nicht sein Besuch in Feigenhain erfolgt wäre.

„Ich bin wie verhext", murrte er jetzt innerlich. „An dem verwünschten Orte verfällt man glänzenden Träumen und dabei dem Entschlusse, Ameline zu heirathen. In dem Augenblicke am Meere war das halbwegs vernünftig. Ich Thor glaubte, ihr eine angemessene Stellung bieten zu können; aber wie eine Luftspiegelung ist Alles zerflossen, und ich habe mich gänzlich mit dem großen Zauberer überworfen. Jetzt dennoch zu heirathen, wäre eine Verrücktheit."

Als er sie dann beim Buchhändler traf, erschien ihm die Verrücktheit wiederum als etwas durchaus Verständiges. Nur die Dummköpfe begnügen sich mit dem bloßen Ansehen. Das Schicksal schuldete ihm nach der großen Enttäuschung offenbar eine Entschädigung, und wenn Ameline Verlaque seine Frau würde, wollte er sich für quitt erklären.

XII.

Am folgenden Morgen mußte Silvère in Geschäften nach Toulon fahren. Den Zug besteigend, fand er Frau Verlaque und ihre Tochter im Koupé vor. Sie reisten zu einer Hochzeitsfeier ebenfalls dorthin. Ameline war der festlichen Gelegenheit gemäß gekleidet und sah entzückend aus, doch kam Silvère nach langen Ueberlegungen und einem dann rasch im Kopf ausgerechneten Exempel zu dem Schluß, daß die Toilette nicht theuer sein könne. Die drei Personen blieben während der ganzen Fahrt niemals allein im Wagen und sprachen daher ausschließlich über gleichgültige Dinge. Manchmal starrte Silvère aus dem Fenster, als sei er ganz versunken in die Betrachtung der malerischen Landschaft.

Ueber seine Absicht konnte weder die Mutter noch die Tochter im Unklaren sein. War das Zusammentreffen auf der Hinfahrt ein zufälliges gewesen, bei der Rückfahrt war es unmöglich der Fall. Er hatte sich ja bei Frau Verlaque erkundigt, welchen Zug sie benutzen werde, und als sie Abends den Bahnhof betrat, sah sie ihn bereits wartend dastehen. Diesmal fuhren sie unbehelligt und konnten freier reden. Wenn Damen von einer Hochzeit kommen, pflegt es ihnen an Stoff nicht zu fehlen. So berichtete die Mutter denn von der Trauung, dem Frühstück, hechelte das junge Paar durch und behauptete, daß ihre Nichte sich dabei ungeschickt benommen habe.

„Sie werden mich deshalb nicht für boshaft halten", setzte sie hinzu. „Brautleute dürfen sich darüber nicht beklagen, das ist nun einmal ihr Schicksal, daß es über sie hergeht."

„Verzeihen Sie", versetzte er lebhaft, „ich kenne eine junge Dame, über die an ihrem Hochzeitstage Niemand spotten wird."

Der Zug hatte eben die Station Garde passirt, ein Dorf am Fuß eines Felsens, auf welchem die Trümmer einer Burg thronen. Im Hintergrunde erhebt sich ein Berg von mäßiger Höhe, der aber durch die Kühnheit seiner Formen gewaltig erscheint; rechts öffnet sich das Thal des Gapeau. Trotz des Geräusches, welches die Lokomotive verursachte, meinte Silvère, es herrsche tiefe Stille rings im Lande, Alles horche auf die Worte, die er nun sprechen müsse. Wie ein Mann, der seinen Anlauf nimmt, um über den Graben zu springen, athmete er tief auf. Dann nahm er entschlossen seinen Hut ab, beugte sich gegen seine Nachbarin vor und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Frau Verlaque, würden Sie sich entschließen können, sie mir zu geben?"

Die Frau wurde roth vor Ueberraschung und Freude. Sie hatte erst heute erfahren, daß Silvère vierzehn Tage bei dem Nabob zu Besuch gewesen war, und da sie weiter nichts wußte, so knüpfte sie große Hoffnungen daran.

„Was soll das heißen, mein Herr?" lautete ihre Antwort.

„Daß ich auf unverschämtes Glück hoffe. Ich bin nämlich kühn genug zu glauben, daß ich der Hand von Fräulein Ameline Verlaque nicht unwerth bin."

„So ohne Umschweife, fast gewaltsam, theilen Sie mir diese große Neuigkeit mit?"

„Haben Sie nicht selbst mir die Ehre erwiesen, mich Ihren Freund zu nennen?"

„Ja aber — wer wird auch gleich im Eisenbahnwagen . . . Ihr Vorgehen ist so absonderlich, so ganz gegen das Herkommen! — Lieben Sie meine Tochter wirklich?"

„Ich bedauere jetzt meinen Mangel an Wortgewandtheit", erwiderte er, „und kann nur sagen, daß ich fest entschlossen war, überhaupt nie zu heirathen, ehe ich Fräulein Ameline gesehen hatte. Jetzt denke ich ganz anders darüber, und darum beschwöre ich Sie —"

„Lassen Sie uns Zeit, zur Besinnung zu kommen. Wirklich, Sie überfallen uns hier!"

„Aber ich weiß, was ich will", sagte er hartnäckig.

„Nun, wenn Sie es so entsetzlich eilig haben, wollen wir die Nächstbetheiligte fragen. Ihre Entscheidung wird auch die meine sein. — Ameline, Du hast gehört, was Herr Sauvagin sagte."

Ob Ameline innerlich bewegt war, ließ ihr Gesicht nicht errathen. Sie sah einen Augenblick die Mutter an, um deren Willen zu ergründen, und versetzte dann in sanftem Ton: „Ich bin so überrascht . . ."

„Liebe Tochter, Herr Sauvagin hat Eile. Richte Dich diesmal danach und sage kurweg Ja oder Nein."

„Ich meine", lispelte Ameline mit gesenktem Blick — „das heißt, ich glaube wirklich, es ist . . . kein Grund vorhanden, weßhalb ich nicht Ja sagen sollte."

Mehr verlangte er nicht; er faßte ihre Rechte und zog sie stürmisch an seine Lippen.

„Die heutige Jugend erledigt das Alles mit einer Schnelligkeit, die mich ganz verwirrt", erklärte Frau Verlaque. „Konnte ich heute früh wohl ahnen, daß ich mit einem Schwiegersohn aus Toulon zurückkehren würde? . . . „Aber", setzte sie jetzt mit veränderter Stimme hinzu, „ich stelle meine Bedingungen: die Hochzeit findet erst in zehn Monaten statt!"

Silvère erhob ohne Weiteres Einspruch dagegen.

„Zehn Monate sind keine Ewigkeit", beharrte sie. „In diesem Punkt gebe ich nicht nach. Mein Seliger hat einst angeordnet, daß unsere Tochter nicht zu früh heirathen soll. Noch auf seinem Sterbelager habe ich ihm zu warten versprochen, bis sie sechzehn Jahre alt ist. In zehn Monaten trifft das zu. Ich habe es gelobt und bleibe fest."

Vielleicht war dieser Grund nichts als nur ein Vorwand, woran es dieser Frau nie fehlte. Was sie an Silvère Sauvagin schätzte, war nicht der tüchtige Mann, sondern seine Eigenschaft als Neffe, und diese wiederum interessirte sie immer noch weniger als der Onkel, mit dem sie jetzt Bekanntschaft anzuknüpfen wünschte. Ihr Kopf füllte sich mit Plänen in Bezug auf Christoph Trayaz. Der Alte hätte ja der schmutzigste Geizhals und sie die ungeschickteste aller Mütter sein müssen, wenn sie ihn nicht dahin bringen würde, ihrer Tochter eine kolossale Aussteuer zu geben. Diese Angelegenheit konnte sie Niemandem überlassen, und Zeit mußte man ebenfalls dazu haben. Dann aber hatte sie noch einen anderen Grund, zu zögern. Silvère hatte vorher von seinem festen Willen gesprochen. Das war ihr nichts Neues; sie selbst hatte gemerkt, daß er wenig nachgiebig war. In dieser Hinsicht mußte er also noch erzogen werden, wozu zehn Monate nicht übermäßig viel Zeit bedeuteten. So erwartete die Dame also recht viel von ihrem zukünftigen Schwiegersohn und wollte dabei noch die Tochter behalten, selbst nach ihrer Heirath. Fest entschlossen, gleich nach der Hochzeit mit Sack und Pack zu dem jungen Paar überzusiedeln und das ganze Haus zu regieren, gedachte sie Silvère auf diese Unterwerfung zeitig vorzubereiten und ihm den steifen Nacken zu beugen. Zehn Monate lang war der Verlobte ihrer Tochter ganz auf die mütterliche Gnade angewiesen. Streng nach Verdienst sollte er behandelt werden, ihre Huld mit Fügsamkeit erkaufen; Strafen wie Belohnungen würde sie ihm ganz genau zumessen und das Zusammensein mit seiner Angebeteten erleichtern oder erschweren. Selbst Ameline würde ihn zeitweise kühl behandeln müssen.

Der so zum Mürbwerden bestimmte Silvère merkte bald, daß alle Widerreden gegen die Frist vergeblich seien; aber er tröstete sich. Durfte er doch jetzt die schöne Ameline wenigstens mit den Augen des künftigen Besitzers ansehen.

War es eine Täuschung, wenn er meinte, daß die dunklen Diamantsterne noch nie so feurig geglänzt, Ameline ihm noch nie so holdselig zugelächelt habe? Dieses Lächeln, dem nichts zu vergleichen war, erschien ihm wie die Entfaltung eines neuen Blüthenkelches.

In Hyères angekommen, mußte er sich freilich von ihr trennen. Während er, in Wonne getaucht, zu Fuße nach der Stadt ging, dachte er: „Nun ja, wenn sie mich wirklich nicht so liebt, wie ich sie liebe, so liebt sie mich doch so weit, wie sie bis jetzt überhaupt der Liebe fähig ist."

Der Gräfin das Erlebniß zu berichten, erschien ihm jetzt recht peinlich. Manche Dinge lassen sich nirgends glatt anfassen. Wußte er doch, daß seine Herrin nicht das mindeste Verständniß für schnelle Entschlüsse besaß. Aber es lag nicht in seiner Art, Unannehmlichkeiten aufzuschieben, und er wollte daher noch heute Abend sein Bekenntniß ablegen.

Als die Gräfin, welche zeitig zu Bett ging, sich gegen zehn Uhr von ihm verabschiedete, bat er, sie möge noch etwas verweilen, er habe ihr eine private Mittheilung zu machen. Sein Ton war so ernst, daß sie stutzte. Hatte er sich etwa mit seinem Onkel ausgesöhnt?

„Mir ist ein seltsamer Einfall gekommen", fuhr er fort, „ich möchte heirathen."

„Wen?" sagte sie mit dunkelrothem Gesicht und ziemlich unsicher.

„Fräulein Ameline Verlaque."

Die Gräfin war sehr unzufrieden, vielleicht sogar ein wenig eifersüchtig, wäre aber natürlich sehr empört gewesen, wenn man ihr das angedeutet hätte. Wie sehr die Nachricht sie erregte und ihr den Kopf beschwerte, bewies, daß sie unwillkürlich ihr Spitzentuch abnahm und zerknüllte.

„Sie lieben die junge Verlaque? Sie? lieber Sauvagin, Sie?" — — Dann setzte sie ruhiger hinzu: „Nun ja, es ist ein unabänderliches Gesetz, daß jeder Menschenfeind schließlich seine Celimène findet."

„Entschuldigen Sie, Frau Gräfin, sie ist durchaus nicht kokett, Ihr Gleichniß trifft also keineswegs zu."

„Oder nur ohne es zu wissen. . . . Meinen Sie, daß Alcest besser mit Agnes daran gewesen wäre?"

Er wollte aufspringen, besann sich aber, trommelte auf den Tisch und brummte etwas von überflüssigen literarischen Anspielungen.

„Nun, wenn Sie so empfindlich sind, warum fragen Sie mich? Ich meinte, es läge Ihnen daran, meinen Rath zu hören?"

„Gnädige Frau, ich will also nicht mehr empfindlich sein."

„Verliebte Leute gerathen gleich außer sich, wenn man an ihre Abgötter zu rühren wagt. Wir werden uns nur zanken."

„Nein, gewiß nicht!" betheuerte er.

„Dann sage ich Ihnen offen, daß Sie eine Tollheit begehen, wenn Sie Mademoiselle Verlaque heirathen."

„Ihre Gründe, Frau Gräfin!"

„Erstens bin ich nur für Heirathen aus Liebe, wenn sie zu gleicher Zeit Vernunftheirathen sind. Fräulein Verlaque paßt ferner so wenig zu Ihnen, wie Sie zu ihr. Ein Mann, der ein Mädchen von so großer Schönheit, daß die Menschen auf der Straße stehen bleiben, heirathet, nimmt eine schwere Aufgabe auf sich. Meiner bescheidenen Einsicht nach ist Ameline Verlaque zu schön für Sie."

„Daran dachte ich schon selbst und gebe zu, daß sie aussieht, als könne sie einen Millionair heirathen, und — diesen Beruf habe ich verfehlt. Doch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ihre Neigungen sehr bescheidene sind; sie ist bei aller Armuth zufrieden."

„Zugegeben; aber da ist ein anderer Punkt. Ich habe von einem unserer Vikare öfter über die beiden Damen sprechen hören. Er ist nicht ihr Beichtvater, also nicht zur Verschwiegenheit verpflichtet. Auch habe ich bei dem Vergleich mit Alcestens Agnes bei Leibe nicht sagen wollen, daß sie dumm sei. Aber ich mißtraue diesen unschuldsvollen Mienen, die oft täuschen und durch ihre scheinbare Harmlosigkeit ins Verderben locken. Hier heißt es: tadellos — fühllos! Sehen Sie, eine solche Agnes, die nicht klar zwischen Recht und Unrecht unterscheidet, ist besonders schwer zu hüten. Sie müßten sie sorgfältig beobachten und erziehen. Um eine Frau zu erziehen, braucht man viel Geduld, und ich glaube, daß Sie, lieber Sauvagin, nur mit den Blumen Geduld haben."

„Sie sollen Recht haben, Frau Gräfin; aber ich werde ein Treibhaus schaffen."

„Und die Mutter?"

„O bitte recht sehr; das ist eine sehr ehrenwerthe Frau."

„Gewiß, nur recht sehr auf ihren Vortheil bedacht. Sie erreicht immer ihren Zweck, dafür sind Sie, mein Bester, ein deutliches Beispiel. Bei den Reparaturen hat es damals angefangen. Sie wird auch ferner für sich sorgen, und Sie müssen sie eben mitheirathen. Augen auf, lieber Sauvagin! Lassen Sie sich auf dieses Wagniß lieber nicht ein. Leider bin ich ja daran schuld; ich hätte Sie nicht zu den Damen schicken sollen. Jetzt wird mir Alles klar: ich habe für Ihre verliebte Laune tüchtig zahlen müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Rechtsalterthümer aus dem Zweistromlande.

[Nachdruck verboten.]

Eine kleine Episode aus dem Geschäftsverkehr im alten Orient, die richtig zu würdigen erst seit wenigen Jahren und mit Hülfe ähnlicher Entdeckungen auf Ausgrabungsgebieten möglich geworden ist, findet sich im 23. Kapitel des ersten Buches Mose. Um seine verstorbene Gattin Sara in eigener Erde bestatten zu können, muß der Nomadenpatriarch Abraham, der gerade bei Hebron lagert, die damaligen Herren des Landes erst bitten, ihm einen Antheil zu verkaufen. „Und Abraham redete mit ihnen und sprach: „„Bittet für mich bei Ephron, dem Sohne Zoars, daß er mir seine Doppelhöhle um den Geldeswerth abtrete."" Da antwortete Ephron, der Hethiter, und alle Hethiter hörten zu, als er sprach: „„Nein, mein Herr. Höre auf mich: ich schenke Dir den Acker (der nicht gefordert war) und die Höhle darin ebenfalls."" Da fiel Abraham nieder vor dem Volke des Landes und sprach dann zu Ephron: „„Willst Du den Acker verkaufen, so nimm Geld dafür von mir an."" Ephron antwortete: „„Das Feld ist vierhundert Schekel Silber werth; aber was ist das zwischen mir und Dir?"" Abraham gehorchte Ephron und wog ihm das

Geld zu, wie er gesagt hatte und die Söhne Heths hatten zugehört, nämlich vierhundert Schekel Silber Handelsgewicht. So ward Ephrons Acker mit der Doppelhöhle, Mamre gegenüber, als Abrahams Eigenthum festgestellt, sowohl die Höhle als auch alle Bäume weit und breit. Und die Hethiter waren anwesend." — Noch heute pflegt der arabische Verkäufer sein in der Regel widerwilliges Einverständniß mit dem gebotenen Preise durch die Formel: „Nimm es geschenkt!" auszudrücken. Es versteht sich dann von selbst, daß der Andere zuvor den bedungenen Preis erlegt, ehe er das „Geschenk" in Besitz nimmt.

Weitblickendere Bibelforscher erkannten schon vor langer Zeit, daß diese Erzählung aus Abrahams Zyklus nichts als eine Art Kaufdokument darstellen soll, wohin schon die fortwährende Verweisung auf Zeugen und die für Kenner der Hebronitischen Gegend sicher recht genaue Beschreibung des Landstückes deuteten. Ausgrabungen fern im Osten, am Euphrat und Tigris, haben seitdem eine unerwartet große Zahl von Keilschrifttäfelchen zu Tage gefördert, die sowohl den Geschäftsverkehr der Babylonier und Assyrer von 2300 vor bis nahe an Christi Geburt herab, als auch die dortigen Rechtsverhältnisse scharf beleuchten. Den Römern wird also ihr Ruhm, unsere modernen Rechtsbegriffe geschaffen zu haben, von einem oder zwei ungleich älteren Völkern des Orients streitig gemacht, denn wahrscheinlich gehen die primitiven Normen des altbabylonischen Rechts schon auf die vorsemitischen Sumerer zurück, und deren semitische Nachfolger haben dann das System weiter ausgebildet. Die Zahl der vorgefundenen Kontrakte in Keilschrift schwillt von Jahr zu Jahr weiter an, so daß die Museen mit diesen Dokumenten fast überfüllt sind. In Deutschland hat sich unter den Assyriologen Felix E. Peiser bisher am eingehendsten mit diesem umfangreichen Stoffe beschäftigt. Er fügte seinen zahlreichen Arbeiten jetzt eine neue hinzu, welche den Titel führt: „Sammlung von assyrischen und babylonischen Texten juristischen und geschäftlichen Inhalts" (Berlin, Verlag von Reuther und Reichard). Dr. Peiser giebt diesmal in lateinischer Umschrift mit nebenhergehender deutscher Uebersetzung eine chronologisch angeordnete Reihe von sorgfältig nach den verschiedenen Richtungen hin ausgewählten Urkunden, welche durch ihre Datirungen oft auch historisch wichtig sind. Eine der ältesten darunter, gegen 2100 v. Chr. aufgesetzt, also ziemlich an die Zeit Abrahams nach der biblischen Rechnung herankommend, lautet: „$1^5/_6$ Sar (größeres Flächenmaß) Grundstück sicheren Bodens, an drei Seiten vom Hausgrundstück des Apil-Sin, an der vierten von der Straße begrenzt, hat Sin-Uzelli, der Sohn des Sili-Ischtar, von Sin-Ellatsu gekauft und $2^1/_4$ Schekel Silber als seinen vollen Preis bezahlt. In künftigen Tagen darf Sin-Ellatsu niemals sich zur Klage umwenden oder Ungültigkeit beantragen. So haben sie unter Anrufung der Götter Nannar, Schamasch und des Königs Rim-Sin gesprochen. Vollzogen in Gegenwart von Abu-Ilischu, Apil-Sin (also des Nachbarn), Nur-Martu, sowie der Brüder Ibku-Urra und Sinschemi. Das Siegel der Zeugen ist vorhanden. Geschehen im Monat Schabatu des 18. Jahres, da der König die Eroberung der Stadt Isin unternahm." Die Aehnlichkeit der Form mit Abrahams Kaufprozedur ist jedenfalls schlagend.

Während dieses babylonische Dokument zu den ältesten gehört, entstammt das jüngste der Sammlung dem Jahre 93 oder 92 v. Chr., also der Partherzeit, und betrifft ein Darlehen aus Gütern zur todten Hand. „Arschaka, König der Könige", wird zum Schluß als Landesherr erwähnt; es ist folglich Arsaces IX. Mithradates II. gemeint. Aus dem Jahre 552 v. Chr. kommt wiederum ein Kontrakt vor, dem schon der Begriff des antichretischen Pfandes zu Grunde liegt. Sein wesentlicher Inhalt lautet: „Eine Mine (= 60 Schekel) Silber, dem Nadin-Marduk, Sohn des Ikisch-Aplu, gehörig, hat dieser von Nabuapliddin und der Frau Bau-Eterat zu bekommen. Im Monat Taschrit werden sie das Geld und die Zinsen davon bezahlen. Ihr oberes Feld, dem des Schumukin benachbart, und ihr unteres Feld, ein Grundstück mit Dattelbäumen und Graswuchs, bleibt wie früher Pfand des Nadin-Marduk. Kein anderer Gläubiger soll darüber verfügen können, bevor Nadin-Marduk das Geld und den Zins erhalten haben wird. Im Monat Taschrit wird er die Datteln auf den Palmen abschätzen und von dem, was 1 Schekel an Werth ausmacht, 1 Pi (Maßeinheit) nach dem städtischen Kaufpreise statt des Zinses des Geldes nehmen."

Wie hochentwickelt die Besitzverhältnisse in diesem alten Kulturlande gewesen sind, ergiebt sich aus den ganz besonders zahlreichen richterlichen Urtheilen. Da erscheinen Rückforderungsklagen, der Prozeß gegen einen Sklaven, welcher sich fälschlich für adoptirt ausgegeben hatte, um frei zu werden, Arrestbelegung von Einkünften und sogar eine Zeugnißgarantie nebst Bestimmung einer Konventionalstrafe in Verfolgung eines eherechtlichen Streitfalles. — In dem nördlich von Babylonien, am mittleren Laufe des Tigris sich ausbreitenden Assyrien haben sich ebenfalls Kontrakttafeln und Dokumente geschäftlicher Art in größerer Anzahl vorgefunden. Aber in diesem militairisch regierten Staate herrschen noch verhältnißmäßig primitive Verhältnisse bei Handel und Wandel vor. Es kann sich hier aber nicht um eine Darstellung der einzelnen Unterschiede handeln, sondern wir dürfen uns begnügen, einen bezeichnenden Zug hervorzuheben. Während der Babylonier, selbst wenn er nicht schreiben gelernt hatte, was damals auch eine schwerere Kunst als heute gewesen ist, doch seit Alters sein geschnittenes Siegel führte und es an Stelle der Unterschrift in den Thon drückte, wird der Gebrauch von Privatsiegeln erst nach 700 v. Chr. in Assyrien allgemeiner. Vorher drücken die Kontrahenten einfach ihren Daumennagel ab, und zwar an die Spitze der Urkunde. Eine solche (692 v. Chr. ausgestellt) lautet:

„Nagelzeichen des Scharludari, Nagelzeichen des Achassuru, Nagelzeichen der Amat-Sula, der Gattin des Bel-Duri, des Tertius (Beamtenrang; assyrisch schalschu, „der Dritte") und Besitzers des Hauses, das hier weggegeben wird. Dieses ausgebaute Haus mit allen Balken und Thüren, sowie dem Garten, in der Stadt Ninive belegen, und zwar zwischen den Häusern des Ilu-Ittia und des Mannukiachi, an der Ki-Straße, hat der egyptische Sekretair (wohl des königlichen Hofes) Szil-Aschur für 1 Mine königlicher Prägung von Scharludari, Achassuru und Amat-Sula, der Gattin Bel-Duris, übernommen. Die Summe ist voll erlegt, das Haus dafür als bezahlt zu betrachten. Umwenden, Prozessiren und Klagen gilt nicht, sondern wer späterhin gegen Szil-Aschur mit Prozeß und Klagen auftritt, zahlt 10 Minen. Geschehen vor . . ." (folgen die Namen der Beamten und Zeugen, sowie das Datum).

Zu den am häufigsten erscheinenden Kaufobjekten gehören die Sklaven, und es fehlt den Manipulationen auf diesem Markte nicht an Vielseitigkeit. Am großartigsten aber sind die landwirthschaftlichen und Fabrikbetriebe der — Göttertempel. Das Besitzthum zur todten Hand sowohl in Babylonien wie in Assyrien schon früh eine gewaltige und im Grunde recht bedenkliche Ausdehnung erlangt, obwohl der politische Vortheil damit verknüpft war, daß die Könige bei Landesnoth und Kriegsgefahr rasch eine Anleihe bei den Göttern machen konnten. Dafür bekam der Tempelschatz aus der Beute stets besondere Zuwendungen. Von d r Sorgfalt aber, mit welcher die Priesterschaft das Vermögen ihres Gottes verwaltet hat, kann eine aufs Gerathewohl aus vielen ihres Gleichen herangezogene Tafel erzählen. „50 Zuchtgänse und 10 Gänseriche sind im Koben; sie gehören dem Sonnengotte; der Obhut des Ubar wurden sie anvertraut. Von diesen 50 Muttervögeln wird Ubar als Ergebniß des dritten Jahres 150 junge Gänse nach dem Tempel Ebarra hereinbringen, sie dem Oberpriester, dem Verwalter des Geflügeldepartements und den Priestern zeigen und dann an Ebarra abliefern." Auch diese Anordnung ist, da Ubar kein Tempelhöriger, sondern wohl Pächter dieses Betriebszweiges war, in Form eines Vertrages erfolgt, der vom achtzehnten Tage des Monats Marcheschwan im dritten Jahre des Königs Kambyses (Kambusija) aus Sippar, nördlich von Babylon, datirt wird, also dem Jahre 526 v. Chr. entstammt. Die vier Zeugen bei der Abmachung dürften zwar sämmtlich der Priesterschaft des Sonnentempels von Sippar angehören, werden aber alle als Söhne von Priestern des Ischtartempels in Babylon bezeichnet. Das führt auf den Gedanken, daß man damals die Priestergeschlechter nicht mehr an Ort und Stelle erblich werden ließ, eine Maßregel, welche dem staatsmännischen Geschick der persischen Verwaltung Ehre machen würde.

Dem reichen Material, das Dr. Peiser mit seiner Veröffentlichung den Rechts- und Kulturhistorikern erschlossen hat, wollen wir noch eine offizielle Urkunde entnehmen, die dem assyrischen Reiche angehört und um 655 abgefaßt wurde. Ihre Hauptstellen sind die folgenden: „Ich, Assurbanapal, der große und mächtige König, der König der Heerschaaren, König von Assur und der vier Weltgegenden, der rechte Hirt, der Wohlthäter, der rechtmäßige König, der die Gerechtigkeit liebt, seine Unterthanen gedeihen läßt, der seinen Großbeamten und seinem Hofstaat Gnadenbeweise ertheilt, der Dem, welcher ihn verehrt und sein Königswort bei sich bewahrt, Huld erweist, — ich habe für Nabu-schar-ussur, meinen General, den braven und biederen Mann, welcher mir in Treue diente und unbescholten wandelte, nach dem Wunsch meines Herzens und eigenem Entschluß eine Ehrung beschlossen. Die Felder, Haine und Menschen, die er unter meinem Schutze erworben hat, erkläre ich für lastenfrei und habe (zu diesem Zweck eine Urkunde) geschrieben, sie mit meinem königlichen Siegelringe gesiegelt und dem General Nabu-schar-ussur, der mein Königthum verehrt, übergeben. Von jenen Feldern und Hainen soll niemals irgend eine Abgabe erheischt, Kornsteuer nicht eingetrieben, Gefäll von Rindern und Schafen nicht genommen werden, und die Leute dieser Felder und Haine sollen weder zu Leistungen, noch zur Frohnde oder zum Aufgebot herangezogen werden. . . . Am Tage aber, da der General Nabu-schar-ussur in meinem Palaste in Ehren dahingeschieden sein wird, soll man ihn an dem Orte, den er angiebt, begraben. Von dem Orte, wo er ruht, soll man ihn nicht aufstören, die Hand zum Bösen nicht erheben, denn es ist das Grab eines Mannes, der sich bieder und brav erwiesen hatte dem Könige, seinem Herrn."

C. Krug.

Die „Kinderzeche" in Dinkelsbühl.

„Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen,
Ihr sollt sie ehren."

Die Kinderzeche! Nur ein Bewohner der alten Reichsstadt Dinkelsbühl, die, von ihrem thurmbewehrten, altersgebräunten aber unverwitterten Mauergürtel umfangen, sich an der Grenzmark zwischen Franken und Schwaben, wo einst die Römerstraße von Ost nach West führte, malerisch am Ufer der Wörnitz hinlagert in das fruchtgesegnete Gelände des deutschen Südens, nur er weiß, was die Kinderzeche bedeutet, und vermag das erinnerungsreiche Wort seiner vollen Bedeutung nach zu fassen. Lange bevor das Moos seinen grünen Schimmer über die nachgedunkelten Ziegeldächer der Firste und Mauern gebreitet und der Epheu seine vielblättrigen Ranken um die grauen Sandsteinquadern der mannigfaltig gestalteten Thürme gesponnen hatte, in den Zeiten, als noch der Stadthauptmann mit seinen Reisigen klirrenden Schrittes zwischen den Feldschlangen und „schweren Stucken" der Bastei die Runde machte und der Thürmer Auslug hielt nach feindlichen Fähnlein oder nach den unter Obhut des bewaffneten „Glaitreiters" ziehenden, mit runden Zelttuch überspannten Planwagen der Dinkelsbühler Tuchmacher und Kaufleute, da wanderten schon alljährlich im Juli frohe, festlich gekleidete Kinderschaaren hinaus auf den „Schießwasen"[1], um sich zu freuen auf Kosten der Stadt. Denn da gab's süßen Meth und Lebzelten in Menge und bunten Nürnberger Tand in den Jahrmarktsbuden obendrein: so freigebig pflegte die Stadt ihre Dankesschuld für die durch ihrer Kinder Fürbitte geschehene Errettung aus der Schwedennoth einzulösen.

Ohne Hülfe und Entsatz von Kaiser und Reich der schwedischen Uebermacht preisgegeben, hatte der reichsstädtische katholische Rath sich der evangelischen Mehrheit der Bürger fügen und Dinkelsbühl den Gegnern auf Glimpf und Unglimpf ausliefern müssen. Am 11. Mai 1632 hielt der schwedische Obrist Klaus Dietrich von Sperreut mit zwei Reiterkompagnien und vier Kompagnien Fußvolk, denen anderen Tags zwei weitere folgten, seinen Einzug in die Stadt: ein strenger, weitgefürchteter Mann. Daß trotzdem Dinkelsbühl von Brand und Plünderung verschont blieb, schreibt die Ueberlieferung dem frommen Muthe eines jungen Mädchens zu, der Thürmerlore, ob ihrer großen Kinderfreundlichkeit auch die Kinderlore genannt, die, von all ihren kleinen Lieblingen begleitet, dem Sieger bis zum Wörnitzthor entgegenzog und durch ihr und der jugendlichen Schaar inständiges Flehen Gnade erlangte. Ueber diese liebliche, rührende Episode mitten in den rohen Greueln des 30jährigen Krieges schweigt freilich die Chronik der Stadt, die doch gewissenhaft die Stunde des feindlichen Einmarsches verzeichnet, „so nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr geschehen, daß Herr Ritter von Sperreut die Schlüssel der Stadt alle an sich genommen, sich mit seinen Haufen einquartiert und die Bürger von der Wache abgeschafft. Sie berichtet weiter davon, daß 20000 Reichsthaler als Akkordsumme gefordert, aber auf 12000 ermäßigt wurden, wozu jeder Bürger 100 Gulden und 30 Kreuzer steuern mußte. Auch zwei Feldschlangen führten die Schweden als Beute fort, deren eine das „Dinkelbäuerle" war, so geheißen nach dem Gründer der Stadt, einem reichen Dinkelbauern. Dieser soll etwa zu Anfang des achten Jahrhunderts sein Gehöft den Karmelitern aus Würzburg, denen er oft Herberge gewährt hatte, zur Anlage eines Klosters vererbt haben, das hernach Mittelpunkt eines Fleckens und einer der Tradition nach bereits 928 ummauerten, nachweislich 1305 mit Ulm gleichberechtigten Stadt wurde, deren Reichsunmittelbarkeit 1351 abermalige Bestätigung erhielt. An dem Standbild des Stifters, das 1290 an der Ecke des Karmeliterklosters aufgestellt worden ist, vergriff sich der Uebermuth der Eroberer. Der junge Oxenstierna schoß, den Bürgern zum Tort, den Seinen zum Spaß, die Bildsäule herunter. Da im Uebrigen aber die Stadt ganz unversehrt blieb, gewann die Sage immer festeren Boden, daß „der Kinder Chor durch rührende Gesänge Erbarmen in der Krieger-Herzen fand".

Der Anlaß zu dem sommerlichen Kinderfest war damit gegeben, falls man nicht vielmehr eine neue Begründung für die bereits zuvor althergebrachte Feier gefunden hatte. Die „Kinderzeche" mag wohl in einem germanischen Mittsommerfeste wurzeln. Zum Gedächtniß der Errettung der Stadt durch das Flehen der Kinder zogen die kleinen Festgäste, ehe es auf den Wasen zu Schmaus und Kurzweil ging, vor das Rathhaus, wo ihr berittener Obrist

„Schenkte gute Märe ein
Aus alter Stadtgeschichte."

Die Feier hat sich als ein Brennpunkt der Jahresfreuden für Groß und Klein erhalten, trotz des Wandels der Zeiten, denn

„Heisa, juchhei!
Knaben und Mägdlein freuen sich sehr,
Doch freu'n die Alten sich wirklich noch mehr."

Bei der Kinderzeche ergötzte sich Jeder auf dem Dinkelsbühler Schießwasen nach seiner Weise. Die Männer übten sich im Bestschießen, während das junge Volk sich zu Fidel und Brummbaß im Reigen drehte, die Kinder spielten und jubilirten und die Weiber Nützliches und Unnützes „kramten" (d. h. auf dem Jahrmarkt kauften). Der Verlust der Reichsfreiheit und der rasche Wechsel der Herrschaft, welcher Dinkelsbühl 1802 an Bayern, 1804 an Preußen und 1806 wiederum sammt der Markgrafschaft Ansbach an Bayern brachte, verschlug an der Kinderzeche nichts. Als ein „Vermächtniß biederer Ahnen" stand sie nach wie vor in Ehren und hat viel zur Stärkung des patriotischen Sinnes beigetragen. Mit Hochgefühl denken die Dinkelsbühler der reichsstädtischen vielbewegten, thatenfrohen Vergangenheit ihrer Heimath und hegen das Wappen ihrer Geschlechter an den hochgegiebelten Stammhäusern zwischen dem alten Reichsadler und den drei goldenen Dinkelähren auf blauen Büheln mit Sorgfalt. Stattliche Fachwerkbauten sind's, an Gesimsen, Kragsteinen und Pfeilerträgern mit reichen, theilweise figürlichen Steinskulpturen geschmückt, die sich in pittoresker Straßenanlage um die St. Georgskirche, eine dreischiffige Hallenkirche von höchstentwickelter Gothik, welche namentlich im Innern entzückende Verhältnisse aufweist, gruppiren. Die kunstvoll geschmiedeten, mächtig in die breiten Gassen vorstrebenden Schilder tragen die Namen, welche auch in den Annalen der Stadt rühmlich verzeichnet stehen. Noch ragen von den vierundzwanzig Thürmen und Thoren des Mauerrings achtzehn empor und spiegeln sich farbigschimmernd in dem stillen, nur von langsam gleitenden Schwänen belebten Wasser des Stadtgrabens, der zum Theil in blühende, von Eppich und Schlingrosen umwobene Zwingergärtlein verwandelt ist. Aehnlich reflektirt auch im Gemüth der Bürger der Abglanz einer ereignißvollen Vorzeit. Als sie nun sahen, wie man im nahen Rothenburg o. T., Altdorf und anderwärts mit glänzendem und klingendem Erfolg die lokalpatriotischen Erinnerungen aus dem Dämmerschein der Ueberlieferung gewissermaßen ins elektrische Licht moderner Schaulust rückte, erwachte auch in den Dinkelsbühlern der begreifliche und berechtigte Wunsch, mit ihrer „Kinderzeche" an die große Oeffentlichkeit zu treten.

Jahre hindurch suchten sie erst nach der rechten Form, denn vor Allem lag ihnen am Herzen, das alte Herkommen unbemäkelt und unverändert zu erhalten. Sie entschlossen sich endlich zu einem die Vorgeschichte der Kinderzeche dramatisirenden Festspiel, das Ludwig Stark, der auch dem Rothenburger „Meistertrunk" bühnenmäßige Gestaltung verliehen hat, völlig zweckentsprechend verfaßte. Er leitete mit Takt und Geschmack die Einstudirung, und man darf die Sorgfalt und Umsicht anerkennen, mit der Stark ganz vorzügliche Typen für die einzelnen Rollen wählte. Gesichter und Gestalten mußten zu den Charakteren passen, denn jedes äußere Mittel, Schminktopf und Frisur, waren streng verpönt. Es giebt hier keine Bühne mit Vorhang, Koulissen und Soffiten. Im Schrannensaal, einem riesigen Bau deutscher Renaissance, dessen Pfeiler alte reichgeschnitzte Geschlechterwappen zieren, ist ein einfaches Podium aufgeschlagen, das die historischen Möbel aus dem alten Rathhause, Prachtstücke mittelalterlichen Schreinwerks, trägt. An den Wänden hängen etliche Portraits früherer Bürgermeister und Rathsherren; auf dem Tische liegen die Freibriefe der Stadt, vergilbte Pergamente mit den Siegeln König Albrechts und Kaiser Karls IV.

Ein gutgeschultes Orchester, das zwischen dem als Bühne dienenden Podium am Ende des Saales und den in fast unabsehbaren Reihen aufgestellten Zuschauerplätzen postirt ist, leitet das Stück mit einem aus kirchlichen, volksliedmäßigen und kriegerischen Weisen verschmolzenen Vorspiel ein, das vom städtischen Musikmeister Kreß komponirt ist. In den Gesprächen des Altbürgermeisters Leonhard Wigerlein (Schullehrer Braun) mit seinen Amtsbrüdern und den Herren des Kleinen Rathes entrollt sich uns ein Bild der verzweifelten Lage Dinkelsbühls. Es vermag, wie der Stadthauptmann erklärt, dem drohenden Feinde ohne Hülfe von außen nicht zu trotzen, die nach den Berichten des in Bauerntracht vom Lager des Gall... aus Regensburg heimkehrenden Syndikus die Kaiserlich... rundweg verweigern. Die evangelischen Bürger fordern a... stürmisch eine Kapitulation; sie wird für Bürgermeister u... Rath zur zwingenden Nothwendigkeit. Aber bedingungslose Ueberlieferung heischt der schwedische Abgesandte. Ba...

[1] Wasen = Wiese.

fragt der Rath nach Wesen und Charakter des Obristen Sperreut, von dessen Belieben das Schicksal der Stadt nun abhängt. Ein rauher Kriegsmann ist er, streng gegen sich und Andere, aber frommen Sinnes, ein treuer Familienvater, der eben noch trauert um den Tod seines einzigen Söhnleins. Das Wort erlauscht zufällig die Thürmerslore, die, um eine Meldung ihres Vaters, der das Rothenburger Thor hütet, zu bringen, in den Sitzungssaal getreten ist. Im Verein mit einem anderen Ausspruche des feindlichen Heerführers: „es müßten vom Himmel Engel niedersteigen, sollte Dinkelsbühl vor Sperreuts Grimm errettet werden", zündet es in der Seele des tapferen Mädchens. Der Krieger, der sein Kind geliebt hat, wird Erbarmen fühlen mit anderen Kindern, denkt sie.

„Einen Engel birgt fast jedes Haus
Als Gottes und der ew'gen Liebe Boten.
Die Engel dieser Welt aus jenem Reich
. . . Laßt mich sie rufen, hohe Herr'n, und dann
Mit ihnen flehend vor den Sieger treten.
Er, dessen eigen Kind ein Engel ward,
Wird reiner Unschuld Sprache nicht sein Herz
Verschließen.

Der verzweifelnde Rath widerstrebt ihrem Beginnen nicht, als sie mit ihrer Kinderschaar erscheint und das Bittlied: „Ach, bleib mit Deiner Gnade!" anstimmt. In die begeisterten Verse Starks mischen sich die Klänge des Chorals, mit denen das Festspiel schließt. Tiefbewegt, vergessen die Zuschauer, Beifall zu spenden, denn nichts mahnt sie ans Theater. Einem thatsächlichen Ereigniß wähnen sie beigewohnt zu haben, so wahr und natürlich muthet die gesammte Vorführung sie an. Wirklich rührend war die schlichte Einfalt und unbewußte Anmuth des jungen Heldenmädchens, das ein Lehrerstöchterlein, Frl. Lina Pickl, darstellte.

Rasch machen sich nun Alle auf nach dem Wörnitzthore, wo auf offener Straße unter dem sonnigen Julihimmel der Hauptakt sich abspielt. Das Thor ist geschlossen. Da dröhnen draußen gebieterisch die feindlichen Trompeten. Die Stadtsoldaten, graubärtige Gesellen, welche, die Hellebarde geschultert, in ihren rothweißen Wämmsern Wache halten, entriegeln die Pforte, und herein reiten die Schweden. Zuerst der Trompeter, das Instrument mit dem gelbblauen schwedischen Fähnlein blasend, dann die energischen Gestalten der Offiziere mit den hellblonden Haaren und den scharf umherspähenden lichten Augen. In ihrer Mitte zeigt sich die wuchtige Erscheinung des Obersten Sperreut: ein prägnant geschnittenes Gesicht, von blondem Spitzbart umrahmt. Lehrer Gebhard stellte die Figur dar. Entblößten Hauptes, die Schlüssel und Privilegien der Stadt unterthänig darbietend, kommen Bürgermeister und Rath in ihrer pelzverbrämten Amtstracht dem glänzenden Siegerzug entgegen, ehe noch das Fußvolk mit seiner Feldschlange eingerückt ist. Schon droht der Oberst harte Kriegsbuße an, da erklingt von der anderen Seite die Gasse herauf ein lieblicher Gesang: „Ach, bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ!"

Das dem Ohr des Heerführers so vertraute Lied, zart, wie von Engelchören gesungen, übt seine Wirkung. Es ist die Kinderlore mit ihrer kleinen Stadtarmee. Ein Kind bringt sie aus jedem Haus, reich gekleidete Patriziersprossen, Bettelkinder von der Gasse auch, ein buntes herzbewegendes Häuflein. Sie Alle sinken mit ihr in die Kniee und heben flehend die Hände: „Gnade! Gnade!" Sinnend blickt der Feldherr auf sie herab, während die Vögel im schattigen Gezweig über der Stadtmauer zwitschern und der Sommerwind mit dem blaugelben, im hellen Sonnenglanz schimmernden Siegesbanner der Schweden spielt. Er schaut ernst auf den Knaben mit den rothgoldenen Locken, der dort neben Lore die gefalteten Händchen zu ihm emporstreckt. So lieb und schön war sein eigen Kind, und so könnte es jetzt ebenfalls zagen müssen vor der Wuth eines Feindes. „Um der Kinder willen sei die Stadt verschont!" Ihr Flehen hat sein Herz erweicht. Er läßt den Knaben, in dem er seines Sohnes Abbild sieht, zu sich aufs Pferd heben und reitet versöhnt ein in Dinkelsbühl.

Nach dem Marktplatz hin wendet sich der Marsch. Doch, wo die Gassen sich öffnen zu malerischem Durchblick nach den Zwingern und Zinnen der die Stadt lückenlos umfassenden Mauer, strömen plötzlich neue Truppen zu. Sie aber tragen nicht Schlitzwamms und Sturmhaube, sondern Dreispitz, gepuderten Zopf, weißen Frack mit rothen Aufschlägen und weiße Gamaschen. Eine „türkische Musik" in gleicher Uniform schreitet ihnen voraus, und der Oberst reitet auf einem Rothschimmel an ihrer Spitze. Er ist ein kleiner Kamerad von kaum 7 Jahren, und nicht viel älter, durchweg noch schulpflichtig, ist sein Regiment, das, der letzten Zeit der Selbstherrschaft Dinkelsbühls angehörend, den Uebergang von der eigentlichen kostümirten Festspiel-Kindergruppe zu den übrigen sonntäglich gekleideten Kindern bildet, die nach altem Brauch alle beim Kinderzech-Umzug betheiligt sein müssen. Die Mädchen, meist in weißen duftigen Gewändern, tragen neben dem Blumenkörbchen die herkömmliche „Gucke", eine aus buntem, mit dem alten Kinderzechlied bedruckten Glanzpapier gedrehte Düte voll ortsüblichen Zuckerwerks. Die Knaben schwingen Fahnen: roth-weiß in der Stadtfarbe, blau-weiß in Bayerns und schwarz-roth-weiß in des Reiches Farben. Ein frohbewegtes Bild, dem das reizvolle Winkelwerk der alten Gassen einen unvergleichlichen Hintergrund leiht.

Vor dem alten Schrannenbau wird Halt gemacht. Der kleine Oberst inmitten des Kinderhalbkreises hebt mit allem Aufgebot seines hellen Stimmchens an:

„Vernehmt Ihr Leute groß und klein,
Was ich Euch nun berichte!"

und erzählt, wie seine Väter und Großväter und deren Ahnen und Urahnen es als Kinder vor ihm alle Jahre gethan, die Mähr von der Kinderzeche.

Sie schließt er mit den innigen Worten:

„Gott gebe uns ein frommes Herz
Und lehr' uns kühnlich treten
Vor ihn, in Freude wie in Schmerz
Für unsere Stadt zu beten."

Aber heute sind es die katholischen und evangelischen Kinder der Stadt, die zum ersten Mal gleichzeitig und einmüthig bei dieser besonderen Gelegenheit für deren Wohl beten, denn bis jetzt feierten beide Bekenntnisse ihre Kinderzeche getrennt, die Katholiken am Montag nach St. Ulrich (4. Juli), die Protestanten acht Tage später. Von nun an ist das erweiterte und bereicherte Fest ein für alle Mal beiden Bekenntnissen gemeinsam auf den dritten Montag im Juli festgesetzt.

Nachdem der Sprecher geendet hat und das Danklied der Kinder verklungen ist, schwingt er nochmals seinen Degen und ruft ein Hoch Bayerns Regent! ein Hoch Deutschlands Kaiser! und nun erbraust es „Heil Dir, Bayern, Heil!", „Deutschland, Deutschland über Alles!" jubelnd aus der Kinder Mund. Zum Schlusse aber folgt noch als begeistertes Vivat: „Es lebe und blühe Dinkelsbühl!" Die Mädchen streuen die Blumen aus ihren Körbchen auf die Gassen, die Knaben schwenken ihre Fahnen, und der Zug geht auseinander.

Alles drängt nach dem vor dem Thore gelegenen „Schießwasen", wo man der Lust und Kurzweil pflegt nach der Väter Art, als wären nicht Jahrhunderte verrauscht seit der ersten Kinderzeche. Wer aber fremd ist in der Stadt, der steigt hinauf zum wohlgepflegten Laubwald über der Mauer und giebt sich dem malerischen und poetischen Zauber, der sie umweht, hin. Er mag ausruhen im Schatten blühender, würzig duftender Linden und hinabschauen zu der dicht ans Thor geschmiegten alten Stadtmühle, wo im Gebüsch Knaben im Lederwamms und langzöpfige Mägdlein im linnenen Faltenröcklein und rothen Mieder spielen, oder er mag weiterwandern in den schattigen Baumgängen rings um die Mauer und seinen Gedanken nachgehen, die, gleich den durch die grüngoldigen Wipfel über graues Gestein, dunkeln Epheu und vielfarbige Blumenpracht hingaukelnden Sonnenlichtern, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinhuschen. . . . . .

Alex Braun.

Unveröffentlichte Briefe Napoleons I.

(Vgl. Nr. 250 der Beilage.)

Der Lecestre'schen neuerschienenen Sammlung solcher Briefe des ersten Napoleon, welche von der Kommission des zweiten Kaiserreiches, der die Veröffentlichung seiner Korrespondenz oblag, aus guten Gründen unterdrückt wurden, lassen sich noch weitere Beweise entnehmen, welche Haltung das Familienoberhaupt der Bonapartes seinen Brüdern gegenüber oftmals einzunehmen für gut fand. Die Heftigkeit und Tyrannei des großen Mannes tritt dabei in das hellste und unangenehmste Licht. Daß Ludwig, der König von Holland, von ihm wie ein Schuljunge behandelt wurde, haben wir schon gesehen; noch toller ist aber der Inhalt eines an die „Madame Mère" (Frau Lätitia Bonaparte, die Mutter des Kaisers) unter dem 2. Floréal des Jahres XIII (22. April 1805) gerichteten Schreibens. „Herr Jérôme Bonaparte", so schreibt der neugebackene Cäsar, „ist mit der Frau, mit der er zusammenlebt, in Lissabon eingetroffen. Ich habe diesem verlorenen Sohne den Befehl zukommen lassen, sich nach Mailand über Perpignan, Toulouse, Grenoble und Turin zu begeben. Ich habe ihm mittheilen lassen, daß er verhaftet werden wird, wenn er diesen Weg nicht strenge einhält. Fräulein Patterson, die mit ihm zusammenlebt, ist so vorsichtig gewesen, sich von ihrem Bruder begleiten zu lassen. Ich habe Befehl gegeben, sie nach Amerika zurückzuschicken. Wenn sie sich den von mir ertheilten Befehlen entziehen sollte und nach Bordeaux oder Paris käme, so wird sie nach Amsterdam geschickt, um auf das erste amerikanische Schiff gebracht zu werden. Ich werde diesen jungen Menschen (Jérôme) sehr streng behandeln, falls er sich in der einzigen Zusammenkunft, die ich ihm zu bewilligen gedenke, des von ihm geführten Namens nicht genug würdig zeigt und sich darauf steift, seine Liaison forzusetzen. Wenn er nicht geneigt ist, die Schmach auszutilgen, die er über meinen Namen gebracht hat, indem er seine Fahnen und seine Flagge für ein albernes Weib im Stiche ließ, so werde ich ihn auf ewig preisgeben, und vielleicht werde ich ein Exempel statuiren, das allen jungen Soldaten begreiflich machen wird, wie heilig ihre Pflichten sind, und welch ungeheures Verbrechen sie begehen, wenn sie ihre Fahnen für ein Weib im Stiche lassen." Elisa Patterson, die Tochter eines reichen Amerikaners, war übrigens diesem jüngsten Bruder des Kaisers rechtmäßig angetraut, wovon ein so mächtiger Mann offenbar keine Notiz zu nehmen brauchte. Nicht minder kategorisch und hart sind die Weisungen, die Napoleon an Josef unter dem 20. Dezember 1807 hinsichtlich Lucians ertheilt, dem er befohlen hat, sich von seiner Frau, geborenen Jouberthon, scheiden zu lassen. „Wenn Lucian sie aber dennoch an seine Seite rufen will, so mag er's thun, nur darf es nicht in Frankreich sein. Ich werde ihm kein Hinderniß in den Weg legen, so intim, wie er will, mit ihr zu leben, aber nicht wie mit einer Prinzessin, die seine Gemahlin sein könnte. Denn die Politik allein ist's, die mich interessirt. Abgesehen davon will ich mich seinem Geschmacke und seinen Leidenschaften nicht widersetzen." Lucian ließ sich jedoch nicht so leicht einschüchtern, wie der spätere „König von Westfalen". — Zahlreich sind in der neuen Sammlung Napoleonischer Edikte die scharfen Verfügungen bezüglich des Klerus, dessen höchste Vertreter wie Unteroffiziere abgekanzelt werden. In dieser Hinsicht ist zunächst ein Schreiben aus Schönbrunn vom 22. August 1809 an den Polizeiminister Fouché bemerkenswerth. Es lautet: „Sie fragen, wie man sich in Savona dem (dort gefangen gehaltenen) Papste gegenüber verhalten soll. Geben Sie Befehl, daß man ihm seine ganze Freiheit belasse: er kann Segen ertheilen und Messen lesen, soviel er will. Man trage indessen Sorge dafür, daß das Volk ihm nicht allzu sehr zuläuft. Ferner sind alle Ankommenden sorgfältig zu überwachen, und kein Brief, er sei an ihn oder an Leute seines Gefolges gerichtet, oder gehe von ihm oder Leuten seines Gefolges aus, darf an seine Adresse gelangen! Verbieten Sie den Kardinälen, nach Savona zu kommen, abgesehen von dem genuesischen, der, da er sich in der Nachbarschaft befindet, unbedenklich zugelassen werden kann. Lassen Sie ferner in Rom den ehemaligen Beichtiger des Papstes, einen verruchten Menschen, festnehmen und ihn in Fenestrelle einsperren! Ich habe dem Fürsten Borghese Befehl ertheilt, einen Gendarmerieobersten nach Savona zu schicken und in der Zitadelle eine Garnison von 5—600 Mann zu unterhalten. Bei diesen Vorsichtsmaßregeln wird der Papst gegen jedes Ereigniß geschützt sein." Der Autokrat gerieth bekanntlich in einen furchtbaren Zorn, als eine Anzahl Kardinäle seiner Hochzeit mit Marie Louise fernblieben. „Mehrere Kardinäle haben sich gestern, obgleich sie geladen waren, nicht zu der Zeremonie meiner Hochzeit eingefunden", schrieb er am 3. April 1810 an den Kultusminister de Préamenau; „sie haben sich damit gegen mich schwer vergangen. Ich wünsche die Namen dieser Kardinäle zu wissen und, wer von ihnen Bisthümer in Frankreich, Italien und im Königreich Neapel inne hat. Meine Absicht geht dahin, sie zur Einreichung ihrer Entlassung zu bewegen und die Zahlung ihrer Pensionen zu suspendiren, da ich sie nicht mehr als Kardinäle betrachte." Der Vizekönig von Italien, Eugène Beauharnais, erhielt zugleich Befehl, den Kardinal Oppizoni, der dieser Majestätsbeleidigung gleichfalls schuldig war, vor sich zu bescheiden, ihn zum Einreichen seiner Demission als Erzbischof von Bologna zu zwingen und ihm „ein so ehrloses Verhalten seinem Wohlthäter gegenüber" in schärfster Weise vorzuwerfen. In einem Schreiben an de Préamenau vom 5. April 1805 zur gleichen Angelegenheit findet sich folgende bezeichnende Stelle: „Halten Sie den pflichtvergessenden Kardinälen vor, daß sie mit ihrem Verhalten und mit ihren Reden die Absicht bekundet haben, so weit es an ihnen liegt, die Ruhe des Reiches zu stören, die Keime des Bürgerkrieges zu säen und Zwietracht unter den Menschen zu erregen, daß es für sie Zeit ist, sich zu erinnern, daß Se. Majestät das Schwert in der Hand hält, um die schlechten Priester und die Staatsverräther zu züchtigen, daß Se. Majestät sich das Recht vorbehält, über ihre Personen zu richten und daß Sie es thun wird, da die Eigenschaften als Priester und Kardinal für hinfällig bei Personen anzusehen sind, die von dem Schwert des Gesetzes getroffen wurden." Mitten im Feldzuge von 1813, während die Sachen allerdings noch günstig für ihn standen, fand Napoleon Muße, in folgendem aus Weißenfels vom 1. Mai 1813 (einen Tag vor der Lützener Schlacht) datirten Schreiben dem Polizeiminister General Savary, Herzog von Rovigo, gehörig den Kopf zu waschen: „Sie lassen da einen Haufen alter Kaffeeschwestern aus dem Faubourg Saint-Germain wegen der Angelegenheit des S. . . zu sich kommen und sprechen zu ihnen von dieser elenden Affaire in einer Weise, als ob es sich um Gott weiß was für eine wichtige Sache handle. Dadurch machen Sie sich vor allen diesen Leuten lächerlich, die jetzt behaupten, Sie hätten sie nicht, um sie zu verhören, sondern um Klatschgeschichten von ihnen zu erfahren, vorgeladen. Ich begreife ein solches Verfahren ganz und gar nicht. Der S . . . ist kein Verschwörer, sondern ein dummer Bengel, den man durchpeitschen und ins Gefängniß von Vincennes oder sonst wohin hätte abschieben müssen, aber von dem man kein Wort sprechen durfte. Mehr gute Haltung und weniger Geschwätzigkeit ist für die Polizei eines großen Reiches dringend erforderlich, das merken Sie sich gefälligst für die Zukunft!"

Kunst und Wissenschaft.

J. Zum XII. Aerztekongreß in Moskau wird uns geschrieben, daß man in den beiden Residenzen des russischen Reiches mit den Vorbereitungen für dieses Fest der internationalen Wissenschaft schon vollauf beschäftigt ist. Das Exekutivkomité hat nicht mehr und nicht weniger als 7000 Mitgliederzeichen bestellt. Auf einem mattgehaltenen Metallschildchen zeigt es die Inschrift: „XII. C. I. M." — „1897" — „Moscou". Die Ehrenmitglieder und Komitémitglieder erhalten solche Abzeichen auf blauer Rosette; die Mitglieder der Bureaus — auf Rosetten in den russischen Nationalfarben; auch die Damen der Kongreßmitglieder erhalten ein Abzeichen: eine blaue Schleife mit einer silbernen XII. Vom 2. August ab werden auf den Moskauer Bahnhöfen Wohnungsbureaus eröffnet, die in erster Linie ausländische Gäste befriedigen müssen. Nach den Statuten des Kongresses können auch Nichtärzte, die aber Inhaber eines gelehrten Grades sind, den Kongreß als außerordentliche Mitglieder mitmachen. Sie genießen in Bezug auf Eisenbahnfahrten u. s. w. — nicht aber auch die Damen — dieselben Vergünstigungen, wie die wirklichen Mitglieder des Kongresses. Zu Versammlungs- und Bureauzwecken ist dem Kongreß für die Zeit vom 18. bis 26. August das riesige Exerzirhaus überwiesen worden, das jetzt zu diesem Zwecke hergerichtet werden soll. Auch unentgeltliche Buffets mit Thee, Kaffee, Bier, Sandwiches u. dergl. werden hier den Mitgliedern zur Verfügung stehen, die dieserhalb kleine Checkbüchlein erhalten. Wo sollen die Tausende empfangen werden? Auch diese schwierige Frage ist jetzt gelöst. Man hat zu diesem Behufe die oberen Gallerieen des großen Moskauer Kaufhofs gemiethet. Hier soll den Gliedern am Abend des Eröffnungstages die Gelegenheit zu geselliger Zusammenkunft und ein Abendessen à la fourchette geboten werden. Mit der Dekorirung der Gallerieen ist der Chef des Dekorations- und Maschinenwesens der Hoftheater, K. F. Walz, betraut worden, ein Meister seines Faches. Eine Galavorstellung in der Hofoper kann leider nicht stattfinden, da die kaiserlichen Theater jetzt Ferien haben. Der feierliche Empfang der ad hoc zu designirenden Deputirten des Kongresses am Zarenhofe in St. Petersburg findet am 17. statt. Die Herren, die von Professor Sklifassowski dem Kaiser vorgestellt werden, müssen daher schon am 16. in St. Petersburg eingetroffen sein.

* * *

* Der Erfinder der „Terrainkuren", Hofrath und Professor der Laryngologie, Max Josef Oertel in München, ist gestern dort gestorben. Er war 1835 in Dillingen geboren und wandte sich erst nach philosophischen und ästhetischen Studien den Naturwissenschaften und der Medizin zu. Nachdem er sich 1867 in München als Privatdozent der Laryngologie habilitirt hatte, erhielt er 1876 die neubegründete Professur für diese Wissenschaft. Es gelang ihm, den Erzeuger der Diphtheritis zu entdecken, ohne jedoch zugleich ein Spezialheilmittel gegen diese Krankheit anzugeben. Besonders populair wurde sein Name, als er für gewisse Störungen des Blutkreislaufes, wie sie bei Fettsucht und manchen Lungenleiden entstehen, die nach ihm benannte Oertelsche Terrainkur anwandte, wozu in einer Reihe von Badeorten Deutschlands und Oesterreichs besondere Einrichtungen getroffen wurden. Oertel hat zahlreiche Werke seiner Spezialwissenschaft veröffentlicht.

Theater und Musik.

* Die diesjährigen Festspiele in Bayreuth wurden gestern mit der Aufführung des „Parsival" eröffnet. Zahlreiche Fremde, besonders viele Engländer und Franzosen, haben sich eingefunden; das Haus war dicht gefüllt. Von Fürstlichkeiten wohnten der König und die Königin von Württemberg, die Herzogin Wera von Württemberg, die Erbprinzessin von Weimar sowie Erzherzog Ludwig Viktor von Oesterreich der Vorstellung bei; auch viele Intendanten und Theaterdirektoren sowie eine große Zahl von Künstlern und Künstlerinnen waren anwesend. Die Aufführung wurde von Kapellmeister Anton Seidl geleitet. Nach dem Schlußakte ertönte brausender Beifall.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

* Veranlaßt durch die von Prof. Charcot in Paris eingeführte neue Behandlungsmethode chronischer Rückenmarkskrankheiten (Suspensionsmethode) erschien im Jahre 1889 ein Werkchen des praktischen Arztes Dr. Karl Friese in Berlin, das unter dem Titel „Die Rückenmarkskrankheiten und ihre Behandlung (Verlag von Hugo Steinitz-Berlin), das Wesen, den Verlauf und die verschiedenen Behandlungsmethoden der Rückenmarkskrankheiten schilderte. Die Charcotsche Methode bedurfte damals noch weiterer Erprobung. Heute gehört sie dem ärztlichen Heilverfahren als gesicherter Bestand an; wenn sie auch nicht als spezifisches Heilmittel an-

gesehen werden kann, so bedeutet sie doch ein werthvolles symptomatisches Heilverfahren, das in geeigneten Fällen wesentliche Erleichterung und Besserung herbeiführt. Für die jetzt vorliegende zweite Auflage hat der Verfasser seine Schrift erheblich erweitert, so daß sie ein erschöpfendes Bild der einschlägigen Erkrankungsformen und ihrer Behandlung bietet, das für den Kranken wie für den Arzt von Interesse ist. — Im gleichen Verlage ist — ebenfalls in zweiter Auflage — das Werkchen von Dr. C. Reiß „Die Naturheilmethode bei Magen- und Darmkrankheiten" erschienen. Es bringt alle in Betracht kommenden Krankheitsformen wie die Technik, die Wirkungsweise und die Erfolge der Maßnahmen zur Darstellung, die bei der Naturbehandlung der Magen- und Darmkrankheiten zur Anwendung gelangen. Frei von allen Uebertreibungen wird man das Büchlein der großen Schaar der Magen- und Darmkranken nur angelegentlichst empfehlen können.

Jagd und Sport.

Rennen zu Breslau, 19. Juli.

Oder-Handicap. 4000 M. 1100 Meter. Frhrn. v. Münchhausens 2jähr. br. H. „Flieder" 1. Gr. Seidlitz'-Sandreczkis „Goldkäfer" 2. Major v. Boddiens „Amateur" 3. — Tot. 16 : 10. Platz 28, 110 : 20.

Herzog von Ratibor-Erinnerungs-Rennen. 10 000 M. 2400 Mtr. Hrn. v. Mays 3jähr. schwbr. H. „Geranium" 1. Kgl. Hpt.-Gest. Graditz' „Argwohn" 2. Fürst Hohenlohe-Oehringens „Vogelfänger" 3. — Tot. 17 : 10.

Silbernes Pferd und 2500 M. 2000 Meter. Gr. L. Hoensteins 4jähr. F.-H. „Palmwein" 1. Fürst Hohenlohe-Oehringens „Uccella" 2. Lt. Hoffmann v. Waldaus „Gratulantin" 3. — Tot. 17 : 10. Platz 22, 22 : 20.

Schmettow-Rennen. 4000 M. 2000 Meter. Kgl. Hpt.-Gest. Graditz' 3jähr. F.-St. „Wasserschlange" 1. Frhrn. Ed. von Oppenheims „Kunigunde" 2. — Tot. 23 : 10.

Park-Handicap. 4000 M. 1800 Meter. Dr. Lemkes 3jähr. br. H. „Kalchas" 1. Hptm. R. Spiekermanns „Nelson" 2. Hrn. Nemos „Schloßfrau" 3. — Tot. 13 : 10. Platz 25, 36 : 20.

Staatspreis IV. Klasse. 1500 M. 2000 Meter. Frhrn. von Münchhausens 3jähr. dbr. H. „Condor" 1. Hrn. W. Steges „Türke" 2. Mr. Trials „Kumpan" 3. — Tot. 16 : 10. Platz 27, 84 : 20.

Scheitniger Jagd-Rennen. Ehrenpreis und 3000 M. 4000 Meter. Lt. v. Köppens 6jähr. br. W. „Max Langhein" 1. Hrn. v. Prittwitz u. Gaffrons „Buchsbaum" 2. Lt. Gr. S. Lehndorffs „Icarus" 3. — Tot. 308 : 10. Platz 160, 138 : 20.

Rennen zu Harzburg. 19. Juli.

Damenpreis und Ehrenpreis und 2000 M. 3000 Meter. Lt. v. Jansen-Ostens 6jähr. F.-St. „Rosette" 1. Lt. v. Arnims „Chibouk" 2†. Lt. Herzog A. F. von Mecklenburgs „Chantry Post" 2†. — Tot.: 26 : 10. Platz 24, 12 u. 18 : 20.

Preis vom Brocken. 2500 M. 4000 Meter. Lt. v. Zastrows a. br. St. „Hurtig" 1. Dr. Essers „Sturm" 2. Lt. v. Bradsky-Labours „Herzbube" 3. — Tot.: 140 : 10. Platz 76, 146, 70 : 20.

Preis von Ilsenburg. 2000 M. 3000 Meter. Lt. Müllers 5jähr. F.-St. „Fuchsia" 1. Hrn. H. Lückes „Truzfondar" 2. Lt. G. v. Schierstädts „Morgenstunde" 3. — Tot.: 47 : 10. Platz 38, 26 : 20.

Vom Radfahren.

dt. Im Sportpark Kurfürstendamm steht die Radfahr- und Lehrbahn der Herren Runge und v. Stemann nunmehr in allen Theilen vollendet da. Es fehlte bisher sowohl in Berlin selbst als auch in seiner näheren Umgebung an einer größeren geschlossenen Bahn, die es bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit gestattet hätte, dem Radfahrsport zu huldigen. Eine solche Bahn haben wir nun nahe beim Bahnhof Charlottenburg, die sowohl mit der Stadt- und Ring-, als auch mit der Pferdebahn in kurzer Zeit aufs Bequemste zu erreichen ist. Unter der Aufsicht der Eltern bezw. der Erzieher und Gouvernanten, die von einem an der einen Kurve der Bahn errichteten Podium aus einen großen Theil der Bahn überschauen können, absolviren hier Knaben und Mädchen, gegen Sonne und Regen in gleicher Weise geschützt, unter sachverständiger, gewissenhafter Leitung der Angestellten der Lehrbahn ihr Pensum, bis sie als kleine Meister in der Kunst des Radelns sich auf die verkehrsreiche Straße wagen können. Beim Radfahren wird indeß das Sprichwort „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", nicht zum Wahrwort. Man sieht auf unserer Lehrbahn Herren und Damen jedes Alters, vom schneidigen jungen Kavalier bis zum weißbärtigen würdigen Herren, von der in Jugend und Schönheit strahlenden Jungfrau bis zum Matronenalter hinab, die Lehrstunden eifrig benutzen. Bisweilen kommt es auch vor, daß Kunstfahrer- und -Fahrerinnen hier eine Vorstellung ganz gratis geben. So hatten wir gestern Gelegenheit, uns der kühnen Wendungen des schneidigen Fräuleins K. zu freuen, die es auf unserer Lehrbahn bereits zu einer erstaunlichen Meisterschaft auf dem Zweirad gebracht hat. In der That ein Erfolg, der den Lehrmeistern alle Ehre macht. Wollen unsere geehrten Leser noch etwas über die Größenverhältnisse der Lehrbahn wissen, so sei bemerkt, daß der Radler nicht weniger als 240 Meter auf seinem Stahlroß zurückzulegen hat, bis er an den Anfangspunkt zurückkehrt. Dabei hat die Bahn eine Breite, die, an den Längsseiten 7 und in den Kurven 12 Meter betragend, jeder Gefahr einer Kollision der Uebenden vorbeugt und sogar zur Veranstaltung von Kunst- und Reigenfahren u. s. w. vollkommen ausreicht. Daß für Umkleide- und andere nothwendige Räume hinreichend Sorge getragen ist, mag nicht unerwähnt bleiben. Mit Freuden werden es gewiß Lernende und Uebende begrüßen, daß sie nicht nöthig haben, ihr Rad an der Hand zum Uebungsplatz zu führen, daß ihnen vielmehr eine bei der Bahn befindliche Pensionsanstalt ermöglicht, dasselbe unter sachverständiger Aufsicht und Behandlung an Ort und Stelle zu lassen. Eine ebendort befindliche Reparaturwerkstatt schafft die Möglichkeit, eine etwa beim Lernen vorkommende kleine Beschädigung des Rades sofort auszubessern, während ein in der Bahn befindliches Telephon den Lernenden den jederzeitigen mündlichen Verkehr mit den Angehörigen gestattet. Auch dafür, daß im Winter die Kälte oder die kurzen Tage dem Ueben kein zu frühes Ende setzen, wird durch Aufstellen hinreichender Oefen und Einrichten von Beleuchtungsanlagen Fürsorge getroffen werden. Kann man an eine Lehrbahn noch mehr Ansprüche stellen?

gg. Eine Rückwirkung der Ausbreitung des Radfahrsports auf die Berufswahl konstatirt ein Fachblatt für Feinmechanik, indem es den auffallenden Zudrang von jungen Leuten zu dem Mechaniker- und Maschinentechniker-Berufe in den letzten Jahren darauf zurückführt, daß die heranwachsende Jugend durch die Beschäftigung mit dem Radfahren Interesse für die Herstellung von Fahrrädern und in weiterer Folge für den Maschinenbau überhaupt gewinnt.

* Der Cawardine Cup (100 Meilen-Rennen) kam am Sonnabend auf der Krystallpalast-Bahn zu London zur Entscheidung. Harris, welcher, der „Radw." zufolge, die Strecke in 3 : 44 : 15² vollendete, blieb mit nahezu einer Meile Vorsprung Sieger vor Turner und Popper.

* Die englischen Meisterschaften wurden am Sonnabend auf der Aston-Bahn zu Birmingham bestritten. In der ¼ Meile- und 1 Meile-Meisterschaft für Berufsfahrer blieb Chinn Sieger vor Macferson und Gascoyne bezw. Gascoyne und Watson. Von den Amateuren wurde Meisterfahrer über 1 Meile Summersgill gegen Bourke und Appleby, während die 5 Meilen-Meisterschaft Ainsworth vor Burnand und Robinson belegte.

* Zur Vorsicht mahnt folgender aus Wiesbaden gemeldete Unglücksfall: Bei einem nach Wambach unternommenen Ausfluge rannte ein 19jähriger Radfahrer auf abschüssigem Wege derart mit dem Kopf gegen eine Telegraphenstange, daß durch Zertrümmerung der Hirnschale sofort der Tod eintrat.

Bäder- und Reise-Zeitung.

* Aus Rothenfelde schreibt man uns: Nicht nur die günstigen Witterungsverhältnisse, sondern der Ruf des Soolbades haben auch in diesem Jahre eine bedeutende Anzahl Besucher angelockt, so daß gegen dieselbe Zeit des Vorjahres ein bedeutendes Plus zu verzeichnen ist. Tag für Tag bringen die Eisenbahnzüge die Fremden und Erholungsbedürftigen in großer Zahl, und freudestrahlend sieht man sie einziehen in den von der Natur so bevorzugt ausgestatteten Badeort. Der Zauber der Wälder und bewaldeten Höhenzüge bringt nicht allein so manchen Fremden und Bekannten wieder, sondern auch in ärztlichen Kreisen bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß gerade die Bestandtheile der starken kohlensauren Rothenfelder Soole dazu angethan sind, die Wirkung auszuüben, welche so manchen Kranken von seinem Leiden befreit. Es sei hier besonders auf Skrophulose, Rheumatismus, Lähmungen aller Art, Nasen- und Ohrenleiden in ihren mannigfachen Erkrankungsformen aufmerksam gemacht. Ein nach den neuesten Verfahren eingerichtetes Inhalatorium (System Wassmuth) dient ebenfalls bei für dieses in Betracht kommenden Krankheitserscheinungen, besonders bei chronischen Katarrhen der Luftröhre. Für Unterhaltung und Belustigungen ist durch tägliche Konzerte, Réunions, Feuerwerk, Land- und Waldpartieen, durch die Anlage von Tennis-, Krocket- und Kinderspielplätzen u. s. w. in bestmöglicher Weise gesorgt. Die Errichtung von weiteren Gesellschaftsräumen ist in Anbetracht der steigenden Verkehrsverhältnisse im Badehotel und Kurhause ebenfalls nicht unterblieben. Ein weiterer Fortschritt ist der, daß jetzt sämmtliche der Badeverwaltung gehörigen Gebäulichkeiten und Anlagen mit elektrischer Beleuchtung versehen sind. Die Badeverwaltung ist gern bereit, jede gewünschte Auskunft zu ertheilen.

* Reiseführer durch Mecklenburg von G. Quade (Hinstorff'sche Buchhandlung, Wismar. 2 M. 40 ₰.). Zum ersten Mal liegt hier ein vollständiger Führer durch das ganze Land Mecklenburg vor. Mecklenburg ist im Ganzen von Touristen noch wenig befahren, abgesehen von den Seebädern. Und doch bietet das Land zahlreiche, leicht mit der Bahn zu erreichende Partieen, die an landschaftlichem Reiz sich der sog. „Holsteinischen Schweiz" zur Seite stellen können. Wälder und Seen, lachende Dörfer und wogende Felder vereinigen sich vielfach zu umso schöneren Bildern, als das Land nur zum Theil eben, größtentheils aber wellig und vielfach hügelig gestaltet ist. Der obige Führer ist mit Uebersichtskarte, Eisenbahnkarte und 17 Lichtdrucktafeln ausgestattet, welche im Ganzen ca. 230 kleine aber scharfe Ansichten aus Mecklenburg enthalten. Der Quade'sche Führer dürfte viel dazu beitragen, den Strom von Touristen und Naturfreunden mehr als bisher nach den gesegneten Fluren Mecklenburgs zu lenken.

Gerichtshalle.

th. Ein arger Verstoß gegen Pflichttreue und Zuverlässigkeit wurde dem ehemaligen Briefträger Otto Kessel zur Last gelegt, welcher gestern wegen Vergehens im Amte vor der 4. Ferienstrafkammer des Landgerichts I. stand. Kessel war beim Postamt 42 angestellt. Er hatte die im Bezirk angebrachten Briefkästen zu entleeren. Wiederholt waren beim Postamt Beschwerden darüber eingelaufen, daß Briefe nicht an ihre Adresse gelangt waren. Auch wurden dem Vorsteher einmal zwei Soldatenbriefe vorgelegt, welche augenscheinlich geöffnet und wieder verschlossen worden waren. Der Verdacht lenkte sich auf den Angeklagten. Eines Tages nahm man eine Durchsuchung seiner Person vor. Man fand in seiner Tasche mehrere Briefe, die er hätte bestellen müssen. Er gestand zu, mehrere Veruntreuungen begangen zu haben. Einmal habe er zwei Soldatenbriefe geöffnet, weil er angenommen habe, dieselben enthielten Briefmarken. Als er sich in seiner Annahme getäuscht gefunden, habe er die Briefe wieder geschlossen und zur Bestellung weiter gegeben. In einem zweiten Falle habe er in einem Soldatenbriefe 10 Stück Briefmarken gefunden. Er habe dieselben für sich behalten und den Brief vernichtet. Dies Geständniß wiederholte der Angeklagte im Termine. Der Staatsanwalt beantragte gegen ihn eine Gefängnißstrafe von 8 Monaten und Aberkennung der Befähigung, während der Dauer von 3 Jahren ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Gerichtshof beließ es bei einer Gefängnißstrafe von 6 Monaten.

th. Die Ermittlung der Ursache, wodurch die Entgleisung eines Rangirzuges auf dem Anhalter Güterbahnhofe stattfand, bereitete gestern der 1. Ferienstrafkammer des Landgerichts I bedeutende Schwierigkeiten. Am Vormittag des 23. November v. J. war ein Lokomotivführer damit beschäftigt, einen aus neun leeren Wagen bestehenden Zug von einem Geleise auf das andere zu schieben. Die Maschine schob die Wagen vor sich her. Sieben der Wagen hatten die Weiche bereits passirt, da entgleisten ohne sichtbare Veranlassung die beiden letzten, der Maschine zunächst befindlichen Wagen, die Maschine sprang aber auf das andere Gleise hinüber und fuhr ruhig weiter. Einer der Zugbediensteten kam hierbei erheblich zu Schaden. Von den hinzueilenden Beamten wurde festgestellt, daß die Weiche so gestellt war, wie sie stehen mußte, um den ganzen Zug hinüberzulassen. Die Anklagebehörde nahm an, daß der Weichensteller Ernst Mögelin, welcher die Weiche zu bedienen hatte, den Hebel zu früh wieder in seine frühere Stellung der Ruhe gebracht habe. Dadurch sei die Weiche noch unter dem rollenden Zuge und unmittelbar vor der Maschine wieder umgestellt und die Entgleisung herbeigeführt worden. Mögelin hatte sich in Folge dessen wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports und fahrlässiger Körperverletzung zu verantworten. Er bestritt mit aller Entschiedenheit, daß er in der geschilderten Weise ein Versehen begangen habe. Wodurch der Unfall herbeigeführt sei, könne er sich nicht erklären; er könne nur annehmen, daß ein Steinchen sich in die Zunge geklemmt und die Entgleisung der beiden Wagen sowie das Hinüberspringen der Maschine bewirkt habe. Auch sämmtliche Kollegen des Angeschuldigten konnten eine Angabe für die Ursache des Unfalls nicht machen. Der als Sachverständiger vernommene Regierungs-Baurath Stuertz hielt es für höchst unwahrscheinlich, daß ein Steinchen die Ursache gewesen sei. Es spreche dagegen das Fehlen sämmtlicher Schrammen an der Zunge. Er nehme an, daß der Angeklagte im Diensteifer die Weiche zu früh wieder umgestellt, dann sein Versehen erkannt und schnell die Weiche wieder in die frühere, richtige Stellung gebracht habe. Der Vertheidiger hatte einen Zeugen gestellt, welcher bekundete, daß ihm in seiner Praxis ein Fall vorgekommen sei, in welchem ein Weichenapparat nicht funktionirt hatte, zum Glück seien keine bösen Folgen eingetreten. Der zweite Sachverständige, Ober-Bahnhofsinspektor I. Klasse a. D. Engelhardt, war der Ansicht, daß ein bestimmtes Gutachten nur abgegeben werden könne, wenn der Sachverständige unmittelbar nach dem Unglücksfall hätte zur Stelle sein können. Auch ihm seien in seiner langen Praxis Fälle von Entgleisungen vorgekommen, welche nicht mit Bestimmtheit auf eine besondere Ursache zurückzuführen gewesen seien. Im vorliegenden Falle könne auch der Pufferstand der beiden vor der Maschine befindlichen Wagen ein verschiedener gewesen sein und das Aussetzen der Maschine bewirkt haben. Man könne allerdings nur mit Vermuthungen rechnen. Nehme man an, daß der Angeklagte das Versehen begangen habe, so schließe er sich dem Gutachten des Regierungsraths Stuertz darin an, daß der Fall sehr milde liege. Der Angeklagte habe in zwölfstündiger Dienstzeit 800 bis 1000 Mal die Weichen zu stellen. Der Staatsanwalt hielt es zwar für sehr wahrscheinlich, daß der Angeklagte eine Fahrlässigkeit begangen habe, aber die Möglichkeit, daß die Entgleisung auf andere Ursachen zurückzuführen sei, müsse zugegeben und aus diesem Grunde die Freisprechung beantragt werden. Der Gerichtshof erkannte auf Freisprechung.

Mannigfaltiges.

* Ueber die Zerstörung des Nebels und schwerer Wolkenmassen durch Kanonenschüsse äußert sich jetzt die wissenschaftliche Zeitschrift „Himmel und Erde". Es heißt dort: Bekanntlich gehört in das Gebiet des meteorologischen Volksglaubens auch die namentlich in den Alpen vertretene Ansicht, daß man durch Schießen und Läuten die nahenden Wetter vertreiben könne. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus kann man freilich der Idee nicht leicht beistimmen, daß der Schall solche Wirkungen hervorbringe. Vor etwa 8 Jahren machte aber Guillaume eine Mittheilung über die Zerstreuung von Nebel durch Schießen, die geeignet war, den Gegenstand ernster zu nehmen. Am 25. September 1888 behinderte nämlich ein starker Nebel in 850 Meter Höhe bei Plagne in der Schweiz die Ausführung einer Artillerieübung. Versuchsweise wurden von den Geschützen innerhalb 5 Minuten 16 Schüsse abgegeben; der Erfolg war, daß der Nebel sich lichtete und die Gegend bis auf 3 Kilometer Entfernung sichtbar wurde. Bei weiterem Schießen entstand feiner Regen, der den ganzen Tag währte. Gegen diese Beziehung der Wirkung von Schallwellen auf Nebel machte Borson den Einwurf, daß bei der Belagerung von Belfort im Dezember 1870, wo tagelang dichter Nebel geherrscht habe, trotz der bisweilen einen ganzen Tag anhaltenden Kanonade von hundert Geschützen, keinerlei Einfluß des Schalles auf den Nebel zu verspüren gewesen sei. Guillaume bemerkte zu diesem Einwande, daß vielleicht die Konstitution des Nebels für die Wirksamkeit des Schalles in Frage kommen könnte, und daß in jenen Fällen der Erfolg des Schießens fraglich werde, wenn der Nebel aus Eisnadeln bestände. Nun erhält die meteorologische Zentralanstalt in Wien einen Bericht aus Untersteiermark, welcher sich auf Experimente mit Schießen in größerem Maßstabe zur Vertreibung von Hagelwolken bezieht. Ein Weinbergsbesitzer in Windisch-Feistritz, dessen ausgedehnte Weingärten sich längs des Schnitzberges hinziehen, erlitt häufige Verluste in den Erträgen durch die Hagelwetter, welche das Gebiet fast alljährlich heimsuchen. Der Besitzer, der schon zu der kostspieligen Einrichtung, ein engmaschiges Netz von Eisendraht über die Anlagen zu spannen, hätte greifen müssen, beschloß im vorigen Sommer, die Vertreibung der Wetter durch ein systematisch zu veranstaltendes Schießen zu versuchen. Er errichtete in einer Ausdehnung von etwa zwei Kilometer auf sechs hoch gelegenen Punkten sechs Holzhütten, in deren jeder zehn Stück schwere Böller (Mörser) aufbewahrt sind. In der Nähe jeder Station befindet sich außerdem eine Hütte zur Verwahrung des Pulvers. Bei herannahenden Gewittern besorgt ein freiwillig organisirtes Korps der umwohnenden Winzer das Schießen; jede Hütte wird von sechs Mann bedient, so daß mit den sechzig Böllern und je einer Ladung von 120 Gramm Pulver ununterbrochen geschossen werden kann. Im Laufe des Sommers 1896 fand bei sechs Gewittern das Schießen statt. Der Erfolg war nach vorliegenden Berichten ein vollständiger: nach dem gleichzeitigen Beginn des Schießens kamen die drohenden Wolkenmassen allmälig zum Stillstand, die Wolken begannen wie in einem Trichter zu kreisen, führten immer weiter gehende Kurvenbewegungen aus und das Wolkengebilde zerstreute sich schließlich, ohne daß es zum Fall von Hagel oder Platzregen kam. Die Wirkung soll sich über eine Quadratmeile erstreckt haben.

P. K. Der „Gaulois" veröffentlicht einen interessanten Abriß der Geschichte der Trommel und der französischen Regimentstambours. Von der Trommel ist schon bei den Griechen in einer Hymne an Kybele die Rede. Der „Toph" der Hebräer und das „tympanon" der Griechen scheinen der Trommel ähnliche Instrumente gewesen zu sein und die Perser haben sogar den Ausdruck „Tambur" (!?) In der französischen Armee wird die Trommel zum ersten Mal unter Franz I. erwähnt. Es gab deren vier für je 1000 Mann und einen „ersten Tambur" für die ganze Armee. Du Bellay spricht im Jahre 1549 vom „tambour maiour", der „bei dem Obersten sich befinden muß, um dessen Willen auszuschreien". Aber erst im Jahre 1651 erscheint der Regimentstambour in den Listen des Heeres mit einem höheren Grade als die Soldaten, und im Jahre 1775 wurden ihm Hoboisten und Klarinettisten untergeordnet. Später nannte man ihn „Tambouroberst" und auch „Tambourgeneral" und man machte aus ihm einen „bas officier" gleich dem Serganten. Im Jahre 1790 wurde die Ernennung des Regimentstambours den Obersten überlassen, und von da an begann man ihn herauszustaffiren und aus den schönsten Männern zu wählen. Unter dem Konsulate und dem Kaiserreiche war das Gewand des Regimentstambours von außerordentlicher Pracht. 1811 wurde der Luxus etwas geringer, ging aber unter der Restauration wieder sehr in die Höhe. Schließlich wurde 1831 die Ausstattung des Regimentstambours militairisch regulirt, man ließ aber noch große Ausgaben zu; so wurde der Degen allein auf 160 Fr. veranschlagt. Der troddelgeschmückte Stab war anfangs ein einfacher Stock zu Züchtigungszwecken und wurde erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Kommandostab. Heute hat der Regimentstambour nur noch den Rang eines Sergeanten, während er vordem den eines Sergeantmajors innegehabt hatte. Unter dem ersten Kaiserreich ist sogar der Fall verzeichnet, daß ein patentirter Hauptmann den Posten des Regimentstambours im ersten Garde-Grenadierregiment annahm; das ist seitdem nicht mehr vorgenommen.

* Die Einfachheit der englischen Sprache. Bei einem Professor, der Unterricht in englischer Sprache an Deutsche und Ausländer ertheilt, wurde kürzlich folgendes kleine Zwiegespräch belauscht. Ein wißbegieriger Franzose, der das Deutsche bereits ziemlich gut radebrechen konnte und sich seit einiger Zeit eifrig mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigte, hatte sich wieder einmal redlich durch seine Lektion hindurchgequält. Kurz vor Schluß der Stunde richtet er noch einige Fragen an seinen Lehrer, die dieser geduldig beantwortete: „Ach, meine gute Freund, ick aben getroffen eine große Difficülté in das englische Sprak. Es ist eine serr strenge Wort, wie spreken man aus t-o-u-g-h (zähe)?" Lehrer: „T-o-u-g-h spricht man töff aus, mein Lieber." Franzose: „Très bien — töff — und snuff (Schnupftaback) snöff, man bukstabiren s-n-o-u-g-h, nik so?" Lehrer: „O nein, snuff buchstabirt man s-n-u-f-f — Thatsache ist, daß die Wörter, die auf o-u-g-h endigen, etwas unregelmäßig sind." Franzose: „Ah, serr gut, es ist wunscherschöne Sprak; t-o-u-g-h ist töff, und c-o-u-g-h (Husten) ist köff. Ik aben eine serr böse köff." Lehrer: „Nein, man sagt koff, nicht köff." Franzose: „Koff, eh bien. Töff und koff, und pardonnez-moi, wie spreken man d-o-u-g-h (Teig): döff eh?" Lehrer: „Nein, nicht — döff." Franzose: „Nicht döff? Ah oui, ik verstehen, man sagt — doff —, eh?" Lehrer: „Nein, d-o-u-g-h heißt — doh." Franzose: „Doh! Serr schön, nik vergessen, es heißen — doh, und h-o-u-g-h (Kniekehle) ist — oh?" Lehrer: „O nein, nein; da müssen Sie — hok sagen." Franzose: „Ok? Sehr komisch. Und das Ding, was Landmann brauchen, p-l-o-u-g-h (Pflug) — phlokk? Ah, Sie lachen, ik aben Unrecht; es ist — plof oder — ploh? Serr schöne Sprak, also — ploh." Lehrer: „Nein, das ist auch noch falsch, mein Freund. Es heißt — plau." Franzose: „O, interessante Sprak: ik lernen serr bald, also — plau. Plau, doch koff, töff, oh — und eins mehr r-o-u-g-h (rauh) man nennen — rau, n'est-ce pas?" Lehrer: „Keineswegs, das heißt wieder — röff, mein Guter." Franzose: „Ah, ik werden behalten, röff und töff. Und b-o-u-g-h (Zweig) ist böff, eh?" Lehrer (verzweifelt): „Nein, nein, das ist wieder — bau." Franzose (seufzend): „Ah, serr einfach, wunderbare Sprak. Und nun ik aben e-n-o-u-g-h (genug). Wie man nennen das inau?" Lehrer (ebenfalls schwer seufzend): „Nein — inöff!"

Das „Tänzelfest“ in Kaufbeuren.

„Wer Beura hat g'seha und 's Hölzle it kennt,
Der gang nu glei 'nauf, wenn au d' Sonna recht brennt;
A prächtige Aussicht und lustige Leut' —
Wem dös it will g'falla, der ist it recht g'scheidt.“
H. Wäckerle.

Mit grell leuchtender Juligluth brannte die Sonne am Jakobitag, der das Kaufbeurer „Tänzelfest“ einleitet, hernieder auf den freundlichen, stattlichen Vorort des Algäu, der neben seinen sauberen, behäbigen, neuen Bauten mit Stolz die Reste seiner reichsstädtischen Vergangenheit, den „fünfknöpfigen“ Thurm, den massigen viereckigen Hexenthurm und die rundgethürmte pittoreske Blasiuscapelle auf der Höhe der Befestigungsmauer, zur Schau trägt. All die Fremden, welche das altberühmte, von Jahr zu Jahr reicher ausgestaltete Tänzelfest angezogen hatte, eilten unverzüglich nach dem „Hölzle“, wo im Schatten hundertjähriger Föhren rings um den schön umfriedeten Tanzplatz ganz Kaufbeuren sich zwischen den Schau-, Spiel- und Wirthsbuden tummelte in der Vorfreude des Festes. Von dem durch das Hölzle bekrönten, die Stadt überragenden Hügel umfaßt der Blick, über das anmuthig in die blumigen Matten eingebettete Oberbeuren und die St. Cosmascapelle hinschweifend, die ganze, mächtig gegliederte Bergkette vom Wendelstein bis zum Grünten, die in hellem Farbenglanz sich darbot. Zu hell und klar für das Auge des Wetterkundigen, dem Besorgnisse aufstiegen um die bunte Pracht der jugendlichen Landsknechtgruppe und mehr noch der kleinen Schnitterinnen, Winzerinnen, Schäferinnen — kurz, der gesammten, in allerlei niedlichen Costümen erscheinenden Kinderschaaren, welche die Helden und eigentlichen Träger des „Tänzelfestes“ sind.

Der Tänzeltag gehört den Kindern. Die Erwachsenen nehmen als Zeugen ihrer Freude an derselben theil, lassen aber die Jugend, und zwar die schulpflichtige als Mittelpunkt des auf drei Tage sich erstreckenden Festes gelten und bethätigen sich selbst erst bei der Nachfeier am Mittwoch einigermaßen. Obwohl nach Schmeller zu vermuthen wäre, daß der Tänzeltag im Grunde Denzeltag heißen und auf den Dinzel- oder Dienstltag, einen Zunftjahrtag, zurückgeführt werden müßte, dessen Feier mit Tanz und Schmaus begangen wurde, haben wir im Kaufbeurer Tänzelfest doch wohl schlecht und recht nur ein Kinderfest uralten Herkommens vor uns. Ueber seine Vorgeschichte verlautet nichts. Die Annahme Krallingers, daß es in einem altgermanischen Frühlingsfest wurzelt, gewinnt durch die Benützung von Blumenreifen, welche als eine Art von Maien die Mädchen beim Tanz schwingen, an Wahrscheinlichkeit. Auch könnten die bewaffnet in den Wald ziehenden Knaben gewissermaßen als Repräsentanten der zur Bekämpfung winterlicher Geister ausrückenden Mächte betrachtet werden. Die Verschiebung des Festes vom Lenz bis zum Hochsommer mag mit Schulgepflogenheiten zusammenhängen, welche, wie anderwärts nachzuweisen, ist, auch im Laufe des Mittelalters die grünen Maien in glatte Ruthen verwandelt und ein „Ruthenfest“ herausgebildet haben, bei dem die Kinder virgatum ibant, wie es heißt, mit süßsaurem Humor die Reiser holten, mit denen der Lehrer ihnen Weisheit und Tugend handgreiflich beibrachte. Die Kaufbeurer selbst weisen nicht auf die innere Verwandtschaft ihres Tänzelfestes mit dem Riedenfest im nahen Landsberg a. L., Aichach oder ähnlichen Kinderfeiern an anderen Orten hin. Wohl aber knüpft auch die einheimische Sage zur Begründung des Tänzelfestes an die Schwedennoth an und läßt wie in Dinkelsbühl durch die Fürbitte der Kinder Schonung für die Stadt erlangen. Wilhelm **Lindenschmit** hat dieses Motiv zu seinem schönen Hauptgemälde in dem von **Hauberisser** zum köstlichen Schmuck der Stadt erbauten Rathhause verwerthet.

Unbedingt fest steht nur das hohe Alter des Brauchs. Die Chronik erzählt, daß die Stadt dem Kaiser Maximilian I., der sie durch seine besondere Huld stets ausgezeichnet und über fünfzigmal mit längeren und kürzeren Besuchen beehrt, im Jahre 1497 zur Kurzweil und Ergötzung ihre Knaben als Armbrustschützen vorgeführt und von den Kindern ein Bestschießen habe abhalten lassen. Hierin haben wir indeß wohl nur eine neue Form des bereits ortsüblichen Kinderfestes zu erblicken. Als Landsknechte erscheinen denn bis zur Stunde die wackeren Kaufbeurer Jungen beim Tänzelfest, dem sie ein überaus malerisches und hübsches Gepräge verleihen. Neben den Landsknechten in ihren vielfarbigen, reichgeschlitzten Wämsern mit der gelbrothen, die zwei Sterne und den getheilten Adler tragenden Fahne marschiren stramm ein Regiment bayerischer Infanterie en miniature mit dem weißblauen Banner, eine Abtheilung Artillerie mit einer der Größe der Mannschaft entsprechenden Kanone und ein Stab von Officieren, dem der Feldmarschall mit dem Federhut und dem hochgestickten Kragen nicht fehlt. Die Nachhut des Militärs gemahnt in ihrer Ausrüstung an die Zeiten der einstigen Bürgerwehr, welchen die uniformirte Truppe entstammt.

Mit Tagreveille zog die Knabenmilitärcapelle am Morgen des Hauptfesttags, Montag, 26. Juli, früh 5 Uhr, durch die Straßen der Stadt. Zwei Stunden später setzten sich Landsknechte und bayerische Regimenter mit Fahnen und Musik vom protestantischen Schulhause aus in Bewegung. Das Tänzelfest ist nämlich trotz des guten Einvernehmens zwischen den verschiedenen Bekenntnissen von jeher Eigenthum der evangelischen Bevölkerung gewesen, und der Weiterentwicklung des Festes, um die ein rühriges und umsichtiges Comité unter der verständnißvollen Führung des Bürgermeisters **Stumpf** eifrig bemüht ist, bleibt es vorbehalten, mit der Zeit allen Kindern Kaufbeurens Antheil an dem sinnigen alten Brauch zu gönnen. Vor jedem Hause macht der Zug Halt, die Musik bläst einen Tusch und der erste Fahnenjunker, ein schlanker Junge von etwa 14 Jahren, goldene Fransenepauletten auf der Schulter, eine breite bayerische Schärpe um die Hüften, tritt vor, schwingt, die Linke auf den Rücken gelegt, dreimal mit der Rechten die Fahne, vertauscht dann die Hände und reicht, nachdem er das wehende blauweiße Banner dreimal auch mit der Linken geschwungen, dieses dem zweiten Fähnrich, der deßgleichen thut. Kleine Geld- oder andere Geschenke belohnen die durch das „Fahnenschwingen“ dem Hause dargebrachte Huldigung.

Indeß haben sich die kleinen Mädchen in kleidsamen bäuerischen Trachten, in allegorischen Costümen oder in hinter diesen beiden an Wirkung zurücktretenden Phantasiemasken auf der breitgewölbten Wertach-Brücke aufgestellt. Sie tragen Blumensträuße oder Fruchtkörbchen und leider auch Regenschirme in den Händen, denn vom einfärbig grauen Himmel rieselt es in häufigen Gewitterschauern nieder und dämpft die Feststimmung wesentlich. Vereint halten Mädchen und Knaben sodann ihren Umzug durch die Stadt bis zum Rathhaus, wo die Landsknechte die Wache beziehen. Zwar kehren ihre mit dem Fäßlein ihnen nachfahrenden Marketenterinnen sittsam gleich den übrigen Mädchen heim, aber es findet sich Ersatz für die „Gustel von Blasewitz“, der süße Labung spendet und auch einen feuchten Schluck, wie er den jungen Kriegern entspricht, nicht vergißt.

Um 2 Uhr geht's, glücklicherweise ohne Regen, die Höhe hinan zum „Hölzle“. Im „Wunderkreis“, einer labyrinthisch nach Art der Irrgärten verschlungenen, aus vielfachen zwischen Rasenstreifen sich hinschlängelnden schmalen Fußpfaden gebildeten runden Anlage, werden von den costümirten Kindern, Musik und Fahnen, Landsknechte und Regimenter voran, gefällige Evolutionen ausgeführt. Reizend wirken die zierlichen Erscheinungen der Mädchen, die je zwei und zwei einen Blumenreifen über den bekränzten oder buntbebänderten Lockenköpfen haltend, die Rechte graziös auf die Hüfte gestemmt, anmuthig durch das Gras trippeln und im Weiterhüpfen da und dort die stramm mit geschulterter Hellebarde dahinmarschirenden Landsknechte oder die im Laufschritt wie kleine „blaue Teufel“ vorwärtsstürmende Infanterie kreuzen und sich im lustigen Hin und Her der gewundenen Wege zu hübschen, von den flatternden Fahnen und blumengeschmückten Laubbogen überragten Gruppen mit ihnen vermischen.

Hunderte von Zuschauern umdrängen neugierig den Wunderkreis und hasten, sobald das bunte Gewirre der Tänzer sich wieder gelöst, dem Tänzelboden zu, einem glatt geebneten, von hochwipfligen Föhren, Buchen und Linden umstandenen Tanzplatz, wo der zweite Theil des uralten Programms sich abspielt. Zunächst exerciren Infanterie und Artillerie nach dem Commando ihrer im Federhut prangenden Generale. Gewehrfeuer knattert und die Kanone öffnet ihren dräuenden Schlund. Dann hält der Landsknecht-Hauptmann Heerschau über seine Getreuen und überzeugt sich, daß sie mit Spieß und Schwert umzugehen wissen. Besondere Tüchtigkeit legen die Fähnriche an den Tag, indem sie mit erstaunlicher Unermüdlichkeit ihre Fahnen kunstgerecht schwenken und wieder schwenken. Nach den Knaben treten die Mädchen an zu einem malerischen Kranzreigen. Diesem folgt ein mit Gesang begleiteter Tanz und sodann ein Ballreigen, bei dem bunte Bälle hin- und widerfliegen.

Nun haben sich die kleinen Tänzer eine Erholungspause wohl verdient, während welcher eine gut geschulte Knabencapelle in ihre Rechte tritt. Die kleinen Hautboisten concertiren, da der Himmel trotz der Anwesenheit vieler Wörishofer Wassercurgäste keine „Nachmittaggüsse“ niedersendet, im Freien vor dem Gesellschaftshause. Es entwickelt sich vor den Spielbuden, in denen Fortuna mit all ihren Helfershelfern Roulette, Landsknecht, Rößlerennen, kurz Hazard jeder Art sich unbedingt in den Dienst der Caritas gestellt hat, ein munteres Treiben. Dem Tänzelfeste oder einem guten Zweck zuliebe läßt sich Jeder „'s Nixle“ gern gefallen. Frohgelaunt schiebt die vielhundertköpfige Menge von Städtern und Bauern, Einheimischen und Fremden, Kindern und Erwachsenen sich durcheinander, ohne daß die geringste Ungebührlichkeit die heitere Feststimmung trübte. In musterhafter Ordnung verläuft das Programm des Tänzelfestes, namentlich dank dem opferwilligen Eifer des Comitévorstandes, Hrn. Fabricanten Martin **Schmid**, neben welchem außer dem um die Förderung der localpatriotischen ehrwürdigen Feier besonders verdienten Bürgermeister **Stumpf** noch Bankier **Frey**, Großhändler **Haffner** und Buchbindermeister **Reinhardt** zu nennen sind. Von Stunde zu Stunde werden weitere Reigen, nunmehr von Knaben und Mädchen gemeinsam, aufgeführt. Der Stern-, der Schlangenreigen ergeben liebliche Bilder. Bis 9 Uhr währt die Lust im „Tänzelhölzle“. Dann wird der Heimmarsch unter dem Vortrab der Knabentruppen angetreten. Doch nur für die Kinder, die am anderen Morgen um 7 Uhr wieder auf dem Posten sein müssen, lautet die Parole „zu Bette“. Für die Großen verlängert sich die in den Gasthöfen, Brauereien und der gemüthlichen Weinstube zum Rathhaus fortgesetzte Unterhaltung bis zur strenge einzuhaltenden Polizeistunde. Nur im Hexenthurm, wohin der Mann des Gesetzes sich um Mitternacht nicht versteigt, spukt wohl noch das grünlich schillernde Licht, das dem fleißig vom Wirthshaus am Fuß der Stadtmauer zum Kneipstüblein im Thurm hin- und herrollenden Flaschenaufzug den Weg weist.

Der Dienstag bringt, so gut die immer stärkeren Regenlaunen des völlig verhüllten Himmels es gestatten, eine Wiederholung des Festes. Die Herren und Damen aus Wörishofen fühlen sich natürlich wohl in ihrem Element und beweisen ihre Wassertüchtigkeit, indem sie auf Kosten der Aesthetik und des guten Geschmacks, ja beinahe des Anstands, mit nackten Füßen, beziehungsweise Beinen, in den bei der eben im Werke begriffenen Canalisirung der Stadt rasch entstandenen Pfützen herumwaten. Hiebei bekunden die Damen für ihre vom Goller lose um die keineswegs immer schlanke Gestalt niederwallenden „Hänger“, wie das bei möglichster Reduction sonst üblicher Gewänder curgemäße Oberkleid heißt, mehr Rücksicht, als für ihr Alter und ihre Schönheit und schreiten durchweg als kurzgeschürzte Dianen einher, gleichviel, ob sie der jungfräulichen Göttin und ihren Nymphen ähneln oder an andere, der minder galanten Phantasie des Mittelalters entsprungene mythische Gestalten gemahnen. Nur bei Tische legen die Kneippgäste eine merkwürdige Wasserscheu an den Tag und thun sich, je nach Geschmack, an dem ihnen sonst unerbittlich vorenthaltenen Bier oder Wein gütlich, welche beide in Kaufbeuren höchst löblich sind.

Der Mittwoch endlich bedeutet die den Großen gewidmete Schlußfeier des Tänzelfestes, wobei Abends die erwachsene Jugend im Gesellschaftshaus tanzt. Um elf Uhr Vormittags schwingen im Hölzle die zwei Jubilare die Fahnen. Es sind die Alten, die am nämlichen Tag vor fünfzig Jahren drunten in der Stadt als halbwüchsige Jungen vor Haus um Haus die Fahne geschwungen und heute im grauen Bart mit rüstiger Faust wiederum die weißblaue Bayernfahne, der sie mittlerweile im blutigen Krieg die Treue erhärtet, hoch schwingen, daß sie weithin flattert über Berg und Thal. Als ein Gedenkzeichen großer Vergangenheit trägt der Landsknechtfähnrich bei dem ehrwürdigem Urväterbrauch entstammenden Kaufbeurer Tänzelfest das reichsstädtische Banner voraus; Bayerns Fahne aber ist es, die der Algäuer als Knabe wie als Mann und Greis freudig über seinem Haupt schwingt und hochhält allzeit.

Alex **Braun**.

Geistliche Testamentskünstler.

* **München**, 29. Juli. Wir haben vor einigen Tagen Veranlassung genommen, unsre Leser auf die fröhliche Hetze hinzuweisen, die zur Zeit in der ultramontanen Presse gegen den Amtsrichter Stauffer in Traunstein in Scene gesetzt wird. Die „Augsb. Postztg.“ hat nun herausgefunden, daß in dem von uns citirten Passus der Urtheilsbegründung: „Eisenberger suchte zu verhindern, daß, wie es leider von manchen geistlichen Herren geschieht, in unwürdiger Weise auf die Stimmung der Sterbenden eingewirkt wird zu Gunsten der Kirche“, der das Urtheil verkündende Richter statt von „manchen“ von „**vielen**“ Geistlichen gesprochen habe. Daraus schließt die „Postztg.“, daß wir das verallgemeinernde Wort „viele“, weil es uns in der Vertheidigung des Amtsrichters genirt habe, durch das Wörtchen „manche“ ersetzt und damit die starke Verallgemeinerung beseitigt hätten. Damit habe sich die Allg. Ztg. aber wider Willen auf die Seite des angegriffenen Klerus gestellt und ihre warme Vertheidigung sei zur Anklage geworden, obgleich auch der Ausdruck „manche Geistliche“ noch zu weitgehend sein würde.

In Wirklichkeit lautete in dem von uns benützten Bericht der citirte Passus genau so, wie wir ihn wiedergegeben haben, und wir hätten zu einer Aenderung um so weniger Veranlassung gehabt, als die Traunsteiner Verhandlung, wenn auch der Bauernbundführer Eisenberger aus formalen Gründen eine kleine Geldstrafe erhielt, thatsächlich mit einer geradezu vernichtenden Verurtheilung desjenigen Theils des Klerus endigte, der sich im Nebenamt damit befaßt, das Vermögen der todten Hand auf sehr wenig legitime und reinliche Weise zu vermehren. Eisenberger hat nur darin geirrt, daß er glaubte, der gegenwärtige Superior in Maria-Eck habe die unsaubere Rolle bei der fraglichen Testamentsangelegenheit gespielt, während dies in Wahrheit dessen verstorbener Vorgänger war. Wir citiren zum Beweise dessen vorsichtigerweise aus der von der „Postztg.“ veröffentlichten amtlichen Abschrift des Urtheils folgenden weiteren Satz: „Eisenberger konnte des guten Glaubens, daß die ihm gewordenen Mittheilungen auf Wahrheit beruhten, um deßwillen sein, weil es sich im vorliegenden Falle um ein Testament handelt, das, von **geistlicher** Hand geschrieben, den Gipfel der Formlosigkeit und Ungeschicklichkeit darstellt, ein wahrer Hohn auf das Gesetz ist, und das **den Verdacht geradezu herausfordert**, daß es bei seiner Abfassung nicht ganz richtig zuging, sondern in unwürdiger Weise auf den Willen der Verstorbenen Einfluß geübt wurde.“

Die „Augsb. Postztg.“ kämpft einen Kampf gegen Windmühlen, wenn sie auch nur einen vernünftigen Menschen glauben machen will, daß es keine Geistlichen gibt, welche die allerdings nicht ganz einwandfreie, aber einträgliche Passion haben, am Sterbebett als freiwillige Notare zu fungiren. Daß das nicht nur in „manchen“, sondern sogar in „vielen“ Fällen geschieht, ist eine im Volke festgewurzelte Ueberzeugung, und wir können nur wiederholen, daß das einzige Mittel, durch welches sich der Klerus künftig ein- für allemal gegen den Vorwurf der Erbschleicherei sichern kann, darin besteht, daß er sich in Testamentsangelegenheiten sterbender Pfarrkinder überhaupt nicht mehr einmischt, sondern dieselben den vom Staate dafür bestimmten Amtspersonen überläßt. Wir haben schon betont, daß Amtsrichter Stauffer aus seiner richterlichen Praxis höchst wahrscheinlich einige Anhaltspunkte für die von ihm aufgestellte Behauptung hat. Wir haben auf die mehr als zweifelhaften Erbschaftsprocesse hingewiesen, in denen erst vor wenigen Jahren Hr. Dr. Kagerer eine nichts weniger als beneidenswerthe Rolle gespielt hat; wir erinnern an die noch nicht zum völligen gerichtlichen Austrag gelangte Erbschaftsaffaire in Metten und wollen der „Augsburger Postzeitung“ für heute nur noch verrathen, daß uns auf Grund unsres jüngsten Artikels „manche“ Zuschriften von nah und fern zugegangen sind, aus welchen sich auf Grund der beigelegten Testamentsabschriften unschwer der Schluß ziehen läßt, daß es bei einiger Mühe nicht schwer fallen dürfte, mit noch ziemlich „vielen“ Fällen geistlicher Testamentskünstelei vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Wir können daher dem frommen Blatte; so leid es uns thut, nicht das Zugeständniß machen, daß wir die starke Verallgemeinerung des Traunsteiner Amtsrichters beseitigen wollten, sondern sind so verstockt zu glauben, daß derselbe vollständig Recht gehabt hat und daß heute noch recht „**viele**“ Geistliche der lucrativen Beschäftigung der Erbschleicherei ad majorem dei gloriam obliegen zu müssen sich verpflichtet halten.

Bayerische Chronik.

München, 30. Juli.

* **Hofnachrichten.** Se. kgl. Hoheit der **Prinz-Regent**, welcher gestern in der Vorderriß Nachtquartier nahm, wird heute im Forstamt Fall jagen, in welchem Revier die Jagden bis 10. August dauern. Vom 11. bis 14. August finden die Jagden im Forstamt Krünn statt, aus welchem Anlasse am 11., 12. und 13. August Nachtquartier im Jagdhaus Fischbach und am 14. August in der Vorderriß genommen wird. Am 15. August fährt der Regent mittelst Wagen über Wallgau, Krünn, Partenkirchen, Ettal und Graswang nach Linderhof und verbleibt daselbst bis 28. August, um in den Forstämtern Garmisch, Oberammergau und Hohenschwangau zu jagen. Am 29. August geht die Fahrt mit Wagen über Ettal nach Oberau und von da mittelst Bahn über Murnau nach München, von wo am folgenden Tage die Abreise zu den Manövern erfolgt. — Prinzessin-Wittwe **Adalbert** trifft morgen Abend 7 Uhr 9 Min. von Baden-Baden wieder hier ein. — Prinzessin **Alfons** begibt sich morgen Vormittag 11 Uhr 25 Minuten mit dem Kufsteiner Schnellzug zu längerem Aufenthalte nach Schloß Mentelberg bei Innsbruck. — **Prinzessin Clara** kehrt heute Abend 8 Uhr 27 Min. von Bayreuth hieher zurück. — Der **Herzog von Urach** traf mit Gemahlin und Töchtern heute Vormittag 11 Uhr 18 Min. von Bad Kreuth hier ein, um 1 Uhr 10 Min. Nachmittags die Reise nach Stuttgart fortzusetzen. — **Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg-Gotha** hat sich heute Vormittag 11 Uhr 5 Min. mit dem Orient-Expreßzug nach Wien, bezw. Schloß Ebenthal zurückbegeben. **Herzog Christoph** gab seiner erlauchten Großmutter das Geleite zum Centralbahnhof. — **Fürst Ferdinand von Bulgarien** trifft heute zum Besuche der Wagner-Vorstellungen in Bayreuth ein und nimmt, wie im Vorjahre, im Bahnhofhotel Absteigequartier.

* **Personalnachrichten.** Staatsminister Frhr. v. **Crailsheim** wird am 15. Aug. seinen Urlaub antreten und denselben theils in Franken, theils am Achensee verbringen. — Wie uns aus Landau (Pfalz) geschrieben wird, trifft der commandirende General des II. Armeecorps, General der Cavallerie v. **Xylander**, Sonntag Nachts dort ein, um am Montag das 18. und am Dienstag das 23. Inf.-Regt. im Regimentsexerciren zu besichtigen. — Bischof Dr. v. **Rampf** ist, wie man uns aus Passau meldet, gestern nach längerem Sommeraufenthalt in Hacklberg wieder an den Sitz seiner Diöcese zurückgekehrt. — Der Professor für theoretische Maschinenlehre an der hiesigen Technischen Hochschule, M. **Schröter**, hat einen ehrenvollen Ruf an die Technische Hochschule in Dresden auf die durch den Rücktritt des bekannten Professors G. Zeuner erledigte Professur abgelehnt. — Gestern, Donnerstag, Abend verschied dahier in Folge Lungenödems im 87. Lebensjahre der Generallieutenant z. D. Ignaz v. **Dietl**, zuletzt Gouverneur der Festung Ingolstadt. Die Beerdigung findet Sonntag, 1. Aug., Nachmittags 3½ Uhr, im nördlichen Friedhof statt. — In Bamberg ist der kgl. preuß. Major a. D. Frhr. v. **Monsterberg** aus Essen, ein Theilnehmer der Feldzüge von 1866 und 1870/71, im 75. Lebensjahre gestorben.

† **Fabrikinspection.** Die Zahl der **Assistenten** der Fabrikinspectoren soll abermals vermehrt werden. Hiefür, sowie für einen Versuch der Verwendung von **weiblichem Personal** bei Visitationen von Betrieben mit vorwiegend weiblichen Arbeitern soll in das Budget eine Position aufgenommen werden.

∞ **Krankenversicherung.** Von einer Dienstherrschaft hatte der **Magistrat München** Curkostenersatz verlangt, weil die Anmeldung ihres Dienstboten zur Krankenversicherung verspätet erfolgte und der Tag des Diensteintrittes falsch angegeben, außerdem auch die Erkrankung **vor** der verspäteten Anmeldung eingetreten war.

Die Dienstmagd hatte nämlich auf Handgelübde versichert, daß sie am Tage vor der verspäteten Meldung schon Stechen und Schmerzen auf der Brust hatte, stark hustete und wiederholt bat, sie ins Krankenhaus geben zu lassen, daß sie aber von ihrer Dienstherrschaft unter Verleitung zu einer falschen Aussage beim Amt noch für einige Tage zurückgehalten wurde. Der Verwaltungsgerichtshof bezweifelte nicht die Wahrheit dieser Angabe, wies aber den Magistrat trotzdem ab, weil er nur die ärztlichen Gutachten berücksichtige und diese sich etwas unbestimmt über den Beginn der Krankheit äußerten.

∞ **Das Programm des Octoberfestes** hat gegen das des Vorjahrs einige Veränderungen erfahren. Anfangs sollte in diesem Jahre unter Wegfall dreier Wirthsbuden eine Ochsenbraterei errichtet werden. Nachdem jedoch in letzter Stunde der Unternehmer der letzteren sein Gesuch zurückgezogen hat, wurden dafür nachträglich noch 2 Wirthsbuden genehmigt, im ganzen also 26 Bierbuden, gegen 27 im Vorjahr. Auch die Zahl der Weinbuden wird um eine verringert, so daß nur noch 4 zur Aufstellung gelangen. Der Wegfall der Weinbude ist durch die Vergrößerung und schönere Ausgestaltung der Schützenwirthsbude bedingt, welche die Franciscaner-Leistbrauerei errichten läßt. Für das Pferde-Flachrennen am Hauptfesttag ist eine Erhöhung und Vermehrung der Preise vorgesehen. Für das Trabrennen im Sulky wurde bestimmt, daß hieran nur Pferde, welche in Bayern geboren und erzogen worden sind, theilnehmen dürfen; dagegen sind für das Trabrennen am zweiten Sonntag nunmehr Pferde aller Länder zugelassen. Auch die Preise für das Festschießen erfahren eine wesentliche Vermehrung und Erhöhung. Der Festzug des Winzerer-Fähndleins fällt in diesem Jahre aus. Die turnerischen Vorführungen finden am 19. September, Nachmittags 2 Uhr beginnend, statt. Für den Preiscorso zum Velocipedrennen sind 7 Preise, gegen 6 im Vorjahre, ausgesetzt worden. Besitzer von sogenannten Plattenwurfspielen werden in diesem Jahre nicht zugelassen.

⊓ **Zum Capitel vom schlechten Einschänken.** Wie unlängst gemeldet wurde, hat das Staatsministerium des Innern, nachdem der Münchener Magistrat gesetzgeberische Maßnahmen zur Bekämpfung des immer zunehmenden Unfuges des schlechten Einschänkens angeregt hatte, zunächst Erhebungen über die in dieser Richtung anderweitig gemachten Erfahrungen angeordnet. Einen kleinen Beitrag hiezu liefert ein dem „M. Tgbl." zugegangenes Eingesandt, worin der Einsender seine kürzlich in einer hiesigen Brauerei gemachten Erfahrungen mittheilt. Er maß die Höhe des Kruges und sodann die Menge des erhaltenen Bieres, wobei sich folgende Rechnung ergab: Höhe des Kruges 170 mm, ab 1 cm Schaummaß, bleibt 160 mm, erhalten 123 mm, Differenz 37 mm. Bei einem Preis von 26 Pf. hat er also nur für etwa 20 Pf. Bier erhalten, während er um 6 Pf. betrogen war. Ein anderer drastischer Fall beschäftigte dieser Tage das Schöffengericht. Als in einer hiesigen Restauration ein Gast das ihm vorgesetzte Glas Bier wegen schlechten Eingeschänktseins zurückwies, wurde er zunächst von der Kellnerin, kräftiger aber noch vom Hrn. Schenkkellner beschimpft und von letzterem außerdem noch beim Verlassen des Locals derart mißhandelt, daß er ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen mußte. Der rohe Patron, der an einem Gaste einen Betrugsversuch verübte und dann denselben, weil er sich dies nicht gefallen ließ, thätlich mißhandelte, erhielt dafür 20 M. Geldstrafe.

* **VII. Internationale Kunstausstellung.** Von Privaten wurde angekauft: Alfred Kowalski-Wierusz (München): „Am Bache" (Oelgem.); Antonio de Gandara (Paris): „Das rosa Corsett" und „Das blaue Corsett" (Pastelle); Hans Thoma (Frankfurt): „Märchenerzählerin", „Engelwolke", „Taunuslandschaft", „Großmutter mit Kind", 4 Facsimiledrucke.

* **Fremdenverkehr.** Eisenbahn-Oberinspector Dlask mit Tochter, Wien; Frau Präsident Kühne, Göttingen; Frau Major v. Porembsky, Trier; Dr. Dubosq, Paris; Gräfin Eickstedt, Pommern; Fabrikbesitzer Wilh. Rößler, Chemnitz; Ingenieur v. Carthonith mit Gemahlin, Dresden; Frhr. A. v. Uckermann mit Familie, Kassel; Friedrich Graf Ohlefeld, Berlin; Graf de Beaufort, Paris (Hotel „Bayerischer Hof"). Gräfin Cahen, Paris; Freifrau Edmond de Rothschild, Paris; Professor Kindinger, St. Petersburg; Frl. v. Dobrowski, St. Petersburg; Hypolite Dreyfus, Paris; Edmond Rainal, Paris; John Steward mit Gemahlin, England; Smits v. Oyen, Eindhoven: John Wagner mit Familie, New-York („Hotel Continental"). Schriftsteller Edmund Jakob, Budapest; Dr. Schmons, Charlottenburg; Frhr. v. Lynker mit Gemahlin, Plauen; Ingenieur Rossel mit Familie, Mömpelgard; Prof. v. Schrön, Neapel; Reichsgerichtsrath Wüstenfeld, Leipzig; Director Ph. Fuchs mit Gemahlin, Mannheim; Frhr. v. Falkenhausen, Schlesien; Dr. jur. Neumann, Berlin; Geh. Baurath Eggert, Berlin (Hotel „Rheinischer Hof"). Nikolai Zaitzeff, Rußland; Dr. med. Gall, Wien; Advocat Dr. Herz, Budapest; Advocat Blumenthal mit Familie, New-York; Geheimrath Pringsheim mit Gemahlin, Berlin; Fabricant Meese, Barmen; Hofrath Dr. Fastenrath mit Gemahlin, Köln; Justizrath Dr. Netz mit Familie, Berlin; Spediteur Dreß mit Gemahlin, Sebnitz; Frau v. Liebenau mit Tochter, Wiesbaden; Stadtbaumeister Gall, Wien (Hotel „Vier Jahreszeiten").

---

* **Tegernsee**, 29. Juli. Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin hatte für heute Mittag den Grafen und die Gräfin Max v. Drechsel, Frau Oberstlieutenant Lindpaintner und Hrn. und Frau Kemmerich zur Tafel geladen. Abends folgte Ihre Majestät einer Einladung des Herzogs und der Herzogin Karl Theodor zum Abschiedssouper. — Die kaiserlichen Kinder bleiben noch 14 Tage hier. — Gestern Nachmittag concertirte der herzogl. bayer. und großherzogl. luxemburg. Kammervirtuos Ludw. Freytag vor Ihrer Majestät im Sengerschlosse auf der Harfenzither. — Das zur Zeit hier concertirende Musikcorps der Bamberger Kaiser-Ulanen brachte gestern früh dem Herzog und der Herzogin Karl vor dem Schlosse ein Ständchen.

* **Vom Chiemsee**, 29. Juli. In einer dieser Tage auf der Fraueninsel abgehaltenen Versammlung der Chiemsee-Fischer, welcher als Regierungsvertreter Regierungsrath Stetter der oberbayerischen Kreisregierung und der Chiemsee-Administrator Forstmeister Diepold aus Bergen beiwohnten, wurde ein „Fischereiverein Chiemsee" zur Wahrung der gemeinschaftlichen Interessen gegründet. Der neugegründete Verein, der bereits 35 Mitglieder zählt, trat sofort als weiteres Mitglied dem Bayerischen Landesfischerei-Verein bei.

z. **Aus der Pfalz**, 29. Juli. Die gestern in Lambsheim abgehaltene 45. Jahresversammlung des pfälzischen Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung bestimmte als Festort für das nächste Jahr Bergzabern. Die Verhandlungen wurden von Consistorialdirector Wagner geleitet. Die Jahreseinnahme betrug M. 29,190.28, also wieder über 1000 M. mehr als im Vorjahr. Von dieser Summe werden 5500 M. an den Centralverein abgeführt. Zur Vertheilung kamen M. 20,711.93. Davon erhielten pfälzische Gemeinden 14,382 M., außerpfälzische M. 6329.93. Die Festpredigt hielt Pfarrer Gottschall von St. Ingbert, während den Jahresbericht Dekanatsverweser Jung von Zweibrücken erstattete. Als Vertreter des Hauptvereins bei dem im September zu Berlin stattfindenden Centralvereinsfest wurde Consistorialdirector Wagner, als Stellvertreter Kirchenrath Wündisch aus Germersheim gewählt.

◇ **Bayreuth**, 29. Juli. Dem approbirten Pharmaceuten Max Molitor von Bamberg (längere Zeit Apothekenbesitzer in Mühldorf a. Inn) wurde die persönliche Concession zum Betriebe der von ihm käuflich erworbenen hiesigen „Mohrenapotheke" ertheilt.

* **Nürnberg**, 30. Juli. Tel. Heute früh stürzten zwei Maurer und eine Taglöhnerin von dem dritten Stockwerk eines Neubaues herunter und wurden anscheinend schwer verletzt, so daß sie ins Krankenhaus verbracht werden mußten. Der Unfall wurde durch das Brechen eines Gerüstriegels veranlaßt.

* **Erlangen**, 29. Juli. An der gestern zu Ende gegangenen juristischen Prüfung, welche unter dem Vorsitz des Regierungsdirectors Neuffer aus Ansbach stattfand, betheiligten sich dem „Erl. Tgbl." zufolge 56 Rechtscandidaten, wovon 7 nicht bestanden haben und 2 für die Prüfungen im October verwiesen wurden.

□ **Würzburg**, 30. Juli. Eine auf Einladung des I. Gemeindebevollmächtigten-Vorstandes Geiger einberufene Versammlung beschloß, in Verbindung mit dem großen am 1. September auf dem Residenzplatze stattfindenden Zapfenstreich eine brillante Beleuchtung der Festung, des Nikolaus-Berges und der Main-Ufer unter gleichzeitiger Abhaltung einer venetianischen Nacht auf dem Main zu veranstalten. Zu diesem Zwecke wurde ein Comité unter dem Vorsitz des kgl. Bauamtmanns Wehrle gebildet, welchem Vertreter des Rudervereins, der Fischer- und Schiffergenossenschaft, des Bürgervereins und der drei großen hiesigen Gesangsvereinigungen angehören. Ferner bildete sich zur Berathung eines einheitlichen Straßenschmucks während der Festtage ein eigener Decorationsausschuß unter dem Vorsitz des Stadtbauraths Bernatz, welchem Vertreter der Hausbesitzer, der bildenden Künstler, Architekten, sowie verschiedene einzelne kunstverständige Persönlichkeiten unserer Stadt beigegeben werden.

* **Würzburg**, 29. Juli. Seitens des Philisterverbandes des Corps Bavaria wurde die ehemalige Villa Bornberger an der Veitshöchheimer Straße als Corpshaus erworben. Von dem umliegenden Park gehören 4500 Quadratmeter zu dem neuen Bayernhaus. — Der Beginn der nächsten Schwurgerichtssession wurde auf Montag, 20. September, festgesetzt; als Präsident ist Hr. Oberlandesgerichtsrath Herwagen und als Stellvertreter Hr. Oberlandesgerichtsrath Molitor dahier bestimmt.

r. **Augsburg**, 30. Juli. Vor ungefähr Jahresfrist machte sich der Zahlmeisteraspirant De Crignis, ein Sohn angesehener Familie, der im 1. Fuß-Art.-Regt. Ingolstadt diente und durch leichtsinniges Leben in Schulden gerathen war, einer Defraudation an der Regimentscasse im Betrag von 500 M. schuldig. Er ging flüchtig und wurde in contumaciam zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Nach längeren Irrfahrten ließ er sich in Marseille für die französische Fremdenlegion anwerben. Den schweren Dienst und die schlechte Behandlung in dieser hielt er indeß nur acht Monate lang aus. Dann desertirte er abermals. Es gelang ihm, von Algier nach Frankreich zu entkommen und dieses unbehelligt zu durchwandern. Wegen mangelnder Legitimationspapiere konnte er mehrfach ihm angetragene Stellungen nicht antreten. So sah er sich gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren. Ohne alle Baarmittel langte er gestern hier an. Er stellte sich der Polizei und wurde bereits nach Ingolstadt zur Verbüßung seiner Strafe abgeführt.

Militärische Nachrichten.

i **Manöver.** Das 1. Schwere Reiter-Regiment hat, wie gemeldet, heute Vormittag 7 Uhr unsre Stadt verlassen. Ein Theil des 1. Bat. des 16. Inf.-Regts. ist heute Vormittag von Landshut hier eingetroffen und in die Marsfeldcaserne marschirt. Zum Empfang der Truppen war der stellvertretende Stadtcommandant, Generallt. v. Euler-Chelpin, am Bahnhof anwesend.

i **Nachtübung.** Die auf vergangene Nacht anberaumte Uebung des Pionier-Detachements im Nachtbrückenbau konnte wegen eingetretenen Hochwassers nicht stattfinden.

F. **Das 3. Feld-Artillerie-Regiment** wird am 6. August den Truppen-Uebungsplatz Lechfeld verlassen und mit der 1., 2. und 3. Abtheilung unter Vornahme gefechtsmäßiger Schießübungen im Gelände zur späteren Theilnahme an den Manövern der 2. Division nach Mittelfranken marschiren; die 4. Abtheilung geht an die Altmühl, um sich bei den Uebungen der 11. Infanterie-Brigade und der Haubitz-Batterie des 1. Fuß-Artillerie-Regiments von der Altmühl (Eichstätt) gegen die Donau (Neuburg) zu betheiligen.

□ **Würzburg**, 30. Juli. Die Reihenfolge, in welcher die Regimenter bei der großen Parade des II. Armeecorps defiliren, ist folgende: I. Treffen: 14 Infanterie-Regimenter, 1 Jäger-Bataillon, 1 Pionier-Bataillon, 1 Sanitäts-Compagnie. II. Treffen: 8 Cavallerie-Regimenter, 3 Feld-Artillerie-Regimenter und 1 Trainbataillon. I. Treffen: 11., 21., 14., 19., 5., 9. Infanterie-Regiment, 2. Jäger-Bataillon, 6., 7., 17., 18., 4., 8., 22., 23. Infanterie-Regiment, 2. Pionier-Bataillon, Sanitätscompagnie. II. Treffen: 1. und 2. Schweres Reiter-Regiment, 1. und 2. Ulanen-Regiment, 3. und 5. Chevauxlegers-Regiment, 1. und 6. Chevauxlegers-Regiment, sowie 2., 4. und 5. Feld-Artillerie-Regiment, 2. Train-Bataillon. Das 6. Infanterie-Regiment und das 1. Ulanen-Regiment wird voraussichtlich Kaiser Wilhelm als Inhaber derselben dem Prinz-Regenten Luitpold persönlich vorführen. Die Cavallerie und Artillerie, sowie Train werden je im Schritt und Trabe defiliren, die Fußtruppen haben nur einen Vorbeimarsch in Compagniefronten.

Amtliche Nachrichten.

* **Orden.** Dem Pfarrer Georg Joseph Schmidt in Strahlungen bei Würzburg wurde die Bewilligung zur Annahme des Ritterkreuzes des österreichischen Franz-Joseph-Ordens ertheilt.

* **Universitätsdienst.** Genehmigt wurde, daß der appr. Arzt und dermalige 1. Assistent des Juliusspitals Dr. med. Eduard Koll aus Kelberg als Privatdocent für das Fach der internen Medicin in die medicinische Facultät der Universität Würzburg aufgenommen werde.

* **Aerztlicher Dienst.** Der prakt. Arzt Dr. Chr. Utz in Augsburg wurde zum Landgerichtsarzt in Augsburg ernannt.

* **Lehramt.** Die erledigte Stelle eines Assistenten für die neueren Sprachen an der Realschule in Pirmasens wurde dem geprüften Lehramtscandidaten Jak. Weynantz von Mühlhofen, B.-A. Bergzabern, übertragen.

* **Katholischer Cultus.** Der von dem Rath des Obersten Landesgerichts Frhrn. v. Castell in München dem Priester Sylvester Lutz, Pfarrcurat in Deggingen, B.-A. Nördlingen, angestellten Präsentation auf die katholische Pfarrei Bedernau, B.-A. Mindelheim, sowie der von dem Kämmerer und Gutsbesitzer Ferdinand Fischler Graf v. Treuberg in Holzen dem Priester Michael Urban, Expositus in Julbach, B.-A. Pfarrkirchen, ausgestellten Präsentation auf die erledigte Pfarrcuratie Holzen, B.-A. Wertingen, wurde die landesherrliche Bestätigung ertheilt.

Handel und Volkswirthschaft.

Winke für Deutschlands Exportindustrie.

= Die deutschen Consulatsberichte, welche im Handelsarchiv zur Veröffentlichung gelangen, enthalten häufig recht schätzbare Winke für die deutsche Exportindustrie, die allerdings häufig genug nicht weiter genug verbreitet werden mögen, um den Nutzen zu stiften, welchen sie sollten.

Recht aufmunternd und zu größeren Anstrengungen aneifernd lauten die folgenden Berichtsstellen, welche sich über den deutschen Handel auf Reval im Jahre 1896 aussprechen. Es heißt da: „An der Zunahme des gesammmten Einfuhrwerthes im Jahre 1896 ist selbstverständlich der Handelsverkehr mit Deutschland in nicht unerheblicher Weise betheiligt. Während derselbe in den letzten zehn Jahren einen durchschnittlichen Gesammtumsatz von 12.62 Mill. Rubel oder 22 Proc. erzielte, betrug derselbe im verflossenen Jahre 16.7 Mill. Rubel oder 31.67 Proc. vom gesammten Handelsumsatz Revals."

Begeben wir uns von Rußland nach Persien, so sehen wir, daß die deutsche Einfuhr nach Teheran mannichfache Waaren umfaßt, daß Rußland indessen große Anstrengungen macht, um Preußens Handel mehr und mehr für sich zu monopolisiren. Es heißt hier sonach, das Absatzfeld erhalten, Mühe und Arbeit nicht zu scheuen. „Die directe Einfuhr von Deutschland nach Teheran wird für das Berichtsjahr geschätzt auf: 200 Kisten Glas-, Kristallwaaren und Lampen, 200 Colli Woll- und Baumwollenmanufacturwaaren, 200 Kisten Galanteriewaaren, Leder, Gold- und Silbergespinnste, Wein u. s. w. Im Laufe der letzten 8 bis 10 Jahre hat die Einfuhr von Manufacturwaaren aus Rußland auf Kosten besonders des britischen Handels einen ziemlich bedeutenden Zuwachs erfahren. Rußland macht die größten Anstrengungen, Persien commerciell zu erobern, und hat hierbei nicht unbeträchtliche Erfolge, hauptsächlich durch die Herabsetzung der Frachtpreise auf den südrussischen Bahnen erzielt. Diese Preise sind zur Zeit so niedrig, daß es sich in manchen Fällen lohnt, gewisse Waaren aus Europa trotz des in Rußland zu entrichtenden Zolls über Rußland nach Persien kommen zu lassen. Die russische Einfuhr über Baku-Enseli ist dem Werthe nach von 19½ Mill. im Jahre 1814 auf 23 Mill. Mark im Jahre 1895 gestiegen."

Recht anerkennend lautet eine Notiz über den deutschen Antheil an der Gesammtausfuhr nach Jerusalem, die Art und Weise, wie der deutsche Kaufmann hier vorgegangen ist, um Handelsterrain zu occupiren, ist überaus charakteristisch für seine erste Bemühung. Im Schlußsatz wird zugleich ein allgemeiner Wink über Manufacturwaaren gegeben, den wir nicht auslassen wollen. Die betreffende Berichtsstelle lautet: „Der britische Antheil an der Gesammteinfuhr betrug in den Jahren 1894, 1895 und 1896 15.6, 10.5 und 10.8 Proc., der französische 17, 16.3 und 16.6 Procent und der deutsche 7.3, 8.5 und 8.9 Proc. Letzterer hat hienach beständig zugenommen. Diese Zunahme soll ihren Grund darin haben, daß die deutschen Kaufleute Reisende mit Mustern nach Palästina schicken und von diesen die Bedürfnisse der Einwohner und die Marktpreise studiren lassen. Palästina wurde im Jahre 1896 besucht von 29 deutschen, 18 österreichisch-ungarischen, 13 französischen, 4 britischen, 3 schweizerischen, 2 italienischen und 1 belgischen Geschäftsreisenden. Von fremden Manufacturwaaren werden in Palästina etwa dieselben Sorten wie in anderen Gebieten der Türkei gebraucht. Fabriken, die Rohmaterial von auswärts verwenden, gibt es nicht.

Von Palästina nach Surinam ist ein weiter Weg; desto wichtiger ist es für die deutsche Industrie, wie ihr der Weg in dem 1896er Bericht aus Paramaribo gezeigt wird, auf dem sich ein größeres Absatzfeld gewinnen ließe. Wir sahen eben von der Levante aus, wie der deutsche Handel sich einzunisten versteht, hoffentlich lassen sich auch die Winke, wie wir sie hier wiedergeben, praktisch beherzigen: „Einfuhr. Manufacturen wurden im Jahre 1896 im Betrage von 607,838 Gulden eingeführt. Wieviel davon aus Deutschland bezogen ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, da die Waaren aus Deutschland ihren Weg über Amsterdam mit den Kon. West. Ind. Mail-Booten nehmen. Es wurden eingeführt Velocipedes für 21,702 Gulden, Bier für 187,489 Gulden, Chemikalien für 52,399 Gulden, woran Deutschland stark betheiligt ist. Vielleicht würden die deutschen Lieferanten ein größeres Absatzfeld erobern, wenn sie öfter ihre Reisenden nach Surinam schicken würden. Obwohl deutsche Firmen wiederholt auf die im allgemeinen ungesunden Handelsverhältnisse hingewiesen sind, kommt es dennoch fast jährlich vor, daß dieselben durch zu großes Vertrauen von unsoliden Firmen geschädigt werden. Gegen den Schuldner gerichtlich vorzugehen, ist kaum denkbar, weil jeder Ausländer, der in Surinam processiren will, zuvor eine Sicherheit (Caution) stellen muß, deren Höhe durch den Richter festgesetzt wird. In den letzten Jahren ist wiederholt eine Caution von 1500 Gulden verlangt worden. Diese Thatsache macht das Einziehen von Forderungen, besonders bei kleinen Beträgen, fast unthunlich."

Recht betrübend lauten gegenwärtig die Nachrichten über Brasilien. Aus Rio de Janeiro wird berichtet, daß „die Finanzlage Brasiliens andauernd ernst ist. Die beständigen Deficits zehrten nach und nach die Bestände auf, welche die provisorische Regierung im Staatsschatz fand, und Unerfahrenheit, sowie Unfähigkeit häuften eine große Last auf den Staatsschatz. In dem im Mai vorgelegten Bericht verbarg der Finanzminister nichts und machte verschiedene Vorschläge, die der gesetzgebende Körper mit wenig Aufmerksamkeit behandelte, bis die Möglichkeit einer Krisis unmittelbar bevorstand, welche durch Gerüchte unbegründeter Meldungen verstärkt wurde. In letzter Stunde bewilligte die gesetzgebende Körperschaft der Executivgewalt Mittel, um den drohenden Schrecken zu beschwören."

Hier heißt es also Vorsicht, große Vorsicht im Verkehr mit Brasilien; aber auch genaue Erkundigungen über die Exportverhältnisse in Neuseeland sind unbedingt erforderlich. Man klagt nicht nur in Schweden und Norwegen über eine allzu hohe Besteuerung der Handlungsreisenden, auch aus Auckland wird sie folgendermaßen gemeldet: „Bezüglich der Zollverhältnisse ist zu erwähnen, daß jeder Handlungsreisende einer nicht in Neuseeland ansässigen Firma eine Steuer von fünfzig Pfund Sterling zu erlegen hat, ehe er Geschäfte in Neuseeland aufsucht. Diese Steuer ist zahlbar, gleichviel ob der Reisende einen Tag oder länger reist, und gilt für zwölf Monate vom Tage der Erlegung. Diese Steuer brachte der Colonie im Jahre 1896 6800 Pfd. St. ein. Ferner sind Agenten nicht in Neuseeland ansässiger Firmen gezwungen, die Beträge, welche sie für ihre Firmen verkaufen, aufzugeben und wird darauf eine Steuer von etwa ½ bis ¾ Proc., je nach dem Artikel, erhoben. Auf zum Verkauf für Rechnung nicht ansässiger Firmen gesandte Waaren (in Consignation) ruht eine Steuer von ⅜ Proc."

---

* **Concursstatistik.** Die Concursstatistik für das erste Halbjahr 1897 ergibt im ganzen Deutschen Reich die Eröffnung von 3360 Concursen. Davon entfallen 1717 auf Preußen, 459 auf das Königreich Sachsen, 280 auf Bayern, 161 auf Württemberg, 132 auf die Hansastädte, während sich der Rest auf die übrigen kleineren Bundesstaaten vertheilt. Unter den preußischen Provinzen

steht die Rheinprovinz mit 219 Concursen obenan; es folgen sodann Schlesien mit 190, Brandenburg (ohne Berlin) mit 174 Fällen. Von den Großstädten nimmt Berlin mit 146 Concursen die erste Stelle ein, ihm zunächst kommen Hamburg mit 82 und Leipzig mit 50 Concursfällen. Beendet sind von der Gesammtzahl der Concurse bis jetzt 3035. Davon sind 63 auf Antrag des Gemeinschuldners mit Zustimmung aller Gläubiger, 167 mangels einer den Kosten entsprechenden Masse und 3 auf Beschwerde durch die Gerichte höherer Instanz aufgehoben worden. 786 Concurse, d. h. beinahe 26 Proc., sind durch Zwangsvergleich und 2016 durch Schlußvertheilung erledigt worden.

* **Die Lage der deutschen Bijouterie- und Edelmetallfabrication.** In dem Jahresbericht der Handelskammer zu Hanau heißt es: Die Fabrication von Bijouterien feiner und mittlerer Qualität vermochte einen nur in mäßigen Grenzen sich haltenden Export zu verzeichnen, sowohl nach dem continentalen als auch nach dem überseeischen Auslande. Auf dem inländischen Markte herrschte darum wieder ein starker Wettbewerb, um so mehr, als auch hier, und zwar in Folge der Versteifung des Geldmarktes und der Conversion von Staatspapieren, das Publicum mit Ankäufen zurückhielt. Immerhin konnte im allgemeinen ein dem vorjährigen gleicher und vereinzelt selbst ein etwas lebhafterer Absatz erzielt werden. Das Geschäftsergebniß erlitt aber eine erhebliche Beeinträchtigung durch andauernden Preisdruck und durch den immer aufs neue zu beklagenden Mißstand sehr langsamen Geldeinganges. Die Bemühungen, die Fabricanten zur Innehaltung eines festen Goldpreises zu verpflichten und ferner eine bessere Regelung der Zahlungsweise anzubahnen, stoßen einstweilen noch auf bedeutende Schwierigkeiten, die sich aus weitgehender Verschiedenheit der Interessen ergeben. Es wird immer mehr minderwerthige (das heißt achtkarätige und Doublé-) Waare auf den Markt gebracht und durch diese die bessere Bijouterie in vierzehn- und achtzehnkarätigem Golde merklich verdrängt. Bemerkenswerth ist auch der Hinweis darauf, daß die im Berichtsjahre veranstalteten vielen Ausstellungen nicht von Nutzen für die Goldwaarenbranche gewesen sind, sondern die Ladenbesitzer zumeist nur geschädigt haben.

* **Oesterreichische Localeisenbahn-Gesellschaft.** Aus Wien wird uns geschrieben: Die Convocationsfrist für die Gläubiger der in Liquidation befindlichen österreichischen Localeisenbahn-Gesellschaft läuft mit Ende dieses Monats ab. Anfang August wird der Verwaltungsrath voraussichtlich eine Ausschüttung von 200 Gulden an die Actionäre leisten. Diese Ausschüttung bezieht sich selbstverständlich auf die neue Actie, welche die Actionäre im Umtausch gegen fünf alte Actien bekommen haben. Ferner werden die Actionäre für das Jahr 1896 eine Dividende von 6 bis 7 Gulden (3 bis $3^1/_2$ Procent) empfangen. Bisher haben die Actionäre für fünf Actien successive 900 Gulden erhalten. Die Quote erhöht sich durch die geplante Ausschüttung auf 1100 Gulden oder 220 Gulden per Actie. Man taxirt die noch bevorstehende restliche Zahlung aus der Liquidation auf 45 bis 46 Gulden für je fünf Actien, somit etwa auf 9 Gulden für die alte Actie. Demnach hätten die Actionäre insgesammt rund 230 Gulden für die alte Actie der österreichischen Localeisenbahn-Gesellschaft empfangen. Das Ergebniß ist ein ziemlich mageres, wenn man bedenkt, daß die Linien der Localeisenbahn-Gesellschaft schon im Jahre 1893 verstaatlicht worden sind und daß die Actionäre in der Zwischenzeit sich mit einer 3 bis $3^1/_2$procentigen Verzinsung ihres Capitals begnügen mußten.

* **Das Compromiß in Ungarn.** Aus Wien wird uns geschrieben: Das Compromiß zwischen der Opposition und der Regierungsmajorität des ungarischen Abgeordnetenhauses ist so gut wie gesichert. Damit erscheinen auch die verschiedenen wirthschaftlichen Vorlagen, welche durch die parlamentarische Obstruction verzögert wurden, der Erledigung nahe. Die Berathung des Zuckersteuer-Gesetzes wird noch in dieser Woche erfolgen, so daß die Publication des Gesetzes in Ungarn, der Nothverordnung in Oesterreich noch rechtzeitig, das ist am 1. August, erfolgen kann. Den Zuckerfabricanten bleiben also die höheren Ausfuhrprämien, den Consumenten die theureren Zuckerpreise noch für ein Jahr erhalten. Das Gesetz über die ungarische Investitionsanleihe wird auch noch rechtzeitig erledigt werden. Die Begebung der Anleihe ist bereits erfolgt; der diesfalls mit der Rothschild-Gruppe abgeschlossene Vertrag enthielt jedoch den Präclusivtermin bis 18. Juli, welcher bereits verstrichen ist. Die Rothschild-Gruppe hat nun eine Prolongation dieses Termins bis Ende August zugestanden, so daß der Vertrag nunmehr unanfechtbar geworden ist. Die Subscription auf die Investitionsanleihe wird jedenfalls erst im Herbst, vorwiegend im Auslande, erfolgen. Endlich wird wohl auch die Vorlage über die Begünstigungen für die Titres der ungarischen Hypothekar-Institute noch rasch erledigt werden, so daß diese Institute mit der Creditgewährung an Communen, sowie mit der Emission der ungarischen Communalobligationen werden beginnen können. Die Staatsmaschine ist in Ungarn durch gegenseitige Nachgiebigkeit wieder in Gang gebracht. Wann in Oesterreich wieder geordnete parlamentarische Verhältnisse einbrechen werden, ist allerdings nicht abzusehen.

* **Industrie in Mexico.** Der „Frkft. Ztg." wird aus Mexico geschrieben: „Der Entwerthung des Silbers in den letzten Jahren hat die einheimische Industrie einen erheblichen Aufschwung zu verdanken. Vor 40 Jahren wurden die bunt gedruckten und weißen Calicots per Schiffsladung von England importirt, jetzt wird der ganze Bedarf durch hiesige Fabriken gedeckt. Diese Fabriken befinden sich bei Jalisco, Orizaba, Queretaro, Salvatierra, Guadalajara, Morelia und in der Stadt Mexico. Baumwolle wird genügend an der Küste des Golfes, des Stillen Oceans, sowie in Coatrinla und Durango geerntet, dieselbe ist aber so weich, daß sie nur mit der amerikanischen gemischt verarbeitet werden kann. In Zitacuaro (Staat von Mechoacan) wird jetzt eine Fabrik von Leinengeweben errichtet; da in der Umgegend viel Leinsaat angebaut wird, ist das Rohmaterial sehr billig. Eine Jutefabrik wurde vor 2 Jahren in Orizaba etablirt, welche Seide und Teppiche fabricirt. Tuchfabriken bestehen seit 30 Jahren und haben ihr Fabricat fortgesetzt verbessert; für feinere werden australische und ungarische Wollen verwendet, ordinäre und mittelfeine Tuche, Hosenzeuge und Teppiche werden nicht mehr importirt. Die Seidencultur wurde von Chambon eingeführt und die erste Fabrik vor kurzer Zeit in Salamanca errichtet. Eine großartige Papierfabrik ist vor zwei Jahren in San Rafael gegründet. Letztere ist ein Actienunternehmen und zahlte 18 Proc. Dividende. Bier wird fast gar nicht mehr importirt, da in Toluca, Monterey, Puebla und Orizaba bedeutende Actienbrauereien bestehen, die 13 bis 15 Proc. Dividende zahlen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich der Import immer mehr verringern wird. Die Kaffeeproduction macht große Fortschritte, und wenn auch der Preis 40 Proc. gefallen, so wurden für veredelte Waare doch noch sehr lohnende Preise gezahlt. Die Bergwerke Esperanza und Anexas sind für 6 Millionen an Engländer und Amerikaner verkauft. Die Ernte des laufenden Jahres verspricht ausgezeichnet zu werden, da sehr viel Regen gefallen ist."

* **Neue Bahnen in Amerika.** In den ersten sechs Monaten dieses Jahres sind laut „Railway Age" in den Vereinigten Staaten von Amerika 622 Meilen Eisenbahnen neu gebaut worden. Mit einziger Ausnahme des ersten Semesters 1894, in welchem nur 525 Meilen Eisenbahnen fertiggestellt wurden, ist der Bahnbau seit Jahren nicht so still gewesen wie gegenwärtig. In 26 Staaten und Territorien ruhte der Eisenbahnbau während des diesjährigen ersten Semesters vollständig. Nach den in der Vorbereitung begriffenen Neuanlagen dürften bis Ende dieses Jahres im ganzen etwa 2000 Meilen Eisenbahnen neu gebaut werden.

Productenbörsen und Märkte.

* **Nürnberg,** 29. Juli. Viehmarkt. Vom 22. bis 28. Juli waren zum Verkaufe aufgestellt: 948 Stück Rindvieh, darunter 80 aus Oesterreich, 763 Kälber, 883 Schafe und Lämmer, 2459 Schweine. Geschlachtet wurden: 328 Mastochsen, Stiere, Kühe und Rinder, 679 Kälber, 533 Lämmer und Schafe, 1709 Schweine. Exportirt wurden: 570 Stück Rindvieh, 84 Kälber, 349 Schafe und 630 Schweine. Der Geschäftsgang war flau; es verblieb viel Ueberstand. Die Preise sind gegen die Vorwoche ziemlich gleich geblieben. Von Mastochsen kostete der Centner Lebendgewicht 29—35 M. Von Schlachtschweinen kostete das Pfund Lebendgewicht 43—46 Pfg. Die Kälber kosteten 46—52 Pfg. das Pfund Schlachtgewicht. Von Lämmern kostete das Pfund Schlachtgewicht 47 bis 50 Pfg. Ochsenhäute 32—40 M., Unschlitt 15—20 M. der Centner. — Heu- und Stroh-Preise: Heu M. 1.70—2.10, Stroh M. 1.50—1.60 der Centner.

* **Berlin,** 30. Juli. Tel. Spiritus 70er 41.60, 50er —. Wetter: Regen.

h. **Hamburg,** 30. Juli, 10 Uhr 55 Min. Vorm. Tel. Kaffee per August $36^1/_2$, per September $36^1/_2$, per December $37^1/_2$, per März 38.00. Zufuhr in Rio 18,000, in Santos 30,000 Sack. Tendenz: Ruhig.

* **Mannheim,** 28. Juli. Einer Uebersicht über die Zahl der Tabakpflanzer und den Flächeninhalt der mit Tabak bepflanzten Grundstücke in dem Hauptzollamtsbezirk Mannheim entnehmen wir: Die Anzahl der Pflanzer betrug im Jahre 1897 2671, gegen 2965 im Vorjahr; die Grundstücke 4980, gegen 5615; der Flächeninhalt der Grundstücke 102,359 Ar, gegen 113,364 Ar. Aus einer Zusammenstellung der letzten zehn Jahre ergibt sich, daß die Zahl der Tabakpflanzer von 3448 im Jahre 1896 bis auf 1830 im Jahre 1892 zurückging und von da ab sich wieder allmählich hob. Die bebaute Fläche betrug im Jahre 1887 120,074 Ar, im Jahre 1892 nur 60,605 Ar, sie hat sich aber, wie aus obenstehenden Ziffern ersichtlich ist, wieder wesentlich vergrößert.

* **Liverpool,** 29. Juli. (Officielle Notirungen.)

American good ordin.	4	Peru moder. good fair	$5^5/_{16}$
„ low middling	$4^1/_8$	„ „ „ good	$5^5/_8$
„ middling	$4^1/_4$	„ smooth fair	$4^9/_{16}$
„ good middling	$4^{13}/_{32}$	„ „ good fair	$4^{11}/_{16}$
„ middling fair	$4^{21}/_{32}$	M. G. Broach good	$3^{25}/_{32}$
Pernam fair	$4^1/_2$	„ „ fine	$4^7/_{32}$
„ good fair	$4^3/_4$	Dollerah good	$3^9/_{16}$
Ceara fair	$4^3/_8$	„ fully good	$3^{11}/_{16}$
„ good fair	$4^5/_8$	„ fine	$3^{29}/_{32}$
Egyptian brown fair	$4^5/_8$	Domra good	$3^{19}/_{32}$
„ „ good fair	$4^{15}/_{16}$	„ fully good	$3^{23}/_{32}$
„ „ good	$5^3/_{16}$	„ fine	$3^{15}/_{16}$
Peru rough fair	—	Scinde good fair	$3^1/_{32}$
„ „ good fair	$6^1/_8$	„ good	$3^9/_{32}$
„ „ good	$6^3/_{16}$	Bengal fully good	$3^3/_{32}$
„ „ fine	$6^7/_8$	„ fine	$3^9/_{32}$
„ moder. rough fair	$4^{15}/_{16}$		

* **New-York,** 29. Juli. Tel. Baumwolle in New-York 8 00, in New-Orleans $7^3/_4$. — Petroleum. Standard white in New-York 5.75, in Philadelphia 5.70. — Pipeline Certificates per Juli 93.00. — Schmalz loco per Juli 4.20 (Durchschnittspreis der Hauptmarken). — Mehl 3.40. — Weizen per Juli $85^3/_4$, per August —, per September $79^3/_4$. — Mais in New-York per Juli $32^3/_4$, do. in Chicago $27^1/_2$. Getreidefracht $3^1/_4$.

ss. **New-York,** 29. Juli. Tel. (Schlußnotirungen.) Kaffee: Lieferung per Juli 6.90, per September 7.00, per November 7.10, per Januar 7.20. — Baumwolle New-York per Juli 7.62, per September 7.31, per November 7.03, per Januar 7.09. — Weizen New-York per Juli $85^3/_4$, per September $82^1/_4$, per October —, per December 81.00. — Mais New-York per Juli $32^3/_4$, per August $32^1/_2$, per September $32^3/_4$, per October —. — Schweinefett Chicago per Juli 4.20, per September 4.25, per October $4.27^1/_2$, per December 4.35.

Fondsbörsen vom 30. Juli.

.. **München.** Börse und Nachbörse. Ungeachtet der „Reuter-Meldung", daß nun auch über die finanzielle Seite der Friedensunterhandlungen Uebereinstimmung erzielt sei und morgen der endgültige Friedensvertrag zur Festsetzung gelange, zeigte die Tendenz für Banken wenig Festigkeit. Renten und Bahnen blieben ganz vernachlässigt. Montanwerthe waren nach schwächerem Einsetzen besser. Bei stillem Geschäft notirten: Oesterreichische Creditactien $231^1/_8$—231, Disconto-Commandit-Antheile $207^1/_2$, Handelsantheile $174^1/_4$, Deutsche Bank $211^3/_4$, Dresdner Bank $163^1/_2$, Staatsbahn 147, Lombarden $36^5/_8$, Italiener $94^3/_8$, 3proc. Reichsanleihe $97^3/_4$, Laura $164^3/_4$—165, Bochumer $173^5/_8$—175, Harpener 190—191, Türkenloose sehr fest, 120. — 1—3 Uhr: Still. Oesterreichische Creditactien $231^1/_8$, Disconto-Commandit-Antheile $207^1/_2$.

* **Berlin,** 12 Uhr — Min. Nachm. Tel. Anfangscurse. Oesterr. Credit 230.90, Disconto-Commandit-Anth. 207.50, Lombarden 36.60, Ungarische Goldrente —, 4 % Italienische Rente 94.40, 3 % Deutsche Reichsanleihe —, Laurahütte 164 80. Tendenz: Ungleichmäßig.

* **Berlin,** 12 Uhr 30 Min. Tel. Oesterr. Creditactien 230.50, Disconto-Commandit-Antheile 207.50, Berliner Handels-Gesellschaft 174.20, Deutsche Bank 211.70, Dresdener Bankactien 163.50, Darmstädter Bankactien 159.60, Nationalbank 149.60, Franzosen 147.00, Lombarden 36.60, Lloyd 106.80, Packetfahrt-Actien 123.30, Gotthard-Actien 154.00, Mittelmeer-Bahn 102.30, Méridionaux 132.80, Schweizer Union 82.70, Schweiz. Nordost 113.80, Schweiz. Central 139.10, Jura-Simplon 87.50, Marienburger 84.50, Ostpreußen 96.50, Lübeck-Büchener Bahn 166.30, Trust 190.10, 4 % Kronenrente 100.90, 5 % Italiener 94.40, Canada 66.70, 3% Reichsanleihe 97.70, Türkenloose 119.70, Northern Pacific Preferred 46.00, Laura 164.80, Dortmunder 100.60, Bochumer 173.60, Gelsenkirchener 187.50, Harpener 189.80, Hibernia 193.20, Dannenbaum 129.00. Tendenz: —.

* **Berlin,** 2 Uhr — Min. Tel. (Schlußcurse.) Creditactien p. ult. 231.00, Ungarische Goldrente p. ult. —, Disconto-Commandit p. ult. 207.20, $3^1/_2$ % Reichsanleihe 104.00, 3 % Reichsanleihe 97.70, 4% Preuß. Markanleihe 103.90, $3^1/_2$% Preuß. Markanleihe 103.90, 3 % Preußen 98.20, Oesterr. Staatsbahn 147.20, Berliner Platzdisconto $2^1/_2$ %, Rubelnoten p. ult. 216.20, Ungarische Kronenrente 101.00. Tendenz: Ziemlich fest.

* **Frankfurt a. M.,** 12 Uhr — Min. Nachm. Tel. Anfangscurse. Oesterr. Creditactien $312^3/_4$, Staatsbahn $293^1/_2$, Lombarden $75^1/_2$, Ungar. Goldrente 104.20, Deutsche Bank 211.70, Disconto-Commandit 207.70, Dresdner Bank 163.20, Gotthardbahn 154.00, Schweizer Nordostbahn 113.50. Tendenz: Still.

Σ **Frankfurt a. M.,** 2 Uhr 6 Min. Tel. Die Tendenz der heutigen Börse war für Kohlenactien günstig. Banken notirten theilweise schwächer. Amerikanische Bonds waren weiter sehr fest.

* **Frankfurt a. M.,** 2 Uhr — Min. Nachm. Tel. Schlußcurse. Wechsel auf London 20.35^3, Paris 81.05, Wien 170.25, Italien 77.20, Napoleons 16.23, 4 proc. Bayern 102.50, $3^1/_2$ proc. Bayern 102.60, 3proc. Bayern 97.70, $3^1/_2$ proc. Reichsanleihe 103.90, 3 proc. Reichsanleihe 97.70, $3^1/_2$ proc. preußische Consols 104.10, 3proc. preuß. Consols 98.20, Silberrente 87.20, Papierrente 86.90, Kronenrente 100.80, Reichsbank 160.50, Darmstädter Bank 159.40, Deutsche Bank 211.00, Disconto-Comm. 207.40, Dresdner Bank 163.30, Oesterr.-Ungar. Bank 810.00, Creditactien $312^7/_8$, Staatsbahn 293.25, Lombarden $75^3/_8$, Gotthardbahn 154.00, Schweizer Nordost 113.50, Schweizer Union 82.90, Türkenloose 37.60, 1860er Loose 128.45. Tendenz: Still.

* **Wien,** 10 Uhr 20 Min. Vorm. Tel. Vorbörse. Creditactien 368.12, Marknoten p. ult. 58.72, Ungar. Creditactien 397.00, Staatsbahn 345..00 Tendenz: Ruhig.

* **Wien,** 11 Uhr 8 Min. Tel. Creditactien 368.25, Lombarden 85.00, Napoleons 9.52, Marknoten per Cassa 58.70, do. per Ultimo 58.72, Ungarische Goldrente 122.70, Länderbank 240.00, Staatsbahn 345.15. Tendenz: Ruhig.

* **London.** Anfangscurs. Tel. Consols 113.00.

y. **London,** 11 Uhr 20 Min. Tel.

Consols	113.00	Milwaukee	$89^7/_8$	Rio Tinto	$22^1/_4$
Aegypter	107.25	Erie	16	Debeers	$28^1/_4$
Spanier	$62^1/_8$	Central Pac.	$9^3/_4$	Chartered	$3^5/_8$
Italiener	$93^3/_8$	Northern Pac.	$43^1/_8$	Goldfields	$5^1/_2$
Türken D	22	Union Pacific	$7^5/_8$	Randfontein	$2^1/_2$
Griech. Monop.	$32^1/_2$	Ontario	$16^3/_4$	Eastrand	$4^5/_8$
Fund. Argnt.	85	Reading	$12^1/_2$	Ottomanbank	13
3 % Mexicaner	$24^3/_4$	Louisville	$56^3/_8$	Peruaner	—
6 % Mexic.	$97^1/_2$	Denver	$45^7/_8$	Cedulas E.	30
Rupees	$63^1/_8$	Canada	—	Cedulas P.	6

Tendenz: Behauptet.

* **New-York,** 29. Juli. Tel. Wechsel auf deutsche Plätze $95^5/_{16}$, Wechsel in Gold $4.86^1/_8$, Erie-Bahn $15^1/_2$, Silberbullion $57^1/_2$.

* **Courl,** 30. Juli. Tel. Der Betriebsüberschuß der Bergwerksactiengesellschaft Courl betrug im ersten Semester d. J. 397,500 M., gegen 351,000 M. im ersten Semester 1896.

Letzte Handelsnachrichten.

* **Berlin,** 2 Uhr 10 Min. Tel. Die wichtigsten Werthe im Montanmarkte setzten heute in Folge von Gewinnrealisirungen zu abgeschwächten Cursen ein, jedoch ging die Speculation bald mit neuen Meinungskäufen vor, durch welche nicht nur der geringe Cursverlust ausgeglichen, sondern auch die gestrigen Nachbörsencurse noch überschritten wurden. Im Vordergrund des Interesses standen Dannenbaum-Actien, in welchen umfangreiche Posten zu bedeutend höheren Cursen aus dem Markt genommen wurden. Lebhafter Verkehr entwickelte sich in östlichen deutschen Getreidebahnen, die auf Meinungskäufe beträchtlich anziehen konnten, weil man annimmt, daß die Schädigung der deutschen Ernte durch den anhaltenden Regen eine größere Einfuhr aus Rußland zur Folge haben werde. Renten lagen fest. Italiener und Mexicaner konnten sich gut erholen und Türkenloose erzielten auf Grund des günstigen Fortgangs der Friedensverhandlungen eine wesentliche Cursbesserung. Von Banken waren nur Dresdner und Handelsgesellschaft in regerem Verkehr, die übrigen Werthe dieser Gattung neigten zur Schwäche. Canada Pacific ging auf Londoner Curse und Gewinnrealisirungen erheblich zurück. Privatdisconto $2^1/_2$ Proc.

P. **Berlin,** 3 Uhr 20 Min. Tel. **Nachbörse-Schlußcurse.**

	29. Juli	30. Juli		29. Juli	30. Juli
Creditactien	$231^1/_2$	$230^7/_8$	Dortmunder	$100^3/_4$	$100^3/_8$
Disc.-Comm.	$207^7/_8$	$207^1/_8$	Bochumer	$174^1/_4$	175
Dresdner	163	$163^3/_8$	Gelsenkirchner	$188^1/_8$	$187^1/_4$
Handelsantheile	$173^7/_8$	$173^1/_4$	Harpener	$190^1/_2$	$190^1/_4$
Deutsche Bank	$212^1/_2$	$211^1/_8$	Hibernia	$193^5/_8$	$193^1/_2$
Staatsbahn	$147^3/_8$	$147^1/_2$	Dannenbaum	—	$130^1/_8$
Lombarden	$36^1/_2$	$36^5/_8$	Lloyd	107	$106^7/_8$
Gotthard	154	154	Packetfahrt	$123^1/_2$	$122^7/_8$
Central	139	139	Canada Pacific	68	$67^5/_8$
Nordost	$113^3/_4$	$113^5/_8$	Dynamit Trust	$190^1/_2$	$189^3/_4$
Italienische Rente	$94^1/_4$	$94^3/_8$	Consolidation	$288^1/_2$	$288^1/_4$
Laurahütte	$165^1/_4$	$164^3/_4$			

Edison 261.90, Schuckert 263.60, St. Petersburger Elektricität 124.00.
Tendenz: Abgeschwächt.

* **Hamburg,** 29. Juli. Getreidemarkt. Weizen loco fest, holsteinischer loco 160—174, Roggen loco fest, mecklenburgischer loco 130—145, russischer loco sehr fest, 90—91, Mais 90.00, Hafer fest, Gerste fest, Rüböl fest, loco 58.50 Br. Spiritus (unverzollt) still, per Juli-August $19^1/_8$, per August-September $19^1/_8$, per September-October $19^1/_4$, per October-November $19^1/_2$ Br. Kaffee ruhig, Umsatz 2500 Sack. Petroleum ruhig, Standard white loco 4.90 Br.

* **Magdeburg,** 29. Juli. Zuckerbericht. Kornzucker excl. von 92 % —; Kornzucker excl. 88 % Rendement 9.25—9.45, Nachproducte exclusive 75 % Rendement 6.60—7.10. Ruhig. Brodraffinade I. 23.50, Brodraffinade II. —. Gemahlene Brodraffinade mit Faß 23.25. Gemahlene Melis I. mit Faß 22.50. Ruhig. Rohzucker I. Product Transito f. B. Hamburg per Juli 8.20 G., $8.27^1/_2$ Br., per Aug. $8.27^1/_2$ bez. u. Br., per September $8.32^1/_2$ G., $8.37^1/_2$ Br., per October-December 8.45 G., $8.47^1/_2$ Br., per Januar-April $8.67^1/_2$ G., 8.70 Br. Ruhig.

* **Breslau,** 29. Juli. Getreidemarkt. Spiritus 50er per Juni 60.60, do. 70er per Juli 40.60.

* **Leipzig,** 29. Juli. Kammzug-Terminhandel. La Plata, Grundmuster B. per Juli M. 3.15, per August M. 3.15, per September M. 3.15, per October M. 3.15, per November M. 3.15, per December M. 3.15, per Januar M. 3.15, per Februar M. 3.15, per März M. 3.15, per April M. 3.15, per Mai M. 3.15, per Juni M. 3.15. Umsatz 25,000 kg.

Verkehrsnachrichten.

* **Norddeutscher Lloyd.** (Telegraphischer Bericht der Haupt-Agentur von Danler u. Co. in München.) Dampfer: „Lahn" 27. Juli von New-York ab; „Pfalz" 28. Juli in Vigo an und nach Southampton ab; „Ems" 28. Juli in Gibraltar an und nach Horta ab; „Wittekind" 28. Juli von Antwerpen nach Southampton ab; „Halle" 28. Juli von Baltimore heimreisend; „Prinz Heinrich" 28. Juli von Neapel nach Port Said ab; „Preußen" 28. Juli von Southampton nach Bremen ab; „München" 28. Juli von Baltimore heimreisend; „Saale" 28. Juli in Cherburg an und ab; „Trave" 29. Juli in Bremerhaven an.

Amtliches Cursblatt der Münchener Börse vom 30. Juli 1897.

Staats- und Communalpapiere.

	Z.-F.	Zins-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Deutsche:				
Deutsche Reichsanleihe	3	versch.	97.70	97.70
Deutsche Reichsanleihe	3½	versch.	103.70	103.80
Deutsche Reichsanleihe	4	1/4.10	103.70	103.70
Bayerische Staatsanleihe	3	1/2.8	97.70	97.80bz
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.75	102.70
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.70bz	102.70bz
Bayerische Staatsanleihe	3½	versch.	102.40	102.40
B. Landescult.-Rentensch.	3½	1/6.12	101.60	101.60
Bayer. Grundrenten-Oblig.	4	versch.	104.20	104.20
Eisenb.-Obl.d.k.Bayer.Bk.	4	15.3.9	102.30	102.30
Eisenb.-Obl.d.k.Bayer.Bk.	4½	versch.	105.40	105.40
Preuss. cons. Staatsanleihe	3	1/4.10	98.—	97.90
Preuss. cons. Staatsanleihe	3½	1/4.10	103.80	103.80
Preuss. cons. Staatsanleihe	4	versch.	103.80	103.75
Oblig. d. Kreisgem. Oberb.	4	1/2.8	100.50	100.50
Münchener Obligationen	3½	versch.	100.—	100.20
Münchener Oblig. von 1894	3½	1/1.7	100.40	100.60
Münchener Oblig. von 1890	4	1/5.11	102.90	102.90
Münchener Oblig. von 1894	3½	1/2.8	103.60 P	103.60bz
Augsburger Anlehen	3½	1/1.7	100.60	100.60
Nürnberger Anlehen	3½	1/3.9	101.10	101.10
Passauer Anlehen	3½	1/5.11	99.40	99.40
Regensburger Anlehen	3½	1/1.10	100.20 P	100.20 P
Ausländische:				
Italienische Rente	4	1/1.7	94.20	—
Oesterreichische Goldrente	4	1/4.10	104.70	104.90
Oesterreich. Silberrente	4⅕	1/1.7	102.50	102.80
Oesterreich. Silberrente	4⅕	1/4.10	102.40	102.50
Oesterreich. Papierrente	4⅕	1/2.8	—	—
Oesterreich. Papierrente	4⅕	1/5.11	—	—
Ungarische Goldrente	4	1/1.7	104.20	104.30
Ung. St.-E.-B.-A.1889 (Gold)	4½	1/2.8	104.70	—
Ungarische Kronenrente	4	1/6.12	101.—bz	101.10bz
Chines. Staatsanleihe v. 1896	5	1/4.10	98.50	—

Bankactien.

	vorl.D.	letzteD.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Deutsche Reichsbank	5⁶⁶	7⁵⁰	3½	1/1.7	—	—
Bayr. Handelsb. fl. 200	8³⁰	8⁰⁰	4	1/1	187.75	187.75
B. Handelsb. M. 1000	8⁷⁰	8⁰⁰	4	1/1	191.—bz	191.— P
B. Hyp.-u.Wechs.-B.	12²⁵	12³⁰	5	1/1	315.50	315.50
B. Hyp.-u.W.-B. i.M.	12²⁵	12³⁰	5	1/1	317.50	317.50
B.Notenbank (50%E.)	5	7	4½	1/1	134.20	134.20
Bayer. Vereinsbank	8³⁰	8³⁰	4	1/1	203.—	203.—
Deutsche Bank	10	10	4	1/1	—	—
Disc.-Comm.-G. ult.	10	10	4	1/1	—	—
Münchener Bank					10.80	10.90
Pfälzische Bank	7	7⁵⁰	4	1/1	139.50bz	139.—
Pfälz. Hypothek.-Bk.	7	7⁵⁰	4	1/1	165.— P	164.75
Südd. Bod.-Cr.-Bank	7	7	4	1/1	168.60bz	168.60
Vereinsbk. Nürnberg	9	9	4	1/1	216.50	216.50
Oesterr.Cr.-Anst. ult.	11⁸⁷	11²⁵	4	1/1	—	—

Pfandbriefe und Bankobligationen.

	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfdbr. d. Bayer. Handelsbk.	4	1/4.10	100.10	100.10
do. d. Bayer. Handelsbank	3½	versch.	99.90	99.90
do. d. B. Handelsb., unkdb. bis 1906, 1907 u. 1908	3½	1/4.10	100.20	100.20
Oblig. d.B.Hyp.-u.Wchs.-B.	3½	1/1.7	100.—	100.—
Pfdbr.d.B.Hyp.-u.Wchs.-B.	4	1/1.7	100.30	100.70bz
do. d.Bay.Hyp.-u.Wchs.-B.	3½	versch.	100.10bz	100.—
do., unkündbar bis 1907	3½	1/1.7	100.30	100.30
do. d. Bayer. Vereinsbank	4	1/1.7	100.10	100.10
do. d. Bayer. Vereinsbank	3½	versch.	100.—	100.—
do. d.B.Ver.-B., unk. b.1907	3½	versch.	100.20	100.20
do. d.B.Landwirthsch.-B.S.I	3½	1/1.7	100.20	100.20
Hamburger Hyp.-B.-Pfdbr., unkündbar bis 1900	4	1/1.7	101.30	101.30
Pfdb.d.Pf.H.-B., verl.ab1898	3½	1/1.7	100.30	100.30
do. der Pfälz. Hypoth.-Bank	3½	versch.	100.10	100.10
Preuss. Centr.-Bod.-Cred.-Com.-Oblig. v.1887 u.1891	3½	1/4.10	99.—	99.—
do. Pfdbr. v. 1886 u. 1889	3½	versch.	99.—	99.—
do. v.1894, unkündb. b.1900	3½	1/4.10	—	—
Pfdbr. d. Südd. Bod.-Cr.-B.	4	1/1.7	100.30	100.50
do. d. Südd. Bod.-Cr.-Bank	3½	1/1.7	100.10	100.10
B.-Cr.-Obl. d. Nürnb.V.-Bk.	4	1/1.7	100.20	100.20
do., unkündb. bis 1905	4	1/4.10	104.—	104.—
do. d. Nürnberger Ver.-Bk.	3½	versch.	100.10	100.10
do., unkündb. bis 1904	3½	1/1.7	100.20	100.20
do., unkündb. bis 1907	3½	1/1.7	100.20	100.20
do. à 125% rückzahlbar	4½	1/4.10	124.—	124.30

Immobilien- und Versicherungs-Actien.

	vorl.D.	letzteD.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Bayer. Immob.-Ges.	2		4	1/6	60.— P	60.— P
B.Lloyd, Tr.-V.-A.-G. 25%Einz.p.St.i.M.	4	5	o.Z.		505.— P	505.— P
Mannheimer Vers.-G. 25%Einz. p. St. i. M.	15		o.Z.		625.— P	625.— P
Münch.Rückversich.-Act.25%E.p.St.i.M.	20		o.Z.		1790.—	1790.—

Industrie-Actien.

	vorl.D.	letzteD.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Br.zum Bayer.Löwen	0	4	5	1/10	119.— P	119.— P
Br. Binding Frankfurt	11	12	4	1/9	—	—
Erste Brünner A.-Br.	8	8	5	1/9	—	—
Bürg. Brauh. Ingolst.	5	5	4	1/9	142.—	142.—
Bürg. Brauh. Münch.	9	10	4	1/9	232.—	232.—
Eberl-Faber-Priorit.	0	0	6	1/10	125.—	125.—
Eberl-Fab.-Vorz.-A.	0	0	5	1/10	76.—	76.—
Eberl-F.-Stammact.	0	0	4	1/10	58.25	59.—
I. Grazer A.-Br. 600 fl.	0	0	4	1/9	72.50	72.50
Hackerbräu Act.-G.	7⁵⁰	8	4	1/10	243.—	244.—
Brauerei Ingolstadt	5	4	4	1/10	96.— P	95.00bz
Löwenbräu	20	20	5	1/10	425.50 P	425.50bz
Münchener Kindl	0	0	4	1/9	93.— P	93.— P
Br.Gebr.Schmederer	7	7⁵⁰	4	1/9	240.50	240.50
Br.-Ges. z. Storchen	7	7	4	1/10	—	—
Brauhaus Würzburg	7⁵⁰	7⁵⁰	4	1/9	166.—	166.—
Brauerei Zirndorf	0	0	4	1/10	—	—
Masch.-B.-G. Münch.	0		4	1/7	46.—	46.—
Maximilianshütte	25⁰⁸		5	1/4	676.—	685.—
Oberb.Kohlenbergw.	10	10	5	1/1	263.50	268.50
Buntpap. Aschaffenb.	7	7⁵⁰	4	1/1	173.75 P	173.50
Aschaff. Masch.-Pap.	8	9	4	1/1	215.— P	215.— P
Münch.-D. Papierfab.	15	16	5	1/1	330.—	330.—
TeisnacherPapierfab.	9	10	4	1/3	177.50	177.50
Bmw.-Sp. Blaichach		7	5	1/1	142.50	142.50
Spinn. u. Web. Erlang.	0	0	5	1/1	54.—	54.—
NeueBaumw.-Spinn. u. Weberei Hof	20	17⁵⁰	5	1/1	315.— P	315.— P
Bw.-Sp. Kolbermoor	6	6	5	1/1	104.— P	104.— P
Augsb. Bw. Riedinger	0	2⁵⁰	5	1/10	67.50	67.50
Act.-Ziegelei Münch.	8⁸⁹	10	5	1/1	600.—	600.—
B.Granit-A.-G. Regb.	3	3	5	1/1	84.—	84.—
Schuckert & Co.	14		4	1/4	264.25	264.—bz
Münch. Gasbel.-Ges.	20		5	30/6	306.—	306.—
Chem.Fabrik Heufeld	0	0	o.Z.		80.—bz	80.— P
Ch. Fb.Heufeld Pr.-A.	6	6	6	1/1	114.50	114.50
Hôtel Vier Jahreszeit.	4⁵⁰	4⁵⁰	4	1/1	98.—	98.—
Lederfabrik J. Mayer	0		5	1/7	—	—
Localbahn-G.Münch.	5	4²⁵	4	1/1	111.— P	111.— P
V.-A. Manz, Regensb.	1⁵⁰		4	1/7	50.25	50.—
Obpacher, Lithogr.-Artist. Anstalt	4	4	4	1/1	100.— P	100.— P
Münch. Panorama-G.	0	0	o.Z.	1/1	—	—
Parket- u.Holzbearb. Fabr. Berlin-Passau	0	0	4	1/1	62.—	62.—
P.-Cem.-W. Heidelb.	2⁵⁰	8	4	1/12	—	—
Bayer.Ptld.-Cementwerk Marienstein	3⁵⁶	6	4	1/1	130.50	130.50bz
Solenhofer Act.-Ver.	0	2	5	1/1	85.50	85.50
Rosenh. Kunstmühle	9		5	1/7	194.—	194.—
Kunstmühle Tivoli	10⁵⁰		5	1/7	—	—
München. Trambahn	8		5	1/7	243.90	243.—
Zellstoff-Ver. Dresd.	6		4	1/7	—	—

Eisenbahn-Actien.

	vorl.D.	letzteD.	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfälz.Ludw.(Bexb.)B.	9⁶⁶	11	4	1/1.7	—	—
Pfälzische Max-Bahn	6¹⁶	7½	4½	1/1.7	159.—	159.—
Pfälzisch. Nord-Bahn	4⁶⁶	6	4	1/1.7	140.—	140.—
Gaisberg-Bahn	0	0	4	1/1	21.—	—

Eisenbahn-Prioritäten.

	Z.-F.	Z.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Pfälzische Eisenbahn-Prior.	3½	1/4.10	—	—
Pfälz. Eisenbahn-Pr. conv.	3½	1/4.10	100.40	100.40
Elisabeth-Westbahn stfr.	4	1/4.10	103.30	103.30
Nordwestbahn Lt. B (Elbth.)	5	1/5.11	111.40	111.40
Oesterr. Südbahn (Lomb.)	5	1/1.7	107.80	107.80

	Z.-F.	Zins.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Oesterr. Südbahn (Lomb.)	3	1/1.7	78.20	78.20
Italien. stsg. Eisenb.-Oblig.	3	1/1.7	57.80	57.70
Donau-Dampfsch.-G.v.1886	4	1/4.10	100.50	100.60
Rudolf-Bahn (Salzkammergut) stfr. i. G.	4	1/4.10	103.50	103.20

Prioritäts- u. Hypothekar-Obligationen.

	Z.-F.	Zins.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Freisinger Brauerei	4	1/3.9	100.—	100.—
Brauerei Ingolstadt	4	1/1.7	99.—	99.50
Gebr. Schmederer Act.-Br.	4	1/5.11	100.50	100.50
Brauerei Zirndorf	4	1/5.11	—	—
Maschinenbau-Gesellschaft München	4½	1/1.7	95.—	95.—
Oberbayer. Kohlenbergwk.	4	1/1.7	100.10	100.10
Teisnacher Papierf. (105 r.)	4½	1/3.9	106.—	106.—

Schuldverschreibungen von Industrie-Gesellschaften.

	Z.-F.	Zins.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Elekt.-A.-G. vor. Schuckert u. Co. (à 102 % rückz.)	4½	1/1.7	106.—	106.—
Localbahn-A.-G. München	4	1/1.7	101.-	100.90
Localbahn-A.-G. München	4½	1/3.9	103.60	103.60
Berlin-Passauer Parketfab.	4	1/1.7	80.—	80.—
MünchenerTrambahn-A.-G.	4	1/1.7	104.80	104.80

Anlehens-Loose.

	Z.-F.	Zins.-T.	Gestriger C.	Heutiger C.
Bayer.Prämien-Anl. Thl.100	4	1/6	160.10	160.50
Oesterreichische 1860 fl. 500	4	1/5.11	—	—
Ansbach-Gunzenhauser fl.7	—	—	39.50	39.50
Augsburger fl. 7	—	—	23.—	23.50
Braunschweiger Thaler 20	—	—	108.70	108.70
Pappenheimer fl. 7	—	—	24.20	24.70

Wechsel.

	Kurze Sicht.		Disc.
Amsterdam fl. 100	168.50	168.40	3%
Brüssel Frcs. 100	80.90	80.90	3%
Italienische Bankplätze Lire 100	77.40	77.40	5%
London Pfd. St. 10	203.30	203.30	2%
Paris Frcs. 100	81.—	81.—	2%
Schweiz. Concordatspl. Frcs. 100	80.70	80.70	3½%
Wien fl. 100	170.—	170.—	4%

Reichsbank Disc. f. Wechsel 3 % | f. Lombarden 4 %
Bayer. Notenb. Disc. f. Wechsel 3 % | f. Lombarden 4 %

Geldsorten.

	M.	Pf.	M.	Pf.
20 Francs-Stücke	16	21—25	16	21—25
Sovereigns	20	30—35	20	30—35

Oesterreich. Banknoten ö. W. fl. 100 170.40bz | 170.30

Passauer mech. Papierfabrik a. d. Erlau.

Activa. **Bilanz-Conto pro 30. April 1897.** Passiva.

Activa	M.	Pf	Passiva	M.	Pf
Immobilien-Conto	289,313	55	Actien-Capital-Conto	263,700	—
Maschinen-Conto	167,941	89	Hypotheken-Conto	263,445	12
Mobilien-Conto	21,038	17	Personen-Conto	102,958	06
Material-Conto	27,752	58	Zinsen-Conto	2,766	66
Papier-Conto	58,780	22	Reservefond-Conto	22,079	—
Cassa-Conto	753	67	Bankier-Conto	26,391	36
Cautions-Conto	1,185	—	Brutto-Gewinn pro 1896/97	12,775	92
Personen-Conto	74,364	77			
Steuer- und Assecuranz-Conto	995	41			
Gewinn- und Verlust-Conto	51,990	86			
	694,116	12		694,116	12

Soll. **Gewinn- und Verlust-Conto.** Hat.

Soll	M.	Pf	Hat	M.	Pf
An Bilanz-Conto: Saldo von 1896	51,990	86	Brutto-Gewinn pro 1896/97	12,775	92
„ Immobilien-Conto Abschreibung lt. § 33 uns. Statuten	2,893	14	Per Bilanz-Conto: Vortrag auf neue Rechnung	51,088	33
„ Maschinen-Conto Abschreibung lt. § 33 uns. Statuten	8,097	09			
„ Reservefond-Conto Zinsen à 4 %	883	16			
	63,864	25		63,864	25

(11876)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

209.

Heutiger C
78.20
57.70
100.60

103.20

onen.

100.–
99.50
100.50
–

95.–
00.10
06.–

rie-

6.–
0.90
3.60
).–
.80

50

50
50
70
70

%
%
%
%
%
%
0

Braun, Alex

Culturhistorische Feuilleton-Artikel aus verschiedenen Zeitschriften Von
Alex Braun

Berlin x. 1895-96